

School of Theology at Claremont



1001 1411797

KIRCHLICHES JAHRBUCH

1969



Theology Library

SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
California

KIRCHLICHES JAHRBUCH 1969

KIRCHLICHES JAHRBUCH

FÜR DIE EVANGELISCHE KIRCHE IN DEUTSCHLAND

BX
8020
A2
KS
v. 96

1969

BEGRÜNDET VON JOHANNES SCHNEIDER

HERAUSGEGEBEN VON JOACHIM BECKMANN

96. JAHRGANG

GÜTERSLOHER VERLAGSHAUS GERD MOHN

KIRCHLICHES JAHRBUCH

FÜR DIE EVANGELISCHE KIRCHE IN DEUTSCHLAND

1969

HERAUSGEGEBEN VON FRIEDRICH SCHNEIDER

BEIRATSGLEICHEN VON JOHANNES REIMANN

IN WAGENER

© Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn · Gütersloh 1971

Gesamtherstellung F.L. Wagener · Lemgo

Printed in Germany · Verlagsnummer 04422

INHALT

KIRCHLICHE ZEITGESCHICHTE 1969

I. Die Evangelische Kirche in Deutschland

Von Gottfried Niemeier	1
Vorbemerkung: Kirche-sein in einer Zeitenwende	1
1. Zur kirchlichen Ost-West-Lage	4
Erklärung der Ratsmitglieder aus der DDR	4
Feststellungsbeschluß der Konferenz der Kirchenleitungen in der DDR November 1969	4
Artikel 4,4 der Bundesordnung	5
Erklärung der westlichen Ratsmitglieder vom 26. September 1969	5
2. Abendmahlsgespräch, Abendmahlsgemeinschaft, Kirchengemeinschaft	7
Leitsätze des Theol. Ausschusses der VELKD zur Frage der Kirchen- gemeinschaft	7
Thesen von Bischof Dr. Hübner auf der Augsburger Synodaltagung der VELKD	8
Auszug aus dem Referat von Bischof Dr. Hübner	9
EntschlieÙung der Generalsynode der VELKD zur kirchlichen Gemeinschaft	11
Auszug aus dem Referat von Bischof D. Wölber auf der Tutzingen- Tagung der Generalsynode der VELKD	12
Bericht einer synodalen Arbeitsgruppe	14
EntschlieÙung der Tutzingen Generalsynodaltagung über den weiteren Weg der EKD	15
Memorandum zur Situation der Arnoldshainer Konferenz	16
Schreiben der Kirchenleitung der VELKD an die Arnoldshainer Konferenz vom 24. 9. 1969	22
Antwort des Vorsitzenden der Arnoldshainer Konferenz	23
Schreiben des Moderaments des Reformierten Bundes vom 9. 12. 1969 ...	24
3. Das Gespräch über die Taufe.	25
Auszug aus dem Synodalbericht von Präses Professor D. Dr. Beckmann	25
EntschlieÙung der rheinischen Landessynode zur Tauffrage	26

Auszug aus dem Referat von Dr. Thyen vor der badischen Landessynode	27
Thesen von Professor Dr. Jüngel	28
Diskussionsvotum von Professor D. Brunner	30
Erklärung von Landesbischof Dr. Heidland	33
Thesen von Professor Dr. Dinkler	34
Überlegungen zum Taufalter von Landesbischof Dr. Heidland	34
Entschließung der badischen Landessynode	37
Entschließung der westfälischen Landessynode zur Taufe und Taufpraxis	37
4. Theologie, Schrift und Verkündigung	39
a) Der „Fall Rothsuh“	40
b) Wort der bayerischen Landessynode an die Gemeinden	42
c) Wort des Theol. Ausschusses der rheinischen Landessynode	46
d) Gespräche des Rates der EKD mit Hochschullehrern der Theologie	47
e) Der „Streit um Jesus“ auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag	48
f) Die innerkirchliche kritische Bewegung	49
Auszug aus einem Referat von Prof. Dr. Seitz	50
5. Der 14. Deutsche Evangelische Kirchentag in Stuttgart	51
Auszug aus dem Bericht von Landesbischof D. Dietzfelbinger vor der bayerischen Landessynode	51
6. Fragen der Gestalt und Ordnung der Kirche	52
a) Die Nordelbische evangelisch-lutherische Kirche	53
b) Vereinbarung über die Kirchenmitgliedschaft	54
c) Zur Neuordnung des geistlichen Dienstes	55
Erklärung von Ordinanden in Berlin-Brandenburg zum Ordinationsvorhalt	56
Antrag der Hamburger Synode auf Änderung des Pfarrerrechts	56
Begründung von Hauptpastor Dr. Dr. Seifert (Auszug)	57
d) Vorschläge zur Reform der kirchlichen Gemeindewahlen	59
Vorschlag des Ausschusses für Planungs- und Strukturfragen	60
e) Zur Diskussion um die Kirchensteuer	63
Interview mit dem Leiter der Kirchenkanzlei (Auszug)	64
7. Der Beitrag der Kirche zu Aufgaben des politischen und sozialen Friedens	67
a) Die Diskussion über Recht und Grenze kirchlicher Verantwortung für Staat und Gesellschaft	67
Brief von Bischof D. Scharf an den Regierenden Bürgermeister von Berlin zur Frage der Bundesversammlung	68

Aufruf der Evangelischen Sammlung Berlin (Auszug)	69
Stellungnahme des Bischofsrates der Ev.-Luth. Landeskirche Hannovers	70
b) Vom Dienst der Kirche am Frieden zwischen den Völkern	70
Denkschrift „Der Friedensdienst der Christen“	71
c) Die Diskussion über die Kriegsdienstverweigerung	83
Erklärung der Ev. Arbeitsgemeinschaft zur Betreuung der Kriegs-	
dienstverweigerer (Auszug)	84
Erklärung des Beauftragten für Fragen der Kriegsdienstverweigerung	
und des Ersatzdienstes	84
Erklärung der Zentralstelle für Recht und Schutz der Kriegsdienst-	
verweigerer	85
Erklärung der Ev. Arbeitsgemeinschaft zur Betreuung der Kriegs-	
dienstverweigerer (Auszug)	85
Erklärung des Rates der EKD zur gegenwärtigen Diskussion über die	
Kriegsdienstverweigerung vom 24. 10. 1969	86
Erklärung des Evangelischen Militärbischofs	86
d) Weltweite Diakonie als Dienst am Frieden	87
A. Kirchlicher Entwicklungsdienst	87
Schreiben von Bundesminister Dr. Eppler an den Vorsitzenden des	
Rates der EKD	87
Antwort des Ratsvorsitzenden an den Bundesminister	88
Erklärung des Rates der EKD zum Kirchlichen Entwicklungsdienst	
vom 13./14. März 1969	90
Beschluß der rheinischen Landessynode zur Frage der Entwick-	
lungshilfe	90
Aufruf der bayerischen Landessynode an die Gemeinden	91
Erklärung von Mitarbeitern der Entwicklungsdienste auf einer	
Tagung in Loccum	92
B. Die Aktion „Brot für die Welt“	92
Selbstverständnis der Aktion „Brot für die Welt“	93
Aufruf zur 11. Aktion	94
C. Nigeria/Biafra-Hilfe	95
Erklärung der Kirchenkonferenz der EKD zur Hilfe in Nigeria/	
Biafra vom 19. 12. 1969	95
Erklärung des Rates der EKD zur Lage in Nigeria/Biafra vom	
15. Januar 1970	96
D. Das Eintreten der Kirche für griechische Gastarbeiter in der Bun-	
desrepublik	96
Schreiben von Kirchenpräsident Hild an den Griechischen General-	
konsul	96

Antwort des Griechischen Generalkonsulats an die hessen-nassauische Kirchenleitung	98
Schreiben der hessen-nassauischen Kirchenleitung an den Generalkonsul (Auszug)	99
Antwort des Griechischen Generalkonsulats	100
e) Vom Dienst der Kirche am innenpolitischen Frieden	100
A. Kirchliche Erklärungen zur Bundestagswahl	100
Wort des Leitenden Bischofs der VELKD an Gemeinden und Öffentlichkeit	100
Aufruf der Kirchenleitung der Ev.-Luth. Landeskirche Schleswig-Holsteins	101
Empfehlung der westfälischen Kirchenleitung an die Amtsträger (Auszug)	101
Wort der Lübecker Kirchenleitung	101
Aufruf des Rates der EKD vom 25. September 1969	102
Erklärung der Kirchenkanzlei „Kirchensteuer als Wahlkampfparole“	102
Rundbrief von Landesbischof D. Dietzfelbinger „Der Pfarrer und die Politik“ (Auszug)	103
Rundbrief von Landesbischof Dr. Heintze an die kirchlichen Amtsträger und Mitarbeiter	104
Handreichung des Stuttgarter Oberkirchenrats zur politischen Aktivität von Pfarrern und Kirchengemeinden	105
B. Kirchliche Erklärungen zum politischen Radikalismus	107
Stellungnahme des Ausschusses für öffentliche Verantwortung der Evangelischen Kirche von Westfalen zum Programm der NPD	107
Erklärung des Bischofsrates der Ev.-Luth. Landeskirche Hannovers	110
Erklärung der Aktionsgemeinschaft für Arbeitnehmerfragen in Bayern	110
C. Zur Unruhe in der jungen Generation	111
Presseerklärung des Rates der EKD vom 31. Januar 1969	111
D. Kirchliche Erklärung zur Frage der Mitbestimmung der Arbeitnehmer	112
Ausarbeitung des Sozialausschusses der Ev. Kirche von Westfalen	112
f) Der kirchliche Beitrag zur Rechtsordnung und Gesetzgebung	125
A. Denkschrift zur Reform des Ehescheidungsrechts in der BRD	125
B. Ordnungsrecht und Hochschulreform	136

Erklärung der Evangelischen Akademikerschaft und der Evangelischen Studentengemeinde	136
Schreiben der Kirchenkanzlei an die Evangelische Akademikerschaft	137
C. Demonstrationsrecht und Amnestierung von Demonstrationsdelikten	138
Erwägungen des Rates der EKD	138
Erklärung der Evangelischen Akademikerschaft „Zur gegenwärtigen Lage in der Bundesrepublik“	139
D. Fragen des Schutzes von Kindern vor Mißhandlungen und Sittlichkeitsverbrechen	142
Gutachten der Evangelischen Frauenarbeit	142
g) Der kirchliche Beitrag zum kultur- und bildungspolitischen Gespräch und Geschehen	146
Zur Diskussion um den Religionsunterricht	146
Hamburger Leitsätze zum Religionsunterricht	147
Präambel der Lehrplanrichtlinien für den evang. Religionsunterricht in Schleswig-Holstein	151
Thesen des Bundes Evangelischer Lehrer in Berlin	151
Arbeitspapier der Arbeitsgruppe Religionsunterricht im Lande Hessen	153
Pressecommuniqué über die Sitzung der Kirchenkonferenz am 18./19. Dezember 1969	155
Schluß	155

II. Die Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik

Von Erwin Wilkens	156
1. Politische Umwelt	156
2. Kirche und Staat	158
a) 20. Jahrestag der DDR	158
Thesen zum 20. Jahrestag der DDR	159
Ein neues DDR-Gefühl	162
Fürbitte der Gliedkirchen des Bundes ev. Kirchen in der DDR	165
Überlegungen eines Kreises kirchlicher Publizisten in der DDR: Unsere Verantwortung	165
Bericht von Bischof Krusche vor der Synode der Kirchenprovinz Sachsen (Auszug)	167

b)	Rechtsentwicklung in der DDR	173
	Auszüge aus einem Aufsatz von Klaus Westen „Zur Rechtsentwicklung in der DDR“	173
c)	Jugend- und Bildungsfragen	178
	Jugendweihe hat Saison – epd-Bericht	179
	Erklärung der „Berliner Ordinarienkonferenz“ zur Jugendweihe	180
	Verordnung zum Schutz der Kinder und Jugendlichen	182
d)	Staatliche Kirchenpolitik	187
	Kommentar zu den Artikeln 20 I und 39 der Verfassung der DDR	188
	Gespräch der „Neuen Zeit“ mit Landesbischof Mitzenheim „An der Schwelle des Jubiläumsjahres“	192
	Berichte über eine Begegnung zwischen Staatssekretär Seigewasser und Landesbischof Mitzenheim „Unverbrüchliche Gemeinsamkeit“	195
	Erklärung von Staatssekretär Seigewasser vom 9. 2. 1969 (Auszug)	199
	Bericht über eine Veranstaltung auf der Wartburg anlässlich des fünften Jahrestages des Gesprächs zwischen Walter Ulbricht und Bischof Mitzenheim	201
	Grußansprache von Landesbischof Mitzenheim	203
	Referat von Staatssekretär Seigewasser „Vertrauensvolles Miteinander vertiefen“	205
	Brief der Teilnehmer an der Veranstaltung auf der Wartburg an Walter Ulbricht	210
	Antwortschreiben von Walter Ulbricht	211
	Bericht über „Wartburg-Gespräche“ in der Mecklenburgischen Kirchenzeitung	212
	Auszug aus einer Rede des Mitglieds des Politbüros der SED H. Marten „20 Jahre DDR – Die Entwicklung einer festen Zusammenarbeit von Marxisten und Christen und unser gemeinsamer Weg zur sozialistischen Gesellschaft“	214
	Nachwort von Gerald Götting zu der Veröffentlichung des Vortrages	227
	Ausführungen von Gerald Götting bei einem Symposium mit kirchlichen Amtsträgern	228
	Erklärung von Bischof Mitzenheim vor der thür. Landessynode	231
3.	Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR.....	233
a)	Die Gründung des Bundes	234
	Entschließung der Synodalen der EKD aus der DDR	235
	Referat von Bischof Krusche vor der Synode der Kirchenprovinz Sachsen	235
	Wort der Synode der Kirchenprovinz Sachsen an die Gemeinden	243

Wort der Landessynode der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens an die Gemeinden	244
Ausführungen von Landesbischof Beste vor der Synode der Ev.-Luth. Landeskirche Mecklenburgs	246
Ausführungen von Bischof Fränkel vor der Synode der Ev. Kirche des Kirchengebietes Görlitz	248
Begründung des Antrages der Kirchenleitung der Ev. Kirche in Berlin-Brandenburg für die Bildung des Bundes	250
Wort der Regionalsynode Ost von Berlin-Brandenburg an die Gemeinden	254
Schreiben des Vorsitzenden der Konferenz Ev. Kirchenleitungen an den Vorsitzenden des Rates der EKD	255
Ordnung des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR	255
Amtliche Mitteilung über die konstituierende Tagung der Synode des Bundes Ev. Kirchen in der DDR	261
Kommuniqué über die erste Sitzung der Konferenz der Ev. Kirchenleitungen	263
Schlußwort von Präses Braecklein (Auszug)	264
b) Das Verhältnis zur EKD	265
Von Fürstenwalde zum DDR-Kirchenbund	266
Gespräch zwischen Vertretern der Thüringer Kirche mit dem Chefredakteur der „Neuen Zeit“	268
Schreiben des Bundes Evangelischer Pfarrer an alle Bischöfe in der DDR	271
Beschluß der Synode des Bundes der Ev. Kirchen in der DDR	273
Schreiben der Mitglieder des Rates der Ev. Kirchen in der DDR an den Vorsitzenden des Rates der EKD	274
Schreiben von Präses Figur an die Synodalen der EKD im Bereich der DDR	275
Erklärung des Rates der EKD zur Gründung des Bundes der Ev. Kirchen in der DDR	276
c) Organisationsfragen	276
Ausführungen von Bischof Krusche über die „Kommissionen“	277
Richtlinien für die Arbeit der Kommissionen	277
Verlautbarung des Sekretariats des Bundes	279
d) Reformbestrebungen	280
Beschlüsse der Regionalsynode Ost der Ev. Kirche in Berlin-Brandenburg	281
Eisenacher Entschließung der VELK in der DDR	282
Mitteilung über die erste Sitzung der gemeinsamen Kommission der VELK und der EKU über Lehrgespräche	283

Ausführungen von Bischof Krusche über die Bedeutung der Lehr- sprache	284
Verlautbarung des Luth. Kirchenamtes	285
Schreiben des Luth. Kirchenamtes an den Bund der ev. Kirchen in der DDR	286
Auszug aus dem Rechenschaftsbericht von Generalsuperintendent Schönherr vor der Regionalsynode Ost von Berlin-Brandenburg	287
e) Rückblicke	287
Auszug aus dem Rechenschaftsbericht von Bischof Krusche vor der Synode der Kirchenprovinz Sachsen	287
4. Kirchliche Verantwortung in Staat und Gesellschaft.....	289
Chancen der Ehe heute	289
5. Kirchliches Leben	303
Auszug aus dem Synodalbericht von Bischof Krusche	303
Auszug aus dem Synodalbericht von Bischof Krummacher	308
Auszug aus dem Synodalbericht von Bischof Krusche	312

III. Die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands

Von Hugo Schnell und Johann Frank

Redaktion: Jürgen Jeziorowski	317
1. Zur gegenwärtigen Situation der Vereinigten Kirche	317
2. Innerkirchliche Arbeit.....	318
a) Die Generalsynode	318
Berlin-Spandau 1961	318
EntschlieÙung der Synode vom 14. 4. 1961	319
Nürnberg 1963	320
Kirchengesetz über eine regionale Gliederung der Organe der Ver- einigten Kirche	320
EntschlieÙung zum Thema „Kirche und Jugend“	322
Berlin-WeiÙensee und Kiel 1965	323
Goslar und Berlin 1967	324
Auszüge aus dem Bericht des Leitenden Bischofs zur Frage der Abendmahlsgemeinschaft und zur Frage der Bekenntnisbindung	325
Thesen zur Kirchenreform	328

Bükeburg und Freiburg/Saale 1968	337
Kirchengesetz über die Vereinigte Ev.-Luth. Kirche in der DDR	337
Augsburg 1969	338
Kirchengesetz über den Wirkungsbereich der Vereinigten Ev.-Luth. Kirche	338
Hauptthesen des Referats von Bischof Dr. Hübner vor der Generalsynode	339
Entschließung der Generalsynode	340
Auszug aus dem Wort von Bischof D. Wölber nach seiner Wahl zum Leitenden Bischof	341
Tutzing 1969	342
Auszug aus dem Hauptreferat des Leitenden Bischofs vor der Generalsynode	342
Entschließung der Generalsynode	343
Generalsynode der VELK in der DDR – Eisenach 1969	344
Entschließung der Generalsynode	344
b) Kirchenleitung und Bischofskonferenz	346
Zur theologischen und kirchlichen Situation	346
Ergebnisse eines Gesprächs der Bischofskonferenz mit Industrie- und Sozialpfarrern	347
Erklärung der Bischofskonferenz „Zum Streit um die Bibel“	348
Erklärung zu „Schrift – Bekenntnis – Lehrautorität“	350
Aus der Diskussion über das Thema „Lutherisches Bischofsamt heute“	352
Zusammenfassung eines Gesprächs der Kirchenleitung mit Vertretern der „Kirchlichen Sammlung“	352
Abendmahlsgespräch in der EKD	353
Beratungsergebnis in der Bischofskonferenz	354
Entwurf einer Erklärung der Gliedkirchen	354
Gespräch Vereinigte Kirche – Arnoldshainer Konferenz	355
Arbeitsdokument des Theologischen Ausschusses für ein weiterführendes Gespräch	355
Schreiben der Kirchenleitung an die Arnoldshainer Konferenz ...	358
Kommuniqué über die Verabredung einer gemeinsamen theologischen Erklärung	359
Kirche in Staat und Gesellschaft	359
Auszug aus der Handreichung „Der Christ in der Deutschen Demokratischen Republik“ vom 3. 11. 1960	360

Ergebnis einer Beratung der Bischofskonferenz zum Thema „Kirche und Politik“	362
Für die Praxis des kirchlichen Lebens	363
Richtlinien für die Ordnung des Lektorendienstes	364
Richtlinien für die Visitation	366
Auszug aus dem Memorandum zum Thema „Die missionierende Gemeinde“	368
Richtlinien für die Übernahme konversionswilliger römisch-katholischer Priester in die ev.-luth. Kirche	368
Richtlinien zur Frage der Ordination von theologischen Hochschullehrern	370
c) Prediger- und Studienseminar in Pullach	371
d) Einblick in die Kommissions- und Ausschußarbeit	373
1. Der Theologische Ausschuß	373
Amt der Theologin	373
Stellungnahme zum Amt der Theologin in der Kirche	374
Bemühungen um die Einheit des deutschen Protestantismus	376
Stellungnahme zur Programmschrift „Katholische Reformation“	376
Auszug aus dem Schreiben der Europ. Gebietsversammlung des Reformierten Weltbundes an die Lutherischen Kirchen und der Antwort des Leitenden Bischofs	377
Leitsätze zur Frage der Kirchengemeinschaft bekenntnisverschiedener evangelischer Kirchen	378
2. Der Liturgische Ausschuß	379
Die Ordnung des Gottesdienstes	379
Erwägungen zur Gottesdienstreform	380
3. Der Konfirmationsausschuß	383
4. Arbeit an einem neuen Katechismus	385
5. Neuordnung des Katechumenats	386
6. Der Ökumenische Ausschuß	387
Stellungnahme zum Ökumenismusproblem	388
7. Der Publizistische Ausschuß	389
Auszug aus der Handreichung „Kirchliche Kontakte mit Publizisten“	389
8. Der Gemeindeausschuß	391
3. Die missionarische Verantwortung der Kirche	392
a) Vereinigte Kirche und Weltmission	392
Auszug aus dem Tätigkeitsbericht der Kirchenleitung	393
Entschließung der Generalsynode in Bückeburg	394

b) Kirche und Entwicklungspolitik	394
Grundsätze für die kirchliche Entwicklungshilfe	394
c) Das Verhältnis von Kirche und Judentum	395
Erklärung der Kirchenleitung	396
Schreiben des Leitenden Bischofs an die Rabbinerkonferenz	396
4. Die ökumenischen Beziehungen der Vereinigten Kirche	397
a) Das Deutsche Nationalkomitee des LWB	397
Auszug aus der Verfassung des LWB und der Satzung des Deutschen Nationalkomitees	397
Die Freiheit des Christenmenschen und die Freiheiten der Welt	400
b) Die Auslands- und Diasporaarbeit	403
c) Der Dialog mit der römisch-katholischen Kirche	405
Auszug aus der Veröffentlichung des Catholica-Ausschusses „Ratschläge für interkonfessionelle Begegnungen“	406
d) Das Verhältnis zu Freikirchen, Sekten und Weltanschauungsgemeinschaften	407

KIRCHLICHE STATISTIK

I. Die Einnahmen aus Kirchensteuern 1969

Von Kurt v. Raben	409
Tabelle 1: Ist-Aufkommen an Kirchensteuern	410
Tabelle 2: Aufkommen an Kirchensteuern und Kirchgeld für 1969 im Vergleich mit dem Aufkommen für 1968	411

II. Gliederung, Pfarrstellen und geistliche Kräfte in den westlichen Gliedkirchen der EKD (Stand 31. 12. 1969)

Von Kurt v. Raben	412
Tabelle 1: Gliederung der Landeskirchen	413
Tabelle 2: Die Stellen für das geistliche Amt	414
Tabelle 3: Die Träger des geistlichen Amts	416
Tabelle 4: Emeritierte Pfarrer und Pfarrverwalter, beurlaubte Pfarrer im Wartestand	418
Tabelle 5: Lebensalter der im Jahre 1969 emeritierten Pfarrer und Pfarrverwalter und der im aktiven kirchlichen Dienst verstorbenen Pfarrer	419

III. Äußerungen des kirchlichen Lebens 1968 in den westlichen Gliederkirchen der EKD

Von Kurt v. Raben	420
Tabelle 1: Taufen	421
Tabelle 2: Kindertaufen im % der Geburten	422
Tabelle 3: Kindertaufen nach dem Ort der Taufe	423
Tabelle 4: Konfirmation	424
Tabelle 5: Trauungen	425
Tabelle 6: Trauungen im % der Eheschließungen	426
Tabelle 7: Trauungen von geschiedenen Eheleuten	427
Tabelle 8: Heiliges Abendmahl	428
Tabelle 9: Abendmahlsgäste	430
Tabelle 10: Kindergottesdienst sowie kirchliche Unterweisung der Jugend	432
Tabelle 11: Kirchliche Bestattungen	434
Tabelle 12: Übertritte (Eintritte) zu den Landeskirchen	435
Tabelle 13: Kirchengaustritte	436

IV. Die künftige Versorgungslast der Kirchen – Ergebnis einer Vor- ausschätzung des Kirchenstatistischen Amtes

Von Kurt v. Raben	437
I. Pensionäre	437
II. Versorgungsberechtigte Witwen	438
III. Versorgungsberechtigte Kinder	439
IV. Zusammenfassung der Ergebnisse	440
Tabelle 1: Pensionäre	442
Tabelle 2: Überlebende Aktive und Pensionäre	444
Tabelle 3: Pensionäre	446
Tabelle 4: Versorgungsberechtigte Witwen	448
Tabelle 5: Gestorbene Verheiratete (= Zugang an Witwen)	450
Tabelle 6: Versorgungsberechtigte Witwen	452
Tabelle 7: Versorgungsberechtigte Kinder	454
Tabelle 8: Versorgungsberechtigte Kinder	456

Kirchliche Zeitgeschichte 1969

I. Die Evangelische Kirche in Deutschland

Von Gottfried Niemeier

VORBEMERKUNG: KIRCHE-SEIN IN EINER ZEITENWENDE

Kirchliche Existenz ist immer und überall geschichtliche Existenz und darum zu allen Zeiten und an allen Orten der Bedingtheit durch den Kontext der konkreten Situation, der unmittelbaren Bezogenheit auf die Gegebenheiten, Möglichkeiten, Probleme, Erkenntnisse, Grenzen, Nöte und Schwierigkeiten der eigenen Epoche ausgesetzt. Von daher hat es immer wieder kritische Situationen und krisenhafte Phasen in der Geschichte der Kirche gegeben; die geschichtlichen Wandlungsprozesse nötigten sie, angesichts der wechselnden Situation ihr Selbstverständnis jeweils neu zu gewinnen, ihren Auftrag jeweils neu zu artikulieren, ihren Dienst jeweils neu zu gestalten. Weil das gegenwärtige Zeitalter durch einen ebenso radikalen wie totalen und rapiden Umbruch gekennzeichnet ist, in dem sich überall ein tiefes Unbehagen an allem Bestehenden und Geltenden heftig zu Worte meldet, sieht sich auch die Kirche mit wachsender Härte und Schärfe grundsätzlich in Frage gestellt. Ungescheut und unverhohlen wird sie vor das Tribunal der öffentlichen Meinung zitiert; Indifferenz, Aversion und Aggressivität bestimmen weithin die Einstellung der Umwelt gegenüber der Kirche. Symptomatisch sind die wachsende Zahl der Kirchenaustritte und der Abmeldungen vom Religionsunterricht und die Rückläufigkeit des Gottesdienstbesuches in weiten Gebieten zu werten. Nicht selten wird die Meinung laut, die Kirche sei ein Phänomen von abnehmender Bedeutung, das immer mehr zu einer Randerscheinung der modernen Gesellschaft werde und kaum noch Zukunft habe. Die innerkirchliche Kirchenkritik bleibt in der Radikalität des Fragens und Infragestellens in nichts hinter der von außen kommenden Kritik an der Kirche zurück. Nichts weniger als der Glaube und die Glaubwürdigkeit der Kirche befinden sich in einer tiefgehenden Krise. Nicht ohne Grund gehen Besorgnis, Unsicherheit, Unruhe und Verwirrung in der Kirche um. Unter der Überschrift „Verworrenheit“ beschreibt ein kürzlich erschienenenes „Memorandum zur Verständigung in Kirche und Theologie“ des Tübinger Theologieprofessors Dr. Ebeling die innere Situation der deutschen evangelischen Christenheit mit folgenden Worten:

Die Christenheit befindet sich gegenwärtig in Verwirrung. Im deutschen Protestantismus treten die Auswirkungen besonders kraß in Erscheinung. Das Band kirchlicher Gemeinschaft droht zu zerreißen. Die Einigkeit im Glauben ist in Frage gestellt. Die Kraft zu geduldiger Liebe scheint erschöpft. Nicht wenige empfinden die Lage als hoffnungslos.

Es herrscht eine tiefe Unsicherheit über den Glauben. Die Auffassungen von dem, worauf der Glaube gründet und was er erkennt, gehen weit auseinander. Man redet in

verschiedenen Sprachen, auch dann, wenn man dieselben Wörter gebraucht. Was für den einen unaufgebar zur Aussage christlichen Glaubens gehört, halten andere für unverständlich und für ein Glaubenshindernis. Vom ängstlichen Haften am biblischen Buchstaben bis hin zur schockierenden Preisgabe selbst des Wortes Gott erstreckt sich die Skala verschiedener Standpunkte.

Es ist nicht zufällig, daß so geredet werden kann und muß. Die Kirche im Zeitalter rapiden, radikalen und totalen Umbruchs bleibt nicht ausgespart von den Veränderungen ihres Kontextes und kann sich dem im Gange befindlichen Wandlungsprozeß dieser Welt und Zeit nicht entziehen. Noch kann man Ausmaß, Tiefe und Ergebnis der Zeitenwende nicht annähernd übersehen, geschweige definieren. Nur einige Züge lassen sich aufzeigen, die signalisieren, wie grundstürzend die Welt sich verändert und damit der Kontext kirchlicher Existenz im Zugehen auf das 21. Jahrhundert entscheidend anders wird:

1. Durch Wissenschaft und Technik wird die Welt von morgen eine künstliche Welt sein, die in immer größerem Umfang manipulierbar wird. Zehntausende von Jahren hindurch war der Mensch gezwungen, sich gegen die Natur zu wehren und durchzusetzen. Die moderne Wissenschaft und Technik haben den Widerstand der Natur auf ein Minimum reduziert und sie funktionabel und hantierbar gemacht. Damit kommt nicht nur ein Sturz nach vorn zur Auslösung, dessen Tragweite und Auswirkungen auf die Wirklichkeit der Welt und auf die Bewußtseinslage des in dieser Welt lebenden Menschen nicht abzusehen sind, sondern darüber hinaus haben Wissenschaft und Technik „zur Folge gehabt, daß die natürliche Umwelt, in der die Menschen bisher lebten, unwiderruflich zerstört worden ist. In Zukunft wird die Welt nur noch existieren können, wenn sie die Bedingungen, unter denen menschliches Leben möglich ist, künstlich, das heißt mit Hilfe von Wissenschaft und Technik herzustellen vermag“ (G. Picht: Theologie in der Krise der Wissenschaft, Ev. Kommentare 1970, Heft 4, S. 199).

2. Bis zu dem Atombombenabwurf über Hiroshima im August 1945 lebte die Menschheit in einer relativ heilen Welt. Zwar gab es schwere Krisen, die ihre Opfer forderten: verheerende Seuchen, blutige Kriege und mörderische Naturkatastrophen; zwar lebte jeder in dem Wissen um den Tod, aber es war das Wissen um den je eigenen, individuellen Tod, auch wenn Pest und Cholera, Erdbeben, Vulkanausbrüche und Kriege Tausende von Opfern dahinflahten. Durch die Erfindung und das Vorhandensein der ABC-Waffen ist die Welt zu einer Welt auf Abruf geworden. Der Tod ist nicht mehr das Sterben des einzelnen, jedes einzelnen, sondern die minutenschnelle Ausrottung der Gattung Mensch; das Auslöschen jeglichen Lebens auf der Erde, die Verwandlung ganzer Kontinente in eine Mondkraterlandschaft ist zu einer schrecklichen Möglichkeit geworden, mit der wir rechnen und leben müssen. Das kann und wird nicht spurlos vorübergehen, sondern grundlegende Veränderungen hervorrufen, die zu analysieren die Wissenschaft sich noch kaum angeschickt hat.

3. Die Wissenschaft ist schon jetzt eine gesellschaftsverändernde Macht und wird es immer mehr werden. Schon hat die technische Revolution die proletarische unmöglich gemacht. Medizinische Entdeckungen und Erkenntnisse haben die durchschnittliche Lebenserwartung erheblich vergrößert, eine durchgreifende Seuchenbekämpfung ermöglicht, die Kindersterblichkeit spürbar vermindert. Bevölkerungsexplosion und einschneidende Veränderungen in der Altersschichtung

der Menschheit sind die Folge, die das Bild der Gesellschaft zunehmend verändern.

4. Im Gleichschritt mit der wissenschaftlich-technischen Weltbewältigung und Gesellschaftsveränderung geht eine ungeheure Wissens- und Bewußtseinsveränderung einher. Computer speichern mit der Möglichkeit jederzeitigen Abrufs alles nur erdenkbare Wissen; Drogen und Strahlen geben die Möglichkeit zu erheblichen Bewußtseinsveränderungen. Gen-Forschung und Biochemie sind auf dem Wege, die Anlagen und Fähigkeiten des Menschen schon vorgeburtlich zu beeinflussen und aus dem „Geschöpf“ ein „Produkt“ geplanter und gezielter Züchtung zu machen.

Was mit diesen Hinweisen signalisiert ist, dürfte hinreichend deutlich machen, daß die Herausforderungen der Zeit, denen sich die Kirche heute und morgen zu stellen hat, radikaler als je zuvor in der Kirchengeschichte formuliert sind und daß ihre Beantwortung weit über ein kurzschlüssiges aggiornamento hinaus eine sich nichts ersparende kirchlich-theologische Grundlagen-, Grundfragen- und Grundsatzbesinnung verlangt. Reformmaßnahmen im strukturellen und organisatorischen Bereich sind sicher notwendig und wichtig. Die Gründung des eigenständigen Kirchenbundes in der DDR und die daraus sich ergebenden Notwendigkeiten, die im Gang befindlichen Bemühungen um eine territoriale Flurbereinigung, die angelaufenen innerevangelischen Lehrgespräche, die Vorschläge und Maßnahmen zu Reformen auf der Ebene der Gemeinden und Kirchenkreise, die Überlegungen zu einer Neuordnung des kirchlichen Amtes und anderes mehr zeigen an, daß dieser Weg unter die Füße genommen wird und ist. Aber das Eingehen auf veränderte Verhältnisse und Anforderungen durch Reform des kirchlichen Instrumentariums reicht heute nicht aus, um den Herausforderungen des gegenwärtigen und des auf uns zukommenden Zeitalters sachgerecht zu entsprechen. Über die fälligen Reformen hinaus ist ein Anderes, Größeres, Tieferlotendes, Umfassenderes vonnöten: eine innere Erneuerung der Kirche in erneuernder Rückbesinnung und Rückbeziehung, im erneuernden Rückgriff auf ihren eigentlichen Auftrag und auf das, was sie zur Kirche macht, eine innere Erneuerung durch ein neues Verständnis und eine neue Auslegung des Evangeliums, durch ein neues Bekenntnis von ihrem Herrn, seinem Wort und Werk, zu der Freiheit, zu der er uns befreit, und zu einer neuen Ausrichtung ihres Dienstes in und an der Welt, den allein die Kirche zu leisten vermag. Die Stimmen von zwei Philosophen sollten die Kirche aufhören lassen: Max Horkheimer erklärte in einem Interview (Der Spiegel, Nr. 1/2, 1970), wenn man das Theologische abschaffe, „verschwindet das, was wir ‚Sinn‘ nennen, aus der Welt. Zwar wird Geschäftigkeit herrschen, aber eigentlich sinnlose“. Karl Jaspers schrieb in seinem Buch „Die Atombombe und die Zukunft des Menschen“ (München 1958): „Alle Chancen der Kirchen liegen in der Bibel, wenn sie diese in dem Bewußtsein der Weltwende zur Sprache zu bringen vermögen.“

Die Chronik des Jahres 1969 stellt das Bild einer von vielfältigen Spannungen, von tiefer Unruhe und Verwirrung, von mancherlei Unzufriedenheit mit sich selbst erfüllten, aber zugleich von angestrengtem Bemühen um neue Orientierung umgetriebenen Kirche vor Augen, einer Kirche, die hart um die rechte Erfüllung ihres Auftrags in dieser Zeit und Welt ringt.

1. ZUR KIRCHLICHEN OST-WEST-LAGE¹

Mit kaum einer ihrer geschichtlichen Aufgaben hat sich die deutsche evangelische Christenheit von den Tagen der Reformation an bis in die Gegenwart hinein so schwer getan wie mit ihrer Gestaltfindung, ihrer Kirchwerdung. Theologische und durch den Kontext der Welt und ihrer Geschichte gegebene Gründe und ihr Zusammenspiel waren und sind für diesen Sachverhalt bedeutsam. Das Berichtsjahr brachte – womit zu rechnen war – als tiefen und schmerzhaften Einschnitt in der Kirchengeschichte des deutschen Protestantismus die rechtliche und organisatorische Verselbständigung der bisherigen EKD-Gliedkirchen im Bereich der DDR in dem „Bund der Evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik“. Im Zusammenhang des Berichts über die Evangelische Kirche in Deutschland ist nicht der Ort, die Vorgänge und Entwicklungen im Einzelnen nachzuzeichnen und mit der gebührenden Ausführlichkeit darzustellen; dazu ist der unter II in diesem Jahrbuch erstattete Bericht über die kirchliche Lage und Entwicklung in der DDR einzusehen. Hier müssen wir uns auf die Hervorhebung der wichtigsten Fakten, soweit sie die EKD betreffen, beschränken.

Im Juni 1969 trat die Ordnung des Bundes der Evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik, nachdem sie die Zustimmung der landeskirchlichen Synoden gefunden hatte, in Kraft; im September konstituierten sich die Organe des Bundes. Unmittelbar danach legten die in der DDR beheimateten Mitglieder des Rates der EKD – Bischof D. Krummacher, Oberin Lundbeck, Bischof D. Noth und Oberkonsistorialrat Dr. Wätzel – ihr Mandat nieder, indem sie erklärten:

Nachdem die Organe des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR gebildet sind und der Bund die Verantwortung für die Gemeinschaft der acht Gliedkirchen in der DDR übernommen hat, stellen wir fest, daß unsere Funktionen und unsere Tätigkeit als Mitglieder des Rates der EKD beendet sind.

Gleichzeitig erklärte das Präsidium der Regionalen Tagung (Ost) der Synode der EKD, daß auch die Funktionen der in der DDR wohnhaften Mitglieder der Synode ihr Ende gefunden hätten. Die Evangelische Kirchenkanzlei als Ostberliner Stelle der Kirchenkanzlei wurde aufgelöst und das Vermögen der EKD in der DDR von dem Kirchenbund in Verwaltung genommen. Im Oktober trat die konstituierende Synode des Kirchenbundes zusammen, das Leitungsgremium des Bundes und sein Vorstand wurden gebildet und der Leiter des Sekretariats, der Amtsstelle des Kirchenbundes, berufen. Im November 1969 traf die Konferenz der Kirchenleitungen der Evangelischen Kirchen in der DDR den Feststellungsbeschluß:

Mit der Annahme der Ordnung des Bundes durch die Synoden der Landeskirchen und die Konstituierung der Organe des Bundes sind die evangelischen Kirchen in der DDR nicht mehr Gliedkirchen der EKD.

Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Thüringen strich als erste der Kirchen in der DDR durch Beschluß vom 7. Dezember 1969 in ihrer Kirchenverfassung die Bestimmung, die ihre Zugehörigkeit zur EKD und zur VELKD festlegte, eine Entscheidung, der nach Ende der Berichtszeit andere Gliedkirchen des Bundes gefolgt sind.

1. Vgl. Kirchl. Jahrbuch 1968, S. 3 ff.

Mit diesen Maßnahmen war die rechtliche und organisatorische Verselbständigung der acht in der DDR gelegenen Landeskirchen vollzogen; die EKD als Organisationsgestalt, Rechts- und Verwaltungsform und als institutionelle Repräsentation der deutschen evangelischen Christenheit ist seitdem in der DDR nicht mehr existent. Das Dach der 1948 in Eisenach auf der Verfassungsgebenden Kirchenversammlung der EKD errichteten „Baracke“ (Landesbischof D. Wurm) ist teilweise abgedeckt und gewährt denen, die bisher unter diesem abgedeckten Teil wohnten, keinen Schutz mehr gegen Regen. Deshalb sind sie aus dem unbewohnbar gewordenen Gebäude ausgezogen und haben sich in dem Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR eine neue Unterkunft geschaffen. Das teilabgedeckte Dach und der wegen Funktionsunfähigkeit verlassene Barackenteil meint die durch zwei Jahrzehnte bestehende organisatorische, institutionelle, rechtliche und administrative Gemeinschaft, Verbundenheit und Einheit zwischen Ost und West, die die EKD bislang darstellte. Sicher hat das morphologische, organisatorische, rechtliche und administrative Element für das Leben der Kirche immer nur sekundäre Bedeutung; ihm eignet nicht mehr als eine dienende Funktion. Es ist Form, Gefäß, Gehäuse – nicht mehr, aber eben auch nicht weniger. Wenn das zerbricht, zerbricht nichts Unabdingbares, Unerläßliches, Unverzichtbares – die Kirche kann auch in der Unbehaustheit der Wüste leben –, aber es zerbricht etwas Tragendes, Bergendes, Behütendes, Halt und Hilfe Gewährendes. Darum ist es schmerzlich, wenn davon Abschied genommen werden muß, schmerzlich auch für den, der die kirchliche Einheit nicht für ideologisches Absolutum zu halten vermag.

Aber das Zerbrechen der Form bedeutet nicht, daß alle Brücken zwischen Ost und West abgebrochen sind, jegliche Gemeinschaft und Verbundenheit ein Ende gefunden hat. Obwohl unter mancherlei Druck von innen und von außen gesetzt, hielt die konstituierende Synode des Bundes der Kirchen in der DDR an Artikel 4,4 ihrer Ordnung fest, in dem es heißt:

Der Bund bekennt sich zu der besonderen Gemeinschaft der ganzen evangelischen Christenheit in Deutschland. In der Mitverantwortung für diese Gemeinschaft nimmt der Bund Aufgaben, die alle evangelischen Christen in der Deutschen Demokratischen Republik und in der Bundesrepublik Deutschland gemeinsam betreffen, in partnerschaftlicher Freiheit durch seine Organe wahr.

Es ist deutlich, daß unter dieser besonderen Gemeinschaft nicht mehr die EKD als Organisationsgestalt, Rechts- und Verwaltungsform und institutionalisierte Repräsentation zu verstehen ist. Was damit gemeint ist, ist nicht verbal zu interpretieren, sondern in seinem Sinn pragmatisch zu verdeutlichen. Es geht um die Gemeinschaft des Dienstes, des Glaubens, der theologischen Arbeit, des Engagements für den Menschen, für Frieden und Gerechtigkeit.

Die westlichen Mitglieder des Rates der EKD nahmen in einer Erklärung vom 26. September 1969 zu der Gründung des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR Stellung:

Der neugegründete Bund der Evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik hat seine Organe gebildet. Er hat die Verantwortung für die Gemeinschaft der acht Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland in der Deutschen Demokratischen Republik übernommen. Die in der Deutschen Demokratischen Republik amtie-

renden Mitglieder des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland haben festgestellt, daß ihre Funktion und ihre Tätigkeit als Mitglieder des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland beendet sind. Gleichzeitig hat das Präsidium der regionalen Tagung der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland im Bereich der Deutschen Demokratischen Republik erklärt, daß auch die Funktionen der Mitglieder der Synode in der Deutschen Demokratischen Republik ihr Ende gefunden haben.

Die Gründung des Bundes bedeutet einen tiefen und folgenschweren Einschnitt in der über 100jährigen Geschichte des Zusammenschlusses der Evangelischen Kirchen in Deutschland. Dankbar ist des Dienstes zu gedenken, den die Evangelische Kirche in Deutschland an der inneren und äußeren Gemeinschaft ihrer Gliedkirchen in beiden Teilen Deutschlands getan hat. Äußere Formen dieser Gemeinschaft sind zerbrochen. Die Gemeinsamkeit der Verantwortung für das Zeugnis und den Dienst der Kirche bleibt bestehen.

Die Mitglieder des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland in der Bundesrepublik Deutschland und in Berlin (West) respektieren die von den Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik getroffenen Entscheidungen. Sie nehmen nunmehr als Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland die in der Grundordnung der EKD festgelegten Aufgaben des Rates für den Bereich der Bundesrepublik Deutschland und Berlin (West) wahr. Weitere in diesem Zusammenhang erforderliche Maßnahmen der Ordnung für den Bereich der westlichen Gliedkirchen der EKD zu treffen, muß der nächsten Tagung der Synode vorbehalten bleiben.

Die für Mai 1970 einberufene Synode wird damit vor Aufgaben gestellt, die an Wichtigkeit und Schwierigkeit am ehesten denen der Verfassungsgebenden Kirchenversammlung 1948 in Eisenach vergleichbar sind. Mit der Gründung des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR beginnt nicht nur für die Mitgliedskirchen des Bundes, sondern auch für die evangelischen Kirchen in der Bundesrepublik Deutschland und Berlin (West) ein neuer Abschnitt ihrer Geschichte. Unbeschadet der besonderen Gemeinschaft der ganzen evangelischen Christenheit in Deutschland und der gemeinsamen Aufgaben, an denen in partnerschaftlicher Freiheit gemeinsam gearbeitet werden soll, gibt es eine Fülle von Fragen, die jedes der beiden evangelischen Kirchengebilde in dem geteilten Deutschland in eigener Verantwortung und Regie in Angriff nehmen muß. Zwar gilt es hüben wie drüben, die Strukturprinzipien des deutschen Protestantismus, das Territorial- und das Konfessionsprinzip prospektivkritisch unter die Lupe zu nehmen, aber die Weisen, wie die damit zur Diskussion gestellten Probleme gelöst werden, werden in Ost und West nicht deckungsgleich sein, nicht zuletzt im Blick auf das kirchliche Instrumentarium und seine Effektivität in den dort und hier sich stellenden Aufgaben auf den Ebenen der DDR und der BRD. Zwar gilt es hüben wie drüben, die Antworten des Evangeliums auf die Herausforderungen der Zeit jeweils neu und jeweils gemeinsam auszusprechen, aber diese Antwort wird hier und dort unterschiedlich akzentuiert und artikuliert ausfallen.

Man kann der nächsten Regional-Tagung (West) der Synode der EKD nur mit Spannung entgegensehen und wünschen, daß es ihr gelingen möge, die theologischen Fragen und die kirchenorganisatorischen Aufgaben wenigstens ansatzweise in den Griff zu bekommen.

2. ABENDMAHLSGESPRÄCH, ABENDMAHLSGEMEINSCHAFT, KIRCHENGEMEINSCHAFT²

Führte die Entwicklung der kirchlichen Ost-West-Lage zur Trennung, so bekamen sowohl innerhalb des Kirchenbundes in der DDR als auch im Bereich der westlichen Gliedkirchen die Bemühungen um ein engeres Zusammenrücken der verschiedenen Konfessions- und Landeskirchen im jeweiligen Bereich neuen Anstoß und Auftrieb. In der DDR sind es die gliedkirchlichen Zusammenschlüsse in VELKDDR und EKU, die diese Bemühungen tragen; im Westen laufen zwei Gesprächsreihen, die eine zwischen den lutherischen und den reformierten Kirchen, die andere zwischen der VELKD und der Arnoldshainer Konferenz.

Zur Vorbereitung des lutherisch-reformierten Gesprächs hatte der Theologische Ausschuß der VELKD schon Mitte Oktober 1968 Leitsätze erarbeitet, die im Laufe des Berichtsjahres veröffentlicht wurden und die auch im Blick auf das Gespräch zwischen Arnoldshainer Konferenz und VELKD Bedeutung haben. Sie lauten:

LEITSÄTZE

des Theologischen Ausschusses der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands zur Frage der Kirchengemeinschaft bekenntnisverschiedener evangelischer Kirchen

Der Theologische Ausschuß hat sich in seiner Sitzung am 14./15. Oktober 1968 in Berlin mit der Frage der Kirchengemeinschaft nach lutherischem Verständnis beschäftigt. Für das Gespräch bekenntnisverschiedener evangelischer Kirchen über die Kirchengemeinschaft hat er dabei übereinstimmend folgende Leitsätze aufgestellt:

1. Interkonfessionelle Gespräche sind sinnlos, wenn sie die Lehrstreitigkeiten der Reformationszeit einfach in ihrer damaligen Lehrgestalt wieder aufnehmen wollen, um sie zu entscheiden.

2. Interkonfessionelle Gespräche sind auch sinnlos, wenn es bei „Bekenntnis“ überhaupt nicht um Lehre gehen soll, über die man sich im Gespräch verständigen kann, sondern nur um aktuelles Glaubens- und Lebenszeugnis.

3. Die Unterscheidung zwischen einer durch Lehrkonsensus der Bekenntnisse begründeten und einer „aktuell“ gegebenen Kirchengemeinschaft ist nach lutherischem Verständnis nur dann vertretbar, wenn sich die letztere im Blick auf formuliertes Lehrbekenntnis definieren kann.

4. Lutherisches Fragen nach der Kirchengemeinschaft hat anzusetzen bei der maßgeblichen Äußerung lutherischer Bekenntnisse zur Frage der Kirchengemeinschaft (CA VII), hat aber den historischen Ort, die seitherige Geschichte und die heutige Situation in die dogmatische Überlegung einzubeziehen.

5. CA VII läßt kirchliche Gemeinschaft im Evangelium der Rechtfertigung begründet sein, das in Predigt und Sakramentsverwaltung wirksam wird. Dabei wird zwischen dem, was zur „wahren Einheit der Kirche genügt“ und den „menschlichen Traditionen“, in denen Übereinstimmung „nicht notwendig“ ist, unterschieden. Dies bedeutet eine Unterscheidung zwischen dem *Grund* der Kirchengemeinschaft und ihrer *Ausgestaltung*. Gespräch über Kirchengemeinschaft ist sinnvoll nur, wenn diese Unterscheidung gelingt.

6. In der neueren theologischen Diskussion um das Bekenntnis stehen sich häufig zwei Positionen exklusiv gegenüber.

2. Vgl. Kirchl. Jahrbuch 1958, S. 130 ff.; 1959, S. 13 ff.; 1960, S. 12 ff.; 1962, S. 9 ff.; 1963, S. 47 ff.; 1964, S. 22 ff.; 1966, S. 58 ff.; 1967, S. 38 ff.; 1968, S. 7 ff.

Auf der einen Seite führt die historische Reflexion angesichts der Geschichtlichkeit des Denkens zum Verzicht auf explizierbaren kirchlichen Konsensus überhaupt. Demgegenüber tendiert das Verlangen nach explizierbarem verbindlichem Konsensus oft dahin, das Recht historischer Reflexion zu begrenzen.

Dagegen gehören für das reformatorische Bekenntnis Geschichtlichkeit des Denkens und Verbindlichkeit des Lehrkonsensus zusammen.

7. Das biblische Heilsverständnis erfährt seine abschließende Prägung in der Rechtfertigung sola fide per Christum. Das Evangelium der Rechtfertigung ist deshalb Mitte und Grenze der reformatorischen Theologie. Darum bezeugt das lutherische Bekenntnis die glaubenwirkende Verkündigung des Evangeliums als einziges Kriterium der Kirchengemeinschaft (CA VII). Die Verbindlichkeit dieses Zeugnisses und seine Bedeutung für das interkonfessionelle Gespräch bedarf der immer erneuten exegetisch-historischen Begründung.

8. Für die Begründung voller kirchlicher Gemeinschaft ist es nach lutherischem Bekenntnis genug:

a) wenn Übereinstimmung in der fundamentalen doctrina evangelii justificationis besteht und die verbleibenden und gegenwärtig unüberwindbaren Verschiedenheiten der Kirchentümer von hieraus gegenseitig anerkannt und in Liebe getragen werden;

b) wenn gemäß der Zusage des Evangeliums die Wirksamkeit des in Taufe und Abendmahl gegenwärtigen Christus ohne Vorbehalt gelehrt wird.

9. Die volle Kirchengemeinschaft schließt Übereinstimmung darüber ein,

a) daß eine organisatorische Gleichheit bzw. Vereinigung und die allgemeine Verbindlichkeit einer über das in CA VII Gesagte hinausgehenden „Ordnung der Kirche“ nicht notwendig ist;

b) daß die in den reformatorischen Bekenntnisschriften ausgesprochenen Verwerfungen im Blick auf den Gesprächspartner jetzt gegenstandslos sind.

Nachdem die bei den VELKD-Kirchen durch das für sie völlig überraschend ergehende Angebot der Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft seitens der Arnolds-hainer Konferenz entstandenen Mißverständnisse geklärt, Verärgerungen ausgeräumt und das zwischenkirchliche Klima bereinigt waren, machte die VELKD die Frage der Kanzel-, Abendmahls- und Kirchengemeinschaft in der EKD zweimal zum Gegenstand der Beratungen ihrer Generalsynode. Die im Mai 1969 in Augsburg zusammengetretene Tagung beschäftigte sich nachdrücklich und aufmerksam mit der bestehenden Organisationsform der deutschen evangelischen Christenheit und den Möglichkeiten neuer Gestaltfindung.

Ein großangelegtes, umfassendes Referat von Bischof Dr. Hübner erläuterte folgende Thesen:

13 THESEN VON BISCHOF DR. HÜBNER

1. Alle Organisationsformen der Kirche müssen der Sendung der Kirche in die Welt dienen. Darum ist der Vollzug der Sendung zu den Völkern und zur kommenden Generation das entscheidende Kriterium für bessere Strukturen des deutschen Protestantismus.

2. Die durch die politische Spaltung Deutschlands verursachte Trennung der EKD in Ost und West akzentuiert die seit 1918 akute Organisationskrise des deutschen Protestantismus und macht die Frage nach dem gemeinsamen Bekenntnis unausweichlich.

3. Die Gesprächslage zwischen lutherischen und unierten Kirchen in Deutschland beleuchtet schmerzlich die verhärteten Fronten des deutschen Protestantismus.

4. Die EKU (Evangelische Kirche der Union) und die VELKD (Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands) verstehen sich als tragende Säulen der EKD. Beide

leiden aber an der gleichen Auszehrung durch den unbewältigten Partikularismus der so zufällig geschichtlich entstandenen Landeskirchen. Am besten haben sich die reformierten Gemeinden in Deutschland gegenüber dieser Auszehrung behauptet.

5. Die gemeinsamen Erfahrungen in der Geschichte machen eine einheitliche Organisation des deutschen Protestantismus zur unverzichtbaren Aufgabe.

6. Die deutschen Theologischen Fakultäten sind Faktoren der Einheit wie der Vielfalt. Wissenschaftliche Forschung überspringt alle Konfessionsgrenzen. Die Freiheit der Forschung und die Fülle rasch wechselnder und sich widersprechender theologischer Lehrmeinungen leben aus der Heiligen Schrift und zwingen die Kirchen zu immer neuem Bekenntnis des Evangeliums als Richtmaß für Verkündigung und Unterricht.

7. Die ökumenischen Perspektiven machen die Einheitsprobleme national-regionaler Ebene nicht geringer, sondern dringlicher und durchsichtiger.

8. Es gilt, die Einheit in der Vielfalt der konfessionellen und geographischen Gliederungen darzustellen.

9. Der deutsche Protestantismus im engeren Sinn wird seine kirchliche Einheit nicht ohne einen consensus de doctrina erreichen können.

10. Wo ein consensus de doctrina erreicht wird, kann es für die lutherische Kirche kein Nein zur Kirchengemeinschaft geben.

11. Da die Theorie an der Praxis gemessen wird, gilt unsere Hauptsorge unserer eigenen Praxis der Einheit. Die Vereinigte Kirche muß den landeskirchlichen Immobilismus überwinden und aus der Einheit des Bekenntnisses zeitnahe, dynamische Organisationsformen entwickeln. Sonst verdient die Theorie der Bekenntnisbestimmtheit keine Beachtung.

12. Jede Form der Kirchengemeinschaft in Deutschland muß Gliedkirchen und Gemeinden die Zugehörigkeit und Mitarbeit in ihren konfessionellen Weltbünden erhalten. Denn diese weltweiten Kirchengemeinschaften und Weltbünde sind Lebenselemente der Christenheit.

13. Der deutsche Protestantismus hat einen erheblichen Nachholbedarf im Umgang mit der Freiheit. Wenn er es nicht lernt, sich in Freiheit von politischen und geschichtlich-geographischen Gegebenheiten gesamtkirchlich in ökumenischer Verantwortung zu organisieren, wird er schuldig an seiner kirchlichen Sendung in einem Zeitalter atheistisch-humanistischer Gesellschaftsideologie.

Im einzelnen führt das Referat aus:

...

II.

Der deutsche Protestantismus im engeren Sinn wird seine kirchliche Einheit nicht ohne einen consensus de doctrina erreichen können. Dieser Satz ergibt sich aus der einfachen Tatsache, daß es sich bei dem deutschen Protestantismus im engeren Sinn um lutherische und reformierte Kirchen und um die Vielfalt der aus lutherischen und reformierten Gemeinden gebildeten unierten Kirchen handelt. Der consensus de doctrina als Basis für die Einheit einer Kirchenbildung wurde zwar schon in der Reformationsgeschichte in den von Luther und den von Calvin bestimmten Kirchen unterschiedlich bewertet. Aber sowohl die lutherischen wie die reformierten Kirchen stehen innerhalb der Vielfalt der übrigen Konfessionskirchen der Ökumene in einzigartiger Verbundenheit zusammen, weil sie die schriftgemäße Verkündigung des Evangeliums, die Übereinstimmung in der reinen Lehre der Heiligen Schrift, bei aller Unterschiedlichkeit im einzelnen doch im Prinzip zum entscheidenden Kriterium kirchlicher Einheit gemacht haben. Aus diesem Grunde ist es nicht nur in ökumenischer Verantwortung erlaubt, sondern geboten, daß diese beiden Konfessionskirchen und ihre unierten Schwesterkirchen sich immer neu um echte kirchliche Einheit bemühen.

Als Antriebsmomente und Chancen für einen solchen consensus de doctrina sehe ich folgende Faktoren am Werk:

1. Die 400jährige Geschichte des gemeinsamen Weges in Antithese und Symbiose.
2. Die gemeinsame theologische Arbeit an den deutschen Theologischen Fakultäten.
3. Die besonderen Erfahrungen im Kirchenkampf und das gemeinsame Bekenntnis von Barmen.
4. Die Grundordnung der EKD als Ausdruck für „die bestehende Gemeinschaft der deutschen evangelischen Christenheit“.
5. Die mit Geduld und Zähigkeit vorangetriebene Arbeit der 1. und 2. Abendmahlskommission der EKD, die zu den Arnoldshainer Abendmahlsthesen und ihrer authentischen Interpretation und zu Beschlüssen der gliedkirchlichen Synoden über die Abendmahlszulassung geführt hat.

...
Zwischen den lutherischen und reformierten Kirchen in Europa wie auch in Nordamerika haben unter der Verantwortung der beiden Weltbünde und ihrer Nationalkomitees wie auch der Kommission für Faith and Order seit nunmehr 10 Jahren Lehrverhandlungen stattgefunden, deren Ergebnisse jetzt in gedruckter Form vorliegen („Auf dem Weg“, Lutherisch-reformierte Kirchengemeinschaft, Polis 33, EVZ-Verlag Zürich, 1967; und „Marburg Revisited“, Augsburg Publishing House, Minneapolis USA, 1966). Beide Kommissionen haben bestimmte, seit dem 16. Jahrhundert strittige Kernpunkte der lutherischen und reformierten Bekenntnis tradition überprüft und durch gemeinsame Thesenreihen erhärtet, „daß diese Lehrunterschiede von Theologen, die bewußt in der reformatorischen Tradition der beiden Kirchen stehen, durch neue gemeinsame Aussagen aufgehoben werden können“. Das Ergebnis lautet: Die Lehrdifferenzen des 16. Jahrhunderts, die zur Kirchentrennung geführt haben, sind durch die gemeinsame theologische Arbeit und die gemeinsamen Erfahrungen in der Geschichte soweit überholt, daß sie nicht mehr als kirchentrennend beurteilt werden können.

Dieses Ergebnis hat die Kirchenleitung der VELKD und das Deutsche Nationalkomitee des Lutherischen Weltbundes veranlaßt, den reformierten und unierten Kirchen in Deutschland offizielle Lehrverhandlungen anzubieten, um auf Grund der europäischen und amerikanischen Theologengespräche nun in Deutschland zu prüfen, ob ein consensus de doctrina als Basis eines Kirchenzusammenschlusses formuliert werden kann. Die erste Verhandlung hat am 8. November 1968 stattgefunden.

III.

Bei dem consensus de doctrina kann es sich nach einhelliger Auffassung nicht um ein dogmatisches Kompendium handeln, sondern nur um eine Übereinstimmung in der Kernaussage über das „was Kirche zu Kirche macht“ (Ebeling-Aufsätze, S. 190). Als lutherische Kirche sind wir an das „satis est“ von Augustana VII gebunden. Es geht um die Rechtfertigungsbotschaft als Mitte der Heiligen Schrift und um Taufe und Abendmahl als Gnadenmittel zur Aneignung des Heils. Gelingt es, auf Grund der Heiligen Schrift und der altkirchlichen Bekenntnisse eine inhaltlich gefüllte Aussage über die Grundposition der Reformation gemeinsam zu machen, dann wäre die Kirchengemeinschaft zwischen lutherischen und reformierten Kirchen heute möglich. Der einfachste Weg, zu einem solchen consensus zu kommen, wäre die Anerkennung der Augsburgischen Konfession als geschichtliche Bekenntnisaussage des deutschen Protestantismus, die bekanntlich auch von Calvin unterschrieben wurde.

...
Aber dieser so einfach erscheinende Weg wird nicht nur durch die 400jährige Geschichte des deutschen Protestantismus und durch die Bildung der Unionskirchen erschwert, sondern von einem ganz anderen Gesichtspunkt her fragwürdig. In der Erklärung der Bischofskonferenz der VELKD zu Schrift, Bekenntnis und Lehrautorität vom

31. Oktober 1968 ist nicht nur von der Vielgestaltigkeit der Bekenntnisse und ihrer Einheit die Rede, sondern auch von den Bekenntnissen der Väter der alten Kirche und in der Reformationszeit als Hilfen für das uns aufgetragene Bekennen. Weil wir in unserer Zeit in ganz neuer Front „das Bekenntnis zur Barmherzigkeit Gottes in Jesus Christus neu und präzise auszusprechen“ haben angesichts des Immanenzdenkens, des theoretischen und praktischen Atheismus und der mißverständenen Rechtfertigungslehre gegenüber, heißt es dort: „Deshalb ermutigen wir alle, die Verantwortung für Bekenntnis und Lehre der Kirche tragen, an einer neuen Formulierung des Bekenntnisses der Kirche intensiv zu arbeiten.“ Daraus folgt, daß auch für uns als lutherische Kirche es nicht mehr bei einem einfachen Festhalten an den Bekenntnissen der Väter bleiben darf, sondern daß wir um unseres Auftrages heute willen angesichts der großen Anfechtungen und Herausforderungen der Kirche dieses Bekenntnis neu aussagen müssen. Da aber die Herausforderungen und Anfechtungen unserer Zeit auch die reformierten und unierten Kirchen in Deutschland in gleicher Weise betreffen, wäre ein neu formulierter consensus doctrina nicht nur für den gemeinsamen Weg der lutherischen und reformierten Kirchen von elementarer Bedeutung, sondern auch für unseren eigenen Weg als lutherische Kirche. Darum ist das gemeinsame Bemühen um eine Neuformulierung des consensus doctrina ebenso unausweichlich für die Erreichung einer Kirchengemeinschaft mit der reformierten Kirche wie für die Wahrnehmung *unseres Sendungsauftrages als lutherische Kirche heute ...*

Die Generalsynode faßte die nachstehende

ENTSCHLIESSUNG ZUR KIRCHLICHEN GEMEINSCHAFT

Die Generalsynode hält es für notwendig, daß entschlossene Schritte unternommen werden, um die kirchliche Gemeinschaft im deutschen Protestantismus zu festigen und zu fördern. Sie bekennt sich zu dem Grundsatz der Ökumene, daß alles gemeinsam getan werden muß, was gemeinsam getan werden kann.

Bestimmendes Ziel des gemeinsamen Handelns muß die einmütige und lebendige Bezeugung der Wahrheit des Evangeliums sein. Die Generalsynode bittet die Bischofskonferenz und die Kirchenleitung, im Sinne der Reichenauer Erklärung mit allen Beteiligten zu prüfen, ob nicht die Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland in Anknüpfung an den gemeinsamen reformatorischen Ursprung und auf der Grundlage des Augsburger Bekenntnisses zu gemeinsamem Bekennen in der Gegenwart kommen können.

Die Generalsynode ist jedoch der Meinung, daß Verstärkung kirchlicher Gemeinschaft auch angestrebt werden soll, wenn Übereinstimmungen im Bekennen nicht erreicht wird.

Die Generalsynode beschließt folgendes:

1. Es wird ein Planungsausschuß gebildet, der von der Kirchenleitung berufen wird und zur Hälfte aus Mitgliedern der Generalsynode bestehen soll. Sein Auftrag ist es, konstruktive Vorschläge für die Gesamtorganisation des deutschen Protestantismus zu erarbeiten. Im Zusammenwirken mit der EKD sollen die übrigen Kirchen und Kirchenzusammenschlüsse gebeten werden, entsprechende Ausschüsse zu bilden, die mit dem Planungsausschuß zusammenarbeiten.

2. Die Generalsynode nimmt dankbar davon Kenntnis, daß nach Beseitigung von Mißverständnissen der Weg wieder frei ist für die Fortsetzung der Lehrgespräche zwischen Lutheranern und Reformierten und zu konkreten Besprechungen über die Frage voller Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft innerhalb der EKD

3. Die Kirchenleitung wird gebeten, unverzüglich bei den entsprechenden Organen der übrigen Kirchen und Kirchenzusammenschlüsse anzuregen, daß die Zusammenarbeit zwischen den Kirchen über das bisherige Ausmaß hinaus verstärkt wird. Der Umfang der Aufgaben auf allen Gebieten kirchlicher Arbeit erfordert sowohl eine Koordinie-

rung wie auch sachbezogene Arbeitsteilung untereinander. Das gilt auch für die Arbeit von Kommissionen, Fach- und Synodalausschüssen.

Die zweite Synodaltagung, die sich der gleichen Thematik stellte, fand vom 6. bis 8. Oktober 1969 in Tutzing statt. Der auf der Augsburger Versammlung gewählte neue Leitende Bischof D. Wölber hielt ein Referat, das als eine Art Grundsatzprogramm der VELKD angesehen werden kann. Die Abschnitte I 5) und III handeln von der deutschen evangelischen Christenheit.

I.

5. Eine lutherische Kirche als Triebkraft im Deutschen Protestantismus

Eine andere Möglichkeit wäre die Vision einer einzigen lutherischen Kirche in Deutschland mit der darüber hinausführenden Zielsetzung eines auf der Basis der Augsburger Konfession geeinten deutschen Protestantismus. Das bedeutete freilich, unser Haus wieder zu bestellen, und zwar um des entschlossenen gemeinsamen Einsatzes zur Wahrung des lutherischen Aspektes der Reformation willen, um des entschlossenen gemeinsamen Einsatzes zu seiner Aktualisierung willen, und um auf Grund vorgegebener zusammenfassender Strukturen eine Schubkraft zur Überwindung des kirchlichen Partikularismus und zur Lösung dringender kirchlicher Aufgaben zu entwickeln.

Ein solcher Weg, der unsere Identität als Kirche ebenso wie unsere Dienstbereitschaft für das größere Ganze der EKD umschließen würde, bedeutete über die gemeinschaftlich organisierte theologische Arbeit hinaus nun einmal den Willen, Kernfragen des kirchlichen Lebens in unseren Tagen zu lösen, und zwar einfach, weil wir über den Territorialismus hinaus einen Vorsprung im übergeordneten Kirche-sein hätten.

Was könnten wir z. B. tun, um das Theorie-Praxis-Verhältnis in der theologischen Ausbildung positiver zu gestalten? Wären wir bereit, nicht irgendwelche religionspädagogischen Konzepte, wie es sich gerade in einer Landeskirche ergibt, anzubieten, sondern uns darin abzustimmen, weil dies so wichtig ist? Denn das bisherige Verhältnis von Kirche und Gesellschaft, das heißt die Volkskirche, droht am Religionsunterricht zusammenzubreaken. Können wir das Demokratisierungsthema gemeinsam kirchlich legitim bewältigen? Es wäre eine Fülle solcher Aufgaben zu nennen, und es gibt da eigentlich nur einen Gesichtspunkt: Qualität wird überzeugen. In diesem Sinne wäre die VELKD eine Agentur zur Lösung wichtiger kirchlicher Probleme, dies auch institutioneller Art. Zum Beispiel beschäftigen uns bei den Verfassungsreformen überall die Probleme der kirchlichen Zwischenebene und der leitenden geistlichen Ämter.

Wollen Sie weiterhin eine Raumordnung des Deutschen Protestantismus fördern? Wenn einer den Stein ins Rollen bringt, wird er auch anderswo rollen. Die im Bekenntnis geeinten Kirchen sollten als erste keine Sorge um die alte Landkarte des historischen Protestantismus mehr haben. Müssen wir nicht doch eine einzige lutherische Kirche in Deutschland, wie immer sie auch gegliedert sein mag, als Ziel haben? Wollen Sie jedenfalls eine stärkere gemeinschaftliche Lösung, um viele kostspielige Dubletten kirchlicher Verwaltungen, die kräfteverzehrenden Parallelen der Aufarbeitung identischer Probleme in kleinen und ganz kleinen Bereichen zu überwinden? Wenn auch nicht alles nivelliert werden darf, weil die kirchliche Gliederung immer stark zu den Gemeinden hin orientiert sein muß, so ist doch eine Flurbereinigung und Vereinfachung heute dringend. Wollen Sie in diesem Sinne auch das übergreifende Gesetzgebungsrecht wieder in Gang setzen?

Wollen Sie schließlich jenen wesentlichen Schritt weitergehen, der in der Augsburger Erklärung unserer Synode vom Mai schon angesprochen ist? Wollen Sie eine einzige gemeinsame evangelische Kirche in Deutschland mit der Absicht erreichen, so zur Ein-

heit zu kommen, wie es doch wohl nur geschehen kann, nämlich in dem Einverständnis über die Grundlagen unseres Glaubens? Wird man das mit einer Arbeitsgemeinschaft schaffen? Wird man das mit der bisherigen mißverständlichen VELKD schaffen? Bedarf es hier nicht einer kirchenpolitischen und theologiepolitischen Kraft?

...

III.

Deutsche Evangelische Kirche Augsburgischer Konfession.

Nun ist es offenbar so, daß uns gegenwärtig drei mögliche Wege vorgezeichnet sind. Die Diskussion ist in vollem Gang.

Der erste wäre die organisatorische Verstärkung des Kirchenbundes der EKD. Hier sind die Entwicklungen, die zu einem Kirchenbund im Osten geführt haben, ebenso Anlaß zu Neuüberlegungen wie Vorschläge im Westen, etwa die Kirchenkonferenz aufzuwerten. Es besteht kein Zweifel, daß, wenn andere Wege nicht gangbar sind, die organisatorische Kraft der EKD gestärkt werden muß, weil wesentliche Probleme in der territorialen Vereinzelung der Gliedkirchen nicht mehr zu lösen sind.

Der zweite Weg wird von der Arnoldshainer Konferenz beschritten. Man ringt um die Vertiefung im gemeinsamen Zeugnis durch das Angebot der Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft. Da dies Problem aber in der seelsorgerlichen Praxis der Kirchen eigentlich gelöst ist, bedeutet der Vorschlag doch mehr den I-Punkt auf einer Umerklärung der EKD zur vollen Kirchengemeinschaft, ausgehend von der Voraussetzung, und man muß wohl auch sagen, Vorauserklärung, daß die kirehentrennenden Gegensätze überwunden seien. Nach meinen bisherigen Ausführungen dürfte klar sein, daß ich in der Ungeklärtheit der Bekenntnisfrage eine erhebliche Schwierigkeit sehe, was im übrigen auch allseitig dadurch zugestanden ist, daß wir gleichzeitig die lutherisch-reformierten Gespräche begonnen haben. Im übrigen enthält das bisherige praktische Vorgehen in dieser Sache sowohl seitens der Arnoldshainer Konferenz wie seitens der Vertreter der VELKD insofern ein bedenkliches Phänomen, als die Gespräche neben der EKD einhergehen und zu ihrer Aushöhlung führen könnten. Wir beobachten vorerst das allmähliche Entstehen zweier selbständig operierender Fraktionen.

Der dritte Weg ist angezeigt auf unserer letzten VELKD-Synode. Er bedeutet die Deutsche evangelische Kirche Augsburgischer Konfession, also den Versuch, die Einheit des Zeugnisses in Kontinuität zu finden, und zwar ohne Vorwegerkklärungen über die Irrelevanz der traditionellen Bekenntnisse. Unsere Synode hat dem Willen zur Einheit durch Rückbeziehung auf die Augsburgische Konfession in der seinerzeitigen Erklärung Priorität zugeschrieben. Sie müßte dies verdeutlichen und vertiefen.

Die Berufung auf die Augsburgische Konfession erscheint mir in der Tat der einzig gangbare und für den Protestantismus allgemeingültigste Weg zur Bekenntniseinheit zu sein. Diese Konfession von 1530 ist das eigentlich primäre Bekenntnis der Reformationszeit und immer wieder als historischer Markstein angesehen worden. Er hilft auch zur Konzentration auf das reformatorische Erbe. Auch über die VELKD hinaus wird in vielen Kirchenordnungen gesagt, daß man sich auf die Augsburgische Konfession berufe. Unionskirchen sind überwiegend lutherisch.

Nun werden etliche dies Ziel als zu hoch gestreckt ansehen, andere es als zu historisierend. Was den ersten Einwand anbetrifft, nämlich die Skepsis gegen eine Einigung auf einer bekennnismäßigen Basis, so kann man das nach aller Erfahrung wohl begreifen. Wir könnten aber auch annehmen, daß wegen der ungeheuren theologischen Umbrüche die Stunde günstig wie selten ist. Überall sucht man Orientierung und Festpunkte, und wenn es dann doch ein Element der Kontinuität im Zuge einer Einigung geben würde, dann kann das nur die Augsburgische Konfession sein.

Freilich kann nun Kontinuität beim Erstreben der Einheit heute nicht das einzige Ar-

gument bleiben. Nicht umsonst auch sind die Vorstellungen über die Berücksichtigung des Augsbургischen Bekenntnisses noch sehr nebelhaft. Man kann ein zeitbedingtes, zum Teil polemisch formuliertes Bekenntnis, zum Teil aber auch zum Zwecke der Anpassung formuliertes Bekenntnis nicht durch Umsprechen in einer Art Neuauflage Punkt für Punkt oder auch nur in Teilen für die Gegenwart wieder hervorbringen. So bürokratisch-dogmatisch geht es nun einmal nicht zu. Die Augsburgische Konfession war nicht als kirchengründendes Bekenntnis gedacht. Sie wurde es aber. Heute muß sie als das stehen bleiben, was sie ist. Sie kann nicht abgelöst oder verändert werden. Die Aufgabe wird vielmehr sein, die in ihr verankerte Inspiration zu einem neuen evangelischen Bekenntnis voranzutreiben. Es ginge also um die erregende Aufgabe, die in dem alten Bekenntnis angelegte, aber auch über es hinausweisende, die Gegenwart erschließende Deutung des Evangeliums zu kennzeichnen und darüber eine Konkordie zu erreichen. Dies allein kann die Schlußfolgerung aus den Beschlüssen unserer letzten Synode sein.

Man kann es vielleicht so deuten: Wie die Reformatoren zu ihrer Zeit die alt-kirchlichen Bekenntnisse aufnahmen und ein Neues sagten, so werden wir gleichsam das reformatorisch alt-kirchliche Bekenntnis aufnehmen und ein Neues sagen müssen. Damit wird auch deutlich, daß wir die Einheit nicht um der Kirche selbst willen, sondern um des Auftrages der Verkündigung heute willen suchen. Ich denke, daß auch dies der Sinn des *satis est* von CA VII ist. Es genügt nicht nur, sich auf die Rechtfertigungslehre zu konzentrieren; es genügt nur die rechte Verkündigung.

Will nun unsere Synode tatsächlich ein verpflichtendes Angebot aussprechen? Dazu gehört die Bereitschaft, volle Kirchengemeinschaft anzuerkennen und unser bisher gewachsenes Kirchentum in einen neuen Zusammenhang einzufügen. Ziel wäre sowohl die Wahrung der Kontinuität durch die Konzentration auf das Augsburgische Bekenntnis, wie der Versuch, zu einer vollen lutherischen Anwaltschaft für das Bekenntnis der Gegenwart zu kommen. Dies ist das Zentrum der Entscheidung für die VELKD heute. Es müßten Wege und Maßnahmen gesucht werden, sowohl um die Tragfähigkeit der Augsburgischen Konfession für die Gemeinschaft des deutschen Protestantismus zu klären, wie um eine aktuelle Konkordie zu erreichen.

Eine synodale Arbeitsgruppe legte dem Plenum folgenden Bericht vor:

In der Öffentlichkeit begegnen wir der verbreiteten Meinung, die VELKD sei ein Hindernis der übergreifenden kirchlichen Einheit in Deutschland. Dies zwingt uns zur Selbstprüfung. Ohne über die Vergangenheit urteilen zu wollen, stellen wir fest, daß sich in jüngster Zeit tatsächlich im Bewußtsein der lutherischen Kirchen ein Wandel vollzogen hat. Der Wille zur größeren kirchlichen Einheit und die Bereitschaft, Motive der Selbsterhaltung zurückzustellen, ist rasch gewachsen. Der Ausschuß begrüßt diese Tendenz. Er spricht sich ausdrücklich für die vom Leitenden Bischof beschriebene „große Lösung“ aus. Er begründet dies u. a. mit folgenden Überlegungen:

1. Nicht der Realismus der kleinen Schritte, sondern utopisch erscheinende Visionen sind heute in der Lage, das Denken der Menschen zu fesseln.

2. Es ist ein nicht zu hoch einzuschätzendes, aber auch nicht unwichtiges Motiv, daß die Confessio Augustana über die VELKD hinaus von einer überwiegenden Mehrheit des deutschen Protestantismus bereits als Bekenntnisgrundlage anerkannt ist.

3. Nicht zu unterschätzen sind außerdem andere starke Gemeinsamkeiten im deutschen Protestantismus wie gemeinsame Gottesdienstordnungen, die Verwendung überwiegend gemeinsamer Katechismen, die Ergebnisse gemeinsamer theologischer und anderer Ausschußberatungen etc. Als Element der Gemeinsamkeit ist auch die überall noch starke Nachfrage der Gemeindeglieder nach der Antwort des Evangeliums, nach Verkündigung und Seelsorge zu werten.

4. Ein Zwang zur Einheit liegt darin, daß das Landeskirchentum ebenso wie andere Institutionen großer kirchlicher Körperschaften durch die gesellschaftliche Entwicklung

radikal in Frage gestellt ist und künftig noch mehr in Frage gestellt sein wird. Für den Bürger hat die Kirche als solche zunehmend weniger eine unbefragbare Autorität. Dies relativiert alle Kirchenpolitik, die auf Erhaltung des institutionellen Bestandes bedacht ist.

5. Zur Einheit drängen uns auch aktuelle Forderungen von Kräften der Gesellschaft, die uns nötigen, scheinbar äußere technische Aspekte der kirchlichen Institution neu zu durchdenken und neu zu regeln, wie z. B. die Kirchensteuer. Dies bedeutet, wir können die Einigung über unsere Bekenntnisse nicht nur als eine Voraussetzung für eine künftige Einheit des deutschen Protestantismus ansehen, vielmehr müssen wir parallel zu Bekenntnisgesprächen bereits andere Wege gehen, die uns näher an eine Einheit heranführen. Die „große Lösung“ der Einheit des deutschen Protestantismus ist nicht lediglich als ein Ergebnis der theologischen Einigung über dem Bekenntnis anzustreben; vielmehr bietet eine auf anderen Wegen bereits entstehende Einheit gerade den institutionellen Rahmen, innerhalb dessen das besondere lutherische Anliegen erst voll zur Geltung kommen kann, nämlich die Rechtfertigung als zentrales Motiv im theologischen Gespräch wachzuhalten. Wir sind uns im übrigen einig, daß auch die vorrangig pragmatischen Schritte zur Einheit ständig theologisch-kritisch begleitet sein müssen.

Der Ausschuß macht sich folgende kritische Fragen und Warnungen zu eigen:

a) Es ist durchaus anzunehmen, daß eine Stärkung der Arbeitsfähigkeit der VELKD der anzustrebenden Einheit des Deutschen Protestantismus nützen kann. Institutionelle Verfestigungen können jedoch auch die gegenteilige Wirkung haben. Die Struktur und Arbeitsweise der VELKD ist deshalb so anzulegen und zu verändern, daß sie auf Einheit hin offen bleiben.

b) Es muß deutlich sein, daß es bei den von der VELKD intensiv zu fördernden Einheitsbemühungen in keiner Weise um Machtfragen geht; es ist auch der Anschein zu vermeiden, als ginge es darum. Deshalb sollte auch nicht eine „führende Rolle des Luthertums“ beansprucht werden.

c) Es ist ständig zu prüfen, ob den Programmen die Kräfte entsprechen. Dies soll nicht verführen, die Ziele zu kurz zu stecken, wohl aber veranlassen, die notwendigen Kräfte zu aktivieren.

Der Ausschuß bittet die Generalsynode der VELKD, folgende Empfehlungen zu beschließen:

1. Die Vereinigte Kirche und alle ihre Gliedkirchen werden dringend gebeten, alle Möglichkeiten des Gespräches mit anderen Kirchen, die der Einheit dienen, zu nutzen.

2. Es ist dabei mit besonderer Sorgfalt zu prüfen, welche psychologischen und kirchenpolitischen Hindernisse und Einwände neben den theologischen zu erwarten sind, damit sie überwunden werden können.

3. Die Gliedkirchen der VELKD werden gebeten, die Frage der Einheit des deutschen Protestantismus in ihren Gemeinden, Synoden und anderen Gremien intensiv zu diskutieren.

4. Die verantwortlichen Gremien der Gliedkirchen werden gebeten, die Strukturen der Landeskirchen daraufhin zu überprüfen, ob sie der Einheit dienlich oder hinderlich sind.

5. Die Kirchenleitung der VELKD wird gebeten, das Arbeitsprogramm der ständigen Ausschüsse auf das Ziel der Einheit des deutschen Protestantismus hin auszurichten.

Die Generalsynode faßte eine

ENTSCHLIESSUNG ÜBER DEN WEITEREN WEG DER VELKD

Die Generalsynode der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands hat auf ihrer Tagung in Tutzing vom 6. bis 8. Oktober 1969 ihre im Mai 1969 in Augsburg begonnenen Beratungen über den weiteren Weg der VELKD innerhalb der evangelischen

Kirchen in Deutschland fortgeführt. Sie begrüßt es, daß die Augsburger Beschlüsse bereits im Gespräch mit der Arnoldshainer Konferenz aufgenommen worden sind. Sie ist zu folgenden Feststellungen gekommen:

1. Die VELKD sieht sich durch die Herausforderung der Gegenwart an eine entscheidende Wende ihres Weges gestellt. Die Entwicklungen in der Ökumene, die tiefgreifenden Wandlungen im theologischen Denken und im Verständnis der gesellschaftlichen Situation, das wachsende Unverständnis gegenüber konfessionellen Unterschieden sowie die organisatorische Trennung der evangelischen Kirchen in der Bundesrepublik und in der DDR verlangen eine Neugestaltung der Arbeit der VELKD.

2. Die Neugestaltung muß von dem Ziel bestimmt sein, den Dienst an der Gesellschaft wie am einzelnen Menschen mit neuer Entschlossenheit und Klarheit zu leisten. Deshalb muß die Kirche die Schrift und die ihr in der Geschichte geschenkte Glaubenserkenntnis – wie sie besonders in den Bekenntnissen hervortritt – deutlicher, umfassender und vielgestaltiger durch ihr Verkündigen und Handeln auslegen.

3. Der Auftrag der Kirche erfordert heute ein noch engeres Zusammenwirken aller evangelischen Kirchen, als es schon bisher in der EKD gegeben war. Die VELKD ist hierzu bereit. Sie bittet daher die anderen evangelischen Kirchen, mit ihr zusammen eine gemeinsame theologische Erklärung zu erarbeiten, in der das Verständnis des Evangeliums im Blick auf die gegenwärtigen Herausforderungen bezeugt wird. Hierbei sollte die Augsburger Konfession als Ausdruck des gemeinsamen reformatorischen Ansatzes bestimmender Ausgangspunkt sein und als ökumenisches Grundbekenntnis der Reformation aufgenommen werden.

4. Die VELKD hofft, daß das engere Zusammenrücken der evangelischen Kirchen im Endergebnis zu einer evangelischen Kirche mit voller Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft führen wird. In einer solchen Kirche sollte der Vielgestalt der Gaben und Aufgaben eine Vielfalt kirchlichen Lebens entsprechen. Eine zentralistische Einheitskirche würde diesem Ziel widersprechen.

5. Mit der beabsichtigten Zielsetzung wird die VELKD ihre Anstrengungen um gegenwartsnahe kirchlich-theologische Arbeit verstärken. Die Generalsynode gibt der Kirchenleitung entsprechende Empfehlungen. Gleichzeitig ist die organisatorische Gliederung der VELKD sachgemäß weiterzuentwickeln. Sie erhofft einen baldigen Abschluß der Verhandlungen über die Neugliederung der lutherischen Kirchen im nordelbischen Raum und erwartet davon ein erstes Modell für die Überwindung eines unzeitgemäßen landeskirchlichen Partikularismus. Weiterhin ist zu erwägen, ob die Gliedkirchen der VELKD in der Evangelischen Kirche in Deutschland und im Lutherischen Weltbund gemeinsam vertreten werden können.

6. Der auf der Tagung der Generalsynode in Augsburg eingesetzte Planungsausschuß wird aufgefordert, gemäß seinem Auftrag und im Sinne dieser Entschließung alsbald tätig zu werden und der Generalsynode auf ihrer nächsten Tagung über seine Arbeit zu berichten.

Auch bei dem Gesprächspartner, der Arnoldshainer Konferenz, erfolgten weitere Klärungen über die Situation und zu dem einzuschlagenden Weg zwischenkirchlicher Zusammenarbeit und Annäherung. Darüber gibt ein Memorandum Aufschluß, das von den Konferenzmitgliedern Dr. Benn und Vizepräsident Professor D. Dr. Söhngen erarbeitet und von der Konferenz gebilligt wurde.

ZUR SITUATION DER ARNOLDSHAINER KONFERENZ

In der Zusammenarbeit der Landeskirchen bedeuteten die ersten Jahre nach dem Kriege einen Tiefpunkt. In unvermeidlicher Reaktion auf die politisch bestimmten Einheitstendenzen der vorhergehenden Epoche entstand in Treysa (1945) die Evangelische Kirche

in Deutschland als ein loser Verband ihrer Gliedkirchen. Bei ihrer endgültigen Ordnung in Eisenach (1948) wirkten einer Verdichtung der Beziehungen wieder, wie schon in früheren Stadien der Geschichte, die konfessionellen Verschiedenheiten entgegen. In den zwanzig Jahren, die seitdem verflossen sind, hat zwar die Evangelische Kirche in Deutschland im Bilde des evangelischen Kirchentums einen festen Platz gewonnen, und auch aus dem öffentlichen Bewußtsein ist sie nicht mehr wegzudenken, vor allem dank dem Umstand, daß sie in steigendem Maße brennende Fragen des kirchlichen und des öffentlichen Lebens mutig angefaßt und in wohlabgewogenen Verlautbarungen und Denkschriften dazu Stellung genommen hat. Aber man wird doch nüchtern feststellen müssen, daß eine die Gemeinsamkeit vertiefende Wirkung ihren Bemühungen nur in begrenztem Maße beschieden gewesen ist. Die Ursache hierfür lag einmal in den eigentümlichen landeskirchlichen Gruppierungen innerhalb der EKD, zum andern in der Verfassungsstruktur der EKD, die eine rechtsverbindliche Einwirkung auf die Gliedkirchen kaum gestattet und sogar einer sachgerechten Behandlung spezifisch landeskirchlicher Probleme nur geringen Raum gibt.

Im Jahre 1948 schlossen sich elf lutherische Landeskirchen zu der *Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands* zusammen. Diese verstand sich von vornherein in bewußter Unterscheidung zur EKD nicht nur als Bund, sondern als Kirche mit weitgehender Vollmacht zu geistlichem und rechtlichem Handeln, wenn auch die Ausübung dieser Vollmacht auf Eigenart und Eigenleben ihrer Glieder Rücksicht nehmen sollte. Die VELKD brauchte zwar eine gewisse Zeit, um sich im eigenen Bereich durchzusetzen, befindet sich aber heute in einem Stadium fortschreitender Konsolidierung. Sie hat wichtige Gebiete, vor allem die gottesdienstlichen Ordnungen und das Ämterrecht, einheitlich geregelt und gemeinsame rechtsprechende Instanzen geschaffen. Neben ihrer Kirchenleitung ist ihre regelmäßig tagende Bischofskonferenz zu einem wichtigen Faktor der einheitlichen Meinungsbildung geworden. Endlich besitzt sie im Lutherischen Kirchenamt eine theologisch und juristisch gut besetzte ständige Amtsstelle, die zwar formell nicht vorgesetzte Stelle der Landeskirchenämter ist, aber durch ihre Präsenz und Leistungsfähigkeit der Führung der Geschäfte dauernde Impulse vermittelt. Ohne Frage ist die VELKD heute stark genug, um auf den Gang der Dinge in der EKD wesentlichen Einfluß zu nehmen.

Eine landeskirchliche Gruppierung zwar auch konfessioneller, aber potentiell wesentlich anderer Art ist die aus der altpreußischen Kirche hervorgegangene *Evangelische Kirche der Union*. Ihrer Verfassung nach ist sie gegenüber ihren Gliedkirchen kaum stärker als die EKD und wesentlich schwächer als die VELKD. Indessen hat sich auch hier in Fortwirkung der gemeinsamen Geschichte eine eigentümliche Gemeinschaft erhalten und im Laufe der Jahre verstärkt, die in der gemeinsamen Fortentwicklung wichtiger Sachgebiete und durch die ständigen Kontakte im Rahmen gemeinsamer Leitungsorgane Ausdruck findet und wirksam wird. Anders als die VELKD hat die EKD der EKD stets die Fähigkeit zuerkannt, ebenso wie sie selbst Kirche zu sein, und hat daher alle Bemühungen um eine Verwirklichung dieses Status ohne Vorbehalt unterstützt.

Neben diesen beiden Zusammenschlüssen steht eine nach Zahl, Größe und Bedeutung nicht weniger gewichtige Gruppe von meist unierten Gliedkirchen, welche unter sich bisher keine festere Verbindung hatten, aber eine engere Zusammenarbeit im größeren Rahmen der EKD in Anbetracht der allgemeinen Entwicklung immer stärker als notwendig empfinden. Stehen doch heute alle Landeskirchen infolge der weltanschaulichen politischen und gesellschaftlichen Veränderungen vor Aufgaben, die sie für sich nicht mehr lösen können. Sie sind genötigt, gemeinsame oder doch übereinstimmende Lösungen zu suchen und sie mit vereinten Kräften durchzuführen. Dabei steht vor allem in Frage, ob nicht die Landeskirchen in ihrer eigenen inneren Struktur, in der Gewinnung der Kräfte für die verschiedenen kirchlichen Ämter und Dienste, in deren Heranbildung und Zuordnung zueinander, ferner in der Bildung der räumlichen Schwerpunkte für den Ansatz

der Dienste und in der Art der Ausrichtung leitender Funktionen neue Wege gehen und bei alldem noch stärker als bisher dem Gesichtspunkt der rationellen Ansetzung von Kräften und Mitteln Raum geben müssen. Es handelt sich mithin vorwiegend um *spezifisch landeskirchliche Probleme*, vor denen die Gliedkirchen heute stehen und aller Voraussicht nach künftig noch in verstärktem Maße stehen werden. Diese Tatsache allein schon erschwert die Erörterung und Lösung auf der Stufe der EKD. Denn unabhängig von den in ihrem Bereich vorhandenen konfessionellen Schwierigkeiten leidet die EKD auch daran, daß sie in ihrer Struktur nicht nach den Bedürfnissen der Landeskirchen ausgerichtet ist. Die Auswahl der Mitglieder des Rates ist eine von mannigfachen Erwägungen und Konstellationen beeinflusste Persönlichkeitswahl, bei der die Vertretung der Gliedkirchen nur einen von mehreren Gesichtspunkten ausmacht. Die Kirchenkonferenz, in der die landeskirchlichen Interessen zur Geltung kommen sollen, verfügt nicht über die Kompetenzen zur Lösung schwieriger Fragen und ist auch, wie die Praxis immer wieder erwiesen hat, in ihrer Zusammensetzung allenfalls dann entscheidungsfähig, wenn ihre Beratungen so eingehend, sorgfältig und sachkundig vorbereitet werden, daß sie vor entscheidungsreifen Vorlagen steht. Diese Vorarbeit kann wiederum die Kirchenkanzlei der EKD, deren Arbeit volle Anerkennung verdient, allein nicht leisten, weil sie selbst mit den landeskirchlichen Problemen und Wirkungsmöglichkeiten nicht unmittelbar in Berührung steht. Daher hat es immer mehr den Anschein, daß es schon aus pragmatischen, jeder Gruppenpolitik fernen Überlegungen einer den Landeskirchen näher liegenden Stufe der Zusammenarbeit bedarf (wie die lutherischen Kirchen sie in der VELKD haben), wenn die anstehenden Fragen sachgerecht und praktikabel behandelt werden sollen.

Es erklärt sich vorwiegend aus dieser Lage, daß die weder zur VELKD noch zur EKU gehörenden Gliedkirchen sich vor zwei Jahren mit der EKU zusammen in der *Arnoldshainer Konferenz* eine solche Zwischenstufe zu schaffen gesucht haben, die einer Zusammenarbeit auf den Gebieten der spezifisch landeskirchlichen Probleme dienen soll.

Die Arnoldshainer Konferenz hat zunächst ohne feste Formen in gelegentlichen Zusammenkünften der Vollkonferenz gearbeitet, die aus Vertretern der beteiligten Kirchenleitungen besteht, und in je einem theologischen und juristischen Ausschuß mit Unterstützung einer Verbindungsstelle, die die EKU in ihrer Kirchenkanzlei darbietet. Vor wenigen Wochen hat sie sich eine Geschäftsordnung gegeben. Aber auch sie ist kein Organisationsstatut, in dem die Rechte und Pflichten der Beteiligten umschrieben wären. Ebenso wenig sind die Aufgaben dem Gegenstand nach festgelegt: Sie werden von Fall zu Fall in Angriff genommen. Die Annahme liegt jedoch nahe, daß Umfang und Gewicht der Aufgaben in nicht ferner Zeit eine festere Form der Zusammenarbeit und eine deutlichere Umschreibung der Aufgaben und Ziele notwendig machen werden. Im Hinblick hierauf sollen im folgenden einige dabei auftauchende Fragen teils grundsätzlicher, teils praktischer Art erörtert werden.

I. Die erste Grundfrage bezieht sich auf das *Verhältnis der Konferenz zur EKD und zur VELKD*:

Würde etwa eine Verdichtung der Zusammenarbeit in der Konferenz als eine die EKD aufspaltende Blockbildung wirken können? Daß die beteiligten Kirchen nichts weniger als dies wollen, bedarf keiner Begründung. Sie haben die EKD schon bisher ohne Einschränkung als die sie umschließende kirchliche Gemeinschaft betrachtet und wollen das weiter tun. Sie wären auch ohne weiteres bereit gewesen, die Aufgaben, die sie der Konferenz stellen, durch die EKD erfüllen zu lassen, wenn und soweit sie dort mit deren Erfüllung rechnen können. Nach allen Erfahrungen würde das aber eine Umstrukturierung der EKD voraussetzen, die eine stärkere Integrierung *aller* Gliedkirchen, einschließlich derjenigen der VELKD, in die EKD zum Ziele haben müßte. Da eine solche Entwicklung in naher Zeit nicht zu erwarten ist, können die Arnoldshainer Kirchen auf sie nur in ständigem Gespräch mit allen Gliedkirchen hinzuwirken suchen. Diese Haltung

macht deutlich, daß sich ihre Zusammenarbeit, in welcher Form auch immer, nicht gegen die EKD richtet, sondern einen sie ergänzenden Charakter hat. Ebenso wenig richtet sie sich gegen die VELKD. Es wird sich sogar nahezu zwangsläufig ergeben, daß die Konferenz in den wesentlichen Fragen der landeskirchlichen Entwicklung die VELKD als ihren Gesprächspartner betrachtet und damit, weit davon entfernt aufspaltend zu wirken, im Gegenteil zur Festigung des Zusammenhalts der Gliedkirchen innerhalb der EKD und damit zur gesamtkirchlichen Stabilität beiträgt. Es sprechen neuerdings manche Anzeichen dafür, daß man auch auf Seiten der VELKD in einer deutlicheren Formierung der nicht zu ihr gehörenden Gliedkirchen eine Erleichterung der Zusammenarbeit erblicken würde.

II. Eine weitere Frage von grundsätzlicher Bedeutung betrifft das *Verhältnis der Konferenz zu ihren eigenen Gliedkirchen*. Hier wird wesentlich sein, daß sich die Landeskirche eindeutig als das tragende Element im übergemeindlichen Aufbau der Kirche erwiesen hat. Sie bietet räumlich und personell die Weite, aber auch die Überschaubarkeit, deren insbesondere die leitende geistliche Verantwortung zu ihrer Wirksamkeit bedarf, und zugleich jenes Mindestmaß an Vielfalt der Verhältnisse, das die Maßstäbe rechtlicher Ordnung erst nachzuprüfen ermöglicht (daß dieser Grundsatz nicht einer Änderung der Grenzen allzu kleiner Landeskirchen entgegensteht, bedarf keines näheren Hinweises). Eine engere Zusammenarbeit unter den Landeskirchen muß von dieser Lage ausgehen und kann daher niemals zum Ziel haben, Leitungsfunktionen der Landeskirchen auf einen „übergeordneten“ Verband zu übertragen. Im Gegenteil wird auch im Bereich der Zusammenarbeit den Leitungen der Landeskirchen die entscheidende Funktion zukommen müssen.

III. Unter Beachtung dieser Grundsätze und Ziele sowie der bisherigen Erfahrungen wären für eine engere Zusammenarbeit insbesondere folgende Bereiche ins Auge zu fassen:

1. Wenn die Evangelische Kirche in Deutschland in Artikel 1 ihrer Grundordnung als ein Bund lutherischer, reformierter und unierter Kirchen bezeichnet wird, der die Bekenntnisgrundlagen der Gliedkirchen und Gemeinden achtet, wird damit das Modell einer Kirche mit gegliedertem Bekenntnisstand beschrieben. Dem *ekklesiologischen Problem*, das damit gegeben ist, sollten wie schon bisher, so auch weiterhin die Bemühungen der in der Arnoldshainer Konferenz vertretenen Kirchen gelten. Das ist um so dringlicher, als das Unionsverständnis unter ihnen nicht einheitlich ist. Dabei darf sie auch vor der Frage nicht zurückschrecken, ob sich die EKD bei dem in Artikel 1 ihrer Grundordnung beschriebenen statischen, lediglich die geschichtlichen Gegebenheiten referierenden Bekenntnis-Verständnis auf die Dauer beruhigen kann. Zu Beginn des Kirchenkampfes wurde von weiten Kreisen der theologischen Jugend die Forderung nach einem *neuen* Bekenntnis der Kirche erhoben. Man wird schwerlich behaupten können, daß diese Forderung heute nicht mehr aktuell sei.

2. Damit müßten sich grundsätzliche Überlegungen über den unterschiedlichen Kirchencharakter der Landeskirchen und der Evangelischen Kirche in Deutschland verbinden. Wieweit kann und soll die „Integrierung“ der Gliedkirchen in die Evangelische Kirche in Deutschland gehen? Und welche Rolle könnte dabei die Arnoldshainer Konferenz spielen? Es besteht Übereinstimmung darüber, daß die EKD keine zentralistische Einheitskirche, sondern die Zusammenfassung ihrer Gliedkirchen zu einheitlichem Handeln sein soll. Von daher legt sich die Frage nahe, ob eine Verdichtung der Beziehungen zwischen den Arnoldshainer Kirchen, die sämtlich den Kirchencharakter der Evangelischen Kirche in Deutschland bejahen, die Arnoldshainer Konferenz nicht zu einem hilfreichen und wichtigen *Zwischenglied für den organischen Aufbau der EKD* machen könnte, das subsidiäre Funktionen bei dem Herüber und Hinüber der wechselseitigen Einwirkungen der EKD und der Landeskirchen aufeinander zu leisten vermag und das zugleich im Zusammenwirken mit der VELKD auch Einfluß auf die Entscheidungen der

dieser angeschlossenen lutherischen Landeskirchen mit dem Ziele gegenseitiger Rücksichtnahme gewinnen könnte (vgl. die Ausführungen unter I).

3. Die gemeinsame *Auseinandersetzung mit den aktuellen Problemen und den Herausforderungen*, die die bisherigen Grundlagen der kirchlichen Arbeit in Frage stellen, ist eine wichtige Aufgabe der Arnoldshainer Konferenz. Sicherlich kann sich die EKD aus der grundsätzlichen Analyse dieser Erscheinungen nicht heraushalten, und sie müht sich auch in dankenswerter Weise um fundierte Stellungnahmen. Aber konkret werden die Herausforderungen in den einzelnen Landeskirchen, und hier gibt es eine Fülle von brennenden Fragen, die einheitlicher Behandlung bedürfen und zu gemeinsamen Lösungen, bis hin zu Vereinbarungen über eine einheitliche Praxis, gerade auch hinsichtlich der Verwirklichung berechtigter Forderungen, führen könnten.

4. Dringend erwünscht sind auch Maßnahmen zur einheitlichen Ausrichtung und auch zur Zusammenfassung der *Aus- und Fortbildung der Pfarrer, Pastorinnen und sonstigen kirchlichen Mitarbeiter*. Unbeschadet des Festhaltens an dem Grundsatz der Einheit in der Mannigfaltigkeit wäre zu begrüßen, wenn im Laufe der Zeit übereinstimmende Grundformen für den Dienst der kirchlichen Mitarbeiter erarbeitet würden auf der Grundlage eines einheitlichen Verständnisses der Polarität von Amt und Gemeinde. Da bei den Arnoldshainer Kirchen weithin die Voraussetzung einer gemeinsamen theologischen Konzeption in diesen Fragen gegeben ist, lassen sich solche Maßnahmen in ihrem Rahmen z. Z. leichter verwirklichen als auf der größeren Ebene der EKD. Das gleiche dürfte für die Frage einer einheitlichen Lehrbeurteilungsordnung gelten. Von entscheidender Bedeutung für den gesamten Fragenkomplex könnte es werden, wenn es gelänge, sich auf gemeinsame Thesen über das Verständnis der Ordination innerhalb der Arnoldshainer Konferenz zu einigen.

5. Nachdem die gottesdienstliche Einheit der evangelischen Christenheit in Deutschland durch das gemeinsame Evangelische Kirchengesangbuch wirksam gefördert worden ist, sollten auch die Möglichkeiten zu einer Annäherung in der Gestaltung der *Agende* geprüft werden. Da der Meßtypus des Gottesdienstes in verschiedenen der in der Arnoldshainer Konferenz vertretenen Kirchen schon seit der Reformationszeit keine Tradition mehr hat, kommt für sie nur eine Agende in Betracht, die, wie die Agende der Evangelischen Kirche der Union, auch Raum für gottesdienstliche Formen hat, die aus der reformierten Tradition erwachsen sind. Darüber hinaus wäre es sicherlich gut, wenn die Arnoldshainer Kirchen auch zu Vereinbarungen darüber gelangten, in welcher Weise und in welchem Umfang Raum für neue gottesdienstliche Versuche und Formen gegeben werden soll.

6. In die unmittelbare *ökumenische Arbeit* ist von den Kirchen der Arnoldshainer Konferenz bisher nur die Evangelische Kirche der Union eingeschaltet; es ist aber zu wünschen, daß auch die anderen unierten Kirchen daran Anteil haben. Gegenüber der Dominanz der konfessionellen Weltblöcke gilt es – als notwendiges Ferment – den Unionsgedanken in der Ökumene zu fördern. Darum sollte die Arnoldshainer Konferenz gemeinsame ökumenische Tagungen veranstalten und auch gemeinsame ökumenische Ausschüsse bilden.

7. Die *Rechtssetzung* liegt, da die Befugnisse der EKD auf diesem Gebiet für die Gliedkirchen kaum von Bedeutung sind, so gut wie ausschließlich bei den Landeskirchen, die sie entweder selbst oder innerhalb der EKD auf bestimmten Gebieten durch diese ausüben. Eine Zusammenarbeit ist hier aus mannigfachen Gründen geboten. Die rechtssetzende Tätigkeit wird in der Regel durch Vorgänge allgemeiner Art gleichzeitig in allen oder mehreren Landeskirchen ausgelöst. Durch rechtzeitiges Benehmen untereinander können die erforderlichen Vorarbeiten zugleich vereinfacht und bereichert werden. Der an sich berechtigte Wunsch, die Besonderheiten des eigenen Gebiets in der Rechtsordnung zur Geltung zu bringen, erfährt dabei die notwendige Überprüfung an den Verhältnissen anderer Gebiete, die erst den Maßstab dafür vermittelt, worin die eigenen

Besonderheiten bestehen und welche Bedeutung sie haben. Eine solche Überprüfung ist um so notwendiger, als die meisten Entscheidungen, die eine Landeskirche trifft, zwangsläufig Rückwirkungen auch in anderen Gebieten hervorrufen. Die in der Konferenz zusammenarbeitenden Kirchen sollten sich daher gegenseitig die Zusage geben, daß sie auf dem Gebiet der Rechtssetzung die anstehenden Pläne laufend miteinander austauschen und über deren Gestaltung gemeinsam beraten in einem Stadium, in welchem die Ergebnisse der Beratungen noch verwertet werden können.

8. Die Überlegungen hinsichtlich der Rechtssetzung werden für Entscheidungen und Maßnahmen im Bereich der *Verwaltung* dann ebenfalls zutreffen, wenn eine Landeskirche vor einer Entscheidung von grundsätzlicher Bedeutung steht, deren Tragweite über den eigenen Bereich hinausgeht. Auch sollte nicht unerwähnt bleiben, daß die Autonomie der Landeskirchen zu einer dienstrechtlichen Unbeweglichkeit ihrer ständigen behördlichen Mitarbeiter geführt hat, deren unerfreuliche Folgen nicht selten zutage treten. Es sollte ernsthaft überlegt werden, ob nicht die engere Zusammenarbeit der Landeskirchen auch die Möglichkeit geben könnte, die Gefahren dieses Zustands durch einen Austausch von Kräften zu mindern.

9. Der Wunsch mehrerer Landeskirchen, eine gemeinsame Berufungsinstanz für die *Rechtsprechung* in Verwaltungsgerichtsverfahren zu schaffen, ist bereits Gegenstand der Beratungen.

10. Ähnliches gilt von den schon in Gang befindlichen Überlegungen, ob nicht – zugleich aus Gründen der Koordinierung und der Ersparnis – bestimmte *Einrichtungen oder Veranstaltungen* von allen oder mehreren Kirchen des Konferenzbereichs gemeinsam eingerichtet, getragen und betrieben werden sollten. Dies bezieht sich vor allem auf die Gebiete der Ausbildung und Fortbildung (vgl. Ziff. 4). Im Rahmen derartiger Maßnahmen könnte sich auch eine erwünschte Entlastung finanziell schwächerer durch leistungsfähigere Landeskirchen ergeben, während das Problem eines allgemeinen Finanzausgleichs unter den Arnoldshainer Kirchen sich zwar ebenfalls ernstlich stellt, aber noch eingehender Überlegungen und Erfahrungen bedürfen wird.

In den zwei Jahren, die vergangen sind, seitdem die Arnoldshainer Konferenz ihre Arbeit aufgenommen hat, ist unter den an ihr Beteiligten eine Atmosphäre des Vertrauens entstanden, in der die hier aufgewiesenen Möglichkeiten der Zusammenarbeit sich bereits im Ansatz als realisierbar gezeigt haben. Das hat in der gemeinsamen Beratung aktueller Fragen Ausdruck gefunden, besonders aber auch in der gemeinsamen Teilnahme am lutherisch-reformierten Gespräch und in dem gemeinsamen Vorschlag voller Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft unter den Gliedkirchen. Das Mißverständnis, dem dieser Vorschlag zunächst im Bereich der VELKD ausgesetzt war, hat in einem sachlichen Gespräch geklärt werden können, das auf theologischer Ebene fortgesetzt werden soll. Damit stehen bereits die beiden gliedkirchlichen Gruppierungen in einem wesentlichen Punkt in der Gesprächssituation, die in umfassender Weise für die Evangelische Kirche in Deutschland nutzbar gemacht werden könnte. Es ist die Frage, ob die bisherige Entwicklung die Arnoldshainer Konferenz nicht zu einer noch deutlicheren der ihr zugewachsenen Mitverantwortung gerecht werdenden Profilierung ihrer eigenen Position ermutigen sollte.

Eine Analyse der programmatischen Verlautbarungen beider Seiten vor dem Hintergrund der Werdegeschichte und Gewordenheit der deutschen evangelischen Christenheit, deren Gestalt durch den territorialen und den konfessionellen Föderalismus und die unterschiedliche Verbindung und Verflechtung beider bestimmt ist, ergibt, daß die VELKD dem Konfessionsprinzip, die Arnoldshainer Konferenz dem Territorialprinzip ein größeres spezifisches Gewicht zumißt. Während die Arnoldshainer Konferenz die innerevangelischen Lehrunterschiede nicht mehr für kirchentrennend hält, stellt die VELKD die Bekenntnisfrage im

Blick auf „die Einheit des Zeugnisses in Kontinuität ...“, ohne Vorwegerklärungen über die Irrelevanz der traditionellen Bekenntnisse“; während die VELKD in der Ungeklärtheit der Bekenntnisfrage eine erhebliche Schwierigkeit und den gewiesenen und einzig gangbaren Weg zur Kirchengemeinschaft in der Erarbeitung gemeinsamer Glaubensaussagen zu den Fundamentalartikeln im Ausgang von der Augsbургischen Konfession sieht, wünscht die Arnoldshainer Konferenz zwar weder die Proklamierung des Endes der Bekenntnisunterschiede noch deren Nivellierung, meint aber die darin aufgerichtete Hürde durch eine gemeinsame Bekenntniserklärung ad diem überspringen zu können; während die VELKD sich um ihre innerkirchliche territoriale Flurbereinigung bemüht, betont die Arnoldshainer Konferenz die Bedeutung überschaubarer, geistlich durchdringbarer Landeskirchen, weil diese Auftrag und Sendung der Kirche Jesu viel deutlicher zu manifestieren in der Lage seien als eine Einheitskirche, und sei es eine solche Augsbургische Konfession. In den laufenden Gesprächen wird sich erweisen müssen, inwieweit beide Gruppen in der Lage sind, ihren eigenen Schatten zu einem Teil zu überspringen.

Diese Gespräche liefen im Berichtsjahr an und wurden auf den Ebenen persönlicher Begegnungen und des Austausches von Arbeitspapieren geführt. Schon zwischen den beiden Generalsynodaltagen der VELKD – am 30. Juli 1969 in München – wurde zwischen Vertretern der Arnoldshainer Konferenz und der VELKD die Bildung eines Ausschusses vereinbart, in den jede Gruppe sechs Vertreter entsenden sollte. Am 24. September 1969 richtete die Kirchenleitung der VELKD an die Arnoldshainer Konferenz ein Schreiben zur Frage der Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft:

Wir begrüßen es, daß am 30. Juli 1969 ein Gespräch über die von der Arnoldshainer Konferenz vorgelegten Vorschläge zur Frage der Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft geführt werden konnte. Die Vereinigte Kirche hatte sich bereits vorher in Kontakt mit ihren Gliedkirchen sowohl in der Bischofskonferenz und in der Kirchenleitung als auch im Theologischen Ausschuß und in einer Rechtskommission mit den angeschnittenen Fragen eingehend befaßt. Da in dem Gespräch am 30. Juli von einzelnen gefragt wurde, ob die Dokumente nicht vielleicht schon überholt seien, möchten wir hier nur die entscheidenden Aspekte herausstellen. Wir haben uns erlaubt, in München ein Arbeitspapier des Theologischen Ausschusses der Vereinigten Kirche und eine Stellungnahme einer Rechtskommission zu überreichen, und meinen, daß die in diesen Dokumenten angesprochenen und die in München offen gebliebenen Fragen weiterer Klärung bedürfen.

Mit der Arnoldshainer Konferenz sind wir der Überzeugung, daß die gegenwärtige Situation einer grundlegenden gemeinsamen Besinnung über Weg und Auftrag der Kirche dringend bedarf. Wir sollten uns dabei mit der in der EKD bereits gewachsenen Gemeinschaft nicht begnügen, sondern um ein höheres Maß von Gemeinschaft und von Verbindlichkeit im Zentralen der Verkündigung ringen. Jeder legitime Schritt auf diesem Wege findet unsere Unterstützung. Wir weisen darum nicht nur auf die Kranzbacher und Reichenauer Erklärung der Lutherischen Bischofskonferenz sowie die Entschließung der Generalsynode in Augsburg hin, sondern mit Dankbarkeit auch auf die Stellungnahme des Theologischen Ausschusses der Evangelischen Kirche der Union zum Verständnis des Todes Jesu. Auf dem gemeinsamen Weg nehmen wir es uns, wie das Gespräch in München gezeigt hat, gegenseitig ab, daß unser Reden und Handeln von theologischer Überzeugung und vom Gewissen geleitet sind. Eine besondere Aufgabe scheint uns darin zu bestehen, beim gemeinsamen Handeln so sorgsam vorzugehen, daß es darüber nicht zu neuen Trennungen kommt.

Zweifelloso gehört die Frage des Heiligen Abendmahls zu den Lebensfragen der Kirche. Die Gliedkirchen der Vereinigten Kirche haben mit ihrer erklärten Bereitschaft, alle zum Tisch des Herrn zuzulassen, die einem der in der EKD geltenden Bekenntnisse angehören, den Erfordernissen des heutigen Lebens Rechnung getragen. Von sehr viel höherer Bedeutung scheint uns aber die Aufgabe zu sein, in der Frage der Abendmahlsverkündigung und der Abendmahlspraxis hilfreiche Schritte zu tun. An einem elementaren Konsensus, z. B. über die Wirksamkeit der Gnadenmittel, zu arbeiten, halten wir für eine unverzichtbare Aufgabe. Darum legen wir auf die Fortführung des lutherisch-reformierten Gesprächs großen Wert. Wir hoffen, daß dabei die Abendmahlsfrage aus ihrer gegenwärtigen Isolierung befreit und in den großen reformatorischen Kontext hineingestellt werden kann.

Im Gespräch am 30. Juli 1969 spielte die Frage eine wesentliche Rolle, ob für Kirchengemeinschaft ein formuliertes gemeinsames Bekenntnis notwendig ist. Wir meinen, daß die Zeit gekommen ist, Leben und Lehre wieder stärker miteinander in Verbindung zu bringen, wenn die Kirche glaubwürdig bleiben und nicht einem bloßen Pragmatismus verfallen soll. Könnte und müßte nicht die uns verbindende Botschaft von der Rechtfertigung gemeinsam bekannt werden? Wir würden es für einen entscheidenden Schritt nach vorn halten, wenn wir in Anknüpfung an den gemeinsamen reformatorischen Ursprung und auf der Grundlage des Augsburgischen Bekenntnisses zu gemeinsamem Bekennen in der Gegenwart kämen, wie das auch die Generalsynode in Augsburg ausgesprochen hat. Die Augsburgische Confession könnte in der heutigen Verwirrung zu einem Kristallisationspunkt auf dem Weg des deutschen Protestantismus werden. Die Reichenauer Erklärung weist auf, daß wir nicht an eine historisierende und retrospektive Wiederholung von Sätzen denken, sondern an die Interpretation und Aktualisierung des reformatorischen Bekenntnisses.

Wir haben das Lutherische Kirchenamt beauftragt, mit der Verbindungsstelle der Arnoldshainer Konferenz Kontakt aufzunehmen, um Vorschläge für weitere Schritte abzusprechen.

Am 4. Oktober antwortete Präses Professor D. Dr. Beckmann als Vorsitzender der Arnoldshainer Konferenz dem Leitenden Bischof D. Wölber:

Ihr Schreiben vom 24. September d. J. hat uns auf der gegenwärtigen Tagung der Arnoldshainer Konferenz in Schönberg beschäftigt. Ihr Wunsch, daß wir uns mit der in der EKD bereits gewachsenen Gemeinschaft nicht begnügen, sondern um ein höheres Maß von Gemeinschaft und von Verbindlichkeit im Zentralen der Verkündigung ringen sollten, umschreibt das Anliegen, das uns in der Arnoldshainer Konferenz zusammengeführt hat. Darum hat uns Ihr Brief in der Zuversicht bestärkt, daß wir miteinander und zueinander auf einem guten Wege sind.

Was nun Ihre konkreten Überlegungen und Vorschläge betrifft, so greifen wir gern Ihre Anregung auf, daß in doppelter Richtung weitergearbeitet werden sollte.

Einerseits sollten die bereits in Gang gekommenen lutherisch-reformierten Gespräche weitergeführt werden, wobei wir ja damit einverstanden sind, daß der betreffende Arbeitskreis Ihrer Anregung entsprechend das reformatorische Verständnis der Gnadenmittel besonders berücksichtigt.

Andererseits sind wir mit Ihnen auch darin einig, daß es ein entscheidender Schritt nach vorn wäre, wenn wir in Anknüpfung an den gemeinsamen reformatorischen Ursprung zu gemeinsamem Bekennen über die Herausforderung der Gegenwart kämen, wobei der Lehrzusammenhang der Confessio Augustana einen bestimmenden Ausgangspunkt bilden könnte. Dieselbe kann zwar – wir denken, daß wir Sie darin recht verstehen – nicht als evangelisches Einheitsbekenntnis unserer Kirchen übernommen werden, zumal sie bei uns nicht allgemein als Bekenntnisgrundlage gilt. Dennoch kann sie ein hilfreicher Anwalt für das uns heute aufgetragene Bekennen sein.

Nachdem wir bereits auf Grund der Abmachungen des Münchner Gesprächs unseren Personalvorschlag für einen Arbeitskreis gemacht haben, der in dieser Richtung arbeiten soll, wären wir dankbar, wenn auch Sie die von der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands dafür vorgesehenen Personen bald namhaft machen würden.

An den zwischen der Arnoldshainer Konferenz und der Vereinigten Kirche lauffenden Gesprächen sind auch die Evangelische Kirche der Union und der Reformierte Bund beteiligt. Am 9. Dezember 1969 richtete der Moderator des Reformierten Bundes, Professor D. Dr. Niesel, an die Arnoldshainer Konferenz und die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands ein Schreiben, das das besondere Anliegen des Moderamens bei diesen Gesprächen zum Ausdruck bringt:

Sehr geehrte Herren, liebe Brüder!

In seiner Sitzung am heutigen Tage hat das Moderamen die kirchliche Lage innerhalb der EKD erörtert. Wir möchten Ihnen das Ergebnis zur Kenntnis bringen mit der Bitte, die Anliegen des Moderamens in Ihre Erwägungen und Pläne einzubeziehen.

Der Rat der EKD erhält eine Abschrift dieses Briefes mit seinem nun folgenden Inhalt.

Mit brüderlichen Grüßen Ihr

Das Moderamen begrüßt jede Initiative, die dem Zusammenwachsen der in der EKD verbundenen Kirchen dienen soll. Die Anstöße, die dazu in den letzten Monaten von der VELKD und von der Arnoldshainer Konferenz ausgegangen sind, bedürfen aufmerksamer Beachtung.

Da es bei diesen Bemühungen nicht nur um Fragen der Struktur, der Organisation oder der Verwaltung gehen kann, liegt uns an einem klärenden Gespräch über die leitenden Gesichtspunkte.

Wir sind mit Ihnen darin einig, daß Ausgangspunkt aller Überlegungen und Reformen nur das Evangelium selber sein kann, – dies heißt für uns konkret: das Evangelium von Jesus Christus, wie es in den reformatorischen Bekenntnissen vorwärtsweisend bezeugt und in der Barmer Erklärung wieder aktualisiert worden ist. Es gilt auf diesem Weg „im Blick auf die gegenwärtigen Herausforderungen“ gemeinsam den nächsten Schritt zu tun, ohne sich dabei auf eine einzelne Bekenntnisschrift im Sinne eines ökumenischen Grundbekenntnisses festzulegen.

Organisatorische Basis dieser Bemühung kann u. E. nur die EKD als ganze sein, wie sie sich uns heute – nach der Gründung des Bundes Evangelischer Kirchen in der DDR – in der Bundesrepublik darstellt. In konsequenter Ernstnahme der Grundordnung der EKD sollte heute, wie schon vor 20 Jahren hervorgehoben worden ist, neben Artikel I 1 auch und gerade der Artikel I 2 zu seinem Recht kommen. Dadurch werden die in der EKD zusammengeschlossenen Kirchen aufgefordert, immer mehr und glaubwürdiger miteinander bekennende Kirche zu werden.

Wie das zu verwirklichen ist, muß Gegenstand offener Gespräche sein. Für die Beteiligung an solchen Gesprächen sollte nicht das kirchenpolitische Gewicht der vorhandenen konfessionellen Zusammenschlüsse, sondern das gegliederte Miteinander der Bekenntnisse in der EKD bestimmend sein.

Wir schlagen vor, daß der Rat der EKD zu diesen Gesprächen einlädt.

3. DAS GESPRÄCH ÜBER DIE TAUFE³

Die Frage nach der Taufe, ihrem neutestamentlichen und dogmatischen Verständnis, ihrem soteriologischen und ekklesiologischen Rang, ihrer verantwortlichen Verwaltung und ihrer Ordnung, insbesondere im Blick auf ihre Terminierung, war schon vor dreißig Jahren akut. Dietrich Bonhoeffer, dessen Todestag sich 1970 zum fünfundzwanzigsten Male jährt, fragte schon 1942:

Wie steht die Kirche zu Christen, welche die Kindertaufe überhaupt aus Glaubensgründen ablehnen zu müssen meinen? a) Sie hat kein Recht, gläubige Gemeindeglieder, die ihre Kinder nicht taufen lassen, auf Grund der Heiligen Schrift in Zucht zu nehmen. b) Dasselbe gilt gegenüber Pfarrern, die es mit ihrer Familie ebenso halten. Sie wird in beiden Fällen einen praktischen Hinweis auf den Ernst der Taufgnade erblicken. c) Sie kann aber ihren Pfarrern nicht erlauben, solchen gläubigen Christen, die die Taufe für ihre Kinder begehren, diese zu verweigern, weil diese Verweigerung sich nicht aus der Schrift rechtfertigen läßt. d) Sie kann ihren Pfarrern nicht erlauben, eine schriftwidrige Lehre von der Unerlaubtheit der Kindertaufe zu verkündigen, während sie ihnen nicht verwehren kann, die Erwachsenentaufe mit biblischen Gründen zu empfehlen ... (Ges. Schriften Bd. III, S. 453).

Ein Jahr später, 1943, erschien K. Barths Vortrag „Die kirchliche Lehre von der Taufe“, der die Grundlegung zu seiner in späteren Veröffentlichungen erheblich verschärfen Tauflehre enthält. Nur wenige Jahre später lief in der Evangelischen Landeskirche in Württemberg die bald auf andere Gliedkirchen übergreifende Taufdiskussion an, die auch 1969 nicht zum Abschluß gebracht wurde, die Synoden mehrerer Gliedkirchen beschäftigte, einige Fälle grundsätzlicher Ablehnung der Kindertaufe und ihres Vollzuges durch kirchliche Amtsträger zeitigte und durch Geltendmachung soziologischer Aspekte und das Vorbringen von Argumenten gesellschaftstheologischer Art durch neue Begründungen für die Freigabe des Taufalters angereichert wurde.

Die im ersten Jahresmonat zusammengetretene Tagung der rheinischen Landessynode hatte sich dem Antrag der Arbeitsgemeinschaft „Taufe und Gemeinde“ auf Änderung der rheinischen Kirchenordnung im Sinne der Freigabe des Tauftermins zu stellen (vgl. Kirchl. Jahrbuch 1968, S. 16 ff.). In dem von Präses Professor D. Dr. Beckmann vorgelegten Bericht über die Tätigkeit der Kirchenleitung endet der Abschnitt über die Taufe mit folgenden „Schlußfolgerungen“:

Die erste wäre diese: Eine kirchenordnungsmäßige Freigabe des Tauftermins widerspricht der Bekenntnisgrundlage unserer Kirche. Deshalb also ist die Forderung, die in dem Rundbrief des Arbeitskreises Taufe und Gemeinde erhoben worden ist, unzweifelhaft bekenntniswidrig. Man müßte nachweisen, daß sich die Bekenntnisse gegenüber der Heiligen Schrift, worauf sie sich berufen, in bezug auf die Kindertaufe irren, so daß man sie in diesem Punkte ändern müßte. Ohne eine Änderung der Bekenntnisgrundlage unserer Kirche im Blick auf die Geltung der reformatorischen Bekenntnisse gibt es keine Möglichkeit der Änderung der Taufordnung in Richtung einer grundsätzlichen Freigabe des Taufaufschubs, das ist meine feste Überzeugung. Die zweite Schlußfolgerung lautet: Die Gemeinden der Evangelischen Kirche im Rheinland sind mit der Evangelischen Kirche der Union und der Evangelischen Kirche in Deutschland in einer so festen Gemeinschaft, daß sich eine grundlegende Änderung in bezug auf Lehre oder Ver-

3. Vgl. Kirchl. Jahrbuch 1962, S. 31 ff.; 1964, S. 27 ff.; 1968, S. 15 ff.

waltung der Sakramente aus unserer eigenen Vollmacht verbietet. Man müßte darüber mit den Brüdern innerhalb der Kirchen sprechen, die dieselbe Bekenntnisgrundlage und Taufordnung haben wie wir. Wir haben auch schon einen Taufausschuß in der EKD, wir haben in der EKU einen solchen und sind deswegen darauf angewiesen, in einer so schwierigen und gewichtigen Frage in der Gemeinschaft der mit uns verbundenen Kirchen zu bleiben.

Wer für eine kirchenordnungsgemäßige Freigabe des Taufaufschubs eintritt, muß sich darüber klar sein, daß er damit vor die Frage gestellt ist, ob das reformatorische Bekenntnis in der Tauflehre für ihn noch schriftgemäß ist. Es wäre daher die Kernfrage der heutigen Diskussion, zu prüfen, ob die Aussagen der reformatorischen Bekenntnisse über die Taufe nach unserer Überzeugung noch der Heiligen Schrift entsprechen oder nicht. Um diese Kernfrage geht es. Wir sind um so mehr vor die Frage gestellt, als uns z. B. Karl Barth in der Kirchlichen Dogmatik IV/4 seine Überzeugung darüber darlegt. Er sagt ganz eindeutig, daß er der Kindertauftradition der großen Konfessionen, aber nicht nur ihr, sondern auch dem Sakramentsverständnis der Taufe überhaupt, wie es bisher in der theologischen Tradition der katholischen, orthodoxen, lutherischen, reformierten und anglikanischen Kirche gelehrt wird, grundsätzlich auf Grund seines Schriftverständnisses widersprechen und fordert die Kirchen darum auf, sich dieser neuen Schrifterkenntnis anzuschließen und daraus die praktischen Folgerungen zu ziehen. Zu dieser Herausforderung haben auch wir Stellung zu nehmen.

Die Synode nahm nach eingehender Erörterung in dem landessynodalen Taufausschuß und im Plenum mit einer Enthaltung die nachstehende Vorlage an:

I. Die Synode bekennt sich zu der evangelischen Freiheit, die christliche Eltern beanspruchen dürfen, wenn sie ihre Kinder als Säuglinge taufen lassen wollen, um ihnen die in Christus offenbarte ewige Verheißung und seinen in ihr beschlossenen lebenslänglichen Anspruch auf ihren Glauben und Gehorsam zusagen zu lassen. Darum hält die Synode daran fest, daß in unserer Kirche nur diejenigen Gemeindepfarrer sein können, die die Bereitschaft der Kirche zur Kindertaufe mitzuverantworten und mitzuüben willens sind.

II. Die Synode sieht die Not der gegenwärtigen kirchlichen Taufpraxis und die Fülle der damit verbundenen theologischen Probleme. Die Synode hört die Argumente der Eltern, die in Verantwortung vor dem Worte Gottes ihre Kinder nicht im Säuglingsalter taufen lassen wollen.

Die Synode will das begonnene, notwendige Gespräch fördern und intensivieren. Sie beauftragt den Taufausschuß, die theologischen, seelsorgerlichen und rechtlichen Probleme zu erörtern und Vorschläge für eine Taufordnung zu unterbreiten, die unter Wahrung der Bindung an Schrift und Bekenntnis (Grundartikel der KO) der Möglichkeit der Kinder-, Jugendlichen- und Erwachsenentaufe gerecht wird.

Der Austausch mit der Arbeit der Taufausschüsse in der EKD und Ökumene ist zu suchen. Es ist jährlich Bericht zu erstatten. Zur Zeit sieht sich die Synode nicht in der Lage, eine Änderung der Kirchenordnung vorzunehmen.

III. Für diejenigen Pfarrer, Kandidaten des Predigtamtes und Presbyter, die die Taufe ihrer eigenen Kinder aufschieben, aber willens sind, die Bereitschaft der Kirche zur Kindertaufe mitzuverantworten und mitzuüben, trifft die Synode bis zur endgültigen Klärung folgende Regelung:

a) Die Pfarrer können auch ein Gemeindepfarramt übernehmen, sofern Gemeindeversammlung, Presbyterium und Kreissynodalvorstand damit einverstanden sind. Unter dieser Voraussetzung kann Einsprüche gegen die Wahl wegen dieser Haltung des Pfarrers nicht stattgegeben werden. In späteren Konfliktsfällen ist zu überprüfen, ob dem Pfarrer eine gedeihliche Führung des Amtes in dieser Gemeinde noch möglich ist;

b) die Kandidaten des Predigtamtes sind zu ordinieren, und ihnen ist die Wählbarkeit zuzuerkennen;

c) bei den Presbytern ist sinngemäß zu verfahren.

IV. Die Synode erwartet von allen an dieser Frage Beteiligten, daß sie sich gegenseitig in seelsorgerlicher Verantwortung zu einem gemeinsamen Handeln helfen.

Die Synode bittet und ermahnt die Mitglieder der evangelischen Kirche im Rheinland, um neuen Mut und mehr Glauben an die alle Glieder Christi einigende und befreiende Gabe in der Taufe zu beten und in diesem Sinne zu arbeiten.

Der Vorsitzende des Taufausschusses, Direktor Pfarrer Locher, meinte, nun sei „der Argwohn vom Tisch“; Präses Professor D. Dr. Beckmann erklärte, es komme jetzt darauf an, die noch offenen grundsätzlichen Fragen zu klären, und betonte:

Wir müssen zu einem vertieften Verständnis der Heiligen Taufe von der Schrift her und auf der Basis der Bekenntnisschriften zu einem neuen Konsensus über die Taufe gelangen.

Die zweite Landessynode, die sich eingehend mit der Tauffrage befaßte, war die der Evangelischen Landeskirche in Baden, die im April (14.-18. 4.) 1969 tagte. Dozent Dr. Thyen erhob in seinem Referat „Das Neue Testament und die Taufe“ den exegetischen Befund und faßte den Ertrag folgendermaßen zusammen:

Was ist also nun die Taufe? Taufe ist Angebot und Anfang des Weges ins neue Leben, auf dem der Auferstandene „alle Tage bei den Seinen ist bis an der Welt Ende“. In der Taufe wird öffentlich besiegelt, daß der Täufling mit Christus der Sünde gestorben ist und nun entschlossen auf dem „Weg der Gerechtigkeit“ wandeln will. Hier wird das, was in Golgatha gerichtet und gestorben ist, endgültig abgelegt und „beerdigt“.

... Das Neue Testament zeigt uns, daß die Taufe ein überkommener Brauch ist, der jeweils im Blick auf die aktuelle Situation der Hörer (bzw. Gemeinden) mit Hilfe des Bekenntnisses neu ausgelegt wird. Von einer verbindlichen und verpflichtenden „Tauflehre“ des Neuen Testaments kann keine Rede sein. Wir sollten in der Schule des Neuen Testaments nicht eine „Tauflehre“ lernen, sondern vielmehr die Freiheit, nun auch unsererseits den uns überkommenen Brauch der Kindertaufe im Blick auf die Situation unserer Gemeinden von unserem Bekenntnis her neu auszulegen. Besser als vieles Reden vermag gerade die Kindertaufe die zuvorkommende Gnade des rechtfertigenden Gottes zur Sprache zu bringen: „als ich noch nicht geboren war, da bist du mir geboren“ (Paul Gerhardt). Die Taufe ist kein Sakrament, und sie wirkt nicht das Heil des Kindes; das ist längst zuvor in Golgatha gewirkt. Aber sie bezeugt der versammelten Gemeinde (nicht allein der Familie!) durch das sichtbare Zeichen des Wasserritus als Abbild der durch Christus allein erfolgten „Abwaschung, Reinigung, Heiligung und Rechtfertigung“, daß auch diesem Kind Gottes Verheißung gilt. So ist die Taufe die Feier der Gemeinde, durch die sie ihre jüngsten Glieder in ihre Mitte aufnimmt, und bei der sie sich verpflichtet, diesen Kindern bei ihren ersten Schritten auf dem „Weg der Gerechtigkeit“ helfend zur Seite zu stehen. Für mich ist die Frage nach der Kindertaufe allein die Frage danach, ob und inwieweit unsere Gemeinden zu solcher „Patenschaft“ willens und in der Lage sind. Freilich darf solche Kindertaufe nicht automatisch die spätere öffentlich-rechtliche Folge der Veranlagung zur Kirchensteuer haben, der man nur durch den Kirchenaustritt vor dem Amtsgericht (!) entgehen kann. Das ist nicht allein grundgesetzwidrig, sondern vor allem kaum christlich. Das spätere Bekenntnis des Täuflings (an der Zusammengehörigkeit von Glaube und Taufe gilt es unbedingt festzuhalten!) muß eines Tages auch ein entschlossenes Ja dazu enthalten, die gemeinsamen Lasten der Gemeinde mitzutragen.

Professor Dr. Jüngel vertrat in seinem Referat „Zur Kritik des sakramentalen Verständnisses der Taufe“ folgende Thesen:

I. Was hat die Taufe mit dem Begriff Sakrament zu tun?

Die These, die ich vorausschicke, lautet:

These 1:

Jesus Christus ist das einzige Sakrament der Kirche.

These 1, 1:

Die Bezeichnung der Taufe als Sakrament ist *nicht* biblischer Sprachgebrauch.

These 1, 2 und die Untergliederungen:

Unter „Sakrament“ wurde in der westlichen Theologie bei aller Verschiedenheit der Bedeutung in der Regel immer ein „Zeichen“ verstanden, entweder

These 1, 21:

ein Zeichen (Taufen mit Wasser), das etwas anderes (Gnade) *bezeichnet* und das Bezeichnete beim Empfänger des Zeichens auch *bewirkt* (signum efficax gratiae); wobei das Bewirken auf verschiedene Weise vorgestellt werden kann, aber immer so, daß zu einem natürlichen *Element* (Wasser bzw. Begießen mit Wasser) ein zur Offenbarung gehörendes *Wort* (Taufformel) hinzutritt; oder

These 1, 22:

ein mit einer Verheißung fest verbundenes Zeichen, das auf Grund der Verheißung das Verheißene bezeichnet und bewirkt, wenn man, weil man oder damit man der Verheißung glaubt; oder

These 1, 23:

ein Zeichen, das etwas anderes bezeichnet und einprägt, aber das Bezeichnete beim Empfänger des Zeichens nicht bewirkt, sei es, weil der Empfänger das bezeichnete – *im Glauben* – schon hat, sei es, weil er es erst – *mit dem Glauben* – bekommen wird; oder

These 1, 24:

ein Bekenntniszeichen, mit dem Glaubende sich untereinander und gegenüber den Nichtglaubenden zu erkennen geben.

These 1, 3:

Es gibt einen reformatorischen Anhalt für die dem Schriftgebrauch entsprechende *exklusiv christologische* Verwendung des Sakramentsbegriffs, dessen Wahrheit die gegenwärtige Kirche veranlassen sollte, Jesus Christus als das einzige Sakrament der Kirche zu behaupten.

II. Was hat die Taufe mit der Sünde zu tun?

These 2:

Das einzige Sachkriterium für eine den Zusammenhang von Taufe und Sünde sachgerecht zur Geltung bringende Tauflehre ist die Rechtfertigungslehre – allerdings nur, insofern diese selbst nicht als ein für sich bestehendes fixes Theologumenon, sondern vielmehr als ein jeweils zu erarbeitender und zu verantwortender Zusammenhang theologischen Denkens in Betracht kommt.

These 2, 1:

Der aus Glauben gerechtfertigte und deshalb auch getaufte Mensch wird im Neuen Testament auf sein Gerechtfertigtsein und Getauftsein so angesprochen, daß er auf seine Taufe und auf die ihm vergebenen Sünden gleichermaßen *zurückblickt*; daraus folgt jedoch nicht, daß Taufe und Rechtfertigung (Sündenvergebung) identisch sind.

These 2, 2:

Die *bestehende Taufpraxis* kann nicht selbst als Sachkriterium für eine den Zusammenhang von Taufe und Sünde sachgerecht zur Geltung bringende Tauflehre sein.

These 2, 3:

Die Confessio Augustana enthält eine in sich unausgeglichene Lehre von der Sünde, der Taufe und den Sakramenten, so daß weder die Confessio Augustana noch eine andere mit ihr zusammen als geltend anerkannte, aber durch die Unausgeglicheneheit der Confessio Augustana in dieser Lehre von vornherein problematisierte Bekenntnisschrift ein eindeutiges Sachkriterium für die Bestimmung des Zusammenhanges von Taufe und Sünde zu geben vermag.

These 2, 4:

Die Bekenntnisschriften verweisen uns selbst auf die Rechtfertigungslehre als das einzige Sachkriterium für eine den Zusammenhang von Taufe und Sünde sachgerecht bestimmende Tauflehre.

These 2, 5:

Die Rechtfertigungslehre – im Sinne eines jeweils zu erarbeitenden und zu verantwortenden Zusammenhanges – hat die hermeneutische Funktion, das exegetische *Nebeneinander* der verschiedensten neutestamentlichen Tauffassungen zugunsten einer konzipierten Theologie der Taufe kritisch zu interpretieren.

These 2, 51:

Eine zu erarbeitende Theologie der Taufe steht vor der systematischen Schwierigkeit, der Vielzahl verschiedener und durchaus unterschiedlicher Tauffassungen im Neuen Testament kritisch zu entsprechen.

These 2, 52:

Eine zu erarbeitende Theologie der Taufe steht vor der systematischen Schwierigkeit, sowohl den neutestamentlichen *Aussagen über* die Taufe als auch dem im Vollzug sich selber und andere Ereignisse auslegenden *Ereignis der Taufe* kritisch zu entsprechen.

These 2, 53:

Eine zu erarbeitende Theologie der Taufe hat in der *paulinischen* Rechtfertigungslehre einen *historischen* Anhalt für die als *systematisches* Sachkriterium zur Bestimmung des Verhältnisses von Taufe und Sünde ebenfalls erst zu erarbeitende Rechtfertigungslehre.

III. Die Gnade Jesu Christi als Grund des Glaubens und deshalb auch der Taufe

These 3:

Eine an der Rechtfertigungslehre orientierte evangelische Lehre von der Taufe müßte mit dem sakramentalen Verständnis der Taufe auch die Alternative zwischen lutherischem und reformiertem Taufverständnis überwinden. Sie hätte davon auszugehen, daß die *Notwendigkeit* der Taufe nicht die Notwendigkeit eines Mittels (*necessitas medii*), sondern allein die *Notwendigkeit eines gnädigen Gebotes* (*necessitas praecepti*) ist, das zu befolgen allein für den Glaubenden *möglich* und *sinnvoll* ist.

These 3, 1:

Die Taufe gibt und wirkt nichts anderes als das, was Jesus Christus durch den Heiligen Geist im Wort der Verkündigung *mit dem Glauben* gibt und wirkt: aber sie gibt und wirkt dasselbe anders.

These 3, 2:

Das Besondere der Taufe besteht darin, daß sich der Täufling in der Taufe auf seinen Glauben und damit auf Jesus Christus als den Gegenstand und Grund des Glaubens *so festlegen läßt*, daß er mit der taufenden Gemeinde unwiderruflich zu dem einen Leib Christi geeint ist.

These 3, 3:

Der Glaubende *ist* durch die Taufe *unwiderruflich* von der Sünde getrennt, von der er allein durch seinen *Glauben* getrennt *wird*.

These 3, 4:

In der Taufe ereignet sich die Unwiderruflichkeit christlichen Seins als Unerläßlichkeit christlichen Tuns.

These 3, 5 – eine Anmerkung:

Der Glaube an ein das christliche Tun beurteilendes Gericht nach den Werken ist ein eschatologischer Vorbehalt gegen ein sakramentales Verständnis der Taufe.

Aus der lebhaften Aussprache sei, weil es eine andere Sicht und Stellungnahme als die Referenten vertritt, das Votum von Professor D. Brunner zitiert:

Wenn man das Ergebnis der beiden Referate, die wir heute gehört haben, aber zumal das Ergebnis des dogmatischen Referates von heute nachmittag in einer These zusammenfassen darf, dann lautet sie: Vom Neuen Testament her darf Kindertaufe nicht sein. Sie soll nicht sein. Denn nur der, der die Evangeliumsverkündigung im Glauben angenommen hat, kann getauft werden auf Grund der Tatsache, daß er selbst in Aktion tritt und die Taufe selbst begehrt. *Erst* der Glaube an das Evangelium, *dann* Taufvollzug auf Grund des Taufbehrens!

Dieses Verhältnis von Glaube und Taufe wird jedenfalls bei Barth und wohl auch bei Jüngel absolut gesetzt. Auch Herr Pfarrer Weygand – ich hatte ein Gespräch mit ihm und darf das darum auch hier sagen – auch er ist der Überzeugung, daß nur dieses Verhältnis von Glaube und Taufe, wie eben skizziert, gültig ist, absolut, allein gültig ist, und darum Kinder nicht getauft werden können, weil sie ja nicht wie Erwachsene Evangelium hören können und nicht wie Erwachsene die Glaubensentscheidung treffen können, das Ja des Bekenntnisses nicht sagen und nicht wie Erwachsene hinzutreten können zur Taufe.

Daß das Neue Testament diesen Eindruck erweckt, daß es so wäre, ist durchaus begreiflich. Denn in der missionarischen Situation der Kirche, in der es sich um das „Gewinnen“ von Juden und Heiden und darum um den Übertritt vom Judentum zur Kirche Gottes und vom Heidentum zur Kirche Gottes handelt, in einer solchen Situation wird es selbstverständlich notwendig sein, daß vorlaufende Verkündigung, Unterweisung, das Ja dazu und Einstimmung des Betreffenden zu dem Taufvollzug unerläßlich sind. Anders geht es ja nicht. Gewaltsame Zwangstaufen („Sachsentaufen“) sind selbstverständlich schlechterdings unmöglich.

Die Grundfrage, die vor uns steht, ist aber doch nun die, ob diese spezifisch missionarische Situation, Evangeliumsverkündigung gegenüber Juden, Evangeliumsverkündigung gegenüber Heiden und, wir würden nun sagen, auch Evangeliumsverkündigung gegenüber Nichts-glaubenden, ob diese Situation so absolut gesetzt werden darf, daß das, was wir als Kindertaufe kennen, nach der wir selbst getauft wurden, schlechterdings verboten ist, Ungehorsam ist, Sünde ist. Ich muß diese Folgerung ablehnen.

Ich will versuchen, ganz kurz zu sagen, weshalb ich zu einer echten Kindertaufe Ja sage. Ich sage: zu einer *echten* Kindertaufe. Darin ist eingeschlossen das Problem der Spendung dieser Taufe. Ich habe in der vorigen Tagung der Synode im Hauptausschuß im Blick auf die Arnoldshainer Unionsverhandlungen deutlich gesagt, daß wir auch in der Abendmahlsfrage vor der Schwierigkeit stehen, daß wir zwar *Austeilung* des Abendmahls haben, aber im Sinne der Bekenntnisse eigentlich keine rechte *Verwaltung* des Abendmahls mehr haben. Die Frage, wem es zu spenden ist oder nicht zu spenden ist, ist verklungen. Ähnlich liegt es auch bei der Kindertaufe. Die Frage der *Verwaltung* der Taufe, die Frage, wem eine Kindertaufe zu spenden ist und wem nicht, ist keineswegs hinreichend geklärt. Ich meine, daß wir hier an einem kritischen Punkt stehen. Ich kann darauf heute abend nicht mehr eingehen. Aber eine *echte*, d. h. eine recht gespendete Kindertaufe bejahe ich. Warum?

Ich kann dafür keinen historischen Beweis führen, also auch keinen biblizistischen Be-

weis führen. Ich kann mich dafür nicht etwa auf Joachim Jeremias (zu den Theologen gesagt) berufen. Aber immerhin muß ja doch der vernünftige, reflektierende Mensch die Geschichte der Taufe auch einmal bedenken. Und da muß er als „Historiker“ auf folgende Frage jedenfalls eine Antwort geben: Wir stellen fest, daß die Tatsache, daß Kinder in der Kirche getauft worden sind, in das zweite Jahrhundert zurückgeht. In dem Augenblick, in dem um 200 in der Kirche davon gesprochen wird, daß Kinder getauft werden – die Quellen reichen nicht weiter zurück – in diesem Augenblick ist ganz klar, daß diese Kindertaufe sozusagen wie ein selbstverständlicher Brauch da ist. Es gibt nirgends eine Polemik dagegen. Wenn sie neu aufgetaucht wäre, müßte man ja doch kritische Fragen erwarten wie: „Was macht ihr denn da? Das geht doch nicht, daß ihr anfangt, Kinder zu taufen! Seht doch in die Bibel hinein!“ Und diese Kirchenväter wie Irenäus und andere haben die Bibel wahrscheinlich besser gekannt wie wir! Aber nirgends wird gesagt: Kindertaufe widerspricht der Heiligen Schrift. Es sind Probleme da, ob man nicht die Taufe aufschieben soll, und es sind ja im vierten Jahrhundert sehr problematische Gründe für den Taufaufschub vorgetragen worden. Aber nirgends ist eine grundsätzliche Polemik gegen den Vollzug der Kindertaufe wahrzunehmen. Bis ins 16. Jahrhundert hinein ist *niemals* eine Kindertaufe als ungültig erklärt worden. (Das ist erst durch die Täufer gekommen). Diese unwidersprochene Gültigkeit der Kindertaufe von ihrer ersten Bezeugung an ist immerhin ein Faktum, das der Historiker zur Kenntnis nehmen muß und das er auch bedenken muß.

Aber nicht von diesem historischen Faktum her möchte ich meine Gedanken für die echte Kindertaufe begründen, sondern rein von dem biblischen Verständnis von Taufe und Kirche her. *Beides*, meine ich, muß man zusammennehmen. Ich will also erstens etwas sagen von dem Taufverständnis des Neuen Testaments her zur Kindertaufe und zweitens von dem Kirchenverständnis her im Blick auf die Situation eines Kindes in der Gemeinde Jesu Christi.

Ich behaupte, daß im Neuen Testament die Relation: *erst* Glaube, *dann* Taufe, keineswegs die einzige ist. Das ist auch aus den Referaten zum Teil deutlich geworden. Denn mindestens müßte folgende Relation ja auch intensiv zur Sprache kommen: Glaube im Rückbezug auf die empfangene Taufe. Ich behaupte, daß bei einer Analyse der neutestamentlichen Taufaussagen *diese* Relation, Glaube im Rückbezug auf die empfangene Taufe, die vorherrschende ist, aus dem einfachen Grund, weil wir es da vor allem mit Aussagen im Zusammenhang mit Mahnungen und auch Lobpreisungen zu tun haben. Für unsere Frage ist das schon insofern bedeutungsvoll, weil hier sichtbar wird, daß Taufe *das ganze zukünftige Leben des Täuflings umgreift*. Und das würde ja gerade auch im Blick auf eine echte Kindertaufe von ausschlaggebender Bedeutung sein, daß die gesamte Lebenszukunft des Kindes unter diesem Ereignis der Taufe nun steht.

Aber noch eine andere Relation zwischen Taufe und Glaube muß auch ins Auge gefaßt werden, die, wie ich glaube, für unsere Überlegungen grundlegend ist. Ich könnte sie nennen: Glaube *in* der Taufe. Hier steht zur Diskussion die Grundfrage, nämlich: was geschieht eigentlich in der Taufe? Es gibt, wenn ich das in Klammern sagen darf, nur *eine* Taufe. Ob Kindertaufe, ob Erwachsenentaufe, es ist *eine* Taufe. Das Taufgeschehen, das innere Taufgeschehen ist *eines* und kann nicht zerspalten werden durch das Alter. Nun, was geschieht in diesem Taufgeschehen? Ich behaupte, daß im Unterschied zu der Auslegung, die vor allen Dingen Barth gegeben und vor ihm Zwingli gegeben hat, das Moment der *actio* des Täuflings, also das freie Hinzutreten, die freie Glaubensentscheidung, die Tat der Selbstverpflichtung usw., daß das alles in dem *inneren* Taufgeschehen gar keine entscheidende Bedeutung hat. Das innere Taufgeschehen ist nach den neutestamentlichen Aussagen – ich glaube, das zeigen zu können – *Empfangen*, das *reinste* Empfangen. In dem Augenblick, in dem auch ein Erwachsener in Buße und Glaube zur Taufe hinzutritt, ist seine *actio* gerade am Ende und es tritt nun ein neues, schöpferisches Handeln von Gott her, von Christus her, vom Heiligen Geist her auf den Plan.

Wer tauft? Die Kirche tauft? Der Pfarrer tauft? Nein, sie sind nicht die eigentlichen Täufer. Das ist die Verheißung, die der Herr in die Taufe hineingegeben hat, daß *Er* selbst der Täufer ist. Ich würde das Wort, daß er bei den Jüngern, bei seiner Kirche ist bis zum jüngsten Tag, er, der alle Vollmacht in seiner Hand hat (das sind ja die beiden Aussagen, die den Taufbefehl umklammern) gerade auch auf den Inhalt des Taufbefehls, auf das missionarische Geschehen und auf das Taufgeschehen selbst beziehen. Im Taufhandeln, im Taufvollzug tauft Jesus Christus. Er ist der Handelnde und der Mensch ist hier der rein Empfangende. Die Taufe ist also eine der Weisen, in denen das Heilsgeschehen im Geschick Jesu uns zugeeignet wird, oder genauer: In der Taufe wird der Täufling hineingeeignet, hineingegeben in den Jesus Christus, der der Gekreuzigte, Auferstandene und Erhöhte ist, und so wird er hineingegeben in das Heilsgeschehen von Golgatha und Ostern. Und nun meine ich, daß eben dies in der Taufe auch am Kinde geschieht. Daß dabei auch der Glaube zum Zuge kommt, scheint mir in den neutestamentlichen Aussagen jedenfalls enthalten zu sein.

a) Die Taufe heißt auch Erleuchtung. Erleuchtung und Glaube gehören zusammen. Da, wo der Erwachsene als ein Glaubender zur Taufe tritt, geschieht auch in der Taufe noch etwas im Blick auf seinen Glauben. Das haben wir ja indirekt auch bei Herrn Jüngel gehört insofern, als hier, wie er meint, so etwas wie eine definitive Festlegung auf den Glauben erfolgt. Ich meine aber, daß auch das Wort Erleuchtung in diesem Zusammenhang seine große Bedeutung hat. Es geschieht auch an dem Glauben, den der Erwachsene hinzubringt, im Taufvollzug noch etwas, so daß der Glaube auch hier wächst und durchleuchtet wird.

b) Vor allen Dingen aber ist hier ja doch folgendes wichtig – und das wundert mich, daß das in der Taufinterpretation in den beiden Referaten m. E. nicht in der Weise zum Ausdruck gekommen ist, wie das im Neuen Testament der Fall ist –, daß nämlich *Taufe und Geistgabe* doch aufs engste zusammengehören.

Nun meine ich, müssen wir das ganz ernst nehmen, daß Gott zu seinen Verheißungen steht, die er an die Taufe geknüpft hat. Diese Verheißungen *geschehen* im Vollzug der Taufe. Und damit bin ich bei dem Entscheidenden. Ich bin der Meinung, daß das, was wir unter Glaube verstehen, auch bei den Erwachsenen, im wesentlichen nicht das ist, was wir etwa als „Entscheidung“ im modernen Sinn des Wortes beschreiben, auch nicht das ist, was in unseren Gedanken sich vollzieht. Gewiß, credo, ich glaube, erste Person, ja, aber dieses Ich, das hier spricht, ist ja nicht mein natürliches Ich. Dieses Ich, das hier spricht, ist – recht verstanden – *der mit meiner Person geeinte Heilige Geist*. Wir haben ein Beispiel dafür, gerade auch für das Taufbekenntnis: Herr ist Jesus, in 1 Kor 12, wo es heißt: „Niemand kann Jesus ‚Herr‘ nennen, außer im Heiligen Geist.“ Also: sogar dieses Bekenntnis eines Erwachsenen spricht letzten Endes der Geist in mir, wie wir auch die Verheißung haben, daß in der Anfechtung der Verfolgung wir uns gar keine Gedanken zu machen brauchen, was wir reden sollen, sondern der Geist wird da reden (Matth 10).

Ich für meine Person – entschuldigen Sie, wenn ich persönlich spreche – muß hier auch an Röm 8 denken: „Wir wissen nicht, was wir beten sollen ... aber der Heilige Geist vertritt uns (in unserer Schwachheit) mit unaussprechlichem Seufzen.“ Die Worte, die wir beten, die machen es nicht, die machen es nicht, daß wir wirklich beten! Was der in uns wohnende Geist macht, wenn wir beten, das ist ausschlaggebend vor Gottes Thron. Nun bin ich im Glauben gewiß, daß auf Grund des Heilshandelns Gottes in der Taufe der Heilige Geist auch zu dem Säugling kommt in seiner Taufe. Nun kommt zum Zuge, was in unserer Gruppe von mir als Zitat aus dem im Erscheinen begriffenen Buche von Edmund Schlink angeführt worden ist, daß nämlich Gottes Heilshandeln an uns Menschen nicht an unsere psychischen Möglichkeiten gebunden ist, auch nicht an unsere intellektuellen Möglichkeiten gebunden ist. Und nun wage ich fortzufahren und zu sagen: Da, wo der Heilige Geist gegeben wird, da ist gerade beim Kind sachlich die Antwort

auch da auf das, was Gott an dem Menschen tut durch den Heiligen Geist. Nicht ich, der Vater, kann stellvertretend für mein Kind oder für einen anderen glauben. Aber der Geist Gottes kann und glaubt auch stellvertretend für meinen schwachen Glauben, und er glaubt stellvertretend auch für die Glaubensantwort des Täuflings in der Kindertaufe, bis der Täufling dann einmal selbst seine Antwort auch explizit sagen kann. Darum bin ich von diesem inneren Taufgeschehen her für eine echte Kindertaufe.

Nun muß man hier ja auch bedenken, was wir tun, wenn wir ein Kind *nicht* taufen. Ich will darauf nicht eingehen, aber das ist eine ganz, ganz ernste Frage, was wir tun, wenn wir ein Kind *nicht* taufen, was wir ihm *antun*, wenn wir es nicht taufen!

Das zweite, Kindertaufe und Kirche, kann ich jetzt nur ganz kurz andeuten. Es handelt sich ja um ein Kind im Bereiche der Gemeinde Jesu Christi, also im Umkreis des werkzeuglichen Handelns der Kirche. Nun meine ich, zu jeder Taufe gehört die Bitte der glaubenden Kirche für den Täufling, daß er glauben möge, auch für den Säugling, daß er glauben möge. Diese Bitte der Kirche hat Verheißung. Und wenn sie im Glauben geschieht, dann darf ich ja auch gewiß sein, daß nach Gottes Willen und Gottes Geheimnis der Inhalt dieser Bitte wirklich werden wird, wann und wo Gott will.

Dann wäre hier auch dies zu sagen, daß nun diese Gemeinde, dieses christliche Elternhaus in dieser Gemeinde und damit die Kirche als Ganze (denn sie ist ja präsent in jeder Ortsgemeinde) das Kind begleitet. Das getaufte Kind ist ja nicht allein als ein isolierter Ich-Punkt, sondern es ist hineingenommen in den Leib Christi, es ist hineingenommen nicht nur in die Ortsgemeinde, sondern in die eine heilige Kirche Gottes. Und von da aus, glaube ich, ist es zu verantworten, daß wir dieses glaubende Wagnis der Liebe vollziehen und das Kind innerhalb der Kirche Gottes fürbittend im Glauben an die Gültigkeit und das Geschehen der mit der Taufe verbundenen Verheißungen taufen.

Ein Beschluß wurde nicht gefaßt, das Ergebnis der Beratungen in den Ausschüssen und im Plenum der Synode dem Lebensordnungsausschuß überwiesen.

Abschließend stellte Landesbischof Professor Dr. Heidland fest:

1. Unsere Lebensordnung Taufe gilt nach wie vor. Damit, daß eine kirchliche Ordnung theologisch diskutiert wird, ist sie nicht automatisch außer Geltung gesetzt. Man müßte im Gegenteil sagen, hoffentlich ist jede kirchliche Ordnung ständig in der theologischen Diskussion.

2. Der Lebensordnungsausschuß wird versuchen, der Herbstsynode eine Vorlage darüber zu machen, ob und wie nach seiner Vorstellung diese Lebensordnung Taufe zu modifizieren, zu ändern, zu revidieren ... sei. Daß dabei auch im Sinne einer Materialsammlung auf die Möglichkeit einer Kindersegnung eingegangen wird, ist selbstverständlich.

3. Eine Kindersegnung als eine eigene gottesdienstliche Handlung an Stelle der Kindertaufe ist bis jetzt in unserer Landeskirche nicht statthaft. Daß für ein Kind im Rahmen der Abkündigungen, wenn das ohnehin in der Gemeinde üblich ist, gebetet wird, ist eine Sache der Gemeinde und versteht sich mehr oder weniger von selbst. Nur eine Kindersegnung, die an die Stelle der Kindertaufe tritt, ist nicht rechtens.

Im übrigen: Natürlich gibt es Gemeindeglieder, die sich von der jetzigen Tagung der Synode ein lösendes Wort über die Kindertaufe erwarten. Diese Gemeindeglieder müssen wohl oder übel enttäuscht werden. Das gehört auch zum Mut und zur Last der Kirchenleitung – und die Synode ist ja Kirchenleitung –, daß sie Erwartungen enttäuschen muß. Besser, wir enttäuschen jetzt durch Schweigen, als daß wir durch ein vorschnelles Wort Fehler machen, die kaum zu revidieren sind. Wir stehen bei der Frage der Freigabe des Taufalters vor einer Entscheidung, wie sie unsere Landeskirche wahrscheinlich seit vielen Jahrzehnten nicht mehr getroffen hat. Und diese Entscheidung kann nicht sorgfältig genug überlegt werden.

Die Herbsttagung (27. bis 31. Oktober 1969) der badischen Landessynode griff das Taufthema erneut auf. Ein Vortrag von Professor Dr. Dinkler behandelte die neutestamentlichen Tauffassungen und die exegetische Basis von Barths Tauflehre. In sieben Thesen faßte der Vortragende das Ergebnis seiner Analyse zusammen:

1. Vom Neuen Testament aus gilt es als selbstverständlich, daß *alle* Christen, als an Christus Glaubende, getauft sind. Eine tauflose Zeit der Kirche hat es nicht gegeben.

2. Vom Neuen Testament aus ergibt sich, daß getauft werden muß, um den Menschen *in die Kirche als Leib Christi einzugliedern*. Taufe ist insofern primär Initiationshandlung, in ihr wird der Täufling in den Besitz Christi übergeben und auf den Namen Christi versiegelt. Insofern hat die Taufe von Anbeginn an theologischen „Rechtscharakter“. Sie versiegelt, sie überführt in Besitz und damit auch ins Erbe.

3. Vom Neuen Testament aus ist eindeutig, daß der Mensch in der Taufe *Objekt* eines von Gott ausgehenden Handelns ist – *niemals Subjekt*. Darum ist die Taufe eine die neue Schöpfung (2 Kor 15, 17) heraufführende Tat Gottes – niemals aber menschlicher Akt oder erste ethische Antwort.

4. Das Neue Testament spricht nirgends von einer Unmündigentaufe, gibt aber keine Handhabe, Unmündigen den Zutritt zur Taufe zu wehren. *Insofern ist sowohl die Mündigentaufe als auch die Unmündigentaufe biblisch legitim*, weil es sich um Gottes Handeln am Menschen handelt, ohne Vorleistung, ohne Werk. Gott ist es, der uns miteinander in Christus festgemacht, uns gesalbt, uns versiegelt, uns das Angeld des Geistes geschenkt hat (2 Kor 1, 21 f.). Die Geistesgabe führt erst zum Glauben, nicht der Glaube zur Geistesgabe.

5. Die Geistesgabe ist nach dem Neuen Testament *nicht kausal ans Taufwasser* gebunden (Apg 2, 1–13; 10, 44 ff.). Die vorlaufende Gnade Gottes *kann* ohne Wasser den Menschen treffen und mit der Geistesgabe retten. Aber wir haben kein Recht, aus solcher theologischer Reflexion, vielleicht sogar lukanischer Konstruktion heraus, die *Taufgabe* Gottes und *Taufaufgabe* der Kirche zu einem Accidens, zu einem Zusätzlichen und Relativen zu erklären.

6. Der Sinn der Taufe wird im Neuen Testament verschieden pointiert. Als durchlaufende Linie ist erkennbar: Der Sinn der Taufe ist durch Christi Kreuzigung und Auferstehung für uns, pro nobis, gegeben. Weil der Gekreuzigte als der Lebende verkündigt wird und in seiner Verkündigung gegenwärtig ist, hat die Einverleibung des Täuflings in das Heilsgeschehen ontische, seinsmäßige Bedeutung. Die Erneuerung sowie Befestigung und Versiegelung sind des Getauften – der Unmündigen und Mündigen – gewisse Verheißung.

7. In summa: Für die *Gegenwart* ist die Taufe Eingliederung in den Leib Christi, Einvernahme in die Kirche. Im Blick auf die *Vergangenheit* ist die Taufe Sündenvergebung, Aufhebung falscher Bindungen an eine falsche Herrschaft und Macht. Für die *Zukunft* ist die Taufe Versiegelung auf das verheißene Heil und Leben und auf den eigentlichen Frieden der mit Gott versöhnten Menschheit.

In der Plenardiskussion trug Landesbischof Professor Dr. Heidland Überlegungen zum Taufalter vor:

ÜBERLEGUNGEN ZUM TAUFAALTER

1. Im Neuen Testament findet sich keine eindeutige und ausdrückliche Angabe über den Zeitpunkt der Taufe. Das heißt nicht, daß er in das Belieben der Kirche gestellt sei. Er muß vom Wesen der Taufe her und im Blick auf die gegenwärtige Situation festgelegt werden.

2. Die Taufe ist Eingliederung in die Kirche als den Leib Jesu Christi, Inkorporation in Christus. Sie ist demnach dann zu vollziehen, wenn ein Mensch den Willen äußert, zum Leib Christi zu gehören. Dieser Wille bedeutet noch keinen ausgereiften Glauben. Wie wir dem Neuen Testament entnehmen, standen die getauften Christen erst am Anfang eines langen geistlichen Wachstums. Es ist falsch oder doch mißverständlich, zu sagen, daß in der missionarischen Situation der Glaube der Taufe vorausgehe. Lediglich der Anfang des Glaubens geht voraus. Aber auch diesem Anfang ist Gottes Gnade im Christusgeschehen und in der Verkündigung der Kirche vorausgegangen. – Daß ein Erwachsener gegen seinen Willen getauft würde, widerspräche der Freiheit, die Gott seinem Ebenbild einräumt. Gott zwingt den Menschen nicht zu sich, sondern lädt ihn ein.

3. Die Gemeinde tauft auch die Kinder christlicher Eltern – bald nach ihrer Geburt, damit diese ebenfalls dem Herrn einverleibt werden. Wer wünscht, daß sein Kind mit ihm der Gemeinde Jesu Christi angehört, muß es taufen lassen. Diese Säuglingstaufe stellt insofern keinen Zwang dar, als der Säugling, soweit uns darüber ein Urteil möglich ist, Christus weder annehmen noch ablehnen kann. Vielleicht daß er in einer Tiefe und Weise, die sich unserer Psychologie entzieht, dies vermag. Wie dem auch sei, gewiß ist, daß er mit erwachendem Bewußtsein zu Christus Stellung bezieht, so oder so. Christus trägt ihn nur so lange, als er, der heranwachsende Mensch, das will. Der Glaube ist auch bei der Säuglingstaufe nicht überflüssig; er ist nötig, folgt aber nach. Wie ein Erwachsener, der sich bewußt taufen ließ, dies eines Tages bedauern und sich aus dem Christus-Bund lösen kann, so auch der als Säugling Getaufte. Die Eltern des Täuflings handeln zunächst stellvertretend, wie sie es taten, als sie das Kind in die Welt setzten – in der Hoffnung, daß das Kind einmal sein Leben bejaht und nicht Selbstmord begeht. Sie handeln bei der Taufe genauso stellvertretend, wie sie es tun, wenn sie für ihr Kind beten – das Kind weiß nichts von ihrer Fürbitte, oder wenn sie ihr Kind segnen oder segnen lassen – das Kind kann sich zu diesem Segen ebenfalls nicht äußern. Natürliches wie geistliches Leben ist ein Geschenk, das uns ungefragt zugeeignet wird, das wir aber nur dann behalten, wenn wir uns dankbar zu ihm bekennen. Selbst wenn die in Mk 10 berichtete Kindersegnung tatsächlich nicht auf die Kindertaufe anspielt – was keineswegs ausgemacht ist –, so hat sie mit der Taufe doch Entscheidendes gemeinsam: 1. Christus handelt an Kindern, die sich dessen nicht bewußt sind, 2. er wendet ihnen nicht nur leiblichen Wachstumssegens zu, sondern auch das Reich Gottes. Nur solche Kinder freilich dürfen zur Taufe gebracht werden, deren christliche Unterweisung möglich ist. Denn nur dann, wenn sie auf Grund dieser Unterweisung an Christus glauben lernen, bleiben sie mit Christus verbunden.

4. Der Glaube ist auch beim Erwachsenen Antwort auf die zuvor von Christus geschehene Tat. Der Mensch kann Gott immer nur hinterhersehen (2 Mose 33, 23). Darum besteht zwischen dem Glauben des Erwachsenen und dem des getauften Kindes kein grundsätzlicher Unterschied. In jedem Fall kommt der Glaube „hinterher“. Gewiß wäre es sinnvoll, daß das Kind seine Taufe bewußt erlebt. Indessen, daß die Taufe „sichtbares Zeichen“ ist, heißt nicht, daß der Mensch Augenzeuge seiner Taufe sein müßte. Es genügt, daß er eindeutig weiß, daß er getauft ist. Wird die Taufe hinausgeschoben, so richtet sich das Augenmerk in einer dem Wesen des Glaubens widersprechenden Weise auf den Reifegrad des Glaubens. Der Glaube ist gerade das Wegsehen von sich selbst auf Christus. Wer sich aber prüft, ob er für die Taufe reif sei, blickt von Christus weg auf sich selbst und gerät, wie die Erfahrung Ungezählter in der Geschichte des Glaubens zeigt, in Nöte und Zweifel. Wer sein Kind deshalb nicht taufen läßt, weil es sich später selbst für die Taufe entscheiden soll, drängt es in Wirklichkeit auf den Abweg einer falschen Beschäftigung mit sich selbst. Er erschwert ihm den Glauben. Wird aber der Zeitpunkt der Taufe, wie dies bei manchen baptistischen und mennonitischen Gemeinden geschieht, auf ein bestimmtes Alter des heranwachsenden Menschen festgelegt, etwa auf das Konfirmationsalter, so entsteht nun bei der Taufe die Schwierigkeit, die uns bei

unserer Konfirmationspraxis bewegt, wenn wir fragen, ob die Kinder reif genug seien. Bedenken wir weiter, daß unsere Zeit fasziniert ist von den Verstandeskräften und Möglichkeiten des Menschen, so ist die Säuglingstaufe ein deutliches Zeichen für die Grenze des menschlichen Geistes, für die alle menschlichen Möglichkeiten überschreitende Macht des Gerichts und der Gnade Gottes.

5. Wenn gefragt wird, was denn das ungetaufte Kind entbehre, so ist nach allem zu antworten: die Eingliederung in den Leib Christi. Wird entgegnet, daß dies doch auf andere Weise geschehen könne, so ist zu sagen: darüber zu befinden ist nicht unsere Sache. Wenn Christus uns den Weg der Taufe gewiesen hat, ist es unsere Sache, ihn auch dankbar zu beschreiten. Taufe, auch Kindertaufe, ist notwendig als Gehorsam gegenüber dem Taufbefehl. Wie ich einem Menschen gegenüber nicht das Zeugnis des Evangeliums unterschlagen darf, nur weil Christus noch über andere Möglichkeiten verfügt, sich ihm zu bekunden, sondern ich hier und jetzt sein Werkzeug bin, so darf ich auch die Taufe meines Kindes nicht im Blick auf den Reichtum der Gnade unterlassen. Hier und jetzt will Christus sich durch mich mit dem Kind verbinden. Daß Christus viele Wege hat, sich des Menschen anzunehmen, heißt nicht, daß seiner Gemeinde die Wahl dieser Wege freigestellt wäre oder sie auf einen bestimmten Weg verzichten dürfe. Jeder Weg – Verkündigung, Taufe, Zuspruch der Vergebung, Abendmahl – besitzt im Haushalt unseres Herrn seine bestimmte Funktion. Darin bestand doch die Versuchung Jesu auf der Tempelzinne, daß er im Vertrauen auf die Allmacht seines himmlischen Vaters in die Tiefe springen sollte, statt die Treppe zu nehmen. In derselben Versuchung steht, wer im Vertrauen auf die Gnade den üblichen Weg der Taufe beseite lassen will. Nottaufe hat durchaus ihren Sinn als Ernstnehmen des Taufbefehls und sollte in der Kirche jedenfalls nicht verwehrt oder theologisch abgewertet werden.

6. Die augenblickliche Taufpraxis ist notvoll, aber das liegt nicht an der Säuglingstaufe, sondern an der Glaubensarmut unserer Gemeinde. Dieser Not wird schwerlich dadurch abgeholfen, daß ernsthafte Christen ihr Kind nicht taufen lassen. Denn diesen ist die Kindertaufe doch gerade geboten. Nur um andere Eltern aus ihrer Gleichgültigkeit aufzuwecken, dürfen bewußt christliche Eltern nicht ihrerseits ein Unrecht begehen. Das hieße, ein Übel durch ein anderes bekämpfen. Die Abhilfe wird in einer Stärkung des schwachen Glaubens zu suchen sein, z. B. in Taufseminaren und seelsorgerlichen Gesprächen, bei denen auch Gemeindeglieder eingeschaltet werden müßten. Wenn die Säuglingstaufe die „mitinstitutionalisierte Unaufrichtigkeit“ genannt wird, so könnte dies das typisch lieblose Urteil eines Theologen sein. Seien wir doch dankbar, daß Eltern ihre Kinder bringen und nutzen wir die Gelegenheit, nun das schwache Band, das sie mit Christus noch verbindet, zu stärken! Sehen wir hinter den konventionellen Motiven auch das verborgene Verlangen nach Geborgenheit und das elterliche Verantwortungsgefühl, und reinigen wir diese Gefühle von falschem Beiwerk! Jesus jammerte es, als er das Volk wie eine Herde ohne Hirte verschmachtet sah; dürfen wir theologische Verdammungsurteile fällen?

7. Ist das richtig, dann darf das Taufalter nicht freigegeben werden. Und selbst wenn dies statthaft wäre: ob das Nebeneinander von zwei Taufpraktiken wirklich möglich sei, darüber fehlt in einer volksskirchlichen Situation jede Erfahrung. Daß beide Praktiken sich ergänzen, ist zunächst lediglich eine theologische Hypothese. Man müßte also höchst behutsam vorgehen. Andererseits darf man die Augen nicht davor verschließen, daß es Eltern, darunter Pfarrer und Älteste, gibt, die wir als lebendige Glieder unserer Kirche schätzen, die aber ihre Kinder nicht taufen lassen. Wenn und weil wir uns mit ihnen dennoch im Glauben verbunden fühlen, wird es zu verantworten sein, daß wir die in der Lebensordnung vorgesehenen Zuchtmaßnahmen auf sie nicht anwenden. Sie werden dann ihrerseits die Säuglingstaufe, wo sie gewünscht wird, achten und als die Regel mitverantworten müssen. Der Verzicht auf die Zuchtmaßnahmen ist ein schwerer Schritt. Er trennt uns in diesem Stück nicht nur von der Reformation, sondern von der ganzen

Geschichte der Kirche bis in ihre Frühzeit hinein. Wer seine Kirche liebt und ihre Geschichte würdigt, kann diesen Schritt nur zitternden Herzens tun und in der Hoffnung, daß er damit nicht selbst ungehorsam wird. Die Zuchtmaßnahmen der Lebensordnung sind doch nicht eine pharisäerhafte Diskriminierung, sondern Hilfen, daß das Evangelium nicht verfälscht wird und die Einheit der Kirche nicht nur organisatorischer Art ist. Wer aber diesen Schritt von seiner Kirche fordert, muß wissen, welches Maß an Wagnis und Preisgabe er ihr zumutet. Er sollte diesen Schritt durch ein gleiches Maß an Selbstkritik und Takt honorieren.

Die Landessynode beschloß:

Herrenalb, den 31. Oktober 1969

Nachdem sich die Landessynode eingehend mit der Tauffrage beschäftigt hat, faßt sie im Bewußtsein der Verpflichtung, ihr Bekenntnis immer wieder an der Heiligen Schrift zu prüfen und es in Lehre und Ordnung zu bezeugen und lebendig zu halten“ (Vorspruch zur GO, Abs. 6), folgende

ENTSCHLIESSUNG

Die im gegenwärtig geltenden kirchlichen Recht vorgesehenen Folgen für Eltern, die die Taufe ihrer Kinder aus anderen Gründen als aus Gleichgültigkeit oder Mißachtung der Taufe aufschieben, treten in diesem Falle nicht ein. Die Befähigung zu kirchlichen Ämtern verliert, wer die Säuglingstaufe prinzipiell ablehnt. Wer die Taufe seiner eigenen Kinder aus Glaubens- und Gewissensgründen aufschiebt, jedoch bereit ist, die Taufe von Säuglingen mitzuverantworten, kann zum Predigtamt (§ 45 Abs. 2 GO) und zu weiteren Diensten in der Gemeinde (§ 65 GO) berufen werden, wenn der Ältestenkreis oder das entsprechende Leitungsorgan in Kenntnis der Sachlage zustimmt.

Diese Regelung gilt für die Übergangszeit bis zum Inkrafttreten der GO-Novelle.

Die dritte Landessynode, die sich eingehend mit der Tauffrage befaßte, war die der Evangelischen Kirche von Westfalen auf ihrer Tagung im Oktober 1969. Ein Proponendum der Kirchenleitung „Taufe und Konfirmation“ war zuvor in den Gemeinden, Presbyterien und Kreissynoden, in Arbeitsgemeinschaften, Hauskreisen und anderen Gruppen gründlich beraten worden und hatte eine Fülle von Stellungnahmen, Anregungen und Anträgen bis zur Änderung der Tauf- und Konfirmationsordnung erbracht. Als ersten Schritt zur Neuordnung der Taufe faßte die Synode folgende

ENTSCHLIESSUNG ZUR TAUFE UND TAUFPRAXIS

1. Jesus Christus, der Herr, macht Menschen zu Gliedern seiner Gemeinde, erhält sie in seiner Gemeinschaft und stellt sie in seinen Dienst. Er tut es durch das Evangelium, das im verkündigten Wort, in der Taufe und im Abendmahl auf uns zukommt.
2. Die Kirche tauft im Auftrag und unter der Verheißung des gekreuzigten und aufgestandenen Herrn. Darum steht es uns nicht frei, die Taufe zu unterlassen.
3. Das biblische Zeugnis läßt uns die Taufe als Heilshandeln Gottes in Jesus Christus verstehen, durch das er uns im Glauben Anteil gibt an seinem Tod und seiner Auferstehung. Die Taufe geschieht in der Gemeinde, die das Wort verkündigt. Unser Bemühen muß, gerade angesichts der gegenwärtigen Taufdiskussion, insbesondere der Taufverkündigung gelten. Darum soll mehr als bisher in Predigt, Unterricht und Seelsorge von der Taufe und ihrer Gabe die Rede sein.
4. Taufe und Glaube gehören zusammen, aber weder der Glaube der Gemeinde noch der des einzelnen begründen die Taufe, sondern Christi Tat und Verheißung. Der Ge-

taufte ergreift im Glauben das in der Taufe immer wieder geschenkte neue Leben, das sich im Dienst der Liebe verwirklicht. Dieses Verhältnis von Taufe und Glaube gilt sowohl für die Kinder- als auch für die Erwachsenentaufe. Die Kirche kennt nur *eine* Taufe.

5. Das Heilshandeln Gottes in Jesus Christus gilt allen Menschen und ist nicht an Bedingungen natürlichen Vermögens oder religiöser Leistung geknüpft. Darum tauft die Kirche die Kinder ihrer Glieder. Die Kindertaufe kann bezeugen, daß Jesus Christus Vergebung und neues Leben ohne menschliches Zutun schenkt. Wer die Kindertaufe ablehnt, muß sich fragen lassen, ob er damit nicht der Rechtfertigungsbotschaft widerspricht.

6. In der Evangelischen Kirche von Westfalen ist die Kindertaufe die Regel. Die Kirchenordnung (Art. 174, 1) schließt aber nicht aus, daß Eltern die Taufe ihrer Kinder für einen späteren Zeitpunkt begehren. Einem solchen Begehren ist zu entsprechen. Die Kirchenordnung schließt auch nicht aus, daß die Taufe von Kindern versagt werden kann. So hat die Kirche einerseits zur Taufe der Kinder aller ihrer Glieder einzuladen, andererseits hat sie einem Mißbrauch der Taufe zu wehren.

7. Auch für die noch nicht getauften Kinder trägt die Gemeinde Verantwortung. Deshalb sind sie zum Katechumenat der Kirche einzuladen.

8. a) Wer die Kindertaufe grundsätzlich verwirft, kann nicht Pfarrer in der Evangelischen Kirche von Westfalen sein.

b) Pfarrer, welche die Taufe ihrer eigenen Kinder entsprechend Absatz 6 dieser Vorlage zu einem späteren Zeitpunkt beabsichtigen, aber dazu bereit sind, die Kinder von Gemeindegliedern zu taufen, können mit Einverständnis der Berufsorgane ihr Amt wahrnehmen. Erweist sich eine gedeihliche Führung des Dienstes als nicht möglich, so ist das Verfahren zur Versetzung im Interesse des Dienstes (§§ 49 bis 53 des Pfarrerdienstgesetzes) anzuwenden.

c) Diese Bestimmungen gelten sinngemäß für alle anderen ordinierten Amtsträger der Evangelischen Kirche von Westfalen.

Diese EntschlieÙung ist weder ein Kompromiß noch eine Wiederholung traditioneller Formeln noch ein nur pragmatisch orientierter Vorschlag zur Behebung akuter Schwierigkeiten, sondern das Ergebnis ernster Bemühung sowohl um eine an Schrift und Bekenntnis orientierte Bezeugung des evangelischen Taufverständnisses als auch um Möglichkeiten, die bisher geltende Kirchen- und Taufordnung daraufhin zu öffnen, daß die Gnadengabe des Taufsakraments nicht unter die Nötigung gesetzlichen Zwangs gerät.

In der Taufdiskussion des Jahres 1969 wurden einige Aspekte und Argumente öffentlichkeits- und kirchenaktenkundig, die schon länger unterschwellig eine Rolle spielten, aber kaum artikuliert wurden.

Es wird zum Beispiel zur Bestreitung der Kindertaufe und zur Begründung des Taufaufschubs neben Gründen theologischer Art das demokratische Lebensgefühl und Freiheitsverständnis ins Feld geführt, für das alles, was mit und an einem Menschen geschieht, ohne ihn als Subjekt zu beteiligen, Manipulation ist, deren sich die Kirche schuldig mache, wenn sie die Kindertaufe zum Regelfall erklärt.

Während hier die Taufe aus der Blickrichtung des freien bzw. zu befreienden Individuums angegangen wird, fordert eine soziologisch orientierte Theologie eine Taufpraxis, die auf Kommunikation, Bewußtwerdung und gemeinsames Handeln aus ist, und sieht darin den Anfang und Teil eines weit- und tiefausgreifenden Emanzipationsprozesses, in dessen Vollzug eine Reform von Kirche und Gesellschaft geschieht, die mehr ist als kosmetische Korrektur und Symptomtherapie.

Weiterhin wird gefragt, ob die Kirche gut beraten sei, wenn sie die Taufe, und zwar in Gestalt der zum Regelfall erhobenen Kindertaufe zum Konstituens der rechtlichen Kirchenmitgliedschaft mache und sich auf diese einfache und billige Weise Mitglieder und künftige Kirchensteuerzahler schaffe. Es wird gefordert, die Kirche sollte

„den Mut haben, die Kindertaufe von der rechtlichen Mitgliedschaft in der Kirche zu trennen ... Der Eintritt in die Kirche als rechtliche Institution (müßte) durch einen Rechtsakt des Getauften erfolgen, der die Religionsmündigkeit voraussetzt. Von dem Rechtsakt des Eintritts in die Kirche ist das persönliche Bekenntnis zu dem in der Taufe ergangenen Zuspruch und Anspruch Gottes in Jesus Christus zu unterscheiden. Dieses persönliche Bekenntnis sollte als geistliche Entscheidung nicht institutionalisiert werden“ (Pfarrerbruderschaft in Hessen und Nassau).

Das Taufproblem gehört zu den kirchlichen Fragen, die nicht vorschnell, kurzschlüssig und vordergründig beantwortet und geregelt werden können. Weder die Repristination tradierter Positionen noch theologisch nicht reflektierte Kompromisse noch ein entscheidungsscheues Nachgeben gegenüber pressure groups um des schiedlich-friedlichen Miteinanders verschiedener Positionen willen helfen weiter und vorwärts. Die Tauffrage ist ein Schlüsselproblem von Kirche und Theologie, und unter welchen Aspekten man sie angeht – stets steht das Ganze zur Diskussion. Die geballte Ladung von Taufkritik hat sicherlich zu einer Verunsicherung geführt, aber diese Verunsicherung ist notwendig und wird hoffentlich eine heilsame Verunsicherung sein.

4. THEOLOGIE, SCHRIFT UND VERKÜNDIGUNG⁴

Was sich in der theologischen Wissenschaft vollzieht, wird für die Gemeinde immer unverständlicher und beunruhigender, zumal die Massenmedien dafür sorgen, daß mehr wissenschaftliche Hypothesen und Vermutungen als verantwortlich reflektierte Erkenntnisse in jedes Haus kommen. Ob Fernsehen oder Rundfunk, ob „Stern“, „Twen“ oder „Der Spiegel“ – alle greifen theologische Themen auf, und weil sie von Sensationen leben und darum auf das Sensationelle aus sind, und weil Kritisches sich leichter verkauft als Konstruktives, wird überwiegend der Kritik und Destruktion des Bestehenden Raum gegeben.

Verwirrend ist die Fülle theologischer Strömungen und Richtungen, Ansätze und Programme, Aspekte und Tendenzen. Mit gutem Grund hat man von den Theologien der Genitive und der Adjektive gesprochen (Ev. Kommentare 1969, S. 690 ff.). Vollständigkeit der Enumeration wird weder erstrebt noch erreicht, wenn wir folgende aufzählen: Theologie der Welt, Theologie der Natur, Theologie der Hoffnung, Theologie der Politik, Theologie der Gesellschaft, Theologie der Revolution, Theologie der Evolution, Theologie der Entwicklung, Theologie des Todes Gottes, soziologische Theologie, Theologie der Information, Theologie der Frage, Theologie der Vernunft, gesellschaftskritische Theologie, politische

4. Vgl. Kirchl. Jahrbuch 1961, S. 149 ff.; 1962, S. 29 ff.; 1963, S. 32 ff.; 1964, S. 6 ff.; 1965, S. 22 ff.; 1966, S. 77 ff.; 1967, S. 48 ff.; 1968, S. 22 ff.

Theologie, kybernetische Theologie, Theologie der humanistischen Solidarität usw.

Es kann hier keine umfassende und erschöpfende Darstellung der theologischen Lage und Bewegung gegeben, sondern aus dem breiten Spektrum theologischer Pluralität nur die eine oder andere charakteristische und symptomatische Erscheinung herausgegriffen werden.

a) Zu Beginn des Jahres erregte der „Fall Roths Schuh“ weit über Württemberg hinaus öffentliches Aufsehen. Die Theologiekandidatin Regula Roths Schuh hatte als Examenspredigt über Joh 6, 68–69 eine Ausarbeitung abgeliefert, die von Kritikern als „sozial-therapeutische Ansprache“ charakterisiert wurde. Es wird Kritik am kirchlichen Establishment geübt, und diese Kritik entbehrt nicht der Berechtigung; es wird der Kirche bescheinigt, daß sie „falsch zentriert“ sei, wenn sie einen Autoritätsanspruch erhebe, und gefordert, daß die Welt ihr Zentrum werde, um wörtlich fortzufahren:

Dann ist sie auf ihre Aufgabe hin ausgerichtet, und so trifft sie vielleicht auf Gott, auf seine Erkenntnis. Vielleicht – es muß nicht so sein – es kann aber sein, daß ein Kennenlernen der Welt Kennenlernen Gottes ist. Denn Gott und Welt gehören zusammen. Wäre es anders, so ginge uns solch ein Gott nichts an.

An anderer Stelle heißt es, es gelte die Kirche dahin zu revolutionieren, daß sie sich um die Welt kümmere und nichts anderem mehr verpflichtet sei als der Menschlichkeit; alle kirchlichen Mitarbeiter seien dann „freigesetzt zur Organisation von Menschlichkeit“. Wenn sie sich aber nicht in diesem Sinne revolutionieren läßt, „dann müssen wir die Kirche verlassen. Aber nicht nur das: Wir müssen gegen sie wie gegen die Herrschenden kämpfen; denn dann steht auch die Kirche auf der Seite der Herrschenden“. Die „Predigt“ schließt mit einem Abschnitt, der radikal und konsequent die Kategorie der Mitmenschlichkeit zum Zentrum kirchlicher Verkündigung und kirchlichen Dienstes macht:

Unsere Nachbarin liegt im Bett, seit Jahren. Sie hatte einen Unfall und ist nun hilflos wie ein kleines Kind. Sie mag nicht mehr leben, denn es ist ja kaum ein Leben, was sie hat. Ich rede oft mit ihr, erzähle, was draußen alles passiert, was die Leute, die sie fast alle von früher her kennt, machen. So bekommt sie ein wenig teil am Leben. Und mit einemmal lacht sie sogar, kommt selbst wieder ein bißchen ins Leben. – Sollte ich ihr, statt sie zu unterhalten, von einem besseren ewigen Leben erzählen?

Nach einem Gespräch mit theologischen Mitgliedern des Stuttgarter Oberkirchenrats, über das der Ehemann Roths Schuh in einem Anschlag am Schwarzen Brett der evang.-theol. Fachschaft in Tübingen berichtete, teilte der Oberkirchenrat mit Unterschrift des Landesbischofs Frau Roths Schuh mit, daß bei aller Anerkennung der „Offenheit und Redlichkeit ...“, mit der Sie mitgeteilt haben, welche Rolle Sie heute im Kirchendienst übernehmen könnten“, das Gespräch mit den Oberkirchenräten ergebe, „daß Sie leider an Vorentscheidungen gebunden sind, die es uns leider unmöglich machen, Sie zum Dienst der Verkündigung zu verpflichten.“ Durch Herrn Roths Schuh wurde die Sache pressekundig gemacht, woraufhin Landesbischof D. Dr. Eichele die Pfarrerschaft unterrichtete. Briefe von Frau Roths Schuh an den Landesbischof, ein Schreiben von mehr als hundert Tübinger Stu-

denen an die württembergische Landessynode mit der Forderung, die Entscheidung des Oberkirchenrats rückgängig zu machen, folgten. Von acht Tübinger Dozenten wurde ein die Grundsatzfragen nach den theologischen Kriterien und rechtlichen Bedingungen der Übernahme bzw. Nichtübernahme eines Theologen in den kirchlichen Dienst aufwerfendes Memorandum erstellt, das wegen seiner über den „Fall Rothschuh“ hinausgehenden Bedeutung hier mitgeteilt sei:

Zu den Fragen, die im Zusammenhang mit der kirchlichen Einstellung von geprüften Bewerbern entstanden sind, erklären die unterzeichneten Mitglieder des Lehrkörpers der Ev.-Theol. Fakultät der Universität Tübingen:

I. Es ist der Fall eingetreten, daß das erste theologische Dienstexamen allein die Möglichkeit einer Anstellung von Pfarramtsbewerbern nicht mehr gerechtfertigt erscheinen ließ und eine klärende Aussprache zwischen dem Bewerber und der Kirche notwendig wurde. Wichtiger als alle Verfahrensfragen ist in dieser Situation die selbstkritische Klärung der Aufgabe der Theologie, insbesondere die Klärung des Verhältnisses von Theologie und Kirche sowie die Überprüfung der theologischen Ausbildung. Die Klärung dieser Frage ist von uns versäumt worden.

Angesichts unserer gemeinsamen Unfertigkeit, Angefochtenheit und Schwachheit darf die Nachfrage nach der Verkündigung des jungen Theologen auf keinen Fall gesetzlich erfolgen, sondern sollte auf Verständigung und Überzeugen aus sein. Sie wird aber von dem Partner die Offenheit erwarten müssen, sich auf das Wort, aus dem die Kirche lebt, und auf die Tat, die sie der Welt schuldet, einzulassen.

II. Es ist der Kirche nach unserer Überzeugung verwehrt, von ihren Dienern ein inquisitorisches „Glaubensexamen“ zu fordern. Es ist der Kirche aber ebenso verwehrt, Prediger und Seelsorger anzustellen, die offen erklären, daß sie von Gottes Verheißungen nichts erwarten. Die Kirche hat die Aufgabe, über die in Gottes Wort begründete Verkündigung zu wachen. Gestalt und Ordnung der Kirche müssen verändert werden. Jesus Christus als der Grund und Auftrag der Kirche bleibt derselbe. Wer in solchem Festhalten an Grund und Auftrag der Kirche nur eine Ideologie zu sehen vermag, vollzieht damit selbst die Scheidung von der Kirche. Die Kirche kann diese Entscheidung dann nur bestätigen.

Die Kriterien für die hier berührte Abgrenzung müssen von der Kirche immer wieder überprüft werden. Zur Zeit ist es notwendig, den Auftrag der Kirche, der seinen Grund in Gottes gnädigem Handeln in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft hat, nach zwei Seiten hin deutlich zu machen:

a) Die Kirche hat sich in Verkündigung und Aktion heute mehr denn je für Gerechtigkeit und Frieden in dieser Welt im Namen Jesu Christi einzusetzen.

b) Diese Verpflichtung hat ihren Grund in Gottes Liebe zur Welt, in der Gerechtigkeit, die den Sündern geschenkt ist, und in der Freiheit, zu der das Evangelium beruft; denn die Tat der Liebe würde grundlos ohne den Glauben, und der Glaube würde unglaubwürdig ohne die Tat – beide aber, unser Glaube und unsere Liebe, stehen unter dem Gericht und unter den Verheißungen Gottes.

III. Das heute geübte Verfahren der Kirche, über die rechte Verkündigung zu wachen, ist verbesserungsbedürftig. Es sollte darum geprüft werden

a) der Zeitpunkt eines solchen Kolloquiums, der nicht im Zusammenhang mit dem Examen, sondern nach den praktischen Erfahrungen im Vikariat anzusetzen ist;

b) die Teilnehmer an einem derartigen Kolloquium. Neben der Kirchenleitung sollten die Synode, die Fakultät, die Vikarsvertretung, u. U. Pfarrer und Kirchengemeinde, in der der Bewerber tätig war, eingeschaltet werden.

Wir verstehen unsere Stellungnahme als Beitrag zur Meinungsbildung und halten es für gut, daß insbesondere die Synode unter den obigen Gesichtspunkten die Vorgänge betr. Frau Regula Rothschuh einmal überprüft.

Von den erreichbaren Mitgliedern des Lehrkörpers haben dieser Stellungnahme zugestimmt.

gez. *Betz, Beyerhaus, Brecht, Liebing, Mildenerger, Nipkow, Oberman, Scholder.*

Die Württembergische Landessynode befaßte sich mit der Sache; die Entscheidung des Oberkirchenrats wurde von den Rednern der Plenardiskussion gebilligt, teils ohne Einschränkung, teils mit einigen Bedenken.

b) Während die Predigt von Frau Rothschuh einer gesellschaftsbezogenen Theologie entstammt, ist das nunmehr zu zitierende Dokument einem ganz anderen theologischen Wurzelgrund und kirchlichen Mutterboden entwachsen. Weil es geeignet ist, kontrapunktisch zu dem „Fall Rothschuh“ die Spannweite heutiger theologischer Bemühungen und Stellungnahmen in den Blick zu bringen, erscheint es im unmittelbaren Anschluß an das zuvor Berichtete, zumal es auch zeitlich in enger Nachbarschaft stand. Auf ihrer Tagung in Bayreuth vom 2. bis 7. März 1969 verabschiedete die Synode der Evang.-Luth. Landeskirche in Bayern ein weit über den bayerischen Bereich hinaus verbreitetes

WORT AN DIE GEMEINDEN

1. Zur Lage

In unserer Zeit geht stürmische Unruhe durch alles hindurch. Überall meldet sich Unbehagen mit dem Bestehenden. Auf allen Gebieten geraten die Fundamente ins Wanken, die unser gemeinsames Leben bisher getragen haben.

Auch die Kirche, ihre Lehre und ihr Leben, bleibt davon nicht verschont. Plötzlich wird vieles in Frage gestellt, was uns von den Kindertagen an festzustehen schien. Zahlreiche Christen fragen: Wo gehören wir eigentlich hin? Zu dem, was unsere Väter geglaubt und aufgebaut haben? Oder zu einer Kirche der Zukunft, die wir noch gar nicht kennen? Andere fragen, ob sich die Kirche – wieder einmal! – als Hort des Bestehenden erweisen will, oder ob sie, die Zeichen der Zeit erkennend, den Menschen auf dem Weg in ein noch unbekanntes Land vorangehen wird. Dieses Fragen zieht die Kirche, ob sie will oder nicht, hinein in den Streit zwischen alt und jung, rechts und links, Ost und West, schwarz und weiß, reich und arm.

Viele Christen sind durch diese Dinge tief beunruhigt. Andere begrüßen sie als ein Zeichen neu erwachten Lebens. Ein Wandel der bisherigen kirchlichen Ordnungen und Formen bahnt sich an. Die einen haben Angst, das Beste zu verlieren, worauf sie sich bisher verlassen konnten – und müssen sich fragen lassen: „Ist eure Angst nicht ein Zeichen eures Unglaubens?“ Die anderen haben Sorge, durch starres Festhalten am Vergangenen die Aufgaben der Gegenwart und Zukunft zu versäumen – und müssen sich fragen lassen, ob sie nicht die Fundamente zerstören, auf denen die Kirche seit ihren Anfängen lebt. Die Gefahr ist nicht zu übersehen, daß die Gemeinschaft durch diesen Zwiespalt auseinanderbricht.

Angesichts dieser Situation trat die Landessynode unserer Kirche im Oktober 1968 in Tutzing in einer theologischen Arbeitstagung zusammen. In Schriftauslegungen und theologischen Grundsatzreferaten wurden Fragen durchgearbeitet, die uns bewegen: z. B. Bibelkritik und Gemeindefrömmigkeit – Wer ist Jesus? – Kreuz, Auferstehung und Wiederkunft des Herrn – „Theologie der Revolution“. Theologische Lehrer aus dem Raum unserer Landeskirche übernahmen diesen Dienst. Die Gespräche in der Synode zeigten neben großer Bereitschaft, aufeinander zu hören und voneinander zu lernen, doch auch manche Gegensätze. Landessynode und Landeskirchenrat wollen mit diesem Wort versuchen, die Chancen und Gefahren dieser Zeit aufzuzeigen und das Gespräch

darüber in Gang zu halten. Jedes Gemeindeglied soll an dieser Besinnung teilnehmen, um erkennen zu können, was in der Kirche bleiben muß und was in einer veränderten Zeit und Welt zu ändern ist. Dabei ist es notwendig, Lehre und Leben der Kirche nach drei Richtungen auszurichten: der Heiligen Schrift, den Vätern unseres Glaubens und den heute lebenden Menschen.

II. Zum Streit um die Bibel

Ohne die Heilige Schrift wären wir alle nicht Christen. Sie ist das Fundament unseres Glaubens und sie wird es bleiben. Dabei denken wir nicht nur an das in Jahrhunderten entstandene und niedergeschriebene Buch, sondern an das unbegreifliche Wunder, daß der lebendige Gott mit Menschen geredet hat und immer wieder redet. Im Leben und Lehren, im Sterben und Auferstehen Jesu hat uns Gott gesagt, was er Menschen zu sagen hat. In dem Namen Jesu liegt unser ewiges Heil. Darum nennen wir ihn den „Sohn Gottes“ und halten an diesem Bekenntnis unbeirrt fest. Weil die Bibel davon Kunde gibt, ist sie durch kein anderes Wort zu ersetzen. Unzählige lesen sie schlicht im Glauben und Gebet und nehmen ihr Wort als Wort Gottes an, so wie es dasteht.

Aber diese Unbefangenheit ist nicht die einzige Weise, mit der Bibel umzugehen. Viele kritische Menschen unserer Zeit empfinden schmerzlich den Abstand von nahezu zwei Jahrtausenden, der uns von ihr trennt. Ihre Sprache, ihr Weltbild, ihr Daseinsverständnis sind ihnen fremd. Die theologische Wissenschaft hat seit zweihundert Jahren versucht, die Bibel kritisch zu durchforschen. Dabei kamen erstaunliche Entdeckungen über die Vielschichtigkeit ihrer Zeugnisse und die Mannigfaltigkeit ihrer Zeugen zutage. Viele dieser Entdeckungen sehen wir heute als gültig an und können nicht mehr hinter sie zurück. Andere erweisen sich selbst als kurzlebige Hypothesen, die von neuen abgelöst werden. So erkennen wir, daß Gott sein Wort in die Fehlsamkeit menschlicher Aussage und in die Wandelbarkeit irdischer Vorstellungen hineingelegt hat. Oft können wir im einzelnen nur noch schwer sagen, „wie es wirklich gewesen ist“. Wir erkennen aber auch, daß die neutestamentlichen Schriften nicht neutrale Berichterstattung sein wollen, sondern Zeugnisse von der Geschichte Jesu Christi, der um unsertwillen Mensch geworden, gekreuzigt, gestorben und auferstanden ist.

Die kritische Bibelforschung hat uns auf der einen Seite bereichert und uns erneut zum Nachdenken über die Bibel gezwungen. Sie kann aber auch zu einer ersten Gefahr für den Glauben werden, wenn in der Bibel nur noch der Niederschlag menschlicher Vorstellungen gesehen wird und nicht mehr das lebendige Wort, mit dem sich Gott den Menschen offenbart hat, und die wahrhaftige Ur-Kunde von dem, was Gott selbst getan hat und heute noch tut. Es gibt Wege innerhalb der heutigen Theologie, die wir nicht mitgehen können und vor denen wir die Gemeinden um unserer Verantwortung willen warnen müssen, weil sie den entscheidenden Aussagen der Bibel widersprechen. So zum Beispiel, wenn Gott nicht mehr als der persönliche Gott gesehen wird, zu dem wir im Namen Jesu beten dürfen: wenn der Kreuzestod Jesu nicht mehr als Sühneopfer für die Welt, sondern nur als ein Beispiel wehrlosen Sterbens bezeichnet wird; wenn die Auferstehung Jesu nur in den Glauben der Jünger hineinverlegt und damit von ihm abhängig gemacht wird; wenn Jesus nur als menschliches Vorbild und nicht mehr als Herr über alle erkannt wird; wenn das Wort von seiner Wiederkunft zum Gericht verstummt und die Zukunft Jesu aus der Predigt der Kirche verschwindet.

Jesus lebt nicht nur in unserem Glauben weiter, sondern unser Glaube lebt von der im Neuen Testament bezeugten Auferstehung Jesu. Somit ist der Auferstandene selbst Grund unseres Glaubens. Die Auferweckung des Gekreuzigten von den Toten durchbricht das alte Weltbild ebenso wie jedes moderne. Wir bitten die Gemeinden, die Arbeit der biblischen Theologie als eine Hilfe zum besseren und tieferen Schriftverständnis zu würdigen. Wir bitten aber auch die Theologen, solche Gemeindeglieder in ihrem

Glauben nicht unbedacht unsicher zu machen, die die biblischen Worte annehmen, wie sie lauten. Zuletzt entscheiden nicht unsere Denkvoraussetzungen über das rechte Verständnis der Heiligen Schrift, sondern die Gabe des Heiligen Geistes, der uns in die Heilige Schrift hineinführt, so wie uns die Schrift wiederum in das Geheimnis Gottes und Jesu hineinführt.

III. Zur Tradition

Niemals hätten wir das Zeugnis der Bibel empfangen, wenn es uns nicht die Väter unseres Glaubens durch die Jahrhunderte weitergegeben hätten. Wir sind also nicht die ersten Christen und werden nicht die letzten sein. Die Gemeinschaft unseres Glaubens erstreckt sich nicht allein in die Weite der Welt und in alle Erdteile, sondern auch in die Tiefe der Geschichte. Unsere Vorfahren haben im Altertum und im Mittelalter, in der Reformation und danach nicht nur viele unserer Kirchen erbaut, sondern auch Formen geschaffen, in denen sich unser kirchliches Leben heute vollzieht. Wir verdanken ihnen das Gesangbuch und den Katechismus, die Bibelübersetzung und die Ordnung unserer Gottesdienste und vieles mehr. Sie haben den Glauben der Christenheit in Bekenntnisse gefaßt wie in ein Gefäß, daß er nicht zerrinne. Sie haben darin auch Antwort gegeben auf die Fragen, die ihnen damals gestellt waren. Weil wir uns nicht lossagen können von der Geschichte Gottes mit seiner Kirche, bleiben diese Bekenntnisse auch für uns wegweisend und verpflichtend.

Die lutherische Reformation hat ihre ganze Kraft daran gesetzt, aus dem Leben der Kirche zu entfernen, was der Heiligen Schrift widersprach. Sie hat aber ebenso entschlossen die Verbindung mit den Vätern festgehalten, wo die Schrift es erlaubt. Die Frage, was wir von den Vätern übernehmen und behalten können, kann daher nicht an dem Maßstab „altmodisch oder modern“ entschieden werden. Die Zeit ist weitergeschritten. Manche Fragen und Aussagen der Tradition sind uns ferne gerückt, neue sind aufgetaucht. Sie bedürfen einer Antwort und Ausdrucksform aus unseren Tagen. Wir sollten uns freuen, mit welchem Ernst an vielen Orten daran gearbeitet wird, in neuen Gebeten, Liedern und Glaubensaussagen die bleibende Wahrheit des Evangeliums in der Sprache unserer Zeit auszudrücken. Hier müssen mutig neue Wege beschritten werden. Es ist aber kurzsichtig und undankbar, im Bekenntnis und Gottesdienst die Wurzeln abzuschneiden, die uns mit unseren Vätern verbinden. Wir würden den Geist Gottes verleugnen, der auch in ihrer Zeit am Werke war. Darum ist bei aller freimütigen Kritik an ihren Irrwegen auch der Respekt vor der Geschichte notwendig.

IV. Der Mensch heute

Den heute lebenden Menschen sind wir in erster Linie verpflichtet. Wir leben mitten unter ihnen und erleiden ihre Fragen und Nöte am eigenen Leibe. Sie fragen uns nach unserem Glauben und nach unserem Leben als Christen. Darum dürfen wir uns nicht zurückziehen in einen geschlossenen Kreis gleichgesinnter Mitchristen und hier das biblische Wort nur in gewohnten Sprachformen wiederholen. Nicht allein durch falsche Lehre können wir schuldig werden, sondern auch durch Verhärtung unserer Herzen gegenüber den vielfachen Fragen und Zweifeln unserer Mitmenschen. Wenn wir ihnen Antwort geben sollen, müssen wir sie kennen und müssen wissen, in welcher Welt sie leben. Wir dürfen die erstaunliche Aktivität nicht übersehen, mit der der Mensch heute seine eigene Zukunft zu erobern versucht. Wir müssen aber auch fühlen, wie ratlos, einsam und verlassen er oft in den einfachsten Fragen des Lebens ist. Er ist vielfach kritisch bis zum Äußersten und ist darum mißtrauisch gegen jede Ordnung. Dennoch sehnt er sich nach Geborgenheit und Frieden. Er kennt keinen Respekt vor dem Buch der Christenheit, und er kommt doch nicht von ihm los, wie das Interesse für moderne Übersetzungen und vieles andere zeigt. Er hat tausend Fragen an dieses Buch, und er merkt plötzlich,

wie er selbst von diesem Buch gefragt und beunruhigt wird. Das alles sind auch Zeichen der Hoffnung.

Unter den Menschen seiner Zeit lebt der Christ heute ebenso ungesichert und vom Zweifel bedroht wie jeder andere. Erschrocken fragt er, ob Gott überhaupt existiert. Dennoch erlebt er immer wieder betroffen und beglückt die Wirklichkeit des lebendigen Herrn. Er erfährt sie nicht nur in der Finsternis, die unser Leben überfällt. Er erfährt sie auch in vielen verborgenen Zeichen seines persönlichen Lebens und in dem Wunder des Gebetes. Staunend entdeckt er, wie auch andere Menschen dasselbe erleben. Hier leuchtet ein Licht, das durch wissenschaftliche Argumente weder entzündet noch ausgelöscht wird. In diesem Licht empfängt unser menschliches Dasein in allen seinen Bereichen erst seinen wahren Sinn. In diesem Licht findet auch die bedrängende Frage, was wir tun und wie wir leben sollen, eine Antwort. In der verwirrenden Fülle menschlicher Verhaltensweisen erscheint der Wille Gottes und das Vorbild Jesu Christi als sinn- und heilvoller Weg. Die Zehn Gebote und die Worte der Bergpredigt erweisen sich als erstaunlich zeitgemäß und hilfreich für unser persönliches und für unser gemeinsames Leben.

V. Die kommende Welt

Inzwischen ist die junge Generation dieser Zeit in vielen Ländern aus dem Nützlichkeitsdenken ihrer Väter ausgebrochen und fordert mit leidenschaftlichem Herzen und in oft seltsamen Formen eine bessere Welt. Sie will das Bestehende nicht mehr hinnehmen. Sie will es verändern. Sie hat das Gefühl: Die Zeit drängt, bevor die Ungerechtigkeiten dieser Welt in schrecklichen Katastrophen sich entladen. Utopische Vorstellungen einer besseren Gesellschaft mischen sich mit einem neuen Verantwortungsgefühl für die ganze Menschheit und für ihr Elend. Viele sehen in Jesus einen Sozialrevolutionär; nicht wenige erwarten von der Kirche, Vorkämpfer zu sein für eine neue Gesellschaftsordnung, Anwalt der Unterdrückten, Wegbereiter einer kommenden Welt. Die Strukturen zu verändern sei wichtiger als die persönliche Seligkeit einzelner Menschen. Die Frage nach der politischen Ethik hat andere Fragen nach der rechten Auslegung der Bibel in den Hintergrund gedrängt. Die Kirche sucht in dieser neuen Lage tastend den Weg, der ihrem Auftrag entspricht. Fertige und endgültige Antworten sind ihr nicht gegeben. Oft kann sie nur Fragen stellen und Bitten aussprechen an ihre Gemeinden, auch an die junge Generation. Dieser muß sie danken, daß sie das soziale Gewissen vieler Menschen neu wecken will. Ein waches Gewissen gehört zum besten, was die Christenheit in die Gegenwart und in die Zukunft einbringen kann.

Dennoch genügt der Appell an das einzelne Gewissen heute nicht mehr. Die großen Aufgaben der Zukunft des Menschengeschlechtes können nur noch gemeinsam gelöst werden. Alle verantwortungsbewußten Menschen, ob Christen oder nicht, müssen zusammenwirken. Heute ist uns an jedem Ort die ganze Welt mit ihren Problemen anvertraut. Sie lösen zu helfen, sind die Christen an erster Stelle aufgerufen. Sie sollten dazu einiges Entscheidende beitragen:

1. Sie sollten in der brennenden Liebe Jesu ihre Zeit und Kraft, ihre Phantasie und Hingabe, ihr inständiges Gebet, ihre finanziellen und technischen Möglichkeiten an diese Aufgabe wenden. Hier ist der Ort, wo vor allem der Sachkundige in eigener Verantwortung die Nachfolge Jesu Christi im Dienst an den Nächsten und Fernsten verwirklichen kann.

2. Sie sollten das Gewissen aller dafür wach halten, daß friedlichere und gerechtere Verhältnisse in der Welt nicht mit den Mitteln verantwortungsloser Gewalt erreicht werden können.

3. Sie sollten sich fernhalten von der vorschnellen und lieblosen Verurteilung einzelner Menschen oder ganzer Gruppen und das letzte Urteil dem Gericht Gottes überlassen.

4. Sie sollten nicht vergessen, welche unendliche Mühsal und Geduld es kostet, bes-

sere Verhältnisse in der Welt zu schaffen. Denn der Mensch ist in seinem innersten Wesen egoistisch gesinnt. Weil aber Jesus in diese Welt gekommen ist und wieder kommen wird, darum lohnt sich diese Mühsal und Geduld. Nichts ist vergeblich, was im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung getan wird. Hier geschehen Vorzeichen der kommenden heilen Welt Gottes, in welcher Gerechtigkeit wohnt.

In dieser Zeit äußerer und innerer Umwälzungen wird auch die Gemeinde Jesu Christi in ihrer Einheit ernstlich in Frage gestellt. Gehören wir noch zusammen, wenn die einen weit voraus sind auf dem Weg in die Zukunft und die anderen aus Veranlagung oder Überzeugung zäh am Überkommenen festhalten? Der Zug des wandernden Gottesvolkes hat sich weit auseinandergezogen. Dennoch müssen wir die Spannungen aushalten und uns in der Liebe Christi begegnen. Die Gemeinschaft im Glauben muß selbst immer wieder geglaubt werden. Wir müssen uns anhören und zu verstehen suchen. Wenn wir uns gegenseitig Mut machen, unseren Glauben vor der Welt zu bekennen, kann Gott auch unsere inneren Auseinandersetzungen zum Guten wenden. Über uns allen steht das biblische Wort, das die Christenheit seit Jahrzehnten begleitet und das doch jeder Zeit voraus war auf dem Weg in die Zukunft.

c) Daß es unendlich schwer ist, in der gegenwärtigen theologischen Situation ein lösendes Wort zu finden, wurde in den Beratungen der im Januar (5.–10. 1.) 1969 in Bad Godesberg tagenden rheinischen Landessynode und dem Wort ihres Theologischen Ausschusses deutlich. Daß es nicht darum geht, Altes, Bewährtes, in der Überlieferung Gesichertes einfach zu wiederholen; daß es nicht entscheidend hilft, den alten Wein der Christusbotschaft nur in die neuen Schläuche einer zeitgemäßen Begrifflichkeit und Sprachgestalt zu gießen; daß es vielmehr darauf ankommt, darüber nachzudenken, worin die Neuheit der in Bibel und Bekenntnis bezeugten „Sache des getöteten und zum Leben erweckten Christus“ für heute und morgen besteht; daß zwar die Sorge um den Menschen und seine Welt allen theologischen Gruppen und Gruppierungen gemeinsam ist, aber in der Frage, wie und wodurch diese Sorge wahrzunehmen sei, die verschiedensten in Theologie und Kirche vertretenen Ansichten hart aufeinanderprallen – alle diese Schwierigkeiten, die geradezu Aporien sind, kommen in dem Wort des Theologischen Ausschusses, das bezeichnenderweise nicht an die Gemeinde, sondern an die Synode gerichtet und mehr Auftrag als Aussage ist, zum Ausdruck. Das Wort lautet:

Der Theologische Ausschuß hat ein Wort zur theologischen Lage zu formulieren versucht. Dabei ist ihm deutlich geworden, daß dieses Unternehmen ganz anderer Vorbereitungen bedarf, damit es sowohl Unterscheidungsvermögen als auch Gesprächsfähigkeit fördert.

1. Vertretene Positionen

Drei Nötigungen aus Verantwortung, die sich gegenseitig fast aufhoben, wurden ausgesprochen und gehört:

1. Das Bekenntnis zu Jesus Christus, der uns Name und Existenz als Kirche gibt, muß in der gegenwärtigen Situation mit den Grundartikeln der Kirchenordnung erneut bezeugt werden.

2. Die Offenheit des Gesprächs mit Verfechtern der politischen Theologie muß so lang und so weit wie möglich gesichert werden.

3. Die unaufschiebbaren Verpflichtungen der Kirchenleitung, Entscheidungen zu treffen, müssen von der Synode mitgetragen werden. Das gilt sowohl im Hinblick auf Erwartungen der Bekenntnisbewegung, bestimmte Lehrer der Theologie nicht mehr zu

Prüfungen heranzuziehen, als auch im Hinblick auf Ansinnen, Vertreter einer bisher nicht geübten Predigt- und Gottesdienstpraxis gewähren zu lassen.

II. Anträge

Der Theologische Ausschuß bittet in dieser gespannten Lage die Synode:

1. durch den ständigen Theologischen Ausschuß eine Stellungnahme erarbeiten zu lassen, welche die Identität der Evangelischen Kirche im Rheinland auf die neue Situation hin aussagt;

2. den leitenden Organen zu empfehlen, ein Beratungsgremium in Anspruch zu nehmen für anstehende Personalentscheidungen, die weitreichende theologische Konsequenzen einschließen.

III. Empfehlungen

Für die Weiterarbeit des ständigen Theologischen Ausschusses machen wir folgende Empfehlungen:

1. Es möchte neu bezeugt werden, daß diese Kirche weiterhin von der Sache des getöteten und zum Leben erweckten Christus leben und an seiner Zukunft teilhaben will.

2. Es möchte bezeugt werden, daß diese Sache der Mensch und seine Befreiung zum Heil und zum Wohl ist.

3. Es möchte bezeugt werden, daß sich die Kirche in der Sorge für das Wohl und das Gut des Humanum von anderen Gruppen hat überholen lassen. Damit ist in unserer Zeit für Theologen ein Nachholbedarf entstanden, der einerseits zu zeitraubenden wie enthusiastisch ergriffenen Beschäftigungen mit Weltanalysen führt und der andererseits verwirrende Unsicherheiten über die bisherige Identität der Kirche verursacht. Hierin wirkt eine doppelte Tendenz, die Kirche wegen ihrer Versäumnisse anzuklagen und den Glauben in neuen Denk- und Sprachformen zu artikulieren. In dieser Situation bittet der Ausschuß um die Bereitschaft, die Anliegen der politisch engagierten Kreise möglichst exakt zu hören und kein Gespräch zu früh abzubrechen.

4. Es möchte bezeugt werden, daß und wie die Sorge um das Humanum in die Sache Christi eingeschlossen ist, damit die Versuche der theoretischen und praktischen Weltbewältigung vor unkritischer Ideologie und vor Selbstzerstörung bewahrt bleiben.

IV. Ausblicke

Der Theologische Ausschuß sieht, daß die Kirche sowohl durch eine sehr entschiedene Jugend als auch durch die Bekenntnisbewegung „Kein anderes Evangelium“ in einen neuen Streit um die Wahrheit und Wirklichkeit Christi hineingezogen wird. Sie sollte sich bereitwillig in die Krise ihrer Existenz und Aufgabe hineinrufen lassen, weil Gott sich neu als Gott entdecken lassen will.

d) Auch die leitenden Organe der EKD bemühten sich im Berichtsjahr um die theologische Verständigung zwischen der wissenschaftlichen Theologie und der Kirche, zwischen theologischen Hochschullehrern und Kirchenleitungen. Die Tatsache, daß durch das Chaos in Dogma und Ethos die Gefahr einer umfassenden Verunsicherung kirchlicher und theologischer Existenz im Verzuge ist, daß manche Erscheinungen auf Veränderungen vor dem Hintergrund revolutionärer Tendenzen hindeuten, und die Frage, welche Möglichkeiten gegeben, welche Schritte zu tun seien, die Verworrenheit zu lösen, die Verwirrung zu klären, beschäftigten die Kirchenkonferenz auf ihrer Sitzung am 31. März 1969. Zweimal lud der Rat der EKD eine größere Anzahl von theologischen Hochschullehrern zu Gesprä-

chen ein. Die erste Zusammenkunft fand am 26. April 1969 im Rahmen einer Klausurtagung des Rates auf Schloß Schwanberg, die zweite Begegnung am 28./29. November 1969 in Hannover statt. In den intensiv und lebhaft geführten Diskussionen wurden die Lage in der theologischen Forschung, die Bedeutung der theologischen Wissenschaft für die Lehre der Kirche und für das Leben der Gemeinde sowie die öffentliche Wirkung theologischer Äußerungen eingehend erörtert. Die Gemeinsamkeit des Auftrages und der Verantwortung von Kirchenleitung und wissenschaftlicher Theologie für Lehre und Leben, Zeugnis und Dienst der Kirche und die daraus sich ergebende Notwendigkeit verstärkter Zusammenarbeit an den drängenden Fragen des Glaubens und der Glaubwürdigkeit der Kirche in der Auseinandersetzung mit der modernen Welt wurden betont und ausdrücklich bejaht. Als besonders dringlich wurden eine bessere Information von Gemeinde und Öffentlichkeit über die Lage in Theologie und Kirche mit dem Ziel der Klärung der Sicht und des Urteils und die baldige Erarbeitung eines für den heutigen Menschen verständlichen „Katechismus“ in schlichter Sprache, der zugleich auf die Herausforderungen des gegenwärtigen Zeitalters Antwort geben sollte, herausgestellt.

e) Auf dem 14. *Deutschen Evangelischen Kirchentag*, der im Juli (16.–20. 7.) 1969 in Stuttgart zusammentrat, wurde die Arbeitsgruppe „Streit um Jesus“ von der Planung wie von der Teilnehmerzahl her zu einer Art Zentrum des Kirchentagsgeschehens. Wenn es in der Pressemitteilung über eine im unmittelbaren Anschluß an den Kirchentag gehaltene Sitzung des Rates der EKD heißt, der Kirchentag „sei ein großes Risiko eingegangen, indem er den in Kirche und Gesellschaft vorhandenen Spannungen nicht ausgewichen sei, sondern sie in seiner Arbeit voll zur Geltung gebracht habe“, gilt das nicht zuletzt von dieser Arbeitsgruppe, die mehr als die Hälfte der Dauerteilnehmer anzog. Während 1967 die Bekenntnisbewegung „Kein anderes Evangelium“ und die ihr nahestehenden kirchlichen Gruppen die Einladung zum Kirchentag in Hannover ablehnten (vgl. *Kirchl. Jahrbuch* 1966, S. 145 ff.; 1967, S. 72 ff.), fanden sich nach mancherlei Verhandlungen die Bekenntnisbewegung „Kein anderes Evangelium“, die kirchlichen Sammlungen um Bibel und Bekenntnis, die Evangelische Sammlung Berlin und die im Fellbacher Kreis zusammengeschlossenen pietistischen Kreise Württembergs bereit, am Kirchentag unter bestimmten Bedingungen teilzunehmen, deren wichtigste die war, daß „eine besondere Arbeitsgruppe über Christologie mit je drei Referenten der bekennnistreuen Theologie und der Zeitgeist-Theologie in klarer Kontroverse zu den entscheidenden Christusaussagen so Stellung nehmen, daß die Unvereinbarkeit beider Auffassungen deutlich wird und damit der Pluralismus in der Kirche als illegitim erkannt werden kann“ (Informationsbrief Nr. 19 der Bekenntnisbewegung, Mitte Mai 1969, S. 4). Vonseiten der Bekenntnisbewegung wurden Professor D. Dr. Künneth, Professor Dr. Heubach und Pfarrer Dr. Asendorf als Referenten vorgeschlagen und vom Kirchentagspräsidium eingeladen. Die von der Bekenntnisbewegung als „Zeitgeist-Theologie“ inkriminierte und angegriffene Seite wurde von Professor D. Mezger, Professor Dr. Klein und Privatdozent Dr. Suhl vertreten.

Obwohl es in der Arbeitsgruppe sehr lebendig zugeht und es zu lebhaften Beifalls- und Mißfallenskundgebungen kam, blieb der von den Teilnehmern erhoffte und erwartete Dialog, nicht zuletzt infolge der Vorprogrammierung durch

die Bekenntnisbewegung aus. So gab es zwar viel Information zur eigenen Urteilsbildung, aber es fehlte die Kommunikation, und so kam es nicht zu einer Auflockerung der Fronten. Klar und hart beharrte die Bekenntnisbewegung auf ihrer Position des Damnamus gegenüber der von ihr so genannten „Zeitgenössischen Untheologie“, die „die Schar der Gläubigen bis in die Seele hinein“ verwirre und befürchten lasse, „daß die Kinder des Modernismus einst als Nihilisten ihre eigenen Väter fressen werden.“ Auf die Frage eines Gesprächsteilnehmers, ob die Referenten der von der Bekenntnisbewegung abgelehnten Theologie das kirchliche Verkündigungsamt ausüben dürften, antwortete der Vorsitzende der Bekenntnisbewegung mit einem klaren Nein, was allerdings starke Mißfallens-kundgebungen auslöste. Nur einmal wurde eine Hand zur Verständigung und Versöhnung ausgestreckt, als Professor Dr. Klein am Schluß seines Vortrages erklärte:

Die Auseinandersetzung zwischen der Bekenntnisbewegung und der von ihr für modern erklärten Theologie läuft nachgerade gespenstisch leer. Die Öffentlichkeit, kurze Weile interessierter Zeuge des Zwistes, ist seiner längst überdrüssig geworden, empfindet ihn als museal und präge achselzuckend das Bild vom Streit zweier Altenheime, über dem zur Tagesordnung hinwegzuschreiten sei ... Lassen wir also davon ab, uns anklagend oder verteidigend aneinander zu messen, wer von uns wohl der Rechtgläubige sei. Machen wir uns bereit zur Nachfolge unseres Herrn, der uns gebietet, sein Kreuz auf uns zu nehmen ..., ja uns mit ihm kreuzigen zu lassen ..., wie immer sich dies konkret vollziehe in unserer Zeit. Wenn wir so – bekennd und leidend – Zeugnis ablegen, wem die Welt gehört, werden wir uns einen solchen Streit auf den Hals ziehen, daß uns unser bisheriger Streit schon vergehen und nur noch lächerlich vorkommen wird.

Aber der Ruf, das trotz aller Unterschiedenheit Gemeinsame zu sehen und zu betonen, verklang in antwortloser Leere, die ausgestreckte Hand wurde nicht ergriffen, die Bekenntnisbewegung hielt ihr Programm der Abgrenzung und Ablehnung bis zum letzten Augenblick der Diskussion durch und ließ ihre Position durch niemand und nichts in Frage stellen. Es blieb beim „Streit um Jesus“, aber es war kein „Streit um des Kaisers Bart“, wie oppositionelle Jugend auf Plakaten kund tat, sondern es ging um die „Sache“ der Kirche, von der – das zeigt die große Beteiligung an dieser Arbeitsgruppe – Gemeinde und Öffentlichkeit nach wie vor bewegt und beunruhigt sind.

f) Endlich ist im Zusammenhang dieses Berichtsabschnittes einiges zu der innerkirchlichen kritischen Bewegung, die vornehmlich von der Jugend getragen wird, zu sagen. Studenten, Vikare, junge Pfarrer, aber auch ältere Gemeindeglieder sammeln sich in wenig organisierten Gruppierungen, die schon in ihrer Selbstbezeichnung als „kritische Kirche“, „kritischer Kirchentag“, „kritische Synode“, „außersynodale Opposition“ oder „kritische Begleitung der Synode“ („Kribs“) zum Ausdruck bringen, was sie sind und als ihre Aufgabe ansehen. Diese Gruppen wollen das historisch Gewordene an und in der Kirche auf sein theologisches Recht befragen und es weithin als Gewesenes entlarven, das heißt als leere Formen, aus denen das Leben entwichen ist, und das Regenerationsfähige durch Umfunktionieren zu neuem Leben erwecken; sie wollen zum anderen eine „Demokratisierung der Kirche“, um – wie sie es nennen – das autoritäre Informationssystem der Kirche, ihre theorielose Praxis, volkskirchliches Versorgungsdenken und Konsumverhalten und die Unmündigkeit und Handlungsun-

fähigkeit der Gemeinde und ihrer Glieder wirksam abzubauen. In einem anläßlich der Lutherischen Generalsynode in Augsburg (Mai 1969) gehaltenen Referat „Verkündigung und Ungehorsam“ bezeichnete Professor Dr. Seitz – sich dabei der Sprache der Kirchenkritiker bedienend – sieben Problemfelder, „in denen Gewordenes auf sein Recht und Bestehendes befragt wird, ob es uns Menschen heute helfen kann“:

1. Die Predigt

Die Predigt ist ein meistens langweiliger Monolog, dessen Aufwand in keinem Verhältnis zu seinem Nutzen steht. Als innerkirchliches Sprachereignis wird es nur von wenigen noch verstanden und ist nach einem berühmten Wort von Gerhard Ebeling die „institutionalisierte Belanglosigkeit“.

2. Der Gottesdienst

Seine autoritär-klerikalistische Struktur verleiht dem Pfarrer eine herrschende Stellung. Sie steht dem Gemeindeaufbau im Wege, erzeugt unkritische und untätige Konsumenten.

3. Die Sakramente

Taufe und Abendmahl sind für rational denkende Menschen unzumutbar. Während die Taufe als religiöse Vergewaltigung wehrloser Kinder angesehen werden muß, versammelt das Abendmahl um etwas magisch Mißverständliches, das nicht mehr kontrollierbar ist.

4. Die Kirche

Sie ist in der Regel mit dem herrschenden politischen System verbunden, ein spätkapitalistisches Gebilde, das die ihm zufließenden Gelder zur Selbstbefriedigung verbraucht. An der Übereinstimmung von Anspruch und Wirklichkeit ist sie durch die ganze Geschichte gescheitert.

5. Die Gemeinde

Die Gemeinde ist bedroht, zur Versammlung von Heuchlern zu werden. Ihre Zusammenkünfte sollten aktuelle Themen statt biblischer Texte und demokratischen Charakter haben. Ihre Glaubwürdigkeit muß durch sozialen und politischen Einsatz erst noch bewiesen werden.

6. Die Gottesfrage

Das Festhalten an den bisherigen exegetischen Methoden fixiert auf einen Vaterkomplex, der „Gott“ zu nennen ist, auf einen Komplex, der den Menschen hindert, sich aus Elend und gesellschaftlichen Zwängen zu befreien.

7. Das Handeln

Das Weltverhältnis der Christen muß von Kontemplation zur Kooperation überführt werden. Die Verkündigung ist daran zu messen, welchen Beitrag zur Veränderung der Gesellschaft sie leistet.

Es wäre falsch, würde man diese Verdikte, harten Urteile und einseitigen Forderungen trotz der Radikalität der Kritik und ihrer Form nur als rebellisches Aufbegehren, als bloße Protesthaltung, als Negation um der Negation und Destruktion um der Destruktion willen be- und damit aburteilen; sie sollten vielmehr als trotz ihrer Artikulierung ernstzunehmende Anfragen an die Kirche verstanden und aufgenommen werden, und an die Stelle der Ablehnung und Verurteilung sollte die gemeinsame Anstrengung um eine Antwort treten.

Die Kirche wird es lernen müssen, sich in die pluralistische Situation, die nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch in der Theologie besteht, zu finden und mit der Pluralität theologischer Lehrmeinungen zu leben. Zwar hat zu keiner Zeit eine theologische Uniformität in der Kirche bestanden, aber zu keiner Zeit war die Variationsbreite unterschiedlicher theologischer Auffassungen so groß wie in unseren Tagen. Daß davon eine Beunruhigung und Verunsicherung der Gemeinde ausgeht, kann nicht in Abrede gestellt werden, zumal sie in keiner Weise für derartige Auseinandersetzungen gerüstet wurde und ist. Ein nicht kurzfristig zu bewältigender Lernprozeß ist vonnöten, um ihr deutlich und verständlich zu machen, daß – vor allem in einem Zeitalter des Übergangs und Umbruchs – die theologische Sache und ihre Wahrheit weder auf der Einbahnstraße des Rezitierens von den Vätern überkommener und übernommener Lehr- und Bekenntnisaussagen noch auf der globalen Verwerfung des geschichtlichen Erbes erhoben und erkannt werden kann, sondern nur in der Pluralität theologischer Meinungen und Erkenntnisse und im Wiedereinander unterschiedlicher Theologien zu gewinnen ist, sofern es diesen Theologien um die theologische Sache und ihre Wahrheit zu tun ist.

5. DER 14. DEUTSCHE EVANGELISCHE KIRCHENTAG

Die bedeutsamste öffentliche Veranstaltung der evangelischen Christenheit in unserem Lande war der Deutsche Evangelische Kirchentag, der vom 16. bis 20. Juli 1969 in Stuttgart stattfand. Was dort gesagt und beschlossen wurde, was dort geschah, war eine Selbstdarstellung des deutschen Protestantismus von heute. Alle Zerrissenheit und Unsicherheit, aller Widerstreit unterschiedlicher Meinungen und Überzeugungen, heftige Kritik und Verdammung der Traditionen, Institutionen und Zustände und das Drängen auf eine umfassende Veränderung der Welt kam ebenso zum Ausdruck wie auf der anderen Seite das Bemühen um Bewahrung des von den Vätern überkommenen Erbes in Verkündigung und Seelsorge. Der Auffassung, das politisch-soziale Zeugnis und Engagement sei die entscheidende Dimension des Evangeliums, stand die andere entgegen, die Kirche habe es vordringlich mit dem Heil des einzelnen zu tun. Manche haben geurteilt, es seien eigentlich zwei Kirchentage gewesen: einer, der sich mit der Frage nach Gott und dem Streit um Jesus befaßte, und ein zweiter, den die politisch-soziale Thematik anderer Arbeitsgruppen anzog. Aber auch innerhalb der einzelnen Arbeitsgruppen, seien sie mit theologischen, seien sie mit politischen und sozialen Themen befaßt gewesen, kam es zu hitzigen und harten Diskussionen. Landesbischof D. Dietzfelbinger führte dazu in seinem der bayerischen Landessynode auf ihrer Tagung am 20. Oktober 1969 in Augsburg erstatteten Bericht aus:

Ich denke, es waren doch nicht zwei Kirchentage, sondern einer, eben in vielem ein Spiegelbild der Lage im deutschen Protestantismus heute ... Aber nun liegt in der Beobachtung mit den zwei Kirchentagen doch auch etwas Richtiges. So disparat und auseinanderlaufend ist heute der Protestantismus in Deutschland. Sein Leben vollzieht sich gewissermaßen in zwei gegenläufigen Strömungen, deren eine in vielen Wirbeln nach

verschiedenen Seiten auseinanderdrängt, theologisch, generationsbedingt, aus der allgemeinen Unruhe der Zeit gespeist, nach neuen Ufern drängend, so daß die Gemeinschaft unter uns bis zum Zerspringen gefährdet ist ... Auf der anderen Seite drängt ebenso vieles zusammen zu einer engeren Gemeinsamkeit. Angesichts der Entwicklungen in einer säkularisierten Welt erkennen sich die Christen gewissermaßen neu, sie suchen einander und möchten auch in der Gestaltung des Lebens neue Formen des Miteinander finden ... Während also die einen ... von zwei Kirchentagen, ja von zwei Kirchen sprechen, glauben die anderen, es sei eine Stunde der großen Einheit im deutschen Protestantismus gekommen, die man nutzen muß.

Im publizistischen Urteil über den Kirchentag begegneten viele und vielfältige Meinungen, die nicht nur breit gefächert, sondern gelegentlich recht abenteuerlich waren. Ein Teil der Kommentare und Berichte äußerte sich besorgt über die Zerrissenheit der Kirche und über das wachsende gesellschaftspolitische Engagement des Kirchentages. Demgegenüber stand vielfältige Zustimmung und eine positive Wertung des Wagnisses, das der Kirchentag mit seiner neuen Gestaltung eingegangen war. Es war aufregend und tröstlich zugleich, daß der Stuttgarter Kirchentag trotz mancher unerfreulicher und wohl auch beschämender Vorgänge etwas erkennen ließ von der Fülle an Kraft, Lebendigkeit und Engagement – nicht zuletzt der Jugend, auch in ihren kritischen Vertretern –, die das Evangelium auch in unseren Tagen freizusetzen vermag. Auch der von manchen Kritikern getadelte „Meinungspluralismus“ hat dazu beigetragen, daß der Kirchentag 1969 zu einem anregenden und bereichernden Lernprozeß wurde. Zu einer Gefahr aber nicht nur für den Kirchentag, sondern für den deutschen Protestantismus drohte und droht die falsche Alternative zwischen Lehre und Leben, zwischen biblischer Verkündigung und politisch-gesellschaftlichem Engagement, zwischen der Treue zu Schrift und Bekenntnis und einer radikalen Unbekümmertheit im Eingehen von Weltverflechtungen zu werden. Es bedarf der theologischen Wachsamkeit der Gemeinde, Kirchenleitungen und theologischen Fakultäten und einer energischen Zuwendung zu den Grundsatzfragen theologischer und kirchlicher Existenz, um Brücken zu bauen, damit die Kirche ihres Auftrages heute neu ansichtig und gewiß wird.

6. FRAGEN DER GESTALT UND ORDNUNG DER KIRCHE

Wenn die Kirche gegenüber dem Zeitgeschick und seinen harten und massiven Herausforderungen nicht versagen will, wenn sie nicht hinter den Wandlungen der Welt, der Gesellschaft und des Bewußtseins zurückbleiben soll, ist nicht nur die innere Bereitschaft in erneuerten Bewußtseins- und Handlungsstrukturen, sondern zugleich das äußere Bereitsein für den Zusammenprall mit dem Kontext Welt durch eine erneuerte Gestalt und erneuerte, wirksamere Funktionsweisen nötig, damit sie nicht in eine Rand- und Abseitsstellung hineingerät, in der sie alle Bedeutung und Wirkung verliert. Diese erneuerten Strukturen müssen in einem doppelten Bezug responsorischer Art sein: responsorisch gegenüber dem Auftrag, der Welt die frohe Botschaft, das Evangelium auszurichten, das die Kirche konstituiert und profiliert, und responsorisch gegenüber ihrer Welt und

Zeit, an die sie mit ihrem Auftrag gewiesen ist. Die unmittelbare Zuordnung beider Bezüge und ihre unauflöslliche Verknüpfung miteinander formuliert und definiert W. Jetter folgendermaßen:

Die Kirche kommt zu Stand und Wesen und erfüllt ihren Auftrag in dem Maß, in dem sie sich mit ihrer Herkunft, mit dem Evangelium identifiziert. Sie bekommt dabei notwendig und stets mit überlieferten Herkunftsdokumenten zu tun. Trotzdem wird sie gerade so nicht an irgendeine Vergangenheit fixiert oder in sich selber hineingeführt. Denn jene Geschichte heilschaffender und heilverheißender Gotteshilfe, die sich dort und damals begab, holt die Kirche nicht zu sich selber zurück im historischen Krebsgang, sondern weist sie weiter an die Nöte der Welt, denen sie ein für allemal gilt. Man kommt nur zum Evangelium zurück, indem man ihm nachgeht. Gewiß möchte die Kirche, daß man ihm nachgeht. Gewiß möchte die Kirche, daß man das Evangelium begreift, aufnimmt, immer stärker von ihm erfaßt wird. Darum sammelt sie Menschen um die Stimme dieser Botschaft. Aber damit kehrt sie sich nicht von der Welt weg, sozusagen in einem ersten Schritt, dem dann als zweiter Anlauf eine Zuwendung zur Welt und eine Anwendung auf sie folgen müßte. Wer sich aufs Evangelium konzentriert, der sieht sich eben damit, im selben Atemzug, an alle Welt gewiesen, der es widerfahren ist und gilt. Nur am Material ihrer wohlbekannten und unbekannten Nöte kann überhaupt begriffen und erfahren werden, was das Evangelium will und vermag. Es liegt nicht an und für sich vor.

Wenn sie ihrem Auftrag in dieser Welt und Zeit gerecht werden will, müssen Gestalt, Ordnung, Arbeitsformen und Instrumentarium der Kirche den Anforderungen und Herausforderungen, denen sie sich heute und morgen zu stellen hat, sinn- und sachgemäß entsprechen. Es ist aber nicht zu bestreiten, daß auf der kirchenorganisatorischen Ebene noch Traditionen, Wirkformen, Verhaltensregeln und Entscheidungsmuster bestehen, aus denen Kraft und Leben entwichen sind und die nur noch Ballast und Bremse darstellen. Auch die Grundprinzipien der herkömmlichen Kirchenstruktur, das Konfessions- und das Territorialprinzip spielen in diesem Zusammenhang eher eine hemmende als eine vorwärtsweisende Rolle. Mit guten Gründen stehen sie deshalb in einer kritischen Diskussion im Blick auf ihre kirchengründende und kirchentrennende Funktion. Grundsätzlich-theologische und praktisch-pragmatische Fragen sind in diesem Zusammenhang zu erörtern. Was die innerevangelischen Lehrverschiedenheiten und ihren ekklesiologischen Rang angeht, so sind in den theologischen Gesprächen, über die an anderer Stelle dieser Jahreschronik berichtet wurde, kirchenorganisatorische Konsequenzen notwendig mit im Blick und Spiel. Im Blick auf den Territorialismus als kirchliches Strukturprinzip zeichneten sich nach fünfzehnjähriger Vorbereitung gegen Ende des Berichtsjahres in Nordelbien verheißungsvolle Möglichkeiten zu einer Flurbereinigung zwischen fünf bekennnisgleichen Territorialkirchen ab. In absehbarer Zeit wird in diesem Raum ein in seinen Lebens- und Arbeitsformen zugleich am Auftrag und Dienst der Kirche orientiertes wie auf Zweckmäßigkeit ausgerichtetes Kirchengebilde zu Stand und Wesen kommen.

a) Die Nordelbische evangelisch-lutherische Kirche

Am 29. November 1969 legte die von den Landessynoden der Gliedkirchen Eutin, Hamburg, Hannover, Lübeck und Schleswig-Holstein eingesetzte Intersyn-

odale Nordelbische Kirchenkommission die „Grundsätze und Leitsätze für die Verfassung der Nordelbischen evangelisch-lutherischen Kirche“ und den „Entwurf eines Vertrages über die Bildung der Nordelbischen evangelisch-lutherischen Kirche“ vor. In der Präambel des Vertragsentwurfs heißt es, daß die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Eutin, die Evangelisch-Lutherische Kirche im Hamburgischen Staate, die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Hannovers, die Evangelisch-Lutherische Kirche in Lübeck und die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Schleswig-Holsteins den Vertrag schließen

in der Überzeugung, durch eine Vereinigung zu einer Nordelbischen evangelisch-lutherischen Kirche und ihr zukünftiges gemeinsames Wirken den ihnen aufgetragenen Dienst im Namen des Herrn der Kirche recht zu erfüllen.

Der Vertragsentwurf bedarf noch der Ratifizierung durch die Landessynoden der beteiligten Kirchen.

b) Vereinbarung über die Kirchenmitgliedschaft

Die Verbindung unter den Gliedkirchen der EKD zu stärken, ist Absicht und Ziel einer im Laufe des Berichtsjahres von den Gliedkirchen unterzeichneten Vereinbarung die das kirchliche Mitgliedschaftsrecht ordnet. Die Vereinbarung besagt, daß die Zugehörigkeit zu der einzelnen Landeskirche, die durch Taufe, Bekenntnisstand und Wohnort gegeben ist, die gesamtevangelische Gemeinsamkeit einschließt. Das Dokument lautet:

VEREINBARUNG ÜBER DIE KIRCHENMITGLIEDSCHAFT

Die unterzeichneten Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland bestätigen im Einvernehmen mit dem Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland die nachstehenden in der Evangelischen Kirche in Deutschland geltenden Grundsätze des Kirchenmitgliedschaftsrechts und machen sie zum Inhalt dieser Vereinbarung.

I.

Innerhalb der Evangelischen Kirche in Deutschland wird nach herkömmlichem evangelischem Kirchenrecht die Kirchenmitgliedschaft durch die Taufe, durch evangelischen Bekenntnisstand (Zugehörigkeit zu einem in der Evangelischen Kirche in Deutschland geltenden Bekenntnis) und durch Wohnsitz in einer Gliedkirche der Evangelischen Kirche in Deutschland begründet.

Der evangelische Bekenntnisstand ergibt sich in der Regel aus der Taufe in einer Gemeinde evangelischen Bekenntnisses, bei Taufen außerhalb der evangelischen Kirche aus der Erziehung in einem evangelischen Bekenntnis nach dem Willen der Erziehungsberechtigten oder aus der Aufnahme in die evangelische Kirche.

II.

Die Kirchenmitgliedschaft besteht zur Kirchengemeinde und zur Gliedkirche des Wohnsitzes. Durch die Kirchenmitgliedschaft in einer Gliedkirche der Evangelischen Kirche in Deutschland gehört das Kirchenmitglied der bestehenden Gemeinschaft der deutschen evangelischen Christenheit an (Artikel 1 Absatz 2 der Grundordnung der Evangelischen Kirche in Deutschland). Die sich daraus für das Kirchenmitglied ergebenden Rechte und Pflichten gelten im gesamten Bereich der Evangelischen Kirche in Deutschland.

In dieser Gemeinschaft und in gegenseitiger Anerkennung bieten die Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland jedem Mitglied einer Gliedkirche den Dienst der Verkündigung, der Seelsorge und der Diakonie an und lassen es nach Maßgabe ihrer Ordnungen zum Heiligen Abendmahl zu.

III.

Innerhalb der Evangelischen Kirche in Deutschland setzt sich bei einem Wohnsitzwechsel in den Bereichen einer anderen Gliedkirche die Kirchenmitgliedschaft in der Gliedkirche des neuen Wohnsitzes fort.

Zuziehende Evangelische haben das Recht, innerhalb eines Jahres zu erklären, daß sie einer anderen im Gebiet der Gliedkirche bestehenden evangelischen Kirche oder Religionsgemeinschaft angehören. Die Erklärung hat die Wirkung, daß die Mitgliedschaft vom Zeitpunkt des Zuzuges an nicht fortgesetzt wird.

IV.

Die Gliedkirchen treffen im Benehmen mit der Evangelischen Kirche in Deutschland nähere Bestimmungen, insbesondere:

- a) über die Abgabe einer Erklärung gemäß Abschnitt III Abs. 2;
- b) darüber, daß in Gebieten, in denen verschiedene Bekenntnisse oder verschiedene Gliedkirchen bestehen, zuziehende Kirchenmitglieder die Möglichkeit der Wahl einer Kirchengemeinde oder Gliedkirche ihres Bekenntnisses haben;
- c) über die Rechtsstellung von Kirchenmitgliedern, die sich ohne Begründung eines neuen Wohnsitzes längere Zeit im Bereich einer anderen Gliedkirche aufhalten;
- d) über das Ruhen der Kirchenmitgliedschaft von Kirchenmitgliedern, die aus dem Bereich der Evangelischen Kirche in Deutschland vorübergehend in das Ausland verziehen;
- e) über die kirchlichen Wirkungen des Kirchenaustritts nach staatlichem Recht;
- f) über Form und Wirkung des Übertritts von einer Kirche oder Religionsgemeinschaft zur anderen;
- g) über die Aufnahme von aus dem Ausland zuziehenden Evangelischen;
- h) über die Doppelmitgliedschaft und die Vermeidung von kirchlichen Doppelbesteuerungen infolge Wohnsitzes im Bereich mehrerer Gliedkirchen.

Die Evangelische Kirche in Deutschland wirkt darauf hin, daß die Bestimmungen der Gliedkirchen gemäß Buchst. a bis h übereinstimmen.

V.

Die vertragschließenden Gliedkirchen bestätigen diese Vereinbarung mit kirchengesetzlicher Kraft.

VI.

Der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland wird ermächtigt, die Vereinbarung und ihre Bestätigung durch die vertragschließenden Gliedkirchen im Amtsblatt der Evangelischen Kirche in Deutschland zu veröffentlichen und die Vereinbarung in Kraft zu setzen, sobald die Mehrheit der Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland, in der Bundesrepublik Deutschland und in Berlin (West) die Vereinbarung unterzeichnet und bestätigt hat. Die Inkraftsetzung ist nicht von einer Regelung der im Abschnitt IV enthaltenen Punkte durch die Gliedkirchen abhängig.

c) Zur Neuordnung des geistlichen Dienstes

Die Fragen der rechten Zuordnung von Amt und Gemeinde, der Stellung und Aufgabe des Pfarrers in der modernen Gesellschaft und in der Kirche von heute,

des Widerspruchs zwischen Anspruch und Wirklichkeit der kirchlichen Berufe, der nicht mehr gewährleistet, daß diese Berufe als Wirkformen der Kirche in der Welt optimal funktionieren, haben vielerorts ernsthafte Überlegungen zur Neuordnung von Amt und Ämtern der Kirche ausgelöst. Häufig begegnet bei jungen Theologen ein Ja zur Theologie, aber sie scheuen vor der Übernahme des Gemeindepfarramtes in seiner traditionellen Struktur zurück, das sie nur in einer klischeehaften Verkürzung zu sehen vermögen, ohne es als Möglichkeit und Ort personalen Zeugendienstes in den Blick zu bekommen. Nicht zuletzt an der Ordination und dem Ordinationsvorhalt entzündeten sich die Bedenken, weil hier Pfarrer und Gemeinde als ein „Gegenüber“ verstanden seien, dem ein obsolet gewordenen monarchisches Verständnis von Leitung der Gemeinde und von einer monopolistischen Wahrnehmung des geistlichen Dienstes zugrunde liege. Deshalb haben Ordinanden der Berlin-Brandenburger Kirche eine Erklärung zum Ordinationsvorhalt abgegeben, in der sie für ein partnerschaftliches Verhältnis von Amt und Gemeinde eintreten und ihr Verständnis der Ordination aussprechen:

Die christliche Gemeinde ist zum Zeugnis, zum Dienst und zur Gemeinschaft in der Welt und für die Welt berufen. Aller Dienst dieser Gemeinde gründet im Evangelium von Jesus Christus, der uns die Freiheit der Kinder Gottes schenkt.

Als Glieder dieser Gemeinde wollen wir mit unseren Fähigkeiten und theologischen Erkenntnissen nach bestem Gewissen an diesem Auftrag der Gemeinde teilhaben und mit unserem Denken und Handeln dem Auftrag Jesu Christi dienen. Unsere Ordination verstehen wir nicht als Einführung in einen besonderen Stand, der uns aus der Gemeinde heraushebt und von ihr isoliert, sondern wir verstehen sie als Verpflichtung vor der Gemeinde, die uns geschenkte Freiheit zu bewahren und weiterzugeben. Im Vertrauen auf die Gabe des Evangeliums sind wir bereit, unsere Arbeit in der Gemeinde zu tun.

Wir verstehen die Ordnungen unserer Kirche als eine Hilfe. Wir wollen sie zusammen mit der Gemeinde befolgen und ständig neu überprüfen, ob sie dem diakonischen und missionarischen Auftrag der Gemeinde für die Welt dienen.

Von unserem Auftrag her fühlen wir uns verantwortlich, zusammen mit der Gemeinde für Gerechtigkeit und Versöhnung im politischen, wirtschaftlichen und sozialen Raum einzutreten.

Wir erbitten für unsere Arbeit die Gnade Gottes und die Fürbitte der Gemeinde.

Darüber hinaus wird in manchen Gliedkirchen die Frage des Pfarramtes auf Zeit erörtert. Erstmals wurde in Württemberg der Landesbischof auf zunächst zehn Jahre berufen; in anderen Gliedkirchen, die ihre leitenden Geistlichen bisher auf Lebenszeit beriefen, werden ähnliche Überlegungen angestellt. Zu einem Abschluß, der in gesetzlichen Regelungen seinen Niederschlag gefunden hatte, wurden die Verhandlungen noch nicht gebracht, jedoch hat die Hamburger Synode auf ihrer Tagung im Mai 1969 in Glücksburg beschlossen, bei der Synode der VELKD zu beantragen, das Pfarrerrrecht wie folgt zu ändern:

a) Es soll der Pfarrer auf bestimmte Zeit in eine Pfarrstelle gewählt oder berufen werden; die Wiederwahl ist zulässig.

b) Die Zeiträume, für die die Wahl oder Berufung gelten, sollen 10 bis 12 Jahre betragen; die obere Grenze für eine Wahl sollte bei etwa 50 Jahren liegen.

c) Die Wahl auf Zeit soll auch für die Wahlen in kirchenleitende Ämter gelten; in diesem Zusammenhang sollten auch die Bestimmungen über die Wahl der Bischöfe überprüft werden.

d) Die Möglichkeiten, einen Pfarrer aus seiner Pfarrstelle zu versetzen, sollten gegenüber der gegenwärtigen Regelung in § 71 Abs. 1 c Pfarrergesetz erleichtert werden; die VELKD möge hierzu einen geeigneten Weg finden.

Zur Begründung des Antrags führte der Einbringer, Hauptpastor Dr. Dr. Seifert u. a. aus:

Erstens: Der Kontext

a) Die Kirche lebt heute in einer Welt rasanter Veränderungen. Deshalb hielt der Kirchenrat „Strukturberatungen“ für notwendig. Dabei setzte er sich nicht das Fernziel, eine neue „Große Konzeption“ zu entwickeln, sondern er beschränkte sich auf die Methode der „kleinen Schritte“. Das bedeutet: Es geht in unserer Vorlage um ganz praktische Regelungen. Das heißt gewiß nicht: Die Theologie bleibt „außen vor“, oder sie wird „nachgeliefert“. Dem Kirchenrat ist bewußt, daß jede Erwägung zur kirchlichen Praxis theologische Voraussetzungen hat. Und so haben die Mitglieder des Kirchenrates selbstverständlich ihre Vorstellungen vom Pfarramt in die Beratungen über die Praxis eingebracht. Aber wir haben bewußt darauf verzichtet, vor unseren Überlegungen über die praktische Gestaltung des ministerium verbi divini eine theologische Grundsatzdebatte zu führen ...

b) Zum „Kontext“ gehört ferner die Feststellung, daß das Thema „Gestalt des Pfarramtes in der heutigen Welt“ nicht nur in der Hamburgischen Kirche aktuell geworden ist. Auch in anderen Landeskirchen wird es jetzt diskutiert. So war z. B. im epd-Nachrichtenspiegel vom 24. 4. ds. Js. zu lesen, daß auf einer Tagung der Evangelischen Akademie der Pfalz u. a. die Wahl des Pfarrers auf Zeit gefordert wurde. Im nordelbischen Horizont ist beachtenswert, daß der „Sprengelkonvent des Sprengels Schleswig“ am 21. Mai ds. Js. mit 150 gegen 12 Stimmen bei 10 Enthaltungen eine Resolution angenommen hat, in der ein Gesetzentwurf erbeten wird, wonach „die Wahl bzw. Berufung oder Ernennung in ein geistliches Amt ... nicht mehr bis zur Pensionierung, sondern für eine gesetzlich befristete Zeit erfolgt. Wiederwahl ist zulässig.“

Interessant ist auch der Leitartikel, den Günther Heidtmann in der April-Nummer der „Evangelischen Kommentare“ geschrieben hat ... Heidtmann schreibt: „... aufs Ganze gesehen dürften zeitliche Begrenzung und periodische Wahl für die leitenden geistlichen Ämter dem evangelischen Kirchenverständnis durchaus entsprechen. Beides dürfte auch unter dem Gesichtspunkt der Kommunikation im Sinne eines lebhaften Austausches der Gaben und Kräfte, der Erkenntnisse und Erfahrungen in der Kirche nützlich sein. Auch würde dadurch verhindert werden, daß das kirchliche Leben in eine gesamtkirchliche, landeskirchliche, kreiskirchliche und ortsgemeindliche Ebene mehr oder weniger auseinanderfällt. Schließlich wäre es dann auch nicht so leicht, die glaubensfremden Kategorien von „oben“ und „unten“ auf die Kirche zu übertragen, wie es leider ständig geschieht. Daß die Kirche eine „Gemeinschaft von Brüdern“ ist, in der es Herrschaftsverhältnisse welcher Art auch immer nicht geben kann (Kirchenleitung erfolgt nach reformatorischer Erkenntnis ja „non vi, sed verbo“), darf nicht nur papierne Erklärung sein, sondern muß in den Ordnungen des kirchlichen Lebens ... deutlich zum Ausdruck kommen ...

Zweitens: Der doppelte Aspekt

a) Es gibt gute Argumente, die für ein längeres Bleiben in einer Pfarrstelle sprechen: Für große Aufgaben ... braucht man Zeit. Das dürfte stimmen. Und das Gemeindepfarramt halte ich allerdings für eine „große Aufgabe“. Der Grundsatz „Für große Aufgaben braucht man Zeit“ konkretisiert sich im Pfarramt z. B. so: Das solide Fundament des Vertrauens, das man für gedeihliches Wirken in diesem Amt braucht, läßt sich nicht in kurzer Zeit gewinnen ... Ich weiß ..., daß der „Hauspastor“ (als Parallele etwa zum Hausarzt guter alter Art) noch nicht ausgestorben ist; und ich meine, daß er auch nicht

aussterben sollte. – Schließlich wäre es mindestens sehr bedauerlich, wenn das Treueverhältnis, das den Pastor mit seiner Gemeinde verbinden sollte, das Bild des guten Gemeindepfarrers nicht mehr prägen würde.

Gewiß muß und wird auch das Pfarrerbild sich in der veränderten und dauernd sich weiter verändernden Welt, in der wir heute leben, auch verändern. Aber es muß und wird auch Züge in diesem Bilde geben, die das Bleibende akzentuieren. Im Ministerium wurde m. E. mit Recht gesagt, daß gerade die Fluktuation in der „mobilen Gesellschaft“ – eine Großstadtkirche wird dadurch ja besonders geprägt – *auch* den Aspekt hat, daß ein Pastor als „ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht“ *aufgewertet* werden kann. Und schließlich wurde festgestellt, daß gerade gute Pastoren oft lange in ihrer Stelle bleiben. (Allerdings – und damit kommt die Ambivalenz des Problems in sich – wurde auch gesagt: für besonders schwache Gestalten gelte dasselbe.)

b) Soviel zu der *einen* Seite der Sache, die nicht verschwiegen werden darf, will man zu einem abgewogenen Urteil kommen. Man kann für diese Sicht: Solide Arbeit vermag kein „pastor vagans“ zu treiben – man kann für diese Sicht noch manches weitere Argument geltend machen.

Der Kirchenrat hat das gründlich bedacht. Er will mit seiner Vorlage auch nicht ein Karussell in rasante Bewegung bringen. Er möchte nicht einem modischen Veränderungstrend Vorschub leisten. Aber er meint allerdings, daß die traditionelle Praxis einer Korrektur bedarf – und zwar in Richtung auf eine größere Elastizität und Mobilität des Pfarramtes in seinen Sparten.

Daher der Vorschlag, Pfarrstellen künftig *auf Zeit* zu besetzen (sei es durch Wahl oder durch Berufung). Dieser Vorschlag möchte *beiden* Partnern dienen: dem Pastor und der Gemeinde.

Dem Pastor, indem er genötigt wird, in größeren Zeitabständen einmal „Bilanz zu ziehen“ ...

Gerade wenn man selbst lange in *einer* Gemeinde war, weiß man, wie wichtig eine solche „Bilanz“ sein kann ... Man merkt dann unter Umständen, daß man irgendwo auf ausgetretenen Pfaden wandelt, und daß man dort nach neuen Wegen suchen muß. Vielleicht merkt man auch, daß man mit gutem Gewissen eine neue Aufgabe übernehmen darf – ja sollte. Ich halte diesen Gesichtspunkt: daß ein Pastor, der sich mit seiner Gemeinde in dem vorhin so genannten „Treueverhältnis“ weiß und der durch nichts genötigt ist, seine Stelle zu verlassen – ich halte den Gesichtspunkt, daß ein Pastor in solcher Situation durch die vom Kirchenrat vorgeschlagene Regelung innere Freiheit gewinnt, doch einen Wechsel vorzunehmen, für besonders wesentlich!

Daß der Vorschlag des Kirchenrates ebenso wie dem Pfarrer auch der Gemeinde dienen möchte, ist unschwer zu erkennen ...

Summa: Die beiden Seiten der Sache – für beide konnte hier natürlich nur eine Auswahl von Argumenten angeführt werden –, die beiden Seiten der Sache bleiben in einer Spannung, die sich nicht aufheben läßt. Darum gibt es auch keine glatte „Lösung“. Für den Antrag des Kirchenrates spricht aber m. E. erstens, daß er *die* Seite des Problems, die im bisher geltenden Pfarrerrecht zu kurz kommt, nun zur Geltung bringt; nämlich (in Stichworten:) Mobilität, Elastizität, Partnerschaft. Es spricht m. E. zweitens für die vorgeschlagene Regelung, daß sie auch der Stabilität Recht und Raum läßt: Der vorgeschlagene Turnus von 10 bis 12 Jahren kann (und wird, wie ich glaube!) eine *stabilisierende* Funktion gewinnen, da er ein gewisses Maß setzt. Und überdies sollte die Möglichkeit der Wiederwahl (trotz aller Bedenken, die man hier erheben kann) unbedingt gegeben sein.

Drittens: Die neue Partnerschaft

a) ... Im Verhältnis Gemeinde – Pastor muß die Frage nach einer ausgewogenen Partnerschaft gestellt werden: Der Pastor kann bisher seine Gemeinde jederzeit verlassen; die

Gemeinde aber ist im Normalfall an ihren Pastor gebunden. Dies ist wohl keine „ausgewogene Partnerschaft“.

Ich brauche vor der Synode nicht lange zu begründen, daß diese Situation nicht aus reiner Willkür, aus kirchengeschichtlicher Fehlentwicklung oder aus den traditionellen „autoritären Strukturen“ abzuleiten ist. Die so gesicherte Unabhängigkeit und innere Freiheit des Amtsträgers hat theologische Gründe ... Ich möchte ... auf diese innere Freiheit und Unabhängigkeit einen sehr kräftigen Akzent setzen. Allein: Wenn nun *auch* die Partnerschaft zwischen dem Amtsträger und der vielgerufenen „mündigen Gemeinde“ zur Geltung gebracht werden soll, dann geschieht das nicht, weil alle von „Demokratisierung“ reden. Sondern die wesentlichen Motive kommen auch aus *theologischen* Gründen. Luther hat bekanntlich im Jahre 1523 aus bestimmtem Anlaß eine Schrift verfaßt, in der er darlegt, daß eine Gemeinde Recht und Vollmacht habe, alle Lehre zu beurteilen ... Wenn aber der Gemeinde aus theologischen Gründen ... das Recht zuerkannt wird, die Lehre zu beurteilen, dann hat sie gewiß auch das Recht, den Lehrer (und das heißt zugleich den Menschen) zu beurteilen.

...
b) Schließlich: „Partnerschaft“ noch in einem besonderen Sinn. Der Antrag des Kirchenrates meint nicht nur die Gemeindepastoren. Er meint ausdrücklich auch die kirchenleitenden Ämter. Hier werden aus sachlichen Gründen m. E. besondere Regelungen notwendig sein. Man braucht ja – um nur dies eine zu nennen – längere Zeit, um sich in ein solches Amt einzuarbeiten, als um sich in eine neue Gemeinde einzuleben. Dies dürfte z. B. ein wesentlicher Grund dafür sein, daß ein rheinischer oder westfälischer Superintendent, oder ein Präses, bisher meist wiedergewählt worden ist ...

Ich möchte abschließend Ihre Aufmerksamkeit auch noch auf die Gesamtkirchlichen Ämter lenken. Für die Pastoren, die hier tätig sind, gilt m. E. mutatis mutandis genau das, was über die Gemeindepastoren gesagt worden ist: Auch hier sollten Mobilität und Stabilität ins rechte Verhältnis gebracht werden. Das bedeutet praktisch, daß Pastoren aus Gesamtkirchlichen Ämtern häufiger als bisher ins Gemeindepfarramt zurückkehren würden. Von einem solchen „fröhlichen Wechsel“ (Luther) darf man sich viel versprechen.

So würde es gewiß zur Aufwertung des Pfarramtes beitragen, wenn Inhaber kirchenleitender und gesamtkirchlicher Ämter ohne Verlust an Ansehen und Autorität nach bestimmter Frist zurückkehren würden in die tiefgestaffelten Reihen der Gemeindepastoren ... Und mit Günther Heidtmann bin ich der Meinung, bei unserem ganzen Thema sei dies das Wichtigste: „... daß eine Reform des Pfarramtes zur *Aufwertung* ... dieses immer noch wichtigsten Dienstes in der Kirche führt.“

Diesem Ziel – „Aufwertung“ – möchte die Vorlage dienen ...

d) Vorschläge zur Reform der kirchlichen Gemeindewahlen

Der vom Rat der EKD eingesetzte Ausschuß für Planungs- und Strukturfragen befaßte sich mit den Fragen der kirchlichen Wahlen und erarbeitete „Vorschläge zur Reform der kirchlichen Gemeindewahlen“, die der Rat der EKD entgegennahm und den Gliedkirchen zur Kenntnismahme und als Anregung übersandte. Sie wurden Ende 1968 verabschiedet und im Berichtsjahr öffentlich bekannt. Ziel der Überlegungen des Planungs- und Strukturausschusses war, Vorschläge für ein Verfahren bei den Wahlen auf Gemeindeebene zu entwickeln, nach denen die gewählten Mitglieder der Kirchenvorstände bzw. Presbyterien Vertreter der Gesamtgemeinde, nicht einzelner Gruppen sind.

I. Der kritische Ansatz

Die kirchlichen Wahlen sind Ausdruck der Mitverantwortung aller getauften Gemeindeglieder für die Angelegenheiten der Leitung der Gemeinde. Kraft des allgemeinen Priestertums sind alle Gläubigen berufen, an allem, was Auftrag und Dienst der Kirche betrifft, in persönlicher Entscheidung tätigen Anteil zu nehmen. Dies geschieht, wie auch immer das Verhältnis von Amt und Ämtern, von hauptamtlicher und nebenamtlicher Mitarbeit im einzelnen geregelt sein mag, nicht zuletzt gerade auch in der Beteiligung an den kirchlichen Gemeindevahlen. Die Grundsätze der Gemeindevahl sind in dem vorgegeben, was von Anfang an Lehre und Ordnung der auf Schrift und Bekenntnis gegründeten Christenheit ausmacht, sie sollten keine bloße Konzession der kirchlichen Gemeindeordnung an den Zeitgeist der Demokratie und des Parlamentarismus darstellen. Dies schließt nicht aus, daß die konkrete Gestalt der jeweiligen Ordnung der Gemeindevahlen auch nichttheologische Faktoren berücksichtigt, die als solche dem Wechsel der Verhältnisse unterliegen und hinsichtlich ihrer Angemessenheit stets neuer Kontrollen bedürfen.

Es erscheint an der Zeit, die Regeln, nach denen die Gemeindekirchenräte gewählt werden, auf ihre Angemessenheit für die gegenwärtigen Verhältnisse zu überprüfen. Manche im Bereich der EKD geltenden Wahlordnungen fordern aus mehreren Gründen zur Kritik heraus:

1. Die nach 1945 getroffenen Regelungen sind geprägt durch das Bestreben, einer Unterwanderung kirchlicher Gremien vorzubeugen, wie man sie im Kirchenkampf hatte erleben müssen. Nunmehr aber droht die Hauptgefahr nicht mehr von außen, von einer organisierten, auf das Einschleusen von Gruppen bedachten Gegenkraft, sondern von dem steigenden Desinteresse weiter Kreise an der Mitarbeit in den Gemeinden. Die Kirche verhält sich weithin defensiv, wo werbende Bemühungen um die sich Entfremdenden am Platze wäre. Durchaus zweifelhaft ist übrigens, ob man den Gegner, gegen den man sich wappnet, gegebenenfalls wirksam mit den Mitteln von Eintragungszwang und Wählerverpflichtung bekämpfen könnte. Eine entschlossene Gruppe würde nämlich ihre Mitglieder zur Eintragung veranlassen und unter Mißachtung der Verpflichtung nach wie vor die Mehrheit erreichen können.

2. In den geltenden Wahlordnungen wird dem volkskirchlichen Charakter der Kirche nicht genügend Rechnung getragen. Obwohl alle Gemeindeglieder ohne Rücksicht auf ihre „kirchliche“ Haltung zu Kirchensteuern veranlagt werden, werden Schranken errichtet, die ihr Wahlrecht einengen. Wenn das Wahlrecht von persönlicher Eintragung in Listen abhängig gemacht wird und Wahlen überdies nur im Gottesdienst und Gemeindebülletten angekündigt werden, erschwert man einem weiten Kreis von Menschen die Teilnahme am Leben der Kirche: denen, die evangelische Christen sein wollen, aber zum Leben der Ortsgemeinde, in der sie wohnen, in einem Verhältnis abgestufter Distanz stehen. Sie sollten, will man nicht von vornherein auf ihre Stimmen verzichten, in einer Weise zum Wählen eingeladen werden, die ihnen eindrücklich vor Augen stellt, worum es geht und wieviel an ihrer Mitentscheidung gelegen ist. Außerdem ist zu überprüfen, ob es sinnvoll ist, direkte Wahlen nur auf der Ebene der Ortsgemeinde zuzulassen: in einer Zeit, in der nach allgemeiner Erkenntnis gerade die übergeordneten Ebenen an Bedeutung gewinnen.

3. Spätestens seit dem Zweiten Weltkrieg ist Laienmitarbeit in der Kirche grundsätzlich als notwendig anerkannt. Allenthalben wird an die Einsatzbereitschaft der Laien appelliert und eine Verbreitung der Verantwortungsbasis in der Kirche gefordert. Dagegen schränken die meisten Kirchenverfassungen der Nachkriegszeit eines der wichtigsten Mittel zur Weckung von Laienverantwortung ein: die Möglichkeit, Laien direkt und

ohne unangebrachte Auflagen in die kirchlichen Gremien zu wählen. Dieser Zustand steht in einem empfindlichen Mißverhältnis zur Struktur unseres gesamten öffentlichen Lebens, in dem allgemeine und öffentliche Wahlen zu den verschiedensten Gremien als selbstverständlich empfunden werden. Wenn die Kirche auch in bestimmter Hinsicht andere Strukturprinzipien für sich in Anspruch nehmen muß als die bürgerliche Gesellschaft, so muß sie doch jeweils sorgfältig prüfen, ob sie sich mit ihren Ordnungen außerhalb des allgemein Gewohnten stellen darf.

4. Zwischen den einzelnen Landeskirchen gibt es beträchtliche Unterschiede in den geltenden Wahlordnungen. Wieweit diese historisch gewordene Vielfalt heute noch zu rechtfertigen ist, verlangt schon deshalb nach einer Prüfung, weil zahllosen evangelischen Christen, die alljährlich in den Bereich anderer Landeskirchen umziehen, die Eingewöhnung in die neue kirchliche Heimat nicht unnötig erschwert werden darf. Manche Neuansätze in einzelnen Landeskirchen verdienen es, von anderen übernommen zu werden. Reform bedeutet hier wie auch anderswo, die Grenzen innerhalb der EKD durchlässig zu machen für Erfahrungen und Fortschritte.

Somit ist Grund genug gegeben, neue Wege zu beschreiten. Kirchenreform ist freilich mehr als bloße Verwaltungsreform. Sie will unnötige Ärgernisse des kirchlichen Verhaltens beseitigen, aber auch dem nötigen und unvermeidlichen Ärgernis des Evangeliums Raum schaffen. Es wäre schlimm, wenn Reformansätze dazu führen würden, daß wir eine durchrationalisierte Verfassung ohne den entsprechenden Gewinn menschlicher Kräfte bekämen. Fertig gebaute Häuser, in die keine Menschen einziehen, sind trostloser als alte Hütten, die von Menschen als Heimat empfunden werden. Die Geschichte ist reich an Beispielen für solche Verbesserungen ohne Gewinn. Deswegen kommt alles darauf an, daß wir unsere Bemühung unter dem Gesichtspunkt der Beteiligung möglichst weiter Kreise an unserem kirchlichen Leben betreiben. Dann lohnt sich nicht nur das Risiko des Umbaus unserer Institutionen. Dann ist es sogar ein Gebot der Stunde.

II. Die Wähler

Das Wahlrecht beruht auf der durch die Taufe begründeten Gemeindegliedschaft. Dieses bisher mit Erreichen eines bestimmten Wahlalters in Kraft tretende Recht des Gemeindegliedes sollte nur aus ganz konkreten, schlüssigen Gründen eingeschränkt werden. Es müßte vielmehr entfaltet und seine Ausübung angeregt werden. Die Wahl sollte als eine Möglichkeit begriffen werden, auch die Fernerstehenden neu am Leben der Gemeinde zu interessieren.

Aus diesem Grundgedanken ergeben sich mehrere Anregungen zur Erleichterung der Wahlteilnahme und zur Verbreiterung der Wählerschaft:

1. Die Wahlberechtigung sollte nicht von Kriterien ausgewiesener Kirchlichkeit abhängig gemacht werden.
2. Von den Wählern sollte ein besonderes Wählergelübde nicht gefordert werden.
3. Die Bestimmungen über das Wahlalter sollten im Hinblick auf die soziologischen Veränderungen der Gegenwart überprüft werden.
4. Die Selbsteintragung in Wählerlisten sollte abgeschafft werden. Statt dessen empfiehlt sich die Anlage einer amtlichen Liste (Wählerkartei).
5. Die Wartezeiten bei Umzügen aller Art sollten fallen.
6. Für die am Wahlsonntag Verhinderten sollte die Briefwahl ermöglicht werden.

III. Die Kandidaten

In den „Weiteren Vorschlägen zur Strukturplanung der Kirche“ von Januar 1967 wurde ausgeführt, daß die kirchlichen Leitungsgremien auf allen Ebenen stärker als bisher funktionsgliedert und kooperativ sein müssen. Die Bewältigung dieser unserer Zeit

angemessenen Aufgabe steht und fällt mit denen, die in die Gremien berufen werden. Die Fähigkeit zur selbständigen Betreuung eines Teilbereiches der Gemeindegliederarbeit und zugleich zu fruchtbarem Zusammenwirken mit anderen Trägern der Verantwortung ist nur von besonders qualifizierten, mit Ideen, Initiative und kritischem Sinn ausgerüsteten Menschen, nicht aber von nur folgsamen Jasagern zu erwarten. Wahlordnungen können mithelfen, qualifizierte Kräfte zu finden, wenn sie den Kandidaten keine Verpflichtung abfordern, die in einem für die Kirche schädlichem Sinne abschreckende Wirkung haben. Weiterhin sollte mehr als bisher getan werden, um die Gemeindeglieder zur Benennung geeigneter Kandidaten zu ermuntern. Dabei sollte auch darauf geachtet werden, daß sich in den Wahlvorschlägen die Zusammensetzung der Gemeinde in ihrer Vielfalt widerspiegelt.

Die Wahl darf sich nicht, wie heute vielfach üblich, als bloße Akklamation zu einer fertigen zur Abstimmung gestellten Liste darstellen. Es sollten überall wesentlich mehr Kandidaten zur Wahl gestellt werden, als Posten zu besetzen sind.

Im einzelnen werden folgende Anregungen gegeben:

1. Die Wählbarkeit sollte an einfache allgemeine Voraussetzungen gebunden werden, die am besten negativ zu formulieren sind: auszuschließen ist, wer nicht zum Heiligen Abendmahl zugelassen ist oder wem ausdrücklich das kirchliche Wahlrecht abgesprochen ist.

2. Das Amtsgelübde der gewählten Kandidaten sollte unzumutbare oder rein deklaratorische Verpflichtungen meiden.

3. Da Gruppen innerhalb der Gemeinde sich häufiger für eine Einzelperson ihres Vertrauens einsetzen möchten und eine ganze Liste von Kandidaten nicht aufstellen können oder wollen, sollte es erlaubt sein, auch einen Wahlvorschlag mit weniger Namen einzureichen als gewählt werden sollen, unter Umständen auch mit nur einem Namen. Dies erfordert die Aufstellung eines Gesamtvorschlages.

4. Die Zahl der erforderlichen Unterschriften für einen Wahlvorschlag, die bislang vielfach hoch ist und kleine Gruppen und Personen ohne breiten Anhang von Verwandten, Freunden und Bekannten in der gleichen Gemeinde an der Benennung von Kandidaten hindert, sollte möglichst niedrig angesetzt werden.

5. Auch für das passive Wahlrecht sollten die Wartezeiten bei Umzügen jeder Art gestrichen werden.

6. Es sollte geprüft werden, ob auch ein Glied einer anderen Ortsgemeinde als Wahlkandidat aufgestellt werden kann.

7. Auch die Frage der Wiederwählbarkeit nach zwei Wahlperioden bedarf der Prüfung. Die Altersgrenze für die Mitgliedschaft in kirchlichen Leitungsgremien sollte im allgemeinen bei etwa 70 Jahren liegen.

IV. Die Wahlvorbereitung

Wenn wir uns das Ziel wirklich volksgemeinnütziger Wahlen stecken, müssen wir Sorge tragen, daß alle Wahlberechtigten nachdrücklich, beizeiten und nicht nur im Gottesdienst auf die Wahl hingewiesen und zur Teilnahme ermuntert werden. Besondere Sorgsamkeit verdient die Unterrichtung der Gemeinde über die Kandidaten. Namentlich in großen Gemeinden, wo die Kandidaten den Wählern oft nicht hinlänglich bekannt sind, kann auf Grund des bloßen Namens und einer Berufsangabe eine verantwortliche Wahlentscheidung nicht getroffen werden. Die Wähler haben ein Recht darauf, über jeden Vorgeschlagenen zu erfahren, welche Eignung er für das Amt mitbringt und welche Anliegen er in dem Gremium, in das er gewählt werden möchte, besonders zu vertreten gedenkt; gegebenenfalls auch, welcher kirchlichen Richtung er zugehört. Man sollte sich nicht – verschreckt durch unangenehme Begleiterscheinungen politischer Wahlen – gegen die Einsicht sperren, daß die Vorbereitung kirchlicher Wahlen durchaus eine le-

gitime Gelegenheit ist, sich für eine bestimmte kirchliche Richtung einzusetzen. Diese Erwägungen führen zu folgenden Empfehlungen:

1. Alle Wahlberechtigten sollten zweimal – in der Regel schriftlich – auf die Wahl hingewiesen und zur Teilnahme eingeladen werden: das erste Mal mit der Bitte um Wahlvorschläge, das zweite Mal mit der Bekanntgabe der gültigen Wahlvorschläge sowie von Ort und Zeit der Wahl.

2. Zur Vorstellung der Kandidaten wird in der Regel eine eigene Veranstaltung am Platze sein. Doch sollten auch schriftliche Mitteilungen (im Aushang, im Gemeindeblatt, in der Zeitung, in gedruckten oder vervielfältigten Handzetteln) ins Auge gefaßt werden.

3. Von Gemeindegliedern betriebene Aktionen in Wort und Schrift, die der Stimmwerbung für bestimmte Kandidaten gelten, sollten generell erlaubt sein. Einem Mißbrauch sollte lediglich durch spezielle Klauseln entgegengewirkt werden.

V. Schlußbemerkung

Vorschläge, die sich auf die Wahl der überörtlichen Gremien (Kirchenkreis, Landeskirche) beziehen, sollen folgen. Ihnen kommt angesichts der Tatsache, daß sich insbesondere die Bedeutung des Kirchenkreises für das Ganze der Kirche immer mehr herausstellt, besonderes Gewicht zu. Schon jetzt zeichnet sich in unseren Überlegungen ab, daß die Synodalen zweckmäßigerweise in einem gemischten Verfahren (teils durch Wahlen, teils durch Berufung) bestellt werden sollten, damit neben den Parochialvertretern auch die Vertreter der überparochialen Dienstformen und andere für die Mitarbeit am kirchlichen Dienst wichtige Persönlichkeiten innerhalb des synodalen Geschehens beteiligt werden können. Als Alternative zu den Wahlen durch die Gemeindekirchenräte (zu den Kreissynoden) und den Stufenwahlen (zu den Landessynoden) sollte auch die Möglichkeit, Urwahlen einzuführen, geprüft werden.

e) Zur Diskussion um die Kirchensteuer

Die im Berichtsjahr auf zahlreichen Konferenzen, Sitzungen, Tagungen und in einer Fülle von Veröffentlichungen geführte Diskussion über die Kirchensteuer entzündete sich zwar vordergründig an der Höhe und der Verschiedenheit des Hebesatzes, an den Modalitäten des Einzugsverfahrens, an der angeblichen Undurchsichtigkeit der kirchlichen Etats und an Steuerungerechtigkeiten, aber in dem Unbehagen über die Kirchenfinanzen kommt letztlich und eigentlich ein tieferbohrendes Fragen nach Wesen und Auftrag, Gestalt und Ordnung der Kirche zur Aussprache. Die Kirchensteuer stellt einen Testfall für die Stellung und Rolle der Kirche in der modernen Gesellschaft, vor allem der volkskirchlichen Struktur kirchlicher Existenz heute dar. So wichtig und notwendig therapeutische Reformmaßnahmen im Blick auf die Senkung und Angleichung des Hebesatzes, auf bessere und allgemein zugängliche Information der Öffentlichkeit über das kirchliche Finanzwesen, auf Steuergerechtigkeit und sparsamen Umgang mit den anvertrauten Mitteln sind, so ist das eigentlich Entscheidende damit ebenso wenig geschehen wie mit dem System der Selbstveranlagung oder mit einem freiwilligen Beitragssystem. Das Beispiel der amerikanischen Kirchen, in denen die großen Spender oft einen unangemessenen Einfluß ausüben und die Gemeindeglieder einem gesellschaftlichen Zwang unterliegen, der die Freiwilligkeit ihres Beitrags zu den Finanzen ihrer Kirche oder Gemeinde doch etwas fragwürdig macht, ist nicht so überzeugend, daß es unbedingt dem in unserem Lande bestehenden Sy-

stem vorzuziehen wäre. Die Information der Öffentlichkeit über das kirchliche Finanzwesen muß zu einer umfassenden Information über die Kirche und ihren Dienst ausgebaut und genutzt werden und deutlich machen, daß die Volkskirche keine Zwangsanstalt, sondern ein Ort der Freiheit ist.

Zu den einzelnen in der Diskussion geltend gemachten Überlegungen, Einwänden und Fragen äußerte sich der Leiter der Kirchenkanzlei, Präsident Walter Hammer, in einem Interview mit dem Chefredakteur der Zentralredaktion des Evangelischen Pressedienstes, das in Auszügen wiedergegeben sei:

a) zur Höhe der Kirchensteuer

Natürlich könnte die Kirchensteuer spürbar herabgesetzt werden. Aber – und das muß man doch immer sofort hinzufügen! – um den Preis ganz erheblicher Einschränkungen der kirchlichen Arbeit. Wir haben nirgendwo Geld „herumliegen“ – im Gegenteil: Es gibt Gemeinden, Gemeindeverbände und auch diakonische Einrichtungen, die nicht unerheblich verschuldet sind, weil die nach den Zerstörungen des Krieges von ihnen erwarteten Dienste nicht aus den laufenden Einnahmen finanziert werden konnten. Ferner: Arbeit der Kirche – das ist Arbeit von Menschen in der Kirche und für die Aufgaben der Kirche. Unsere Personalausgaben sind deshalb notwendigerweise sehr hoch; sie betragen etwa 60 bis 70 Prozent unserer laufenden Einnahmen. Da bleibt keine große Spanne für Einsparungen, will man nicht sehr bald Gehälter kürzen oder Mitarbeiter entlassen. Das aber würde einen Eingriff in die Substanz der kirchlichen Arbeit bedeuten. Ich habe den Eindruck, daß manche das sehr genau sehen und *darum* gegen die Kirchensteuer polemisieren. In Wirklichkeit wollen sie die kirchliche Arbeit als solche schwächen, wenn sie ihre Argumente auch mit scheinbar „frommen“ Floskeln schmücken. Aber auf diesem Wege können wir nicht mitgehen. Wir müssen in erster Linie unsere *Aufgaben* und die daraus folgenden *Ausgaben* sehen. Da mag man an einzelnen Punkten verschiedener Meinung sein. Im großen und ganzen aber, meine ich, kann sich die Kirche mit ihrer Arbeit sehen lassen, sie kann ihre finanziellen Aufwendungen verantworten und braucht wegen ihrer dafür notwendigen Einnahmen der Höhe nach kein schlechtes Gewissen zu haben. Jedenfalls haben wir selbst uns die Beantwortung der in diesem Zusammenhang entstehenden Fragen niemals leicht gemacht.

b) Zur Frage des Kirchensteuereinzugsverfahrens durch die staatlichen Finanzämter

Die Kritik an der Kirchensteuererhebung über die staatlichen Finanzämter läßt vielfach außer acht, daß die Kirchen hier aus eigener Entscheidung ein sehr sparsames Verfahren gewählt haben, das dabei auch die wirtschaftlichen und sozialen Interessen der Steuerpflichtigen berücksichtigt. Ein Verzicht auf dieses Einzugsverfahren – der selbstverständlich möglich ist – würde zur Folge haben, daß an Stelle des vorhandenen und deshalb für uns sehr sparsam arbeitenden Apparates der staatlichen Finanzämter besondere kircheneigene Steuerverwaltungen aufgebaut werden müßten. Sicher würde man uns dann wegen „Verschwendung“ kritisieren.

Im übrigen ist uns bei dem jetzigen Verfahren eines wichtig: Die völlige Freiheit der Kirche, das so aufgekommene Geld im Rahmen ihrer Aufgaben zu verwenden. Der Staat übt darauf keinerlei Einfluß aus. Sollte einmal der Versuch unternommen werden, dieses zu ändern, wäre eine ganz neue Lage gegeben. Um den Preis des Verlustes ihrer Freiheit wird die Kirche dieses Verfahren niemals beibehalten können. Aber dafür sind bei uns zur Zeit keinerlei Anzeichen gegeben.

c) Zur Frage eines kircheneigenen Einzugsverfahrens

Damit würde sich die aus der Mitgliedschaft entspringende Zahlungsverpflichtung überhaupt nicht ändern. Das „Soll“ der Einnahmen bliebe also konstant. Auf der Ausgaben-seite würden allerdings nicht unerhebliche Kosten hinzukommen, nämlich die der Einziehung. Diese aber wären je nach der getroffenen Regelung unterschiedlich hoch. Bekommen wir vom Staat alle für die Kirchensteueranlagung wesentlichen Angaben (wie es das Grundgesetz vorsieht), brauchen wir nur in einer verhältnismäßig einfachen und billigen Weise die Kirchensteuer zu berechnen, den Bescheid zu schreiben und abzusenden. Müßten wir uns jedoch im extremen Fall auch noch alle für die Kirchensteueranlagung nötigen Daten – etwa durch die Pfarrämter – beschaffen, würde das Verfahren sehr viel umständlicher, teurer, und es müßte mit einer nicht geringen Zahl von Steuerpflichtigen gerechnet werden, die uns dabei „durch die Lappen gingen“. Diese letzte Variante würde also auch einen Einnahmeausfall zur Folge haben, schon bei dem ersten Akt der Kirchensteuererhebung, der Veranlagung.

Aber nun kommt der zweite Akt: Die Zahlung oder die Beitreibung. Ich bin überzeugt, daß die überwiegende Mehrzahl der Kirchenglieder sich hinsetzen und eine entsprechende Überweisung schreiben würde. Allerdings knurrend im Zorn auf diejenigen, die ihnen diesen neuen Umstand eingebracht haben – und das wird ja wahrscheinlich nicht die Kirche sein. Andere werden gemahnt werden müssen. Es gibt dann also einen ganz schönen Papierkrieg mit Buchungen, Überwachungen, Erinnerungen usw. Der Rest, bei dem alle gütlichen Vorstellungen nichts fruchten, könnte – wie bei jedem Vereinsbeitrag, wie überhaupt bei jeder nicht eingehaltenen Rechtsverpflichtung – verklagt werden. Das rechtskräftige Urteil würde anschließend – und hier kommt er wieder? – durch den Gerichtsvollzieher vollstreckt werden können. Übrigens einschließlich der Kosten des Gerichts- und Vollstreckungsverfahrens.

Ihre Frage zielt aber auf noch weitergehende Folgen, und ich will mich um die Beantwortung nicht drücken: Es wird eine Reihe von veranlagten Kirchengliedern geben, die bei dieser Gelegenheit sagen werden: „Nun reicht's mir! Ich trete aus.“ Dieser Schritt ist – wie allgemein bekannt – jederzeit möglich. Schon der Vierzehnjährige kann ihn für sich tun; für jüngere Kinder muß der gesetzliche Vertreter die Erklärung abgeben. Ein von der Kirche vor den Gerichten betriebenes Einklagen der Kirchensteuer wird öfter den Anstoß zum Kirchenaustritt geben als das bisherige Verfahren. Dazu ist zweierlei zu sagen: Einmal bleibt natürlich die Zahlungsverpflichtung für die Zeit bis zum Austritt bestehen. Zum anderen: Geschieht ein solcher Austritt nicht im bloßen Anflug einer momentanen Verärgerung, ist er gründlich bedacht und wohl erwogen, so kann ihn auch die Kirche nur respektieren. Wenn es richtig ist, daß der Mensch heute in ganz anderer Weise als früher „mündig“ geworden ist, so ist gerade dieses ein Punkt, wo er seine Entscheidung selbstverantwortlich treffen muß. (Man sollte übrigens die Mündigkeit des heutigen Menschen in der publizistischen Diskussion, wo man so gern damit argumentiert, auch dann respektieren, wenn er – wie doch heute bis auf verschwindende Ausnahmen fast alle getauften Glieder der Kirche – seine Entscheidung dahin trifft, daß er der Kirche weiterhin angehören will, also nicht austritt.)

Wie nun die finanzielle Einbuße der Kirche durch das Mehr an Verwaltungskosten und das Weniger an eingehender Kirchensteuer in den verschiedenen denkbaren Fällen einer nicht mehr vom Finanzamt auftragsweise betriebenen Einziehung sein würde, ist im einzelnen auch mit dem besten Willen nicht abzuschätzen. Klar ist nur eines: Entweder müßte die Kirche ihre Glieder dann mit höheren Abgaben belasten oder sie müßte ihre Arbeit spürbar einschränken, denn ... „Polster“ sind nicht vorhanden.

Den staatlichen Finanzverwaltungen wird von den Kirchen für die Verwaltung der Kirchensteuern ein Entgelt von zwei bis vier Prozent der Bruttoeinnahmen vergütet. Dieses würde dann „eingespart“. Aber für denselben „Preis“ könnten wir diese Auf-

gabe mit eigenen Mitteln nicht bewältigen. Die Erfahrungen in den verschiedenen Kirchenbeitragssystemen in Deutschland haben gezeigt, daß die kircheneigenen Erhebungsarten, die es ja immer schon gegeben hat, wegen der damit verbundenen Verwaltungsarbeit bis zu 25 Prozent der Einnahmen verbraucht haben, daß also erhebliche Mittel, die den Kirchen von ihren Kirchengliedern für die *eigentliche* kirchliche Arbeit zur Verfügung gestellt werden, für rein bürokratische Arbeiten eingesetzt werden müßten. Die Höhe dieser Kosten richtet sich danach, welche der eben genannten denkbaren Spielarten einer mehr oder minder kircheneigenen Steuerverwaltung gewählt werden müssen. Im Schnitt wird man mit einer Netto-Belastung von etwa 20 Prozent der Einnahmen rechnen müssen.

d) Zur Frage der Senkung der Kirchensteuer

Die EKD ist – auch im westlichen Bereich – keine zentralistisch geleitete und einheitlich strukturierte Größe. Wir sind ein Bund fast unumschränkt selbständiger Gliedkirchen, die jeweils in sich noch sehr unterschiedlich aufgebaut sind. Das hat uns bisher daran gehindert, im einzelnen ausreichend voneinander zu wissen, geschweige denn alles in derselben Weise zu tun und zu ordnen. Es ist uns klar, daß wir künftig bessere Informationen haben und mehr Dinge als Gemeinschaftsaufgaben anpacken müssen. Anders geht es in unserer heute eng gewordenen Welt nicht mehr, in der das, was der eine tut, sich sofort und unmittelbar auch auf den Nachbarn auswirkt. Und das ohne Rücksicht darauf, ob dieser in derselben Situation steht. Das gilt auch für die kirchlichen Finanzen, denn wir haben „arme“ und „reiche“ Gliedkirchen. Diese durch rechtshistorische und lokalwirtschaftliche Gründe bedingten Unterschiede sind innerhalb einer Kirche, in der es brüderlich zugehen soll, nicht zu verantworten. Aber wie schwer ist da ein Ausgleich! (Wir haben es in der Bundesrepublik Deutschland und in Berlin [West] mit den Leitungen von 21 Gliedkirchen zu tun, während sich der Bund schon mit 11 Länderregierungen bekanntermaßen beim Finanzausgleich äußerst schwer tut!)

Grundlage eines jeden Finanzausgleichs ist eine umfassende Finanzstatistik, die bei Einnahmen und Ausgaben vergleichbare Werte liefert. Das ist unser nächstes Ziel. Wir hoffen, die ersten Ergebnisse schon im Jahre 1970 vorlegen zu können. Dann wird sich herausstellen, in welchem Verhältnis die Einnahmen zu den Kosten der notwendigen Ausgaben für den gesamten Bereich unserer Kirchen stehen. Ob sich daraus eine Möglichkeit für die Senkung der Kirchensteuerhebesätze ergeben wird, ist eine nüchterne Frage des Rechenstiftes. Dasselbe gilt für den horizontalen Finanzausgleich innerhalb der Gliedkirchen und seine Ausgestaltung, wofür wir überall den ebenfalls nötigen guten Willen vorzufinden hoffen. Man muß diese verschiedenen Maßnahmen im Zusammenhang sehen und tun. Einzelne lokale Aktionen, die unter einem vermeintlichen gegenwärtigen Druck vorpreschen, können die sinnvolle Gesamtregelung nur gefährden, müssen sie zumindest stören.

e) Zur Frage der Angleichung der Hebesätze

Im Rahmen der in Deutschland geltenden Kulturhoheit der Bundesländer folgt auch die Zuständigkeit für die Religionsgemeinschaften und das ihnen zugestandene Kirchensteuerrecht dem föderalistischen Aufbau in der Bundesrepublik. Dies hat in der Vergangenheit dazu geführt, daß ein einheitliches Kirchensteuerrecht nur jeweils für den Bereich eines Bundeslandes entstehen konnte. Erst die neuere Entwicklung auf dem Gebiete des Staatskirchenrechts, insbesondere das Entstehen eines partnerschaftlichen Verhältnisses zwischen den Kirchen und dem Staat, bietet die Grundlagen, um die noch bestehenden Unterschiedlichkeiten zu vereinheitlichen. Was wir von der EKD aus dazu beitragen können, geschieht ... Wenn wir uns seit über einem Jahr ferner intensiv mit den Möglichkeiten des Einsatzes der elektronischen Datenverarbeitung für kirchliche

Zwecke beschäftigen, so bedeutet das gleichzeitig, daß wir auf diese Weise die Möglichkeit schaffen wollen, auch für mittel- und langfristige Planungen das die Entscheidungen vorbereitende Material zweckentsprechend ausgewertet vorlegen zu können.

f) Zur Frage der Information der Öffentlichkeit

Die Kirchen brauchten sich nie zu scheuen, die Öffentlichkeit über ihre Einnahmen und Ausgaben soweit als möglich zu unterrichten. Ihre Haushaltspläne werden in öffentlichen Verhandlungen von den gewählten Vertretern der entsprechenden kirchlichen Körperschaften verhandelt. Das geschieht – unabhängig davon, ob es sich um Einnahmen aus dem Kirchgeld oder aus der Kirchensteuer handelt – in den Kirchenvorständen der Kirchengemeinden, den Kreiskirchentagen oder Kreiskirchenverbänden und letztlich bei den Landeskirchen und bei der EKD in den Synoden. Hier arbeiten zu einem sehr wesentlichen Teil die Laien mit. In Finanz- und Haushaltsausschüssen werden die Einzelfragen sorgfältig beraten. Unabhängige Prüfer und besondere synodal gebildete Gremien überwachen die Ordnungsmäßigkeit der Finanzverwaltung, denn diejenigen Stellen, die das Geld dann ausgeben, dürfen das nur im Rahmen der synodal festgestellten Haushaltspläne tun ...

Es ist eine oft kolportierte Legende, daß die Finanzgeschäfte der Kirche weithin unter Ausschuß der Öffentlichkeit abgewickelt werden. Wie bereits betont, werden die Haushalte in öffentlichen, also für jedermann zugänglichen Sitzungen verhandelt. Nur zeigt sich leider allzuoft, daß ebenso wie im staatlichen Bereich auch bei uns das Interesse an diesen öffentlichen Verhandlungen nicht vorhanden ist. Das gilt nicht zuletzt für die Publizistik, die hier kein geeignetes Material für Schlagzeilen und „Knüller“ erwartet. Die Kirchen haben sich deshalb darum bemüht, durch Zeitungsartikel, Mitteilungen in vereinfachter Darstellung an die Kirchenglieder und auf anderen Wegen der Öffentlichkeit bekanntzugeben, wie die Kirchensteuereinnahmen verwendet werden. Das hat aber zugegebenermaßen nur eine recht begrenzte Wirkung gehabt. Die Kirchen würden es sehr begrüßen, wenn die Publikationsorgane mit dazu beitrügen, die interessierte Öffentlichkeit sachlich über die kirchlichen Finanzen zu unterrichten. Dadurch könnten viele Vorurteile abgebaut werden ...

Eine ganz andere Sache ist es, daß wir zweifellos publizistisch unterentwickelt sind. Mit den Informationsanforderungen einer Massengesellschaft hat die Kirche weithin noch kein zureichendes Verhältnis gefunden. Hier sind wir für jeden Rat und jede Hilfe dankbar. Ich würde es z. B. für eine gute und vertretbare Ausgabe halten, wenn die EKD allen Kirchensteuerzahlern ein- oder zweimal jährlich eine ausgezeichnet gestaltete Informationsschrift über alle die Kirche aktuell bewegenden Fragen – auch die Finanzfragen – kostenlos zukommen ließe. Das würde einige Millionen Mark kosten. Aber wäre dieses Geld nicht sinnvoll angelegt? ...

7. DER BEITRAG DER KIRCHE ZU AUFGABEN DES POLITISCHEN UND SOZIALEN FRIEDENS⁵

a) Die Diskussion über Recht und Grenze kirchlicher Verantwortung für Staat und Gesellschaft

Die Grundsatzfrage des politischen Mandats der Kirche, das heißt die Frage, ob, mit welcher Legitimation und mit welcher Autorität die Kirche zu Fragen

5. Vgl. Kirchl. Jahrbuch 1966, S. 167 ff.; 1967, S. 95 ff.; 1968, S. 96 ff.

und Vorgängen des politischen und gesellschaftlichen Lebens Stellung nehmen dürfe bzw. solle, kam auch im Berichtsjahr nicht zur Ruhe. Sie wurde in der Kammer für soziale Ordnung und der für öffentliche Verantwortung der Kirche eingehend beraten und nach jahrelanger Vorbereitung zu einer „Denkschrift über die Denkschriften“ unter dem Titel „Aufgaben und Grenzen kirchlicher Äußerungen zu gesellschaftlichen Fragen“ verdichtet, die erst einige Wochen nach dem Ende des Berichtszeitraums öffentlich bekannt wurde und darum im Kirchlichen Jahrbuch 1970 ihren Platz finden wird.

Die Spannweite innerkirchlicher Meinungsbildung über die Wahrnehmung öffentlicher Verantwortung durch die Kirche sei an zwei konkreten Beispielen dargestellt:

Als die Bundesversammlung zur Wahl des neuen Bundespräsidenten nach Berlin einberufen wurde, schrieb der Berliner Bischof D. Scharf am 6. Februar 1969 an den Regierenden Bürgermeister von Berlin:

Sehr geehrter Herr Regierender Bürgermeister!

Die Kirchenleitung der Regionalsynode West der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg hat sich in ihrer gestrigen Sitzung eingehend mit der Frage beschäftigt, ob sie zur bevorstehenden Bundesversammlung in West-Berlin am 5. März des Jahres ein Votum abgeben soll. Sie ist von einer Reihe kirchlicher Organisationen in unserer Stadt darum angegangen worden. Sie ist einstimmig zu dem Entschluß gekommen, an Sie selbst, Herr Regierender Bürgermeister, und an den Senat von Berlin den folgenden Appell zu richten:

Die Westberliner Kirchenleitung glaubt, beurteilen zu können, wie groß die Verantwortung der politischen Führung der Stadt gegenüber der Berliner Bevölkerung, aber auch im Blick auf die weltpolitische Lage ist, wenn Sie, Herr Regierender Bürgermeister, zu der Frage erneut Stellung nehmen, ob die Bundesversammlung zur Wahl des neuen Präsidenten der Bundesrepublik Deutschland in West-Berlin durchgeführt werden soll. Es ist offenkundig, daß es sich bei dieser Frage nicht nur um einen Akt des Prestiges oder um einen Akt von symbolischem Wert handelt.

In dieser Situation meinen wir, Sie bitten zu sollen, noch einmal dringend zu prüfen, ob nicht die noch bestehenden Verbindungen im Verkehr zwischen Ost und West für deutsche Menschen innerhalb und außerhalb Berlins erschwert werden könnten, wenn daran festgehalten wird, daß West-Berlin der Ort der Bundesversammlung sein soll, während ein Verzicht auf West-Berlin als Tagungsort die Möglichkeit für Erleichterungen dieser Art fördern, zum mindesten den Ernst der Bemühungen des Senats um menschliche Erleichterungen noch evidenter machen würde.

Wir werden von uns aus diesen Appell der Kirchenleitung nicht veröffentlichen, sind aber damit einverstanden, daß Sie bei einer Entscheidung, die im Sinne dieser unserer Vorstellung erfolgt, von ihm öffentlich Gebrauch machen.

Einen Durchschlag dieses Briefes werden wir über den Bevollmächtigten des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, Herrn Bischof D. Kunst, mit einem kurzen Begleitschreiben dem Herrn Bundestagspräsidenten von Hassel in Bonn mit der Bitte um Kenntnisnahme zuleiten.

Mit verbindlichem Gruß:

Ihr sehr ergebener D. Scharf

Eine Welle herber Kritik, böswilliger Verdächtigungen und ungerechtfertigter Anschuldigungen ergoß sich über den Bischof, als der Brief öffentlich bekannt wurde. Eine interessenorientierte Presse griff ihn in so unqualifizierter Form an,

daß sich der Rat der EKD, als sich die Angriffe zu einem späteren Zeitpunkt wiederholten, veranlaßt sah, in das Kommuniké über eine Sitzung den Satz aufzunehmen:

Im Zusammenhang mit Presseberichten zu kirchlichen Fragen befaßte sich der Rat mit Angriffen in der Westberliner Öffentlichkeit auf Bischof Kurt Scharf. Der Rat bedauerte, daß die dabei angewandte unsachliche Polemik der Persönlichkeit von Bischof Scharf nicht gerecht werde. Er gab dem Wunsch Ausdruck, daß ein Streit über Sachfragen, denen kirchliche Persönlichkeiten nicht ausweichen wollen, fair und ohne persönliche Verunglimpfungen erfolgt.

Aber auch kirchliche Gruppen, Gremien und Persönlichkeiten kritisierten und attackierten den Bischof. In einer am 19. Februar 1969 in einer Berliner Tageszeitung veröffentlichten Erklärung des Gemeindekirchenrats der Kaiser-Friedrich-Gedächtnisgemeinde heißt es, der Gemeindekirchenrat halte es

für unverantwortlich, wenn in derartig politisch komplizierten Situationen ein Eingreifen des Bischofs und der Kirchenleitung erfolgt, für das es weder eine theologische noch eine kirchenrechtliche Legitimation gibt, sondern nur eine politische. Diese aber besitzt Bischof und Kirchenleitung nicht.

Die Evangelische Sammlung Berlin, eine der Bekenntnisbewegung nahestehende Gruppe von Pfarrern und Gemeindegliedern, nahm in einer „An die evangelischen Christen Berlins“ gerichteten Erklärung zu politischen Äußerungen kirchenleitender Persönlichkeiten Stellung. Darin heißt es:

Bischöfe und Kirchenleitungen, Pfarrer, Prediger und andere Amtsträger sind und bleiben Sprecher einer Kirche, in der es – aus der gleichen Bindung an das Evangelium, aus der gleichen Sorge um Mitmenschlichkeit – in politischen Ermessensfragen andere Entscheidungen gibt als die ihren. Sie sind nicht Abgeordnete der evangelischen Christen Berlins.

Der Aufruf fährt laut epd fort,

der besondere Auftrag der Propheten des alten Gottesvolkes sei nicht auf die Amtsträger der christlichen Kirche zu übertragen. Sie hätten nicht die Aufgabe, im Namen des Evangeliums politische Entscheidungen zu treffen oder herbeiführen zu helfen. Auch die regionale Synode Berlin (West) habe diesen Auftrag nicht geben können und habe ausdrücklich erklärt, daß die Kirche und ihre Leitung kein unmittelbar politisches oder gesellschaftliches Mandat wahrzunehmen habe. „Wo sich kirchliche Amtsträger um des Gewissens willen verpflichtet sehen, staatlichen Stellen ihren Rat anzubieten, sollte dieser Ratschlag persönlich und nicht öffentlich erteilt und verantwortet werden.“

Zum Schluß bittet die Evangelische Sammlung Berlin,

„der rasch fortschreitenden Umfunktionierung von Predigt, Gottesdienst, Seelsorge und Ausbildungsarbeit durch sachfremde Ideologie“ und der „Auslieferung kirchlicher Funk- und Fernsehsendungen an einen fremden Geist“ zu wehren. „Sorgt, daß die Botschaft von Christus, unserem Retter, allem anderen vorgeht. Hier liegen die brennenden Aufgaben unserer Kirche heute.“

Das andere Beispiel für die Bandbreite innerkirchlicher Meinungsbildung zum politischen Engagement der Kirche war eine von der SPD veröffentlichte Anzeige in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 21. Mai 1969, in der aus einem Interview mit Präses i. R. D. Wilm, dessen Bild in dem Inserat erschien, die Erklärung abgedruckt war, daß Christen nach seiner Meinung ein gutes Gewissen haben könnten, wenn sie die SPD wählten, und er, Wilm, persönlich könne die Politik der SPD mehr bejahen als die der anderen Parteien.

Ein westfälischer Pfarrer, der in der „Notgemeinschaft evangelischer Deutscher“ eine führende Rolle spielt, erklärte in einem Offenen Brief, er sei nicht nur befremdet, sondern es sei ihm ein Ärgernis, daß der frühere Inhaber des Leitungsamtes in der Evangelischen Kirche von Westfalen die Autorität dieses Amtes in aller Öffentlichkeit der Wahlpropaganda einer bestimmten Partei zur Verfügung stelle und damit „nur zur weiteren Politisierung der Kirche“ beitrage.

Gewichtiger war die Stellungnahme des Bischofsrates der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannovers vom 26. August 1969:

Wir fühlen uns verpflichtet, vor der Bundestagswahl folgendes auszusprechen:

In der Öffentlichkeit ist durch Schritte von Männern, die eine Tätigkeit in der Kirche ausüben oder ausübten, der Eindruck entstanden, als griffe „die evangelische Kirche“ in den Wahlkampf ein.

Wir erklären dazu:

Wer einen kirchlichen Auftrag hat, muß deutlich erkennen lassen, daß er im politischen Leben nicht für die Kirche handelt. Niemand kann den Namen der evangelischen Kirche oder sogar das Evangelium selbst für ein bestimmtes politisches Programm in Anspruch nehmen.

Es steht zu hoffen, daß sich die Veröffentlichung der Denkschrift „Aufgaben und Grenzen kirchlicher Äußerungen zu gesellschaftlichen Fragen“ zur Klärung und Versachlichung der Sicht und des Urteils in Gemeinde und Öffentlichkeit hilfreich auswirkt.

b) Vom Dienst der Kirche am Frieden zwischen den Völkern

In Kirche und Welt ist es Allgemeingut der Erkenntnis geworden, daß der Frieden zwischen den Völkern unerläßliche Voraussetzung für den Fortbestand der Menschheit ist und darum mit aller Kraft erhalten, befestigt, gefördert und vertieft werden muß. Welt und Kirche sind auch darin gleicher Meinung, daß eine umfassende Friedensforschung unter Erhebung aller dem Frieden dienenden wie ihm abträglichen Aspekte, Faktoren und Komponenten vonnöten ist, damit jedermann – nicht zuletzt die Regierenden und politisch Verantwortlichen – erfährt, was sein und was nicht sein sollte, was er zu tun und was er zu lassen hat, damit Friede zwischen den Völkern werde und bleibe.

Innerhalb der EKD befaßt sich die Kammer für öffentliche Verantwortung seit Jahren mit der Frage der Kriegsverhütung und Friedenssicherung. Ein erstes Stück ihres Arbeitsergebnisses hat sie mit der „Thesenreihe zur christlichen Friedensethik in der gegenwärtigen Weltsituation“ vorgelegt. So lautet der Untertitel der nachstehend abgedruckten Veröffentlichung

Die vorliegende Thesenreihe ist von der Kammer der Evangelischen Kirche in Deutschland für öffentliche Verantwortung im Rahmen ihrer langfristigen Studien zum Thema „Kriegsverhütung und Friedenssicherung“ erarbeitet worden. Ein Sammelband mit Einzelbeiträgen zu einer Ethik des Friedens, die der Ausarbeitung der Thesen zugrunde liegen, wird vorbereitet.

Wie schon bei früheren Gelegenheiten hat sich auch bei diesen Thesen keine volle Zustimmung zu allen Formulierungen und den hinter ihnen stehenden Auffassungen unter den Mitgliedern der Kammer erzielen lassen. Gleichwohl sind diese Thesen geeignet, dem gegenwärtig in der kirchlichen und politischen Öffentlichkeit geführten Gespräch zur Sicherung des Friedens ethische Kriterien anzubieten und neue Impulse zu geben. Der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland hat daher diese Ausarbeitung als Gesprächsbeitrag zur Veröffentlichung freigegeben.

Tübingen, den 1. Dezember 1969

Professor D. Dr. Ludwig Raiser
Vorsitzender der Kammer
für öffentliche Verantwortung

I. Das Problem

1. Die christliche Kriegs- und Friedensethik ist von den frühen christlichen Gemeinden bis zu den Kirchen zur Zeit des Zweiten Weltkrieges vorwiegend von der Frage bestimmt gewesen, ob der Christ sich an Kriegen beteiligen dürfe. Von den pazifistischen Minoritäten abgesehen, wurde die Kriegsfrage einerseits mit der Lehre von der erlaubten Beteiligung des Christen an einem „gerechten“ Kriege, andererseits mit der reformatorischen Formulierung vom Recht des Staates, rechtmäßige Kriege zu führen, beantwortet. Die Zuspitzung des ethischen Problems auf den individuellen christlichen Gehorsam war möglich, weil der Krieg als ein ethisch berechtigtes äußerstes Mittel galt, für Recht und Gerechtigkeit zu sorgen. Zudem galten „vorgegebene“ Formen politischer und sozialer Ordnung als legitime Objekte militärischen Schutzes.

In den letzten Jahrzehnten hat vor allem die Einsicht in die verheerenden physischen, sozialen, politischen und moralischen Folgen moderner Kriege die Kriegs- und Friedensfrage zu einem zentralen Thema gesellschaftlicher Verantwortung werden lassen. Die These vom Kriege als einem Mittel vernünftiger und sittlich berechtigter Politik bedurfte nun ebenso der ethischen Überprüfung wie die Annahme, die nationalen höchsten Güter seien unantastbar. Seit dem Zweiten Weltkrieg, an dessen Ende erstmals atomare Waffen verwendet wurden, sind die Diskussionen der ökumenischen Christenheit über den Friedensdienst der Christen von dieser radikaleren Weise des Fragens beherrscht. Als Ziel trat nun in Sicht, den Krieg angesichts seiner zerstörerischen Dimensionen im atomaren Zeitalter aus dem politischen Denken und Handeln der Nationalstaaten und Staatengruppen völlig auszuschließen. Der unter Einsatz von Kernwaffen geführte und für die Menschheit tödlich werdende Krieg wurde als Inbegriff des Krieges überhaupt gesehen. Als zentrale Friedensaufgabe wurde daher die sittliche Ächtung des Krieges und die Suche nach wirksameren Vorkehrungen, kriegerische Verwicklungen zu verhindern, verstanden.

Es reicht nicht aus, Frieden als Abwesenheit von Krieg zu verstehen. Dabei bleibt ungeprüft, ob mit einer möglichen künftigen Abwesenheit von Kriegen auch bereits die humane Lösung bestehender Konflikte im Sinne sozialer Gerechtigkeit und politischer Freiheit universell gesichert ist. Die ungelösten Probleme von politischer Freiheit und sozialer Gerechtigkeit in den meisten Staaten der „Dritten Welt“, aber auch im Bereich der Industrienationen, stellen heute vor neue Fragen und verlangen neue Überlegungen. Durch die Entwicklung der politischen und militärischen Weltlage ist diese Einsicht in den letzten Jahren immer stärker in den Vordergrund der ökumenischen Diskussion ge-

treten. Sie markiert den Beginn einer dritten Phase christlicher Friedensethik. Es steht nicht zu erwarten, daß es den Industrienationen gelingen wird, wirksame Schritte auf dem Wege zu internationaler Gerechtigkeit in den Lebensbedingungen von Staaten und Gruppen zu tun, wenn sie weiterhin ihre außenpolitischen Anstrengungen vorwiegend auf eine Sicherheitspolitik konzentrieren, die der Erhaltung des weltpolitischen Status quo dient. Ein Weltfriede aber auf Kosten benachteiligter Staaten und Gruppen, d. h. ein Friede auf Kosten sozialer Gerechtigkeit, ist ein Scheinfriede. Er provoziert die wachsende Auflehnung der Benachteiligten und ist bereits heute vielfach nur um den Preis der Unterdrückung solcher Auflehnung möglich. Friede als Abwesenheit von Krieg auf Kosten sozialer Gerechtigkeit kann nicht der Friede sein, dem Christen dienen sollen. Staaten und Gruppen, die unter der ungleichen Verteilung von wirtschaftlichen Gütern und politischer Macht, unter dem Gefälle im Sozial- und Bildungsstandard leiden, haben durch ihren Ruf nach Befreiungskriegen mit sozialer Zielsetzung die Christenheit vor ein Problem gestellt, das in ähnlichem Ausmaße und gleicher Schärfe bisher nicht aufgetreten ist und das angesichts der Gefahren moderner Waffentechnik und der Schwierigkeit, einmal ausgebrochene Kriege auf ihre Ursprungsregion zu beschränken, neu durchdacht werden muß. Dürfen Christen Krieg, der heute das Überleben der Menschheit gefährdet, auch dort verurteilen, wo er im Namen sozialer Gerechtigkeit und politisch-wirtschaftlicher Freiheit gefordert und geführt wird? Diese Frage stellt sich mit besonderer Dringlichkeit, wenn die Unmenschlichkeit und Ungerechtigkeit der Lebensbedingungen, deren gewaltsame Änderung gefordert wird, offen zutage liegen.

In den vorliegenden Thesen wird nicht der Versuch unternommen, diese Frage zu beantworten. Dazu bedarf es eingehenderer Überlegungen, als sie in der evangelischen Christenheit in Deutschland bisher vorliegen. Jedoch kann die theologische Diskussion über die Frage, wie unter den Gegenwartsbedingungen Friede und humane Lösungen weltweiter sozialer Konflikte sich vereinigen lassen, nicht sachgemäß geführt werden, ohne daß im Bewußtsein bleibt, aus welchen Motiven und Einsichten die evangelische Christenheit in den vergangenen Jahren in der Verhinderung von Kriegen die vorrangige Friedensaufgabe gesehen hat. Diesem Ziel dienen die folgenden Thesen. Wenn daher im folgenden von Frieden und Friedensdienst die Rede ist, so werden zwar im wesentlichen nur die Argumente und Möglichkeiten erörtert, die sich auf die Verhinderung von Kriegen beziehen, dennoch ist ein Verständnis von Frieden zugrunde gelegt, das die humane Lösung globaler Konflikte einschließen und damit mehr umfassen soll als die bloße Abwesenheit von Krieg. Das wird in der folgenden These erläutert.

II. Frieden und Friedensdienst

2. Die Abwesenheit von Krieg ist nicht schon Friede. Krieg ist der Versuch, bestehende Konflikte militärisch zu lösen. Die Abkehr von militärischen Formen der Auseinandersetzung entschärft, aber beseitigt nicht schon die bestehenden Konflikte und ihre Ursachen. Frieden ist nicht nur die Verhinderung der mit dem Kriege verbundenen Leiden, Opfer und Schrecken. Friede bedeutet auch die Überwindung der Leiden, Ängste und Drohungen, der Verletzungen von Recht und Gerechtigkeit, die sich aus Konflikten ergeben oder zu ihnen führen.

Dennoch ist Friede nicht identisch mit Konfliktlosigkeit. Die Idee eines harmonischen Friedensreiches ist illusionär. Denn zum einen spricht in der geschichtlichen Erfahrung nichts dafür, daß sich soziale, wirtschaftliche und politische Spannungen ein für allemal beheben lassen. Auch der dynamische Prozeß technisch-wissenschaftlicher Entwicklung schließt nicht aus, daß Machtungleichgewichte und soziale Ungerechtigkeit verfestigt oder neu geschaffen werden. Friede muß daher jeweils neu erarbeitet werden. Zum anderen scheint es auch nicht wünschenswert, alle Spannungen aufzuheben, die im zwischenmenschlichen Bereich auftreten. Konflikte können positive soziale Funktionen er-

füllen, weil sie gesellschaftliche oder zwischenstaatliche Fehlentwicklungen bewußt machen und ständig zur Überprüfung des Status quo zwingen. Sie sind somit das dynamische Element des Friedens. Sie wirken der Beharrungstendenz entgegen, die die Sicherung des Status quo der Verteilung von Bildung, Macht und gesellschaftlichen Gütern anstrebt und dauernd einen Frieden sucht, der auf das Verschweigen oder die Unterdrückung bestehender Spannungen angewiesen ist.

Zu den Ursachen kriegtreibender Konflikte ist zu rechnen,

- daß die technologische Entwicklung einen erheblichen Vorsprung vor dem ethischen und politischen Denken gewonnen hat;
- daß auf der Ebene der Rassen, Klassen, Staaten oder Weltreligionen sich ein Kampf um Machtpositionen abspielt;
- daß feindliche ideologische Systeme miteinander konkurrieren;
- daß jedes gesellschaftliche System sich nur so behaupten kann,
- daß es bestimmte persönliche Bedürfnisse von Menschen einschränkt oder unterdrückt, so daß diese für Haß, Gewalt und Zerstörungslust anfällig werden;
- daß individuelle menschliche Ängste und Enttäuschungen, Schuldgefühle und Ohnmachtsempfindungen sich mit dem Wunsch nach Geborgenheit, nach Selbstbestätigung und Macht verbinden und dies eine Atmosphäre der Aggressivität erzeugt, die sich leicht für die gewaltsame Durchsetzung politischer Ziele mißbrauchen läßt.

III. Gottes Friede mit den Menschen und christlicher Friedensdienst

3. Christen müssen sich bewußt sein, daß sie an der Entstehung aller dieser genannten Konflikte beteiligt sind. Für den christlichen Glauben liegt die tiefste Verstrickung in die Friedlosigkeit in dem Verstoß gegen den Friedenswillen Gottes selber. Gott will mit den Menschen in einem Reich des Friedens leben. Dieser Friedenswille und der Dienst Jesu Christi an der Versöhnung mit und in der Welt schaffen eine Gemeinde, die ihre Schuld am Unfrieden mit Gott und an der Friedlosigkeit der Welt bekennt.

Das Neue Testament bezeugt, daß sich Jesus Christus für die Friedlosen und gegen den Unfrieden einsetzt. Er holt in die Friedens- und Rechtsgemeinschaft des Volkes Gottes zurück sowohl die, die den Willen Gottes verfehlen, wie auch diejenigen, denen das Recht Gottes vorenthalten wird. Er überwindet die Gewalttätigkeit, Ungerechtigkeit und Unbarmherzigkeit, gleichviel, ob sie von denen ausgeübt werden, die sich für fromm halten, die Macht besitzen oder die am Rande der Gesellschaft existieren. Indem der Friedensstifter sich als Friedensstörer zum Tod am Kreuz verurteilen läßt, bezeugt er, daß Friedensdienst nur als Versöhnung geschehen kann und Opfer einschließt. Indem Gott Jesus von den Toten auferweckt, bezeugt er, daß er nicht den Frieden auf Kosten der Schuldigen, sondern den Frieden durch Versöhnung für die Welt will.

Weil Christen durch die Botschaft vom Versöhnungswerk Christi und durch brüderliche Friedensinitiativen der Gemeinde erfahren, daß Friede durch Versöhnung eine Wirklichkeit ist, sollen und können sie selber am Friedensdienst sich beteiligen. Sie sollen und können sich für die Entrechteten und für die Beendigung von Gewalttätigkeit, Ungerechtigkeit und Unbarmherzigkeit einsetzen.

4. Christen, die in der Welt für den Frieden eintreten, erfahren, daß ihr Bemühen am Ungeist des Hasses und des reinen Machtdenkens, an Gruppenegoismus und ideologischen Voreingenommenheiten, an den Zwangslagen des politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens und nicht zuletzt am eigenen Unvermögen und Versagen scheitert. Diese Anfechtungserfahrung droht viele in Zweifel an der Realität des Friedenswillens Gottes, in Resignation und Mutlosigkeit zu stürzen. Aus ihr gewinnen auch zwei christliche Scheinlösungen immer wieder verführerische Macht, als wäre der Gottesfriede auf das innerliche Verhältnis des einzelnen zu Gott beschränkt, um sich so zwar

in persönlicher und privater Mitmenschlichkeit, nicht aber in den Verhältnissen und Strukturen des politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens auswirken zu können, oder als würde der Gottesfriede ausschließlich in der zukünftigen neuen Welt Gottes wirksam, während die gegenwärtige Welt hoffnungslos den Mächten der Sünde, der Zwietracht und des Todes verhaftet ist.

Das Wort vom Kreuz nimmt diese Anfechtung ernst und überspielt sie nicht durch einen verharmlosenden Optimismus und unrealistischen Utopismus. Wer in den Dienst des leidenden und gekreuzigten Friedensbringers tritt, wird mit ihm angefochten sein, Opfer zu bringen haben und an der Verborgenheit der Friedensmacht Gottes unter Schwachheit und Fehlschlägen leiden. Aber das Kreuz ist nicht Zeichen des Scheiterns des Friedenswillens Gottes an der Welt, sondern Zeichen seiner friedentiftenden Liebe für die Welt. Das bekennt und erkennt der Glaube im Licht der Auferstehung Christi. Weil Christus schon jetzt der Herr ist und wirkt, können Christen den Mut und die Hoffnung gewinnen, in der Welt vorläufige und fragmentarische, aber verheißungsvolle Vorzeichen der Friedensherrschaft Gottes, die im Kommen ist, aufzurichten. Dazu sendet der Herr seine Gemeinde als ganze und alle ihre Glieder. Dazu will er sie durch Wort und Sakrament und brüderliches Gespräch stets neu rüsten. Die Gemeinde soll der Ort sein, an dem Menschen aus Illusionen und Depressionen zu dem Dienst gerufen und gestärkt werden, den sie im Alltag für den Frieden tun sollen und können.

5. Christen sind zugleich Bürger eines bestimmten Staates, Angehörige eines bestimmten gesellschaftlichen Systems, Vertreter einer Nation, Rasse, Religion, Konfession oder Kultur. Sie stehen daher ständig in der Gefahr, in der Konkretion ihren christlichen Friedensauftrag mit kulturellen, konfessionellen, nationalen, gesellschaftlichen oder staatlichen Eigeninteressen zu identifizieren.

So konkret aber der Friedensdienst sein muß, so universal ist seine Aufgabe. Darin ist er mit dem missionarischen Verkündigungsauftrag der Christen identisch. Daher darf es für den Friedensdienst der Christen keine selbstgesetzten Grenzen der Nationalität und Staatlichkeit, der Sprache und Rasse, der gesellschaftlichen Systeme und Kulturen, der Religion und Konfession geben.

Die ökumenische Gemeinschaft der Christen und Kirchen dient dazu, daß Christen die Verständigung zwischen den Staaten, gesellschaftlichen Systemen, Klassen, Rassen und Religionen verstärken oder stellvertretend für sie aufeinander hören, einander verstehen lernen und die Nöte der anderen zu ihren eigenen machen. Daraus ergeben sich zahlreiche Möglichkeiten, bei drohenden oder akuten Konflikten zum Frieden zu helfen und unnötige Blockbildungen mit abzubauen.

6. In der Christenheit hat es verschiedene Versuche gegeben, vom christlichen Friedensauftrag her das Problem des Krieges – diese gefährlichste Äußerung von Friedlosigkeit – sittlich und politisch zu bewältigen.

Einer dieser Wege ist der prinzipielle Pazifismus, wie er in der Vergangenheit vornehmlich von den historischen Friedenskirchen vertreten wurde. Sofern hier der Pazifismus das Gebot Christi, nicht zu töten und Unrecht willig hinzunehmen, allen anderen Aspekten des christlichen Friedensauftrages im Sinne der Sorge für die Brüder in gesellschaftlich-politischer Verantwortung überordnete, stand er in Gefahr, um dieses Zeugnisses willen die Welt ihrem Unfrieden zu überlassen.

Vielfach ist dieser Pazifismus als biblizistisches Mißverständnis der Schrift angegriffen worden. Das Gespräch mit den historischen Friedenskirchen zeigt aber, daß sie nicht pauschal für die Vergangenheit und noch weniger für die Gegenwart auf diese Position festgelegt werden dürfen.

Zudem haben die Friedenskirchen gegen jede pseudochristliche Rechtfertigung und Glorifizierung des Krieges den Friedensauftrag der Christen durch ihren Einsatz be-

zeugt und helfen so der Christenheit bis in die Gegenwart, sich auf ihren Auftrag zu besinnen. Deshalb ist es eine dringliche und aktuelle Aufgabe, das begonnene brüderliche Gespräch mit den Friedenskirchen verstärkt weiterzuführen und die Frage, welches Tatzeugnis der Gehorsam gegenüber dem Evangelium des Friedens von den Christen fordert, nicht zu überhören.

7. Einen anderen Weg haben Christen mit der Lehre vom „gerechten Krieg“ beschritten. In einer Zeit, in welcher der Krieg als unvermeidliches Übel galt, diente die Lehre vom „gerechten Krieg“ ursprünglich dazu, sittliche Regeln aufzustellen, die dem Kriege Grenzen setzen sollten. War aber unter den gesellschaftlichen und militärischen Bedingungen früherer Zeiten, in denen Kriege zur Verhütung noch extremerer Formen von Unfrieden und Ungerechtigkeit denkbar schienen, die Aufgabe der Christen, die Ausweitung des Krieges zum Extrem der Ungerechtigkeit und Friedlosigkeit schlechthin zu verhindern, so kann heute der Auftrag der Christen nur sein, die Menschheit vor diesem Übel bewahren zu helfen. Zudem war die Lehre vom „gerechten Krieg“ immer einer dreifachen Gefahr ausgesetzt: Sie verführte leicht dazu, zur christlichen Legitimation reiner Machtkriege mißbraucht zu werden; sie legte außerdem das Mißverständnis einer zeitlos gültigen Lehre über den Krieg nahe; schließlich stand sie in der Gefahr, daß ein im Sinne dieser Lehre gerechtfertigter Krieg die eigenen Gewissen entlasten und den Gegner mit der ganzen Verantwortung für den Krieg belasten konnte. Heute verbietet das Zerstörungspotential akuter und potentieller kriegerischer Konflikte, Kriege sittlich zu rechtfertigen. Nicht bloß Eindämmung und damit bedingte Rechtfertigung des Krieges, sondern die höchste Anstrengung, ihn zu verhindern, ist die Aufgabe der Christen.

8. Die Lehre vom gerechten Krieg versucht wie der prinzipielle Pazifismus, das Friedenszeugnis der Christen in eine zeitlos gültige theologische Norm umzusetzen.

Der Friedensdienst der Christen geschieht jedoch unter ihren gesellschaftlichen und politischen Lebensbedingungen. In der jeweiligen geschichtlichen Situation ist deshalb zu prüfen, welche konkrete Gestalt der Friedensdienst der Christen nach Gottes Willen annehmen soll. Sicher gilt heute wie früher, daß die Christen nur da ihrem Auftrag gerecht werden, wo sie klar bezeugen, daß der Krieg unvereinbar ist mit Gottes Friedenswillen, wie er in Christus in Erscheinung tritt. Sicher gilt auch heute ebenso wie früher, daß, wo immer Christen in einem Staat leben, sie ihrem Friedensauftrag nur gerecht werden können, wenn sie sich und anderen die Pflicht des Staates und die Verantwortung jedes Staatsbürgers für die Friedens- und Rechtssorge einschärfen.

Christen haben sich deshalb dafür einzusetzen, daß die staatlichen Gewalten – Legislative, Judikative und Exekutive – im Gebrauch ihrer Machtmittel an die Ziele der Rechts- und Friedenssicherung gebunden bleiben. Dabei können sie nicht übersehen, daß in dieser Welt kein Staat prinzipiell darauf verzichten kann, physische Gewalt gegen diejenigen, die den Frieden verletzen und das Recht brechen, anzudrohen und auszuüben. Von welcher Gestalt jedoch die vom Willen der Staatsbürger legitimierte und kontrollierte „Gewaltsamkeit“ des Staates in Androhung und Ausübung sein solle, ist auf Grund vernünftiger Einsicht und unter Berücksichtigung der jeweiligen geschichtlichen Bedingungen zu entscheiden. Ob überhaupt und unter welchen Umständen dabei auch die Anwendung militärischer Gewalt der Rechts- und Friedenssicherung dienen könne, hängt von vielen Bedingungen politischer, militärischer und gesellschaftlicher Art ab. Was unter den Verhältnissen früherer Jahrhunderte denkbar schien, kann sich im atomaren Zeitalter als undurchführbar erweisen.

So sehr die Christen in dieser Frage auf die Analyse ihrer Zeit und Gesellschaft verwiesen sind, so sehr behält andererseits doch die Einsicht ihre Gültigkeit, daß Kriege unvereinbar sind mit Gottes Friedenswillen, wie er in Jesus Christus sichtbar wurde. Das kann zu einer ethisch schwerwiegenden Spannung – im äußersten Falle zu einem of-

fensichtlichen Widerspruch – zwischen dem Anspruch des Friedenswillens Gottes und der tatsächlichen Anstrengung führen, diesem Willen auch in der Anwendung staatlicher Machtmittel zu dienen, von denen militärische Gewalt nicht prinzipiell ausgeschlossen ist.

Die in dieser Spannung liegende Beunruhigung des Gewissens hält die Frage lebendig, wie der Friedenswillen Gottes in der politischen Wirklichkeit befolgt werden kann.

Die folgenden Thesen zeigen, welche Wege die Christen in dieser Situation heute gehen.

IV. Verhinderung von Kriegen

9. Kriege als Mittel außenpolitischer Auseinandersetzung zwischen Staaten zur Sicherung jeweiliger höchster nationaler Güter oder sogenannter allgemeiner menschlicher Werte sind seit dem Aufkommen der modernen Waffentechnik und der industriellen Massenproduktion von Kriegsgerät nur noch um den Preis schwerster Schädigungen oder gar der Vernichtung nicht nur wirtschaftlicher Güter, sondern großer Teile der Weltbevölkerung möglich. Das gilt keineswegs nur für einen potentiell weltumspannenden, mit ABC-Waffen geführten Vernichtungskrieg, sondern bereits auch für den sogenannten begrenzten Krieg, der die Ausrottung des Schwächeren und die große atomare Katastrophe riskiert. Ziel allen ethisch verantwortlichen politischen Tuns kann daher nur sein, den Ausgleich der gegensätzlichen Interessen der Staaten, die Herstellung sozialer Gerechtigkeit und den Schutz staatlicher und individueller Freiheit, im Rahmen einer weltweiten Friedensordnung zu suchen, die nicht durch atomare und andere Kriege bedroht ist. Dies ist nur erreichbar, wenn die Staaten auf ein ehemals klassisches Mittel nationalstaatlicher Politik – die militärische Austragung von Konflikten – zugunsten nichtmilitärischer Mittel verzichten, wie sie von demokratischen Verfassungen für die Austragung innenpolitischer Konflikte vorgesehen sind. Dazu wird es ebenfalls erforderlich sein, daß Staaten darauf verzichten, jeweilige höchste nationale Güter absolut zu setzen, und statt dessen eine Charta gemeinsamer Interessen und Zielsetzungen aller Staaten verbindlich anerkennen. Dies erfordert wiederum, daß an die Stelle des nationalstaatlichen Souveränitäts-Ideals das Ziel internationaler Solidarität tritt. Der Wandel von der gegenwärtigen durch das Gleichgewicht der Abschreckung der Großmächte gesicherten Außenpolitik souveräner Staaten oder Staatengruppen zu einer gemeinsamen demokratischen Lebensform im Sinne einer Weltinnenpolitik erfordert nicht nur einschneidende Änderungen im politischen Denken, sondern auch soziale, wirtschaftliche und militärische Umdispositionen größten Stiles.

Aus dieser Sicht der Dinge sind zwei gegensätzliche Meinungen über die gegenwärtig notwendigen Schritte zur Kriegsverhütung entstanden:

a) Unter den Christen in der Bundesrepublik treten die einen für eine Politik des Rüstungsgleichgewichts ein. Sie verweisen darauf, daß die bestehenden militärischen, politischen, ideologischen und gesellschaftlichen Gegensätze zwischen den Völkern bisher weder die Abschaffung des Krieges noch den Aufbau einer Friedensordnung zugelassen haben. Das begründe die Sorge vor fremden Angriffen und zwingt deswegen vorläufig auch dazu, zur Abschreckung weiterhin das Mittel des Krieges bereitzuhalten. Diese Bereitschaft zum Kriege, die das Risiko der Vernichtung der gesamten Menschheit einschließt, soll dabei den Ausbruch eines weltweiten Krieges gerade verhindern und den Spielraum schaffen, innerhalb dessen an einer allmählichen Herausbildung friedlicher Regelung der Weltkonflikte, an dem Aufbau einer internationalen Friedensordnung gearbeitet werden kann.

Eine solche Politik steht vor den folgenden Risiken: Es kann trotz der Abschreckung zu einer Auseinandersetzung unter Einschluß der Verwendung von Atomwaffen kommen, da die Weiterentwicklung atomarer Waffen ständig erneut Ungleichgewichte schafft und so ein stabiles Gleichgewicht der Abschreckung nicht zuläßt. Da auch die Verluste in

einem Atomkrieg heute bereits kalkulierbar erscheinen, ist es nicht auszuschließen, daß es in bestimmten Situationen den um Hegemonie oder Parität kämpfenden Mächten politisch vorteilhaft erscheinen könnte, einen Krieg zu beginnen. Hinzu kommen Überlegungen, daß es einem Staat nicht möglich sein werde, der Ausweitung eines zunächst begrenzten Krieges dritter, von ihm unterstützter Staaten auszuweichen. In einer solchen Lage würde auch eine deutsche Regierung genötigt sein, der Logik der von ihr bejahten Abschreckungsstrategie bis in den heißen Konflikt hinein zu folgen. Bei der militärgeographischen Lage und der Bevölkerungsdichte Deutschlands würde das die höchsten Vernichtungsziffern und wahrscheinlich eine Vernichtung des deutschen Volkes und der deutschen Kultur bedeuten. Was man durch Verteidigungsbereitschaft schützen wollte, wird so gerade vernichtet. Sodann hat es sich bisher als unmöglich erwiesen, eine perfekte Kontrolle über die vorhandenen atomaren Vernichtungssysteme zu gewinnen. Sogenannte atomare Unfälle lassen sich auf absehbare Zeit nicht ausschließen. Sie können unter Umständen einen atomaren Krieg unbeabsichtigt auslösen. Die Hoffnung auf die Autonomie der militärischen und politischen Entscheidung erweist sich also als illusorisch. Das Risiko, einen atomaren Krieg auszulösen, ist letztlich nicht kalkulierbar. Erst recht verfügen die Gegner im Falle eines atomaren Schlages nicht mehr autonom über den Verlauf und die mögliche Begrenzung oder Beendigung des Krieges. Die Erwartungen, die sich in den frühen sechziger Jahren an die internationale Politik auf der Basis der „Rüstungskontrolle“ knüpften, lassen sich darum heute nicht mehr aufrechterhalten. Die Sicherheitsmaßnahmen der Rüstungskontrolle, mögen sie auf internationalen Verträgen, auf informellen Absprachen der Großmächte oder auf technischen Neuerungen beruhen, können die entscheidenden Unsicherheitsfaktoren der Abschreckungspolitik nicht beseitigen.

Eine wirksame Politik der militärischen Abschreckung ist darauf angewiesen, nach innen gegenüber der eigenen Bevölkerung und nach außen gegenüber dem potentiellen Gegner glaubhaft zu erscheinen. Das erfordert die Einschüchterung des Gegners und die psychologische Vorbereitung der Bevölkerung auf mögliche militärische Handlungen. Die Bereitschaft dazu wird dadurch erzeugt, daß oft in übertriebener Weise feindliche Angriffsabsichten unterstellt werden und so eine gegenseitige feindselige Gesinnung aus Furcht befestigt wird. Die Abschreckungspolitik zahlt dafür einen hohen Preis. Furcht und Feindseligkeit entziehen sich einer rationalen politischen Kontrolle; sie verändern die psychische Struktur und die moralischen Urteile der Menschen tiefgreifend und können unabsehbare Wirkungen haben. Indem die Strategie der Abschreckung an die tiefen seelischen Mechanismen der Angst und Feindseligkeit anknüpft, begibt sie sich auf den Weg des unkalkulierbaren Risikos irrationaler Aktionen und Reaktionen.

b) Andere Christen fordern die Entscheidung für einen sofortigen Rüstungs- oder Waffenverzicht. Sie setzen sich politisch für die sofortige Abschaffung nationaler Armeen ein oder verweigern exemplarisch den Wehrdienst. Ihr Ziel ist, damit in aller Öffentlichkeit sichtbar zu machen, daß militärische Aktionen nicht mehr als legitimes Mittel der Politik gelten können. Sie wollen an der Herstellung eines öffentlichen Klimas mitarbeiten, in dem die Entscheidung für den Einsatz anderer Mittel der internationalen Politik zum Aufbau einer friedensfähigen Weltgesellschaft möglich wird. Außerdem setzen Christen durch eine solche Entscheidung für den Waffenverzicht Kräfte für neue Formen von Friedensdiensten frei.

Auch die Politik des sofortigen Rüstungsverzichts (unilaterale Abrüstung) führt zu Risiken. Das gilt auch für den exemplarischen Waffenverzicht, gerade wenn er nicht nur als Antwort auf ein unmittelbar verständliches göttliches Gebot, sondern auch als eine politische Alternative zum Rüstungswettlauf und daher als eine Tat politischer Verantwortung verstanden sein will. So muß mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß der exemplarische Waffenverzicht, wenn er eine bestimmte Größenordnung und eine entsprechende öffentliche Resonanz erreicht, aber nicht in allen Staaten einigermaßen

gleichmäßig entwickelt wird, ein militärisches Kräftegefälle entstehen läßt, das zu einer Intervention in bestimmten Situationen herausfordern kann. Dabei kann unter Umständen auch bereits die Androhung massiver militärischer Gewalt dazu nötigen, sich dem Willen des Aggressors zu beugen. Damit wird die Herrschaft von imperialen Staatsführungen begünstigt, die bereit sind, Repressalien zu ergreifen. Man muß daher in letzter Konsequenz bereit sein, das Opfer der politischen Freiheit, Selbstbestimmung und Rechtssicherheit des eigenen Landes zu bringen und hinzunehmen, daß die Geltung von Menschenrechten durch Androhung von Gewalt eingeschränkt wird.

10. Es zeigt sich, daß beide Verhaltensweisen, die auf die Verhinderung von Kriegen abzielen – militärische Verteidigungsbereitschaft und Rüstungs- oder Waffenverzicht –, Risiken enthalten, die nur teilweise zu kalkulieren sind. Eine besondere Schwierigkeit liegt darin, daß sich eine neue Ethik des Friedens erst in Umrissen abzeichnet und auf die politische Wirklichkeit von heute noch nicht unmittelbar angewendet werden kann.

In dieser Situation ist unter den evangelischen Christen in der Bundesrepublik die These aufgestellt worden, daß beide Entscheidungen, so sehr sie sich gegenseitig ausschließen, sich doch auch begrenzen und im Blick auf das gemeinsame Ziel des Friedens ergänzen. Diese These geht davon aus, daß es sich bei den verschiedenen Entscheidungsweisen nicht um ein zeitloses Nebeneinander, sondern um einen geschichtlichen Prozeß handelt, in dem durch allmähliche Abrüstung und Aktivierung der internationalen Organisationen die Entscheidung gegen die Aufrechterhaltung eines Rüstungsstandes immer stärker das politische Feld bestimmt, bis eine wirksame und politisch vertretbare Ordnung für eine Regulierung internationaler Konflikte durchgesetzt worden ist. Die Notwendigkeit der Ergänzung beider Verhaltensweisen wird einmal damit begründet, daß eine Verabsolutierung der militärischen Verteidigungsbereitschaft das Kriegsrisiko steigern würde. Denn die Öffentlichkeit der Vorbereitung wird so bei den Nachbarn das Gefühl der Bedrohung steigern und weitere militärische Rüstung provozieren und dadurch die Gefahr eines militärischen Konfliktes verstärken. Ein Staat hingegen, der die auf Rüstungsverzicht tendierende Haltung in sein politisches Gesamtkonzept mit aufnimmt und so der Rüstung Grenzen setzt, kann glaubwürdig darstellen, daß starke öffentliche Kräfte alle Möglichkeiten zur Realisierung einer internationalen Friedensordnung ausschöpfen werden. Dadurch gibt er dem politischen Nachbarn die Chance, dessen Furcht vor der militärischen Ausnutzung kritischer Situationen abzubauen.

Eine solche Politik trägt zum ändern auch den Risiken Rechnung, die ein sofortiger und einseitiger Rüstungsverzicht (unilaterale Abrüstung) mit sich bringen würde. Unter diesen Voraussetzungen sind die beiden gegensätzlichen Entscheidungen für einen wirksamen Weg zum Frieden mit einem aus der Physik entlehnten Begriff komplementär genannt worden.

11. Die in der These von der Komplementarität enthaltenen Annahmen und Hoffnungen drohen so lange an der Realität zu scheitern, als es nicht gelingt, neben den exemplarischen Handlungen einzelner auch das öffentliche Bewußtsein und die Träger politischer, wirtschaftlicher und militärischer Entscheidungen für neue Wege einer Friedenspolitik zu gewinnen, die das gegenwärtige drastische Übergewicht der Abschreckungspolitik reduzieren. Die Abschreckungsdoktrin der Ost- und Westmächte tendiert ständig zu einer militärisch-technischen und psychologischen Eigengesetzlichkeit, die alternative Wege zum Frieden eher verhindert als begünstigt. Sie bestimmt die Prioritäten in der Verwendung staatlicher Haushaltsmittel. Sie fixiert wissenschaftliche Forschung weitgehend auf militärtechnologische Ziele. Sie beeinflusst die wirtschaftliche Investitionspolitik. Damit bindet sie wirtschaftliche und wissenschaftliche Kräfte, die für die Lösung internationaler Friedensaufgaben (besonders in der Dritten Welt) dringend notwendig sind.

Eine psychologische Erziehung zur Kriegsbereitschaft verfestigt diesen Prozeß noch. In einer Art Rückkoppelung schlagen sich die erzeugte Angst vor dem Aggressor und die Drohgebärde gegenüber dem Gegner in den Forderungen nach qualitativen Verbesserungen des Rüstungspotentials nieder.

Ohne Frage geben die gesellschaftlichen und ideologischen Gegensätze zwischen Staaten und Staatengruppen heute realen Anlaß zu Furcht voreinander. Der psychologische Zwang zu krassen Feindbildern jedoch schafft zusätzliche Angst und läßt ein generelles Mißtrauen gegenüber dem Gegner entstehen, das den Abschluß von Abkommen, die Aufnahme von Verhandlungen und den Anfang einer Kooperation zur Lösung allgemeiner technisch-wissenschaftlicher, sozialer und politischer Fragen erschwert.

Wirksame Schritte in Richtung einer internationalen Friedenspolitik sind nur möglich, wenn politische und wirtschaftliche Entscheidungen den gleichen Rang erhalten, den heute die militärische Sicherstellung einer Strategie der Abschreckung besitzt. Dies muß sich u. a. auch darin ausdrücken, daß in steigendem Maße finanzielle Mittel für eine planvolle internationale Gesellschaftspolitik (Bildungs- und Forschungspolitik, Entwicklungs- und Sozialpolitik) eingesetzt werden.

Für den einzelnen Christen bleibt die Schwierigkeit zweier gegensätzlicher Entscheidungen trotz ihrer Komplementarität schwer erträglich. Sofern er Wehrpflichtiger ist, kann er nicht gleichzeitig den Wehrdienst bejahen und verweigern. Es ist dringend erforderlich, daß nichtmilitärische Formen des Friedensdienstes geschaffen werden, die eindeutig den Zielen internationaler Solidarität dienen. Sie sollen für den einzelnen an Stelle seines Wehrdienstes treten können, ihn dabei aber nicht zu einer Gewissensentscheidung gegen den Wehrdienst zwingen.

Im Zusammenhang mit der Komplementaritätsthese bleibt noch eine Reihe von Fragen, auf die sich keine fertigen und eindeutigen Antworten geben lassen.

a) In der Erkenntnis, daß militärische Rüstung heute nur darin ihr Ziel haben kann, den Ausbruch eines atomaren Krieges zu verhindern, und daß sogenannte begrenzte Kriege das Risiko einer Eskalation zum Atomkrieg in sich tragen, kann in der christlichen Ethik nicht mehr von einem rechtmäßigen Krieg die Rede sein, wie es in der Reformationszeit noch denkbar war. Für den militärischen Dienst sind damit neuartige Belastungen verbunden. Zugleich stellt sich damit die Frage nach dem Selbstverständnis souveräner Nationalstaaten und nach der Selbstverständlichkeit, mit der sie ihre Bürger auch heute noch zum Waffendienst verpflichten.

b) Die Abschreckungsstrategie will zwar den Krieg verhindern, darf aber um ihrer Glaubwürdigkeit willen den faktischen Einsatz atomarer Waffen für den Fall eines lebensbedrohenden gegnerischen Angriffs nicht von vornherein in Frage stellen. Diese Logik der Abschreckungspolitik ist in der kirchlichen Diskussion über die Komplementaritätsthese mit dem Satz ausgedrückt worden: Wer A sagt, muß damit rechnen, B sagen zu müssen. Die Logik der Abschreckungspolitik verliert für den Fall eines atomaren Krieges ihren menschlichen Sinn und ihre sittliche Grundlage: Sie diene ja dazu, mit der größtmöglichen Kriegsdrohung gerade den Frieden zu bewahren. Andererseits verbietet es die Logik der Abschreckungsstrategie, aus dieser Erkenntnis eine verbindliche Voraussage oder ethische Anweisung für das Verhalten im Kriegsfall zu ziehen.

Die Komplementaritätsthese besagt, daß es unter den gegenwärtigen weltpolitischen Bedingungen zwei – gegensätzliche – sittlich verantwortete Wege gäbe, sich für die Erhaltung des Friedens einzusetzen. Ihre Prämisse, beide Wege hätten der Erhaltung des Friedens zu dienen, wird im Fall des atomaren Krieges jedoch hinfällig. Wer sich dann nach der Logik der Abschreckungsstrategie entscheidet, kann dafür nicht die Komplementaritätsthese als ethische Legitimation anführen. Was in einer solchen Situation sittlich verantwortetes Tun sei, beantwortet diese These nicht.

Wie sich der Christ im Falle eines atomaren Krieges im Widerstreit seines Gewissens zu verhalten hat, läßt sich mit der These von der Komplementarität nicht mehr sagen.

Die Auflösung dieses Widerstreits im Ernstfall selbst kann gedanklich nicht vorweggenommen werden. Es ist Teil der Verantwortung der Kirche, den Gewissenskonflikt zusammen mit den Betroffenen in Warnung und Zuspruch durchzustehen.

Durch die Komplementaritätsthese können die daraus entstehenden psychischen Belastungen für die Streitkräfte, die Politiker und jeden Bürger, die letztlich mit der Vorläufigkeit und Gefährdetheit heutiger Friedensbemühungen zusammenhängen, nicht einfach aufgehoben, sie müssen vielmehr für verstärkte Friedensanstrengungen eingesetzt werden. Die Komplementaritätsthese ist der Versuch, das ungelöste Problem, wie angesichts der lebensbedrohenden Möglichkeiten heutiger Konfliktaustragungen eine neue politische Moral zu schaffen sei, als eine der vordringlichsten Aufgaben sittlicher Verantwortung ständig im Bewußtsein der Gemeinden und der Öffentlichkeit zu halten.

V. Seelsorge an Wehrpflichtigen

12. Der Friedensauftrag der Christen nötigt die Kirche zu einem intensiven Dienst an Wehrpflichtigen (die noch vor der Entscheidung über den Wehrdienst stehen), an Wehrdienstleistenden und Wehrdienstverweigerern. Dabei muß die Kirche durch die Art der Durchführung ihres Dienstes sichtbar machen, daß sie unter den verschiedenen Friedensstrategien und den gegensätzlichen Entscheidungen in der Frage des Wehrdienstes keine Position zur ausschließlich christlichen erklärt. Sie muß sich aber auch dafür einsetzen, daß die Wehrpflichtigen ihre Entscheidung nicht unberaten und uninformiert treffen. Die Bedeutung, die der Gewissensentscheidung in der Wehrdienstfrage in der Vergangenheit zugemessen wurde, stand immer in der Gefahr, die isolierten Entscheidungen des einzelnen zu überschätzen. Es gibt keine Entscheidung, die andere nicht mitbetrifft. Eine verantwortliche Gewissensentscheidung wird sich auf begründete Zielvorstellungen und auf ein geschultes Urteilsvermögen stützen müssen, das notwendig Information über politische Sachverhalte zur Voraussetzung hat. Seelsorge an Wehrpflichtigen soll helfen, daß bei der Entscheidung über die Teilnahme am Wehrdienst und in der Ausübung der alternativen Friedensdienste der Wille Jesu Christi, wie er im Evangelium verkündigt wird, den letzten Ausschlag gibt. Seelsorge an Wehrpflichtigen erinnert an den Friedensauftrag Jesu Christi, vor dem die Christen ihre politische Entscheidung zu verantworten haben.

Viele Menschen suchen heute zu ihrer Gewissensentscheidung objektive Information über die politischen Ziele sowie über die Friedenschancen und Kriegsrisiken der militärischen Sicherheitspolitik wie auch der nichtmilitärischen Friedensbemühungen. Sie begegnen einer Kirche mit Mißtrauen, die sich offenbar um die Gewissenhaftigkeit der Entscheidung sorgt, dabei aber die Information vernachlässigt, um welchen Frieden es sich hier handelt (Verhinderung von Kriegen, Friede und Gerechtigkeit) und mit welchen Chancen und Risiken die verschiedenen Wege, ihn zu erreichen, verbunden sind. Eine solche Kritik muß von der evangelischen Kirche aufgenommen werden, wenn sie auf Versäumnisse in der Vergangenheit hinweist. Nach evangelischem Verständnis ist eine politische Entscheidung von Gewicht immer zugleich eine Gewissensentscheidung. Und umgekehrt erfordert eine Gewissensentscheidung im Falle politischer Alternativen gerade das Abwägen der Ziele und Mittel. Insgesamt bedarf das Problem gewissensmäßig getroffener Entscheidungen in politischen Fragen allerdings noch weiterer Klärung, als es in der gegenwärtigen Diskussion zum Gewissensverständnis möglich ist.

Es gehört also zur Aufgabe der Kirche, sich dafür einzusetzen, daß der Bürger sich in der Friedensfrage ausreichend informieren kann, das heißt, daß ihm öffentlich Informationen zureichend geboten werden. Die Kirche, die sich in der Wehrdienst- und Rüstungsfrage nicht auf eine politische Alternative festlegen kann, sieht es als ihre Chance an, Anstöße zu dieser Diskussion zu geben und in ihrer eigenen Argumentation eine Vereinseitigung und Verfestigung der Standpunkte zu durchbrechen.

Wehrdienst kann unter den gegenwärtigen Bedingungen nicht ohne besondere Reflexion als Dienst für den Frieden betrachtet werden. Die Problematik einer militärischen Friedenssicherung hat sich in noch nie dagewesener Weise verschärft. Die Bereithaltung bewaffneter Streitkräfte ist zwar die traditionelle Form staatlicher Sicherheitspolitik, sie gefährdet aber gleichzeitig den Frieden, den sie schützen soll. Wo Christen aber zu dem begründeten Urteil kommen, daß es derzeit keinen besseren und sichereren Weg zur Verhütung von Kriegen gibt als den Wehrdienst, muß dieses als christlich verantwortete Entscheidung für den Dienst am Frieden bejaht werden.

Unbestritten ist auch, daß die Vorläufigkeit und Gefährdetheit traditioneller militärischer Friedenssicherungspolitik immer unausweichlicher Schritte zu einer „konstruktiven Friedenspolitik“, zu einer politischen, nichtmilitärischen Sicherung des Friedens erfordert. Die Wehrdienstverweigerung ist in der Vergangenheit vornehmlich geübt und verstanden worden als Ausnahmeentscheidung bestimmter Gruppen und Personen, die im Waffenverzicht ohne Rücksicht auf unmittelbar politische und militärische Folgen ein absolutes Gebot ihres Gewissens sahen. So wird sie auch heute noch weithin aufgefaßt. Außerdem finden sich jedoch seit längerer Zeit immer stärker Gruppen, die die Kriegsdienstverweigerung als ein vorläufiges und fragmentarisches Zeichen einer von der Gesamtheit der Bürger zu verwirklichenden konstruktiven, nichtmilitärischen Friedenspolitik verstehen und praktizieren. Wo Christen den Waffenverzicht als absolutes Gebot ihres Gewissens verstehen, dem sie ohne Rücksicht auf politische und militärische Folgen gehorchen, muß dieses als christlich verantwortete Entscheidung für den Dienst am Frieden bejaht werden. Dasselbe gilt für diejenigen Christen, die in ihrem Gewissen zu dem Urteil kommen, daß sie den Waffenverzicht als Zeichen und Ansatz einer konstruktiven, nichtmilitärischen Friedenspolitik üben müssen.

Zu diesen beiden grundsätzlichen Möglichkeiten des Dienstes am Frieden – Wehrdienst oder Waffenverzicht – hat sich die evangelische Christenheit in Deutschland in den vergangenen Jahren mehrfach bekannt.

Wer den Wehrdienst aus politischer Verantwortung und Zielsetzung verweigert, muß sich freilich bewußt sein, daß er damit als einzelner die Entscheidung der gewählten Volksvertretung, die gleichfalls aus politischer Verantwortung für unser Volk gehandelt und die allgemeine Wehrpflicht zum Gesetz erhoben hat, in Frage stellt. Dieser Sachverhalt zwingt den einzelnen zu verschärfter, selbstkritischer Gewissensprüfung. Es ist Sache von Parlament und Regierung, die in einer anderen geschichtlichen Situation erlassenen Gesetze zu überprüfen und die Möglichkeit alternativer Friedensdienste auszubauen. Die Vorschläge für derartige neue gesetzliche Regelungen bedürfen noch eingehender Diskussion. So wird gegenwärtig davon gesprochen, die Bundeswehr statt auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht als Berufswehr zu organisieren, oder es wird erwogen, den Dienstpflichtigen die Möglichkeit der freien Wahl zwischen Wehrdienst und nichtmilitärischem Friedensdienst zu geben. Der Fortfall eines besonderen Prüfungsverfahrens würde einen großen Gewinn darstellen, denn in den Beratungen derartiger Verfahren kann kaum geklärt werden, wieweit politische Sachargumente für den Betroffenen Gewissensfragen sind: Die Behauptung einer Gewissensentscheidung ist für den Außenstehenden aus dem Wesen des Gewissens heraus im Kern unzugänglich.

In der gegenwärtigen politischen Übergangssituation kommt es vor allem darauf an, die Auseinandersetzung über die Formen des Friedensdienstes nach allen Seiten offenzuhalten und die jeweiligen Entscheidungen vor Diffamierung zu bewahren.

Im Rahmen der geltenden Gesetze haben die Wehrdienstverweigerer und ihre Organisationen das Recht, ihre Überzeugung zu äußern und zu verbreiten, sind aber verpflichtet, sich dabei nur legitimer politischer Mittel zu bedienen. Wo die Truppe durch Wehrdienstverweigerer mittels Sabotage oder Manipulation in der Wahrnehmung ihrer militärischen Aufgaben behindert wird, wird die Wehrdienstverweigerung aus Gewissensgründen insgesamt diskreditiert. Die Kirche muß sich für die Glaubwürdigkeit der Kriegs-

dienstverweigerung aus Gewissensgründen einsetzen. Sie wird daher in solchen Fällen dafür eintreten, daß im politischen Meinungskampf die Berufung auf das Gewissen nicht leichtfertig oder fälschlich in Anspruch genommen wird. Auf der anderen Seite wird sich die Kirche da, wo es notwendig ist, auch dafür einsetzen müssen, daß sittlich verantwortete Wehrdienstverweigerung nicht ihrerseits unter Verweis auf eine Behinderung der Truppe erschwert wird.

Aufgabe der Seelsorge an Wehrpflichtigen ist es, diese Zusammenhänge deutlich zu machen. Dabei hat sie denen, die den Wehrdienst *leisten* oder noch vor der Entscheidung stehen, besonders zu bedenken zu geben, daß eine verantwortliche Entscheidung für den Wehrdienst nicht gedankenlos und gleichgültig, sondern nur im Bewußtsein des Friedensauftrages der Christen gefällt werden kann. Denjenigen ihrer Glieder, die den Wehrdienst *verweigern* oder noch vor der Entscheidung stehen, hat sie besonders zu bedenken zu geben, daß eine verantwortliche Entscheidung nicht nur der Salvierung des eigenen Gewissens dienen darf und daß sie darüber hinaus die Bereitschaft einschließen muß, sich für einen konstruktiven Dienst am Frieden einzusetzen. Die Christenheit sollte beide, Wehrdienstleistende und Wehrdienstverweigerer, beraten und ihnen kritisch und orientierend zur Klarheit über den Sinn ihrer Entscheidung helfen. Sie soll die Wehrdienstverweigerer über konkrete Möglichkeiten und Aufgaben des Friedensdienstes informieren.

Denen, die den Wehrdienst leisten, und denen, die ihn verweigern, ist das Evangelium von der Vergebung zu bezeugen als die Befreiung von aller Selbstrechtfertigung und als Ermutigung, zu prüfen, welches der Wille Gottes in diesem politischen Bereich ist.

VI. Ausbau der Friedensdienste

13. Mit dem zivilen Ersatzdienst, den Entwicklungsdiensten und den privaten Friedensdiensten, die für internationale Verständigung und Solidarität arbeiten, sind neue Formen des Friedensdienstes geschaffen worden. Die Bereitschaft der jungen Generation, sich für den Frieden zu engagieren, erfordert zusätzliche Investitionen auf dem Gebiet der Friedensdienste. Da den Initiativen einzelner und kleiner Gruppen Grenzen gesetzt sind, fällt Staat und Öffentlichkeit die Aufgabe zu, einen ausreichenden institutionellen Rahmen für sinnvolle Friedensdienste bereitzustellen. Die Kirche wird diese Aufgabe der Öffentlichkeit bewußt machen und selbst konkrete Initiativen entfalten müssen. Dabei kommt der planmäßigen Ausbildung für konkrete Friedensdienste und der langfristigen Erziehung zum Frieden sowie der Anregung von Friedensforschung in den Wissenschaften besondere Bedeutung zu. Spezifische Möglichkeiten des Friedensdienstes fallen den Kirchen zu, weil sie durch das Evangelium einen universalen Auftrag haben und in ihrer Katholizität für den Aufbau tragfähiger Strukturen einer zukünftigen Weltgesellschaft Verantwortung tragen. Dem entspricht es, daß in der ökumenischen Bewegung und in der praktischen Zusammenarbeit des Weltrates der Kirchen mit der römisch-katholischen Kirche der Friedensarbeit und dem Entwicklungsdienst heute der Vorrang vor allen anderen Problemen gegeben wird.

Die Ausbildung für Friedensdienste sollte grundsätzlich so angelegt sein, daß die Teilnahme nicht auf Wehrdienstverweigerer beschränkt ist. Dadurch wird deutlich gemacht, daß der konstruktive Beitrag und nicht eine negative Entscheidung das Entscheidende ist. Die Ausbildung sollte sich einmal auf die praktischen Einsätze selber, zum zweiten auf die Leitung von Einsatzgruppen und schließlich auf die Entwicklung von Lehrprogrammen konzentrieren, deren Grundgedanken auch der kirchlichen und gesellschaftlichen Öffentlichkeit im Sinne einer Erziehung zum Frieden vermittelt werden sollen, um in den kirchlichen und politischen Gemeinden eine breite Basis für die Friedensdienste zu gewinnen. Voraussetzung für den Aufbau einer solchen Ausbildung ist eine sorgfältige Analyse der Erfahrungen, Erfolge und Fehlschläge in den bisherigen

deutschen, ökumenischen und internationalen Versöhnungs- und Verständigungsdiensten, Hilfs- und Entwicklungsdiensten.

Auf Grund ihrer eigenen Initiativen und Erfahrungen wird die Kirche Anregungen für die Förderung der Friedensdienste unabhängiger Verbände und nötigenfalls für die Einrichtung staatlicher Friedensdienste geben können. In einem Teilbereich kann sie dabei an gegenwärtige Entwicklungen staatlicher Förderung anknüpfen. Die Christen und die kirchlichen Organe in der Bundesrepublik müssen ihre volle Aufmerksamkeit darauf richten, daß diese neuartigen Aufgaben von Abgeordneten, Parlamenten, Ministerien und in der Öffentlichkeit nachdrücklich vertreten und in Angriff genommen werden.

Der besondere Wert dieser Thesenreihe dürfte in folgenden Erkenntnissen und Forderungen zu sehen sein:

- a) Die traditionelle Rede vom gerechten Krieg ist heute nicht mehr möglich.
- b) Die durch das Gleichgewicht der Abschreckung gesicherte Außenpolitik muß durch eine Weltinnenpolitik abgelöst werden, zumal die Politik der Abschreckung im Falle eines atomaren Krieges ihren menschlichen Sinn und ihre sittliche Grundlage verliert.
- c) Wirklicher Frieden kann nicht auf Kosten sozialer Gerechtigkeit gehen.
- d) Es gibt keine christliche Patentlösung für die Erhaltung, Sicherung und Förderung des Friedens, sondern unterschiedliche Entscheidungen, die zueinander im Verhältnis einer dynamischen, nicht statischen, Komplementarität stehen.
- e) Der Friedensdienst mit der Waffe und der ohne Waffe sind alternative Möglichkeiten christlicher Entscheidung. Darum sollte das Prüfungsverfahren für Wehrdienstverweigerer aus Gewissensgründen abgeschafft werden, jeder Wehrpflichtige soll sich für die eine oder andere Möglichkeit frei entscheiden können.

Man hat an der Thesenreihe kritisiert, sie rede zu abstrakt, zu sehr nach allen Seiten abgesichert, zu wenig von leidenschaftlicher Parteinahme bestimmt, aber eben darin dürfte ihr Vorzug liegen. Wem es um Klärung von Sicht und Urteil, um Bewußtseinsbildung und -profilierung, um die Vorbereitung persönlicher und politischer Entscheidung geht, tut gut daran, wenn er Klarheit an Stelle von Enthusiasmus, Nüchternheit an Stelle von Emotionen und den Willen, mit geprüften Argumenten zu überzeugen, an Stelle von Demagogie walten läßt. Nur so kann die Bildung eines verantwortlichen Bewußtseins gefördert werden.

Die Thesen V und VI der Reihe stehen im Zusammenhang mit einem konkreten Anlaß, über den deshalb im unmittelbaren Anschluß berichtet sei.

c) Die Diskussion über die Kriegsdienstverweigerung

Große Unruhe in Kirche und Öffentlichkeit entstand, als im Herbst 1969 eine Studie zur Kriegsdienstverweigerung bekannt wurde, an deren Erarbeitung neben dem Bundesministerium der Verteidigung die evangelische und die katholische Militärseelsorge beteiligt waren. Im evangelischen Raum wurde nicht nur die Studie scharf kritisiert, sondern es geriet zugleich die Militärseelsorge unter heftigen Beschuß. Landessynoden, Kreissynoden und kirchliche Gruppen befaßten sich mit der Angelegenheit. Die Evangelische Jugend in der hannoverschen

Landeskirche forderte den Rücktritt des Militärbischofs; die Evangelische Arbeitsgemeinschaft zur Betreuung der Kriegsdienstverweigerer (EAK) erklärte:

Minderheiten zu schützen und für ihr Recht einzutreten, ist Aufgabe der Kirche. Es ist nicht ihr Auftrag, gemeinsam mit Militärs zu beraten, wie die Inanspruchnahme eines Grundrechtes eingeschränkt werden kann ... Sie (die EAK) muß ... die Kirche daran erinnern, ihrer übernommenen Verpflichtung nachzukommen, sich für den Schutz der Kriegsdienstverweigerer einzusetzen und für sie auch vor staatlichen Instanzen einzutreten ... Das Anwachsen der Zahl der Kriegsdienstverweigerer darf nicht dazu führen, daß der Staat mit Unterstützung kirchlicher Stellen gesetzliche Regelungen anstrebt, die das Grundrecht der Kriegsdienstverweigerung beeinträchtigen. Der Friedensauftrag der Kirchen wird unglaublich, wenn sie dem Gutachten nicht widersprechen.

Was war geschehen und was lag vor, das die Wogen der Erregung so hoch gehen ließ? Das Auftauchen einer neuen Art von Kriegsdienstverweigerern aus Gewissensgründen, das heißt von Wehrpflichtigen, die sich zum Wehrdienst einberufen lassen und dann, mit der Absicht, die Bundeswehr zu verunsichern, den Antrag auf Anerkennung als Kriegsdienstverweigerer stellen, führte im Dezember 1968 zur Einsetzung eines Arbeitsausschusses, der im Einvernehmen mit dem evangelischen und katholischen Militärbischof gebildet wurde, um sich mit den Problemen der Kriegsdienstverweigerung zu befassen. Im Frühjahr 1969 legte der Ausschuß ein Arbeitspapier vor, das als Grundlage für weitere – nicht mehr zustande gekommene – Gespräche zwischen den Militärbischöfen und dem Verteidigungsminister gedacht war, aber im Oktober 1969 durch eine – vermutlich gezielte – Indiskretion öffentlich bekannt wurde. Diese Studie enthielt eine Zusammenstellung der wichtigsten im Sachzusammenhang zu bedenkenden Gesichtspunkte, stellte aber weder eine gemeinsame und von allen an ihrer Erarbeitung beteiligten Stellen und Persönlichkeiten verantwortete Stellungnahme dar, noch besaß sie auch nur den geringsten Grad von Verbindlichkeit. Daß sie große Erregung, tiefe Verärgerung und leidenschaftliche Kritik auslöste, hatte seinen Grund vor allem in den Forderungen, das Prüfungsverfahren für Kriegsdienstverweigerer zu verschärfen und die Dienstzeit der Ersatzdienstpflichtigen gegenüber dem Wehrdienst zu verlängern und dadurch die Ersatzdienstleistenden gegenüber den Soldaten zu benachteiligen. Präses Professor D. Dr. Beckmann, der Beauftragte des Rates der EKD für Fragen der Kriegsdienstverweigerung und des Ersatzdienstes, erklärte Mitte Oktober 1969:

Es ist ausdrücklich festzustellen, daß dieses Arbeitspapier keinen offiziellen Charakter hat und in keiner Weise die Meinung der evangelischen Kirche zu Fragen der Kriegsdienstverweigerung wiedergibt. Als Beauftragter des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland für Fragen der Kriegsdienstverweigerung und der Seelsorge an Ersatzdienstleistenden muß ich mich von den in diesem Arbeitspapier enthaltenen Ansichten distanzieren. Dies gilt insbesondere für die Art und Weise, wie hier die Motivation der Kriegsdienstverweigerer verzeichnet wird, ebenso gilt es für die Absicht der Verfasser, durch Verschärfung der Prüfungsverfahren und durch Verlängerung des Ersatzdienstes die Zahl der Kriegsdienstverweigerer zu reduzieren. Auch kann ich der Meinung der Verfasser nicht beipflichten, man könne durch die Einführung von waffenlosen Diensteinheiten in die Bundeswehr (die eine fatale Ähnlichkeit mit den „Bausoldaten“ in der Nationalen Volksarmee der DDR haben) das besondere Problem der Wehrdienstver-

weigerer lösen, die ihren Antrag auf Anerkennung erst während des Wehrdienstes stellen.

Die Zentralstelle für Recht und Schutz der Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen gab am 16. Oktober 1969 folgende Erklärung bekannt:

Die stark angestiegene Zahl der Kriegsdienstverweigerer hat in öffentlichen Erklärungen von Vertretern fast aller politischen Parteien im Wahlkampf die Tendenz erkennen lassen, die Bestimmungen über den Zivilen Ersatzdienst zu verschärfen, mit dem offensibaren Ziel, die Zahl der Anträge auf Anerkennung als Kriegsdienstverweigerer durch Abschreckung zu verringern.

Es wurde von notwendiger Kasernierung des Ersatzdienstes gesprochen und die Verwendung der Kriegsdienstverweigerer in einem waffenlosen Dienst der Bundeswehr erörtert, um die wachsende Zahl der anerkannten Kriegsdienstverweigerer unterzubringen. Dabei ist völlig übersehen worden, daß das zuständige Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung nach authentischer Auskunft durch einen schrittweisen Ausbau der Tätigkeitsbereiche des Zivilen Ersatzdienstes das Problem der Arbeitsplätze im sozialen und karitativen Raum durchaus zu lösen in der Lage ist. Auch die Behauptung, die „Wehrgerechtigkeit“ erfordere eine Verschärfung der Bestimmungen über den Zivilen Ersatzdienst, ist unbegründet. Die Zahl der Zurückstellungen vom Ersatzdienst liegt prozentmäßig fast genau bei dem Satz, der sich auch als Durchschnitt der Zurückstellungen vom Dienst in der Bundeswehr herausgebildet hat.

Die Zentralstelle bedauert, daß kleine radikale Kreise das Recht der Kriegsdienstverweigerung politisch zu mißbrauchen suchen. Sie muß aber dagegen Einspruch erheben, daß unter Berufung auf das Verhalten solcher kleiner Gruppen der Rechtsschutz der Kriegsdienstverweigerer eingeschränkt werden soll und der Ersatzdienst als ganzer in ein falsches Licht gesetzt wird. Notwendig ist der weitere Ausbau *ethisch sinnvoller Einsatzmöglichkeiten*, durch die der Ersatzdienst immer stärker Mitträger am Aufbau einer auf Frieden und Gerechtigkeit ausgerichteten Gesellschaft wird.

Ein Versuch, die Ersatzdienstzeit gegenüber der Militärdienstzeit einseitig zu verlängern, würde den Bestimmungen des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland widersprechen.

Was die Forderung nach Abschaffung des gegenwärtigen Anerkennungsverfahrens anlangt, so vertritt die Zentralstelle die Auffassung, daß eine Reform dieses Verfahrens sich aus der Praxis als dringend erforderlich erwiesen hat und daß die Schaffung eines eigenen Amtes für Fragen der Kriegsdienstverweigerung und des Ersatzdienstes in die Erörterungen einbezogen werden sollte.

Die Evangelische Arbeitsgemeinschaft zur Betreuung der Kriegsdienstverweigerer erklärte in ihrer oben schon zitierten Stellungnahme:

Die vorgeschlagene Verlängerung des Ersatzdienstes – in welcher Form auch immer! – bedeutet eine Diskriminierung der Kriegsdienstverweigerer, weil dadurch eine unterschiedliche Behandlung von Soldaten und Ersatzdienstleistenden beabsichtigt ist. Das würde sowohl eine Verletzung der Gewissensfreiheit (Art. 4, 3 GG) darstellen als auch gegen den Gleichheitsgrundsatz verstoßen. Das Gutachten läßt deutlich erkennen, daß es allein auf die Reduzierung der Anträge abzielt. Sinnvoller wäre es, wenn sich Staat und Kirchen gemeinsam bemühten, den Ersatzdienstpflichtigen solche Einsatzstellen in ausreichender Zahl zur Verfügung zu stellen, die der Entscheidung der Kriegsdienstverweigerer für den Frieden entsprechen und den notwendigen Versuch ermöglichen, einen neuen Weg zum Frieden zu finden. Gegen die Tendenz des Gutachtens, auch das Anerkennungsverfahren zu erschweren, weist die EAK erneut darauf hin, daß das gesamte Anerkennungsverfahren grundsätzlich fragwürdig ist. Gewissensentscheidungen sind in

einem justizförmigen Verfahren nicht objektiv feststellbar. Das gilt vor allem, solange noch das Verfahren in den Vorinstanzen unter dem Vorsitz eines Beamten der Bundeswehrverwaltung stattfindet.

Wer Wehrdienst und zivilen Ersatzdienst als gleichberechtigte Weisen des Dienstes am Frieden versteht – eine Auffassung, die sich je mehr und mehr im Raum der evangelischen Kirche durchsetzt (vgl. oben Thesenreihe „Zum Friedensdienst der Christen“), wird verstehen, daß die Studie trotz ihrer Unverbindlichkeit, nachdem sie einmal bekannt geworden war, schon durch die bloße Erwägung der Verschärfung des Prüfungsverfahrens und der Verlängerung der Ersatzdienstzeit so tiefe Beunruhigung und ernste Besorgnis auslöste, daß sich der Rat der EKD veranlaßt sah, in seiner Sitzung vom 24. Oktober 1969 zu der Angelegenheit Stellung zu nehmen. Er verabschiedete folgende

ERKLÄRUNG ZUR GEGENWÄRTIGEN DISKUSSION ÜBER DIE KRIEGSDIENSTVERWEIGERUNG

Der Rat der EKD beschäftigte sich mit der Diskussion, die durch die Veröffentlichung des Arbeitspapiers eines vom Bundesverteidigungsminister Dr. Gerhard Schröder und den beiden Militärbischöfen eingesetzten Ausschusses zum Problem der Kriegsdienstverweigerung entstanden ist. Der Rat der EKD nimmt folgendermaßen Stellung.

1. Das von dem Ausschuß vorgelegte Ergebnis seiner Überlegungen ist weder für die staatliche noch für die kirchliche Seite verbindlich. Organe der EKD sind mit dieser Arbeit nicht befaßt gewesen.

2. Die evangelische Kirche hält unverändert daran fest, daß sowohl die Militärseelsorge als auch das Eintreten für den Schutz der Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen zu ihrem kirchlichen Auftrag zu rechnen sind. Wehrdienstleistung und Kriegsdienstverweigerung gehören gleichermaßen in den Zusammenhang einer Auseinandersetzung über Wege zur Friedenssicherung.

3. Dem Staat kann das Recht nicht abgesprochen werden, von der Bundeswehr Erscheinungen eines Mißbrauchs des Rechtes auf Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen fernzuhalten. In diesem Zusammenhang stellt sich erneut die Frage nach dem Verhältnis von Gewissen und politischen Überzeugungen. Die Diskussion über dieses Thema ist auf keiner Seite abgeschlossen. Aufgabe der Kirche ist es, in jedem Falle Anwalt einer echten Gewissensentscheidung zu sein.

4. Zu keinem Zeitpunkt hat es in der evangelischen Kirche Überlegungen gegeben, das im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland verankerte Recht auf Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen einzuschränken. Das gilt auch für die evangelische Militärseelsorge und den vom Rat der EKD bestellten Evangelischen Militärbischof. Alle anderen Darstellungen in der Öffentlichkeit sind unrichtig.

Zur Beteiligung der Militärseelsorge an der Erstellung des Arbeitspapiers hatte kurz zuvor der Evangelische Militärbischof D. Kunst erklärt:

Die Militärseelsorge hat von Anfang an auf einer klaren, weiträumigen und guten Behandlung des Grundrechtes der Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen bestanden. Jeder Militärpfarrer war und ist verpflichtet, sich des Kriegsdienstverweigerers, der sich während seiner Dienstzeit meldet, anzunehmen. Die Bundeswehr steht seit zwei Jahren vor der Frage, wie sie mit der Verunsicherung der Truppe durch für ihr Urteil oft mißbräuchliche Wahrnehmung des Grundrechtes der Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen fertig werden soll. Nichts ist selbstverständlicher, als daß die Militärpfarrer und die Leitung der Militärseelsorge sich an der Diskussion darüber in der Bundeswehr beteiligen und sich um einen hilfreichen, konkreten Beitrag bemühen. Die von

mir vertretene Auffassung war immer unzweideutig: jeder Pfarrer unserer Kirche ist an den Beschluß der Synode von Weißensee von 1950, dem Kriegsdienstverweigerer Fürbitte und Fürsprache zu gewähren, gebunden. Ebenso bestimmt muß widerstanden werden, wenn unter Berufung auf das Gewissen Mißbrauch mit dem Grundrecht der Kriegsdienstverweigerung getrieben wird.

Nachdem auch das Bundesverteidigungsministerium sich von der Studie distanziert hatte, ebte die Diskussion darüber ab, aber die Arbeit an den Sach- und Grundsatzfragen wurde in den zuständigen Gremien intensiv fortgesetzt.

d) Weltweite Diakonie als Dienst am Frieden

A. Kirchlicher Entwicklungsdienst

Entwicklungspolitik, Entwicklungshilfe und Entwicklungsdienst sind unerläßliche Bedingungen des Friedens zwischen den Völkern und des sozialen Friedens innerhalb der Völker und unaufschiebbare Aufgabe der Industrienationen und der christlichen Kirchen in den Ländern, deren Sozialprodukt für mehr als nur die Existenzfristung in Armut, Hunger und Elend ausreicht. Die weltweite soziale Ungerechtigkeit gefährdet den Frieden; sie verletzt zugleich die Würde des Menschen und sein Recht auf angemessene und befriedigende Lebensbedingungen und auf die Teilhabe aller am kulturellen Leben. Erziehung und Ausbildung gehören deshalb ebenso zu den Aufgaben der Entwicklungshilfe wie die Schaffung modellhafter Einrichtungen zum Aufbau von Industrien und zur Verbesserung der Agrarstruktur in den Entwicklungsländern. Um die dafür erforderlichen Mittel einzuwerben, bedarf es der Bewußtseinsbildung in den Industrienationen, deren Gesellschaft es von der berechtigten Forderung der Menschen und Völker in der Dritten Welt nach politischer und sozialer Gerechtigkeit zu überzeugen gilt. Über den von ihr selbst zu leistenden Entwicklungsdienst hinaus wächst der Kirche an dieser Stelle als spezielle und spezifische Aufgabe zu, den Impuls der Nächstenliebe, die selbstlos das Wohl des anderen will, wirksam zu machen. Effiziente Entwicklungshilfe kann nur in Zusammenarbeit von Staat, Gesellschaft und Kirche geleistet werden; darum muß die Kirche nicht nur selbst durch eigene Leistung ein gutes Beispiel geben, sondern dazu helfen, daß Verständnis und Hilfsbereitschaft der Öffentlichkeit geweckt und gefördert werden. Ein Beispiel der Zusammenarbeit von Staat und Kirche ist der zwischen dem Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit Dr. Eppler und dem Vorsitzenden des Rates der EKD Landesbischof D. Dietzfelbinger geführte Briefwechsel, der am 23. April 1969 veröffentlicht wurde. Der Minister schrieb:

Sehr geehrter Herr Landesbischof,

in den letzten Monaten ist mir immer klarer geworden, daß die Kluft zwischen den Industrieländern des Nordens und den Entwicklungsländern des Südens nur verringert werden kann, wenn sich nicht nur staatliche Instanzen, sondern alle gesellschaftlichen Kräfte in den Industrieländern darum bemühen.

Deshalb bin ich stark beeindruckt von den Impulsen, die heute in der Entwicklungspolitik von unseren Kirchen ausgehen. Die Evangelische Kirche in Deutschland hat auf

ihrer Spandauer Synode im Oktober 1968 den Appell der Weltkirchenversammlung von Uppsala 1968 aufgenommen und ist dabei, ihn in praktisches Handeln zu übersetzen. Ich möchte mich dafür im Namen der Bundesregierung bei Ihnen bedanken. Lassen Sie sich nicht beirren durch den Einwand, weder zwei noch fünf Prozent der kirchlichen Haushaltsmittel könnten die Not der Dritten Welt wenden. Die Kirchen wissen natürlich selbst, daß ihre eigenen finanziellen Möglichkeiten, an der Größe der Aufgaben gemessen, nur gering erscheinen. Aber die dreißig Millionen Mark, die von den evangelischen Landeskirchen schon für 1969 zur Verfügung stehen, werden ebenso wie die zweihundert Millionen, die bisher für die Hilfsaktion „Brot für die Welt“ aufgebracht wurden, in unserer ganzen Gesellschaft die Bereitschaft stärken, die entscheidende Aufgabe für das letzte Drittel unseres Jahrhunderts anzupacken.

Es hat in der Kirchengeschichte Zeiten gegeben, in denen sich Kirchen ihre politischen Aufgaben vom Staat zuweisen ließen. In den Fragen der Entwicklungspolitik sind es die Kirchen, die den Staat und die Gesellschaft auf den Rang der gemeinsamen Aufgabe hinweisen, indem sie mit gutem Beispiel vorangehen.

Dabei werden beide Teile noch vieles – auch voneinander – zu lernen haben. Wo immer die Kirchen sich staatliche Erfahrungen zunutze machen wollen, sind wir zum Austausch bereit. Wo immer kritische Anregungen aus den Kirchen an uns herangetragen werden – etwa von der neugegründeten Kammer für kirchlichen Entwicklungsdienst – werden wir genau zuhören. Der Maßstab, an dem unsere gemeinsamen Anstrengungen gemessen werden, ist ihre Wirksamkeit für die geistige, gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung der Völker Asiens, Afrikas und Lateinamerikas.

Es hat in den letzten Jahren keine politische Aufgabe gegeben, deren sich unsere Kirchen mit solcher Energie und Einmütigkeit angenommen haben. In der Tat geschieht es selten, daß sich aus dem Geist des Evangeliums so unmittelbare und zwingend politische Forderungen ableiten lassen wie im Fall des Entwicklungsdienstes. Ich bin sicher, daß das kirchliche Engagement für die Entwicklungspolitik sich nicht nur als ein Dienst an den Völkern der Dritten Welt, sondern auch an unserem eigenen Volk erweisen wird.

Mit verbindlichem Dank und guten Wünschen für die
Fortsetzung Ihrer Arbeit bin ich

Ihr Dr. Erhard Eppler

Die Antwort des Ratsvorsitzenden lautete:

Sehr geehrter Herr Bundesminister,

Ihr Schreiben vom 20. März 1969, dessen Empfang ich dankend bestätige, hat wichtige Fragen der Entwicklungspolitik angerührt, die gemeinsamer Besinnung in der Kirche und im Staat bedürfen. Besonders danke ich Ihnen für das Angebot des Austausches von Erfahrungen und für Ihre positive Würdigung der Beschlüsse der Spandauer Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland vom Oktober 1968, die den Appell der Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen von Uppsala aufnehmen wollten. In der Tat haben seitdem die evangelischen Landeskirchen, viele Einzelgemeinden und kirchliche Gruppen es als eine Aufgabe der Christen neu erfaßt, an ihrem Teil entschlossen zur Überwindung des Gegensatzes zwischen den Ländern der „Dritten Welt“ und den Industrienationen beizutragen. Das eindrucksvolle Drängen der jungen Generation im Volk wie in der Kirche hat dabei nicht wenig zu diesen Entscheidungen beigetragen. Die Beschäftigung mit den lebenswichtigen Zukunftsaufgaben der weltweiten Völkergemeinschaft ist geeignet, neue Maßstäbe auch für drängende gesellschaftliche Aufgaben im eigenen Land zu gewinnen.

Wie der kirchliche Beitrag zu diesem kaum übersehbaren Aufgabenkomplex verstanden werden möchte, hat der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland vor kurzem in einer Grundsatzklärung ausgesprochen. Es heißt dort: „Der Kampf gegen Hunger und Armut, ihre Ursachen und Folgen verpflichtet heute die ganze Menschheit. Ange-

sichts der Größe dieser Menschenheitsaufgabe kann ein kirchlicher Beitrag nur begrenzt sein. Er geschieht aber als Appell an alle und soll von spürbaren Opfern der Kirchen und der einzelnen Christen getragen sein. Der kirchliche Entwicklungsdienst ist einer der wichtigsten Teile der Friedensarbeit der Kirche. In ihm soll der Anruf zum Umdenken und zur Versöhnungsbereitschaft praktisch verwirklicht werden.⁶

Seit langem hat die evangelische Christenheit in Deutschland in ihre Mission und Diakonie Initiativen einbezogen, die man heute unter dem Begriff ‚Entwicklungshilfe‘ faßt. Zusätzlich versucht seit zehn Jahren die Hilfsaktion ‚Brot für die Welt‘ zusammen mit anderen ökumenischen Bestrebungen, den Menschen in industriearmen Völkern zur Besserung ihrer gesellschaftlichen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse zu helfen und durch solche Modellarbeit auch bei uns allgemein die Erkenntnis von der Notwendigkeit weltweiter menschlicher Hilfe zu fördern. Die heutige ökumenische Verbundenheit der Kirchen in der Welt kann davor bewahren, daß diese Arbeit in den Verdacht eines Neokolonialismus oder der Geltendmachung kultureller Überlegenheit gerät. Die Fehler, die wir begehen, wie die Früchte, die reifen, machen die Verantwortung der Christenheit auf diesem Gebiet heute nicht geringer, sondern größer.

Von dieser Erkenntnis her bejahen wir auch die Zusammenarbeit aller in Frage kommenden staatlichen und gesellschaftlichen Kräfte auf dem Gebiet der Entwicklungspolitik. Wenn wir vor der Frage stehen, ob und wie die Menschheit ihre Zukunft im wissenschaftlich-technischen Zeitalter bewältigen soll, so liegt eine grundlegende Aufgabe doch wohl darin, daß die internationalen Beziehungen der Völker politisch und gesellschaftlich, rechtlich und moralisch neu geordnet werden. Dies ist sowohl ein Gebot der unmittelbaren Menschlichkeit wie der kühl abwägenden Vernunft. Hier werden Staat, Kirche und alle wesentlichen gesellschaftlichen Gruppen je ihre besondere, aber auch ihre gemeinsame Aufgabe haben. Dabei gilt es wohl für uns alle, durch immer wieder auftretende Mißdeutungen, durch die Trägheit des Denkens und durch mancherlei Egoismus hindurchzustoßen zu einem neuen, weltweiten Verantwortungshorizont.

In diesem Zusammenhang nehme ich die Gelegenheit wahr, Ihnen für die Zusammenarbeit Ihres Ministeriums mit der ‚Evangelischen Zentralstelle für Entwicklungshilfe‘ zu danken. Auch die von kirchlichen Gruppen getragene Arbeitsgemeinschaft ‚Dienste in Übersee‘ steht in bewährten Beziehungen zu Ihrem Ministerium und zum ‚Deutschen Entwicklungsdienst‘. Das kürzlich vom Deutschen Bundestag verabschiedete Entwicklungshelfergesetz, dessen Realisierung wohl noch mancherlei Aufgaben stellen wird, möge diese Arbeitsgemeinschaft in der Entsendung junger Menschen zum Dienst praktischer Hilfeleistungen bei Entwicklungsprojekten noch erweitern. Auch sonst sind wir für jede Anregung Ihrerseits auf dem Feld des Entwicklungsdienstes offen und dankbar.

In der Hoffnung, daß die im Bereich des Entwicklungsdienstes gegebene Partnerschaft zwischen Staat und Kirche einen konstruktiven Beitrag zur Klärung und zur Lösung drängender Aufgaben in der Welt heute geben möchte, bin ich mit guten Wünschen für Sie und Ihre Arbeit

Ihr D. Dietzfelbinger

Im Berichtsjahr galt es, die zur Durchführung der auf der regionalen Tagung (West) der Synode der EKD 1968 (vgl. Kirchl. Jahrbuch 1968, S. 87 ff.) gefaßten grundsätzlichen und finanzwirksamen Entschlüssen notwendigen Vorkehrungen und Maßnahmen zu treffen, vor allem das auf Planungs-, Entscheidungs- und Bearbeitungsebene erforderliche Instrumentarium zu schaffen. Der Rat der EKD befaßte sich wiederholt mit der Aufgabe der organisatorischen Ordnung des Kirchlichen Entwicklungsdienstes; er verabschiedete auf seiner Sitzung vom 13./14. März 1969 eine Erklärung zu den Grundsätzen dieses wichtigen Stückes kirchlicher Arbeit:

Der Kampf gegen Hunger und Armut, ihre Ursachen und Folgen verpflichtet heute die ganze Menschheit. Angesichts der Größe dieser Menschheitsaufgabe kann ein kirchlicher Beitrag nur begrenzt sein. Er geschieht aber als Appell an alle und soll von spürbaren Opfern der Kirchen und der einzelnen Christen getragen sein.

Dies ist eine folgerichtige Manifestation der Liebe Christi in unserer Zeit. Sie gilt den unter Not und Ungerechtigkeit leidenden Menschen ohne Ansehen der Person und der Umstände. Darum sollen Wirtschafts-, Sozial- und Bildungsprojekte ebenso durchgeführt werden wie Hilfsmaßnahmen in besonderen Konfliktsituationen und Katastrophenfällen. Wo immer es möglich ist, soll dies als Hilfe zur Selbsthilfe geschehen, damit Abhängigkeiten vermieden werden.

Die Liebe Christi gilt dem ganzen Menschen. Soziale und geistig-seelische Nöte sind untrennbar, darum gibt es keine Rangordnung in der Art und Weise des Helfens. Vielmehr wird die konkrete Möglichkeit den Ausschlag geben. Wo die Verantwortlichen wegen der Ursachen und Folgen der Notstände angesprochen und Strukturen geändert werden müssen, soll dies mit allen Mitteln der Überzeugungsarbeit geschehen. Wo Hunger, Armut und Krankheit beseitigt werden müssen, soll durch großzügigen Einsatz von Mitteln geholfen werden. Das Zeugnis christlicher Verantwortung vor Gott soll, wo es laut werden muß, geschehen.

Für den „Kirchlichen Entwicklungsdienst“ reichen Haushaltsmittel allein nicht aus. Sie dürfen auch nicht allein die Basis sein. Jeder Christ ist zu regelmäßigen persönlichen Opfern aufgerufen. Dies schließt ebenso den dringenden Appell ein, Dienste in den Entwicklungsgebieten zu übernehmen und eigene Initiativen in politischen und sozialen Gruppierungen zu entfalten.

Der „Kirchliche Entwicklungsdienst“ muß in den Rahmen umfassender Zusammenarbeit gestellt werden. Er verwirklicht die ökumenische Gemeinschaft der Kirchen im Dienst der Liebe Christi. Er bejaht die Partnerschaft mit politischen, sozialen und wirtschaftlichen Instanzen; dies geschieht nicht nur aus praktischen Notwendigkeiten, sondern im Sinne der umfassenden menschheitlichen Verantwortung, an der die Kirche in Freiheit und ohne Preisgabe ihrer selbst teilhat.

Der „Kirchliche Entwicklungsdienst“ ist einer der wichtigsten Teile der Friedensarbeit der Kirche. In ihm soll der Aufruf zum Umdenken und zur Versöhnungsbereitschaft praktisch verwirklicht werden.

In der gleichen Sitzung traf der Rat verschiedene organisatorische Maßnahmen zur Ordnung des „Kirchlichen Entwicklungsdienstes“, um die Beschlüsse der Synode 1968 auszuführen. Der Aufbau des notwendigen Apparates war nicht einfach, zumal es galt, auf dem Felde der ökumenischen Diakonie bereits bestehende Aktivitäten in geeigneter Weise in das Gesamtvorhaben einzubeziehen und die Zusammenarbeit der zu schaffenden neuen Gremien zu ordnen. Eine „Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Entwicklungsdienst“ wurde gebildet; eine „Kammer für Entwicklungspolitik“, ein Ausschuß „Kirchliche Mittel für Entwicklungsdienst“ und ein „Koordinierungsausschuß für Kirchlichen Entwicklungsdienst“ wurden berufen; ein gemeinsamer integrierter Arbeitsstab mit Sitz in Stuttgart ist geplant.

Erfreulich war das Echo der Gliedkirchen auf die Synodalbeschlüsse von Berlin-Spandau 1968. Die Landessynode der Evangelischen Kirche im Rheinland beschloß auf ihrer Jahreszusammenkunft folgende

STELLUNGNAHME DER LANDESSYNODE ZUR FRAGE DER ENTWICKLUNGSHILFE

Die Landessynode der Evangelischen Kirche im Rheinland hat sich auf ihrer Tagung mit dem „missionarischen und diakonischen Auftrag der Kirche im ökumenischen Hori-

zont“ befaßt. Dabei hat sie auch zur Frage der Entwicklungshilfe Stellung genommen und beschlossen:

1. Synode erkennt dankbar an, daß der Staat Entwicklungshilfe leistet und sie trotz eigener wirtschaftlicher Schwierigkeiten nicht gekürzt hat. Angesichts der bedrohlichen Hungerkatastrophe und der Notwendigkeit, dem Frieden unter den Völkern zu dienen, müßte aber in weit größerem Umfange geholfen werden. Auch unsere Kirche hat noch nicht das getan, was an dieser Stelle von ihr gefordert ist.

2. Synode begrüßt das wachsende Verständnis dafür, daß die Entwicklungsländer schon als ökonomische und kulturelle Partner und nicht als Objekte unserer Hilfe angesehen werden.

3. Es ist ein hoffnungsvolles Zeichen, daß junge Menschen sich als Entwicklungshelfer zur Verfügung stellen. Die Synode hält es für notwendig, daß dieser Friedensdienst dem Wehrdienst gleichgestellt wird.

4. Trotz des Ausmaßes der Not und trotz enttäuschender Erfahrungen und Fehlschläge dürfen wir nicht resignieren. Jede individuelle Bereitschaft zur Hilfe muß gestärkt werden.

5. Ein Rückfall in den Wirtschaftsnationalismus, der sich gegen eine ökonomische Partnerschaft sperrt, hätte nicht nur für zahllose Menschen in den Entwicklungsländern den Tod zur Folge, sondern wäre auch für uns selbst und den Weltfrieden eine ernste Gefahr.

6. Synode hält es für notwendig, daß bereits vorliegende Untersuchungsergebnisse publizistisch fachgerecht ausgewertet werden, damit die Entwicklungshilfe in ihrer umfassenden Bedeutung noch verständlicher wird. Sie beauftragt die Kirchenleitung, die dazu erforderlichen Schritte zu tun.

In der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern erging ein

AUFRUF DER LANDESSYNODE AN DIE GEMEINDEN

In vielen Ländern der Erde leiden heute Menschen Hunger, Elend und Gewalt. Ihre Hilferufe sind in der Christenheit nicht ungehört geblieben. Seit Jahren geben viele Glieder unserer Landeskirche ihr Opfer für „Brot für die Welt“ und andere kirchliche Hilfswerke. Die Landessynode dankt all diesen treuen Spendern auf das herzlichste. Christus spricht: „Was ihr getan habt an einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan“ (Matth 25, 40).

Die Not in den Entwicklungsländern ist aber so groß, daß unsere Spenden nicht ausreichen. Auf Jahre hinaus sind sehr hohe Beträge erforderlich, bis die Völker der „Dritten Welt“ sich selber helfen können. Auch die bayerische Landeskirche hat sich deshalb entschlossen, die Mittel für den „Kirchlichen Entwicklungsdienst“ ab 1970 wesentlich zu erhöhen.

Mindestens 25 Millionen Menschen sind im Jahr 1968 verhungert. Unausweichlich stellt Gott die Frage nach dem Bruder vor unser Gewissen. Die Kirche kann mit dieser Verantwortung nicht nur die freiwilligen Spender belasten, sie muß in ihrer Gesamtheit einen Beitrag leisten. Das wird für die Gemeinden manchen Verzicht bedeuten.

Bitte schmälern Sie Ihre freiwilligen Gaben trotzdem nicht. Darüber hinaus rufen wir junge Männer und Frauen auf, die eine abgeschlossene Ausbildung und Berufserfahrung haben, sich zum Dienst in Entwicklungsländern zur Verfügung zu stellen. Wir gehören zu den Begünstigten der Erde. Noch können wir helfen.

Die Gliedkirchen machten sich die Entschließungen der Synode auch hinsichtlich ihrer Finanzwirksamkeit zu eigen. Sie brachten aus Haushalts- und Spendengeldern den überschläglich vorausgeschätzten Betrag von 35 Millionen für den

kirchlichen Entwicklungsdienst in nahezu voller Höhe auf und ermöglichten damit eine Verstärkung kirchlicher Entwicklungshilfe in der Dritten Welt. Aber weitere Erhöhungen der Mittel sind notwendig, damit mehr und größere Projekte verwirklicht und auch die unvermeidlichen Folgekosten durchgeführter Projekte gedeckt werden können.

Um in Gemeinde und Öffentlichkeit für die wachsenden Aufgaben aufzuschließen und zu verstärkter Hilfsbereitschaft willig zu machen, bedarf es der Hilfen zur Bewußtseins- und Verantwortungsbildung. Auf einer Tagung von Mitarbeitern kirchlicher und anderer Entwicklungsdienste in Loccum (26./28. November 1969) wurde dazu erklärt:

Wir nehmen dankbar zur Kenntnis, daß unsere Synoden in diesem Jahr erstmals zwei und mehr Prozent ihrer Haushaltsmittel für Zwecke der Entwicklungshilfe zur Verfügung gestellt haben.

Wir teilen die Ansicht, daß diese Mittel uneingeschränkt den Entwicklungsländern zugute kommen müssen. Entwicklungshilfe kann sich aber nicht darauf beschränken, Menschen und Geld in die Empfängerländer zu schicken. Vielmehr muß gleichzeitig im eigenen Land an dem Prozeß der Bewußtseinsänderung gearbeitet werden. Auch das kostet Geld.

Wir fordern deshalb, für diesen Zweck Mittel bereitzustellen. Dabei haben wir folgende Aufgaben vor Augen:

1. Der geplante integrierte Arbeitsstab in Stuttgart muß eine Presse- und Informationsstelle erhalten, die über die unmittelbare Pressearbeit hinaus nachstehende Aufgaben erfüllen kann:

- Durchführung von Informationstagungen für Multiplikatoren;

- Vortragsdienst in Konventen und Gemeinden;

- Unterstützung von Seminaren und Aktionen;

- Bereitstellung von kritischem Informationsmaterial über wirtschaftliche Zusammenhänge und dergleichen mehr.

2. In Gemeinden, Universitäten und anderen Bereichen gibt es eine wachsende Anzahl von Aktionskreisen und Studienvorhaben zur Entwicklungspolitik. Diese Aktivitäten sollten nach ihrer sachlichen Dignität aus kirchlichen Mitteln gefördert werden (z. B. „Aktion Dritte Welt“ in Freiburg, „Aktion Selbstbesteuerung“ in Bückeburg und das Entwicklungspädagogische Aufbaustudium beim Überseekolleg in Hamburg).

3. Großangelegte Öffentlichkeitsarbeit über die Massenmedien (ähnlich wie „Siebter Sinn“, „Aktion Gemeinsinn“ und Fernsehlotterie).

B. Die Aktion „Brot für die Welt“⁶

Im Berichtsjahr trat die Aktion „Brot für die Welt“ in das zweite Jahrzehnt ihres Bestehens und Dienstes ein. Das war ein gegebener Anlaß, Bilanz zu ziehen. Im ersten Jahrzehnt flossen der Aktion „Brot für die Welt“ an Spenden aus den Gemeinden in der Bundesrepublik und in Berlin (West) annähernd 216 Millionen DM zu, mit denen insgesamt 1018 Projekte in hilfsbedürftigen Ländern mit- oder vollfinanziert wurden.

Zugleich wurde der Eintritt in das zweite Jahrzehnt genutzt, das Konzept der

6. Vgl. Kirchl. Jahrbuch 1959, S. 138 ff.; 1960, S. 177 ff.; 1961, S. 42, 96 ff.; 1962, S. 101; 1963, S. 104 f.; 1964, S. 82 f.; 1965, S. 98 f.; 1966, S. 168 f.; 1967, S. 133; 1968, S. 126 f.

Aktion zu überprüfen und auf Grund der bislang gesammelten Erkenntnisse und Erfahrungen für kommende Jahre neu zu entwickeln. In den dazu erstellten Dokumenten heißt es:

(1) „Brot für die Welt“ versteht sich als Ökumenische Diakonie und will im Rahmen ihrer Möglichkeiten Menschen vornehmlich aus den Ländern Afrikas, Asiens und Lateinamerikas befähigen, selbst ihre Notlage zu erkennen und zu überwinden. Dabei ist es nicht ausschlaggebend, welcher Rasse oder Religion die Partner in Übersee angehören.

(2) „Brot für die Welt“ versucht, seinen Beitrag in die globalen Anstrengungen für die Entwicklung der Völker einzufügen. Die Zusammenarbeit mit anderen Geberorganisationen ist daher ebenso unerlässlich wie die Abstimmung mit den Zielsetzungen der Partner in Übersee. Bei der Koordination dieses Zusammenwirkens fällt den beiden kirchlichen Weltorganisationen in Genf eine wichtige Rolle zu.

(3) „Brot für die Welt“ will auf den Gebieten der Ernährung und Landwirtschaft, des Gesundheits- und Bildungswesen und in anderen sozialen Bereichen Hilfe zur Selbsthilfe leisten, wobei diese Hilfe durch personelle Dienste ergänzt wird. Gefördert werden vor allem solche Projekte, die einen möglichst hohen Grad an eigener Leistung und Verantwortung der Partner erwarten lassen. Dies geschieht vorwiegend auch in solchen Entwicklungsregionen, die bisher keine nennenswerte Unterstützung fanden.

(4) Wirksame Hilfe zur Selbsthilfe kann nur dann geleistet werden, wenn aufnahmefähige Partner in Übersee vorhanden sind. Das aber ist nicht immer der Fall, wo Hilfe nötig ist. Eine entscheidend wichtige Aufgabe für die zweite Entwicklungsdekade wird es daher sein, neue Partner zu finden und bereits vorhandene strukturell und personell zu stärken.

(5) „Brot für die Welt“ arbeitet überwiegend mit kirchlichen Partnern in den Entwicklungsländern zusammen. Dies führte in den vergangenen Jahren gelegentlich dazu, daß die Hilfsmaßnahmen nicht genügend mit den Regierungsplänen der Entwicklungsländer abgestimmt wurden. Eine intensive Zusammenarbeit mit den verschiedenen Regierungsstellen der Entwicklungsländer ist deshalb jeweils anzustreben.

(6) Viele Partner in Übersee sind an die Grenzen ihrer finanziellen Leistungsfähigkeit gelangt. Dafür sind die Geberorganisationen oft mitverantwortlich. Häufig wurde zum Beispiel bei der Vergabe von größeren Bauprojekten (Schulen oder Krankenhäuser) die ständige Belastung der Partner durch die laufenden Betriebskosten dieser Einrichtungen nicht richtig eingeschätzt. Für die zweite Entwicklungsdekade sind daher folgende Richtlinien verstärkt zu berücksichtigen:

Der Bewilligung von Mitteln für größere Investitionen – insbesondere auf dem Bau-sektor – soll nur noch bei langjähriger finanzieller Absicherung der Projekte durch Finanzquellen im Lande selbst stattgegeben werden. Das schließt nicht aus, daß in bestimmten Fällen eine zeitlich befristete Übernahme der Folgekosten durch „Brot für die Welt“ ermöglicht wird.

Überschuldete Projekte, deren prioritäre Bedeutung nach erfolgter Bestandsaufnahme festgestellt wurde, müssen saniert werden.

Mehr Mittel sind für kleinere, dynamisierende und in der Durchführung flexible Maßnahmen einzusetzen, die in besonderer Weise geeignet sind, den Selbsthilfewillen zu stärken oder zu wecken.

Auf den Sektoren der Landwirtschaft und des Gewerbes sollten solche gemeinnützigen Wirtschaftsbetriebe gefördert werden, die die Wirtschaftskraft der entsprechenden Region stärken – durch Arbeitsplatzbeschaffung und durch die qualitative und quantitative Verbesserung der Produkte.

Wo immer notwendig, wird eine regionale Konzentration der Hilfsmaßnahmen angestrebt. In einigen Schwerpunktgebieten wird dadurch die Isolierung von Projekten auf-

gehoben zugunsten eines wirksamen Verbundsystems mit langfristigem regionalen Ausstrahlungseffekt.

(7) Unerläßliche Voraussetzungen für diese Projektstrategie sind:

Eine gründliche Prüfung jeder einzelnen Maßnahme (Evaluierung ex ante).

Eine alle Projekte umfassende Erfolgskontrolle (Evaluierung ex post).

Ein permanenter Meinungsaustausch mit den Partnern in Übersee, für den neue Formen gefunden werden müssen.

(8) Neben den Maßnahmen für die Hilfe zur Selbsthilfe leistet „Brot für die Welt“ auch weiterhin karitative Hilfe in Katastrophenfällen, wofür erfahrungsgemäß etwa 20 Prozent der Mittel benötigt werden.

(9) Eine umfassende Werbetätigkeit wird versuchen, das Engagement unserer Gemeinden permanent zu stärken. Darüber hinaus werden die bisherigen Ansätze einer wirksamen Öffentlichkeitsarbeit durch Information über die Lage in der „Dritten Welt“ und über die Möglichkeiten sinnvoller Hilfe mit Nachdruck weiterentwickelt. Ein Zusammenwirken mit anderen Organisationen ähnlicher Zielsetzung wird deshalb intensiviert werden müssen. Besondere Aufmerksamkeit und Unterstützung ist vor allem solchen Gruppen zu widmen, die durch Selbstbesteuerung und personelle Einsatzbereitschaft ein Beispiel geben. Dies steht im Einklang mit den Ergebnissen der ökumenischen Konferenzen von Genf, Beirut und Uppsala.

Zu Beginn des Kirchenjahres 1969/70 wurde von der Evangelischen Kirche in Deutschland, den Evangelischen Freikirchen, dem Diakonischen Werk der EKD und dem Verteilungsausschuß „Brot für die Welt“ zur elften Aktion aufgerufen:

Die Frage an Kain „Wo ist Dein Bruder Abel?“ richtet sich auch an uns als Zeugen des Hungers in der Welt. Nicht nur die Hungertoten in Biafra und Indien klagen uns an. „Hunger“ läßt uns an den entrechteten, entwürdigten, manipulierten und vergessenen Menschen denken, wo immer er lebt. „Hunger“ bezieht sich auch auf den kalten Krieg in den menschlichen, politischen und wirtschaftlichen Beziehungen. „Hunger“ markiert den Gefrierpunkt mitmenschlichen Lebens.

Wenn wir zum elften Mal „Brot für die Welt“ erbitten, so tun wir das, weil wir gegen diesen vielfachen Hunger ankämpfen wollen; wir tun es, weil Christus in dieser Welt wirkt, der sein Leben für andere lebte und damit auch uns ein Ziel setzt; wir tun es, um die Gabe sinnvoll weiterzugeben, die uns zuteil wurde. Können wir uns den Hunger eines indischen Bauern, die Qualen eines unversorgten Leprakranken oder die Unwissenheit eines Analphabeten mit allen Konsequenzen vorstellen – und dann nicht helfen?

„Brot für die Welt“ hat in zehn Jahren versucht, den vielfältigen Hunger gerade auch an der Wurzel zu bekämpfen. Mit über 1000 Projekten wurden für solche strukturwandelnde Bemühungen Hilfen zur Selbsthilfe gegeben. 79% der Spendeneingänge wurden dafür gebraucht. Vielen verzweifelte Menschen konnte dadurch spürbar und dauernd geholfen werden, aber noch viel mehr warten auf Zeichen unserer Solidarität.

Jeder von uns ist in der Lage, durch sein Opfer dazu beizutragen, daß die Aktion „Brot für die Welt“ ihre Erfahrungen aus zehn Jahren Entwicklungsarbeit in neuen wirksamen Programmen verwerten kann. Denn Gottes Barmherzigkeit ermöglicht, Modelle einer besseren Gerechtigkeit gerade für solche Menschen und Gruppen zu verwirklichen, die ohne Hoffnung leben.

Die Frage nach dem Bruder bleibt. Sie will jedem Menschen eine Chance geben. Die Aktion „Brot für die Welt“ versucht eine Antwort auch im zweiten Jahrzehnt ihres Bestehens.

Über die Veranstaltung zur Eröffnung der Aktion in Kassel fiel leider ein Schatten, weil jugendliche Demonstranten sie erheblich störten.

C. Nigeria/Biafra-Hilfe⁷

Unter den Aufgaben ökumenischer Diakonie hat die Hilfe für Nigeria/Biafra in besonderer Weise die Opferbereitschaft der evangelischen Christen in Deutschland wachgerufen. Es ging dabei um die schlichte menschliche Hilfe, Millionen von Menschen vor dem Hungertod zu bewahren, nicht um die Unterstützung der Biafraner in ihrem Kampf für die politische Unabhängigkeit, zumal ständige Bemühungen um Friedensvermittlung mit den karitativen Maßnahmen parallel liefen.

Die kirchliche Biafrahilfe wurde von Joint Church Aid getragen, dem neben dem Diakonischen Werk, dem Deutschen Caritasverband und Caritas Internationalis etwa 20 Kirchen und kirchliche Werke angehörten. Dabei oblag dem Diakonischen Werk und dem Deutschen Caritasverband die Verantwortung für Nachschub, Lebensmittel und Versorgungsgüter. Mehr als 5000 Versorgungsflüge von der Insel Sao Tomé nach Biafra wurden durchgeführt. Bundesregierung, Kirchenleitung und Synoden, Gemeinden und opferbereite Gemeindeglieder stellten die Mittel für Aufbau und Durchführung eines umfassenden Hilfsprogramms zur Verfügung. Die Kirchenkonferenz der EKD verabschiedete gegen Ende des Berichtsjahres folgende

ERKLÄRUNG ZUR HILFE IN NIGERIA/BIAFRA

Die Kirchenkonferenz der Evangelischen Kirche in Deutschland hat sich in ihrer Sitzung am 19. Dezember 1969 mit der Hilfeleistung für die Bevölkerung von Nigeria/Biafra befaßt. Sie gibt dazu folgende Erklärung ab:

1. Die Kirchenkonferenz dankt der Vereinigten Kirchenhilfe für Nigeria/Biafra, daß sie durch die von ihr eingerichtete Luftbrücke das Leben von ungezählten Menschen gerettet hat und entschlossen ist, diese Hilfe fortzusetzen.

2. Allen an der Hilfe Beteiligten ist deutlich, daß eine Lösung des Nigeria-Biafra-Konfliktes auf der internationalen politischen Ebene gesucht werden muß. Darum gebührt der Vereinigten Kirchenhilfe wie dem Weltrat der Kirchen besonderer Dank auch dafür, daß sie sich an den politischen Bemühungen um Frieden und Versöhnung von Anfang an beteiligt haben und dies weiterhin tun werden.

3. Die karitative Hilfe soll die dringend gebotene politische Friedenslösung nicht behindern. Sie entlastet die beteiligten Regierungen nicht aus ihrer politischen Verantwortung. Die Kirche kann aber nicht untätig zusehen, wenn über dem Versagen der Politik unschuldige Menschen sterben.

4. Die Kirchenkonferenz ruft die christlichen Gemeinden dazu auf, in ihrer Opferbereitschaft für Nigeria/Biafra nicht nachzulassen.

Auch nachdem die kriegेरischen Auseinandersetzungen durch die Kapitulation Biafras beendet waren, wurden die Hilfsmaßnahmen fortgesetzt. Am 15. Januar 1970 – die geringfügige Überschreitung des Berichtszeitraums sei gestattet – erklärte der Rat der EKD zur Lage in Nigeria/Biafra:

7. Vgl. Kirchl. Jahrbuch 1968, S. 108 ff.

ERKLÄRUNG DES RATES DER EVANGELISCHEN KIRCHE IN DEUTSCHLAND
ZUR LAGE IN NIGERIA/BIAFRA

Vom 15. Januar 1970

Die Nachricht vom Ende des Krieges in Nigeria/Biafra hat ungezählte Menschen nicht von der Beunruhigung und Sorge darüber befreit, daß das Ende der Kampfhandlungen noch nicht das Ende von Hunger, Not und Elend in den vom Krieg verwüsteten Gebieten bedeutet. Der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland bittet die Gemeinden, in diesem Augenblick in ihrer Fürbitte und in ihrem Opfer für die notleidende Bevölkerung Nigerias nicht nachzulassen. Wir beten zu Gott, daß die Kraft der Versöhnung Haß und Rachsucht überwindet und den Weg zu einem neuen Anfang freimacht.

Für die weitere Hilfeleistung und Befriedung ist es vordringlich, alles für die Versorgung der notleidenden Bevölkerung zu tun, damit der Hunger, das Massensterben und die Obdachlosigkeit ein Ende finden. Wir begrüßen es, daß dafür die Vereinigte Kirchenhilfe weiterhin zur Verfügung steht, auch wenn für ihre Arbeit neue Möglichkeiten gesucht werden müssen.

Als zweites müssen wir bereit sein, unsere Hilfe für den Wiederaufbau des Landes denen anzubieten, die dafür die Verantwortung haben und unseren Beitrag hierfür annehmen. Nigeria wird für diese seine langfristige Aufgabe auf die Unterstützung durch andere Länder und internationale Organisationen angewiesen sein. Die kirchlichen und anderen Einrichtungen der Entwicklungshilfe müssen sich für eine großzügige Zusammenarbeit bereithalten.

Für alle diese kurzfristigen und langfristigen Aufgaben werden große finanzielle Mittel ebenso benötigt wie der persönliche Einsatz von Menschen. Wir rufen unsere Gemeinden dazu auf, zu dieser Hilfeleistung beizutragen. Besonders bitten wir darum, das Diakonische Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland, die Hilfsaktion „Brot für die Welt“ und die besonderen Hilfseinrichtungen für die gegenwärtigen Nöte in Nigeria mit ihren Geldmitteln weiter zu unterstützen.

Von den Regierungen erwarten wir, daß sie alle Anstrengungen unterstützen, der notleidenden Bevölkerung sofort und wirksam zu helfen. Dies ist zugleich ein Dienst zur Versöhnung zwischen den zerstrittenen Bevölkerungsgruppen Nigerias.

D. Das Eintreten der Kirche für griechische Gastarbeiter in der Bundesrepublik

Der für die Kirche aus dem Evangelium sich ergebende Auftrag, sich für den Menschen, welcher Rasse, Nation und Religion er sei, seine Würde und die Erhaltung seiner Freiheit und seiner Rechte einzusetzen, brachte die Kirchenleitung der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau in eine heftige, brieflich geführte Auseinandersetzung mit dem Griechischen Generalkonsulat in Frankfurt. Am 9. Juli 1969 schrieb Kirchenpräsident Hild an den Generalkonsul:

Sehr geehrter Herr Consul!

Wie Ihnen bekannt sein wird, hat die Evangelische Kirche in Deutschland in Absprache mit den Orthodoxen Kirchen und dem Weltkirchenrat in Genf die diakonische Verantwortung für die in Deutschland lebenden, der orthodoxen Konfession angehörenden griechischen Arbeiter übernommen. Sie hat sich seit vielen Jahren für ihre sozialen und kulturellen Belange intensiv eingesetzt und erhebliche Mittel dafür aufgebracht.

Seit einiger Zeit müssen wir mit Besorgnis feststellen, daß griechische Staatsbürger in

einem wachsenden Maße durch ihr Konsulat Maßnahmen ausgesetzt werden, durch die sie in größte seelische Bedrängnis geraten. Uns liegen Berichte und eidesstattliche Erklärungen vor, nach denen:

1. über 60 Griechen der Paß entzogen bzw. ungültig gemacht wurde;
2. der Paßentzug u. a. mit der Begründung erfolgte, die griechischen Bürger hätten an Demonstrationen in Sandbach und Dörnigheim teilgenommen, obgleich in Einzelfällen nachgewiesen werden kann, daß dies nicht der Fall war;
3. der Paßentzug u. a. mit der Begründung erfolgte, daß man die Kinder zu „Kommunisten-Lehrern“ in die Schule schicke, die man aber durch Ummeldung zu sabotieren habe;
4. der Paßentzug deutschen Behörden gegenüber damit begründet wird, daß die Betroffenen „die griechischen Arbeiter in der Bundesrepublik Deutschland terrorisieren und verschwörerische und anarchistische Tätigkeiten ausüben“;
5. in mindestens einem Fall der Widerruf des Paßentzuges bei politischem Wohlverhalten in Aussicht gestellt wurde;
6. ein Beamter Ihrer Dienststelle behauptet hat, er beziehe seine Informationen über griechische Bürger von der „deutschen Geheimpolizei“;
7. einer Ihrer Beamten in mindestens zwei Fällen politische Auskünfte über seine Landsleute erfragte;
8. einer Ihrer Beamten von einem griechischen Staatsbürger die Verurteilung bestimmter griechischer Politiker durch Unterschrift unter eine Erklärung verlangte.

In der vorletzten Woche ist uns im besonderen der Fall des griechischen Studenten Kostas Bantikas aus Gießen zur Kenntnis gekommen, dem der Paß entzogen und der Verlust der griechischen Staatsbürgerschaft binnen drei Monaten angekündigt worden ist. Als Grund für diese Maßnahme wurde eine „kommunistische und antinationale Betätigung“ angegeben. Uns liegen Informationen der Evangelischen Studentengemeinde in Gießen vor, nach denen die Vorwürfe gegen Herrn Batikas und die daraus abgeleiteten Maßnahmen unbegründet sind. Die Studentengemeinde stellt vielmehr fest, daß Herr Bantikas eine besonnene Haltung einnehme und schon oft aufgebrachte Kommilitonen von unbedachten Aktionen abgehalten habe.

Wir werden das uns vorliegende Material dem Weltrat der Kirchen mit dem Bemerkten übergeben, daß sich bisher in keinem Fall ein griechischer Arbeiter an unsere Dienststelle gewandt hat, weil er von „Verschwörern“ oder „Anarchisten“ terrorisiert werde, daß uns ferner auch nicht bekannt ist, daß sich griechische Staatsbürger deshalb hilfesuchend an deutsche Behörden gewandt hätten. Wir sind besorgt, daß in unserem Lande Menschen ihrer politischen Anschauungen wegen bedrängt oder Repressalien ausgesetzt werden, und fürchten nicht ohne Grund, daß auch die in der Heimat verbliebenen Familien der Betroffenen nicht unbehelligt bleiben. Es ist unsere christliche Pflicht, allen bedrängten und verfolgten griechischen Arbeitern unsere Hilfe und Fürsorge zukommen zu lassen.

Deshalb wenden wir uns an Sie, sehr geehrter Herr Konsul, mit der Forderung, die Rückgabe der widerrechtlich entzogenen Pässe zu veranlassen und alle Maßnahmen zu unterbinden, die von Ihren griechischen Landsleuten in unserem Lande als politische Repressalien und Beschränkung ihrer durch das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland gewährleisteten persönlichen Freiheit angesehen werden müssen. Im Falle des Studenten Bantikas erbitten wir eine besondere Stellungnahme.

Wir werden dieses Schreiben nach acht Tagen der Öffentlichkeit übergeben, sofern uns Ihre zu erwartende Stellungnahme nicht zu einer anderen Entscheidung veranlaßt.

Hochachtungsvoll

Hild

Die vom 14. Juli 1969 datierte Antwort erging ohne Anrede und lautet:

Königlich-Griechisches Generalkonsulat
Consulat Général Royal de Grèce
An die Kirchenleitung der
Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau
Der Kirchenpräsident
6100 Darmstadt

6 Frankfurt am Main, den 14. 7. 1969

Betr.: Ihr Schreiben vom 9. 7. 1969 mit Az. 7079

Ihr vorstehendes Schreiben gelangte in meinen Besitz, und ich nehme hierzu wie folgt Stellung:

1. Sämtliche griechische Staatsangehörige gehören der griechisch-orthodoxen Kirche an und sind nicht auf Ihre Betreuung angewiesen, da hierfür in Deutschland griechisch-orthodoxe Kirchenbehörden existieren.

Außerdem werden von Ihnen für die griechischen Heime, die Sie leiten, als Betreuer nur bekannte Anarcho-Kommunisten, wie z. B. Omiros *Anagnostidis* und Chariton *Papadakis* eingesetzt. Aus diesem Grunde sind die von Ihnen geleiteten griechischen Heime immer leer, da die griechischen Gastarbeiter diese meiden. Die einzigen Besucher sind die Wenigen, die den gottlosen Anarcho-Kommunisten angehören.

2. Die Maßnahmen des Konsulats erfolgen unter Zugrundelegung der griechischen Gesetzgebung, d. h. der Gesetzgebung eines unabhängigen freien Staates. Diese Maßnahmen betreffen ausschließlich griechische Staatsangehörige, und wir erlauben niemandem, sich in griechische Angelegenheiten einzumischen. Griechenland ist kein afrikanischer Staat und kann von niemandem Lehren für Demokratie und Patriotismus annehmen.

3. Die Pässe jedes Terroristen, dem umstürzlerische Tätigkeit nachgewiesen wird, werden annulliert, und Ihre Meinung ist uns vollkommen gleichgültig, denn uns interessiert nur die Interessen der gewaltigen Mehrheit der in Deutschland lebenden griechischen Gastarbeiter, die von den wenigen Terroristen und Anarcho-Kommunisten, die Sie als Vertreter Gottes betreuen und beschützen wollen, terrorisiert, genötigt und eingeschüchtert werden. Und es ist Ihnen ganz genau bekannt, daß es sich bei den Terroristen um gottlose Personen handelt. Bemerkenswert ist auch, daß Sie lediglich 60 Pässe erwähnen und nicht hinzufügen, daß im Bezirk des hiesigen Konsulats über 30 000 griechische Gastarbeiter leben.

4. Wir sind Ihnen keine Rechenschaft schuldig und werden weiterhin so handeln, wie es die griechische Gesetzgebung vorschreibt, da es sich ja nur um griechische Staatsbürger handelt.

5. Wir haben Paß-Annullierungen widerrufen und werden es auch in Zukunft tun, wenn die Betroffenen nachweisen, daß sie ehrlich bereuen, indem sie sich von terroristischen und umstürzlerischen Tätigkeiten fernhalten.

6. Kein Beamter unserer Dienststelle hat je geäußert, wir würden Informationen über die Tätigkeit griechischer Staatsbürger sammeln. Auch kein Konsulatsbeamter interessiert sich für die politische Gesinnung der griechischen Gastarbeiter. Ebenso ist es unwahr, daß ein griechischer Staatsbürger von einem Beamten unseres Konsulats genötigt wurde, seine Unterschrift unter eine Erklärung zu setzen, mit der die Verurteilung bestimmter griechischer Politiker verlangt wird.

7. Was den Studenten *Bantikas* anbetrifft, so ist dieser militärdienstpflichtig und muß erst seiner Militärdienstzeit nachkommen. Aus diesem Grunde ist sein Paß für einen weiteren Aufenthalt in der Bundesrepublik annulliert worden. Sein Paß wäre jedoch sowieso annulliert worden, da er an terroristischen und umstürzlerischen Tätigkeiten beteiligt war.

Warum prüfen Sie nicht, wo Sie sich doch so sehr für die Griechen interessieren, für wen der sehr geehrte Herr *Bantikas* arbeitet und welche Beziehungen er zur griechischen kommunistischen Partei (Kolligiannis-Gruppe) und speziell zu Leipzig unterhält?

Warum fragen Sie sich auch nicht, warum die Mehrheit der griechischen Gastarbeiter, die aus friedlich lebenden Bürgern besteht, in der Bundesrepublik kein Fest abhalten kann, da Sie sich doch so sehr für die Griechen einsetzen?

Warum forschen Sie nicht nach, was mit den Fahrzeugen Ihrer Dienststellen transportiert wird? Was haben die sehr geehrten Herren *Papadakis* und *Mavros* mit Ihren Fahrzeugen im Februar dieses Jahres bei den Tumulten in Sandbach, als die Terroristen gegen die friedlich lebenden Gastarbeiter vorgegangen sind, gesucht? (Ein Beispiel nur: der Volkswagen des Diakonischen Werkes in Ffm.) Warum rühren sich Ihre christlichen Gefühle nur in den Fällen, wo es sich um Antichristen handelt? Ich könnte Ihnen noch mehr solcher Fragen stellen. Warum ermitteln Sie nicht, wer tatsächlich der Mörder des für das Griechische Heim in Frankfurt am Main von Ihnen eingesetzten Betreuers van Ess ist?

Ich bin sicher, daß dies ein stummer Dialog bleibt. Sie tun nichts anderes, als mein Land ständig zu attackieren. Sie müssen endlich einsehen, daß man mit Griechenland nicht machen kann, was man will. Griechenland hat seine eigene Religion und Kirche, die von den Griechen respektiert und geehrt wird. Sie kann keine Anweisungen, erst recht nicht solche unhöflichen, von irgendeiner Seite annehmen.

Uns befremdet besonders die Tatsache, daß Sie – Ihre christliche und religiöse Mission vergessend – sich in Angelegenheiten einmischen, die Sie nicht betreffen und für die Sie nicht zuständig sind, indem Sie in politischen Fragen Partei nehmen, die mit Drohungen usw. usw. verbunden ist, was uns nur lächerlich vorkommt.

Ich bedauere sehr, daß Sie mich dazu zwingen, eine solche Sprache zu benutzen, aber es ist die einzig angebrachte, auf den Ton ihres eingangs erwähnten Schreibens einzugehen. Schließlich sehe ich mich leider gezwungen, mich den Ansichten der deutschen Presse anzuschließen, die festgestellt hat, daß sich die Evangelische Kirche mehr und mehr dem Kommunismus zuwendet.

Hochachtungsvoll

Der Generalkonsul *Corantis*

Nochmals wurde die hessen-nassauische Kirchenleitung unter dem 5. August 1969 mit einem Schreiben bei dem Generalkonsul vorstellig, das zunächst einige in dem Brief des Generalkonsuls verzeichnete Sachverhalte richtigstellt und folgendermaßen schließt:

Die Sprache, die Sie zu Ihrem eigenen Bedauern meinen uns gegenüber führen zu müssen, spricht für sich selbst; sie ist uns aus einer Zeit wohlbekannt, an die wir Deutschen nur mit Beschämung und manche Ihrer Landsleute mit berechtigter Verbitterung zurückdenken müssen. Um so interessanter erscheint Ihr gänzlich unbegründeter Anwurf, daß eine Kirche, die doch nichts anderes will als sich der Menschen in Not annehmen, sich bereits „dem Kommunismus zuwendet“.

Was jedoch Ihren Vorwurf angeht, unsere Kirche vergesse ihre christliche und religiöse Mission, so dürfen wir Ihnen dagegen mit aller Entschiedenheit bezeugen, daß die Sorge um bedrängte, benachteiligte und verfolgte Menschen nach den bösen Erfahrungen des Nationalsozialismus von uns erneut als eine der höchsten Pflichten der Kirche erkannt worden ist. Wer sich auf Jesus Christus und seine Liebe beruft, kann keine Unterschiede der Rasse oder des politischen und religiösen Bekenntnisses bei seiner Hilfeleistung machen.

In diesem Sinne bitten wir Sie – ohne Ihnen Vorschriften machen zu wollen oder zu können – noch einmal, Ihre Urteile und Ihre Verfahrensweise gegenüber Ihren Landsleuten zu überprüfen.

Das Griechische Generalkonsulat gab wenige Tage später eine wiederum in ungehörigem Ton abgefaßte Antwort:

In Bezugnahme Ihres letzten Schreibens, das leider denselben angreifenden Ton enthält, frage ich mich, welchen Zweck ein solcher Schriftverkehr zwischen Ihrer Mission und der Griechischen Behörde hat, die nichts weiter als ihre Pflicht gegenüber ihrem Land erfüllt.

Es würde auch sehr schwierig sein, in jeder Frage, die die Griechen betrifft, die evangelische Kirche um ihre wertvolle Meinung zu bitten. Ich sehe auch gar keinen Grund, Sie in meinen Angelegenheiten zu befragen.

Auf jeden Fall sollte Ihnen als Deutsche die kommunistische Propaganda, die im Rahmen Ihres Staates ausgeübt wird, gut bekannt sein. Was uns als Griechen anbetrifft, dürfen wir nicht vergessen, daß wir in der Zeitspanne 1945 bis 1949 gegen eine fremdbewegte kommunistische Drohung gekämpft haben. Demzufolge erlauben wir uns, empfindlicher als Sie gegen die kommunistische Propaganda zu sein.

Die politische Gesinnung der hier lebenden Griechen beschäftigt uns nicht. Wir erlauben jedoch nicht, daß eine geringfügige Anzahl von Terroristen und Anarchisten (die uns sehr gut bekannt sind) die friedliche Arbeiterschaft bedroht bzw. tätlich angreift.

Zu bemerken ist noch, und dies nur um Sie zu beruhigen, daß nur 60 Pässe von über 30 000 in Hessen ansässigen Griechen entzogen oder annulliert wurden.

e) Vom Dienst der Kirche am innenpolitischen Frieden

A. Kirchliche Erklärungen zur Bundestagswahl

In keinem Bundestagswahlkampf und zu keiner Parlamentswahl ergingen kirchliche Erklärungen in solcher Zahl wie im Berichtsjahr zur Wahl des Bundestags. Aufrufe an die Gemeinden, Erklärungen an die Öffentlichkeit, Rundschreiben oder Handreichungen für die Pfarrerschaft ergingen in fast allen Gliedkirchen. Parteipolitische Neutralität wahrend, erinnern die kirchlichen Stellungnahmen die Christen an die politische Verantwortung, die sie tragen, und fordern sie auf, die Verantwortung durch ihre Beteiligung an der Wahl wahrzunehmen.

Auffälliger aber noch als die große Anzahl der kirchlichen Wahlaufrufe war der neue Ton der Erklärungen, der in dem Hinweis auf bestimmte politische Aufgaben laut wurde, die von dem neuen Bundestag in Angriff zu nehmen seien, und die als Kriterien für die Wahlentscheidung angeführt wurden. Einige Beispiele mögen das verdeutlichen. Der Leitende Bischof der VELKD, Bischof D. Wölber, wandte sich mit nachstehend abgedrucktem Wort an die Gemeinde und die Öffentlichkeit.

Wir werden jetzt wählen. Dazu möchte ich Ihnen drei Dinge sagen:

1. Ein Christ hat völlige Gewissensfreiheit bei seinen politischen Entscheidungen. Lassen Sie sich nicht irritieren, wenn direkt oder indirekt, fahrlässig oder geplant die Kirche vor den Wagen der einen oder anderen Richtung gespannt wird. Die Kirche ist nicht Ihr unmittelbarer politischer Ratgeber.

2. Unser Gewissen bindet uns an die großen humanen Ziele, wie Freiheit, Gerechtigkeit, Hilfe für Unterdrückte und Frieden. Dies ist heute über jede provinzielle Enge hinaus auch im weltweiten Maßstab zu bedenken. Wählen Sie, nachdem Sie sich gründlich informiert und vernünftig und besonnen überlegt haben, diejenigen, die solchen Zielen Ihrer Meinung nach am besten entsprechen.

3. Es ist gut, sich klarzumachen, daß wir humane Ziele nur sicherstellen können, wenn

wir in einer im Umbruch befindlichen Welt den Mut zur Veränderung haben. Doch werden damit natürlich unsere Entscheidungen schwieriger. Nicht wenige sind unentschieden, etliche kennen nur den Schrei nach Recht und Ordnung, etliche suchen extreme und radikale Lösungen. Ich meine, der Christ weicht erschwerten Entscheidungen nicht aus. Der Christ ist nicht auf den status quo, der Sicherheit vorgaukelt, eingeschworen, weil er mit Gottes Hilfe hofft, auf dieser Erde vieles zu bessern. Der Christ folgt schließlich politischen Heilslehren mit der damit oft verbundenen Gewalttätigkeit nicht.

Im übrigen: die Frauen und Männer, die Sie wählen, haben eine schwere Aufgabe. Sie brauchen auch Vertrauen, nicht bloß Kritik!

In dem Aufruf der Kirchenleitung der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Schleswig-Holsteins heißt es:

Zu vielen in der Politik anstehenden wichtigen Entscheidungen müssen wir unseren Beitrag leisten und unsere Stellungnahme zum Ausdruck bringen. Als besonders wichtig erscheint der Kirchenleitung die Frage, wie unser Volk und wie eine zukünftige Bundesregierung die Beziehungen zu den Völkern der Dritten Welt gestaltet.

Seit der Weltkirchenkonferenz von Uppsala im vorigen Jahr haben die Kirchen in der Bundesrepublik ihre Anstrengungen im Kampf gegen den Hunger in der Welt erheblich vergrößert. Beachtliche Beträge wurden von den Synoden bereitgestellt. Es geht aber um mehr. Mit Recht ist in Uppsala erklärt worden: „Die Kirchen sollen darauf hinwirken, daß alle politischen Parteien die Entwicklungshilfe als einen der wichtigsten Punkte in ihr Programm aufnehmen.“ Darum bitten wir die Christen in unserer Landeskirche, mit dafür einzutreten, daß die Entwicklungspolitik ein Thema im beginnenden Bundestagswahlkampf wird.

Die einzelnen Kandidaten sollen gefragt werden, wie das Entwicklungshilfeprogramm ihrer Partei aussieht und in welcher Weise sie sich persönlich im Bundestag für die Dritte Welt einsetzen wollen.

Die Kirchenleitung der Evangelischen Kirche von Westfalen richtete an die Amtsträger eine Empfehlung, deren in diesem Zusammenhang wichtigster Absatz hier wiedergegeben sei:

Das Drängen der jungen Generation nach Reformen, das Bemühen um sozialen Ausgleich und das Recht auf Bildung, der Hunger in der Welt und die Sorge um den Frieden werden dem neuen Bundestag wichtige Entscheidungen abfordern. Die Glieder der evangelischen Gemeinden tragen Verantwortung für das, was im Parlament geschieht; denn die Wähler entscheiden über die Zusammensetzung des Bundestages. Sie sollten sich daher davon überzeugen, welche Haltung die Abgeordneten in diesen entscheidenden Fragen einnehmen, und davon ihre Wahl abhängig machen.

Die Lübecker Kirchenleitung gab in ihrem Wort zur Bundestagswahl dem evangelischen Wähler als Hilfe bei der Wahlentscheidung einen Katalog von Fragen „mit Blick auf die Kandidaten und ihre Parteien“ an die Hand:

- a) Treten der Kandidat und seine Partei für die in unserer Demokratie verankerte Freiheit ein und sind sie bereit, diese Freiheit gegen alle, die sie mißbrauchen und bedrohen, wirksam zu schützen?
- b) Setzen der Kandidat und seine Partei sich entschlossen für eine Politik des Friedens ein?
- c) Ist der Kandidat und ist seine Partei bereit, in Nüchternheit den Kompromiß als

politische Notwendigkeit und in der Regel beste Möglichkeit anzuerkennen und zu praktizieren?

d) Sind der Kandidat und seine Partei bereit, im Interesse einer Friedenspolitik in der Dritten Welt wesentlich mehr Menschen und Mittel für echte Entwicklungshilfe einzusetzen, d. h. für Maßnahmen, die nicht direkt oder indirekt der eigenen Wirtschaft und Politik wieder zugute kommen?

e) Ist der Kandidat mit seiner Partei entschlossen, sich für eine einheitliche und den modernen Erfordernissen gerecht werdende Bildungspolitik auf bundesrepublikanischer Ebene einzusetzen und die dafür nötigen Mittel einzuplanen?

f) Sind der Kandidat und seine Partei politischen Wunschträumen verhaftet oder orientieren sie sich an der uns vorgegebenen Wirklichkeit?

g) Welches Maß an Freiheit gewährt die Partei ihren Kandidaten für eigene Meinungsäußerung und Gewissensentscheidung?

Der Rat der EKD wandte sich am 25. September 1969 mit einem Aufruf an die Öffentlichkeit:

Unmittelbar vor der Wahl zum Deutschen Bundestag am 28. September 1969 wenden wir uns als Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland an die Evangelischen Gemeindeglieder und an die Öffentlichkeit der Bundesrepublik.

1. *Wir brauchen eine Stärkung der demokratischen Staatsform in unserem Lande.* Freiheit und Gerechtigkeit sind nur zu sichern, wenn alle Bürger sich ihrer Mitverantwortung für die Einrichtungen der Demokratie bewußt sind, darum rufen wir dazu auf, von dem Wahlrecht Gebrauch zu machen und ein deutliches Ja zu unserer demokratischen Lebensform in Staat und Gesellschaft zu sprechen.

2. *Wir müssen uns hüten vor der Verführung durch radikale Parolen.* Die uns angebotenen sozialrevolutionären Thesen lassen realistische Ziele vermissen. Wir brauchen entschlossene Reformen, aber eine klare Absage an revolutionäre Schwärmereien. Ebenso ist uns die Rückkehr zu einem nationalen Radikalismus verwehrt. Wir können unsere nationale Verantwortung nur in der Gemeinschaft der Völker wahrnehmen.

3. *Wir brauchen für den Umgang miteinander die Kraft zur Versöhnung.* Der Wahlkampf hat tiefe Wunden geschlagen. Toleranz und Achtung vor der andersartigen Überzeugung sind in der Politik schlechthin unentbehrlich. Wir rufen alle Verantwortlichen dazu auf, das gefährdete Vertrauen in die Funktionsfähigkeit der staatlichen Organe neu zu stärken.

Während des Bundestagswahlkampfes wurde die Kirche durch ein großformatiges, weitverbreitetes Zeitungsinserat der F.D.P. zu unmittelbarer Stellungnahme gefordert und herausgefordert. In der Anzeige hieß es:

Die F.D.P. ist für den Staat, für die Kirche, aber gegen die staatliche Kirchensteuer ... Der Staat muß frei sein von kirchlichem Einfluß, die Kirche von staatlichem Einfluß. Deshalb fort mit der staatlichen Kirchensteuer. Besser: ein kircheneigenes Abgabesystem. Beispiel für freiheitliches Denken.

Die Kirchenkanzlei veröffentlichte dazu am 24. 9. 1969 eine Erklärung:

KIRCHENSTEUER ALS WAHLKAMPFFPAROLE

Die F.D.P. hat in einer breiten Anzeigenaktion die Frage der Kirchensteuer aufgeworfen und damit Aussagen ihrer Wahlkampfplattform im letzten Augenblick vor der Bundestagswahl am 28. September aufwendig herausgestellt. Darin wird verlangt, die

„staatliche Kirchensteuer“ abzuschaffen und ein „kircheneigenes Abgabesystem“ an die Stelle zu setzen.

Die Aktion der F.D.P. läßt die erforderliche Sachkenntnis vermissen. Es gibt in der Bundesrepublik Deutschland keine „staatliche Kirchensteuer“, vielmehr wird im Rahmen der Bestimmungen des Grundgesetzes und auf Grund von Vereinbarungen zwischen den Kirchen und den Ländern der Beitrag der Kirchenglieder als Kirchensteuer durch die staatliche Finanzverwaltung gegen eine Verwaltungsgebühr eingezogen. In dieser Verwaltungshilfe eine Gefährdung des Staates durch kirchlichen Einfluß zu sehen, wie die F.D.P. unterstellt, entbehrt jeder Logik. Ebensowenig kann von einer Beeinflussung der Kirche durch den Staat auf dem Wege über die Finanzämter die Rede sein.

Auch wenn man dem Kampf um die Wählergunst manches an Vergröberung zugute halten muß, sollte sich doch eine Demokratische Partei eine solche Irreführung der Öffentlichkeit nicht gestatten.

Daß die Wahrnehmung politischer Verantwortung durch die Kirche keine Politisierung der Kirche bedeutet, bezweckt oder fördert, wurde kirchlicherseits im Bundestagswahlkampf 1969 wiederholt herausgestellt und nachdrücklich betont. Landesbischof D. Dietzelbinger traf in einem an die Pfarrer gerichteten Rundbrief „Der Pfarrer und die Politik“ vom 18. August 1969 einige wesentliche – hier auszugsweise wiedergegebene – Feststellungen zu diesem Thema:

1. Der Dienst des Pfarrers ist nicht politisch begründet, sondern lebt aus dem Evangelium; damit hat er wie von selber auch politische Relevanz ... Wenn ich Gebot und Verheißung Gottes für die heutige Zeit recht auslege, wenn ich von den dringenden Aufgaben der Menschlichkeit und des Rechts, der Freiheit und des Friedens rede, wird darüber auch mittelbar oder unmittelbar das Gewissen geschärft für die Wahlentscheidung.

... Wenn wir im allgemeinen Kirchengebet für die politisch Verantwortlichen beten, daß sie erkennen, wessen Diener sie sind, und dem nachsinnen, was dem Frieden dient, so ist das auch ein eminent politischer Dienst – allerdings in anderen, tieferen Schichten, als sie sonst gesehen werden. Ebenso gehört zu diesem politischen Dienst des Pfarrers, die Gemeindeglieder, Männer und Frauen, denen größere oder kleinere öffentliche Verantwortung auferlegt ist, über Parteigrenzen hinweg nicht allein zu lassen. Es ist ja noch etwas anderes, über Politik zu reden, als politische Verantwortung zu tragen.

... Gerade in politisch bewegten Zeiten will der ordentliche Dienst des Pfarrers sorgsam und auftragsgemäß getan werden. Gerade darin wird er wie von selber bis ins allgemeine, ja ins konkret Politische hinein wirksam. Gleichzeitig wird damit der Pfarrer dem heute nicht seltenen Verdacht entgehen, daß seine Leidenschaft eben doch auf politischem Gebiet liege ... Der „verhinderte Politiker“ im Pfarrer ist ein peinlicher Eindruck. Der öffentliche Diener am Wort Gottes aber, der seinen primären Auftrag unbeirrt und frei ausrichtet, hat oft schon als Wächter, Mahner und Tröster einen wichtigen öffentlichen „politischen“ Dienst getan ...

2. Es hängt viel daran, daß wir die eigentümliche *Strahlenbrechung* nicht übersehen, die das Evangelium überall da verursacht, wo es in menschlichen Verhältnissen aufleuchtet. Im Gegenüber zwischen Jesus und Pilatus wird die „Brechung“ vielfältig deutlich: Weltreich – Reich Gottes; Wahrheit – „Was ist Wahrheit?“ Mit Jesus ist die Botschaft von der Gerechtigkeit gekommen, die heute vielfach so spontane Gefolgschaft findet im Blick auf den sozialen Ausgleich zwischen reichen und armen Völkern. Aber sind staatliche Entwicklungshilfe und kirchlicher Entwicklungsdienst ganz dasselbe? ...

Die Bereiche, um die es hier und dort geht, sind doch nicht deckungsgleich. Zum Wesen der Politik gehört „das Streben nach Machtanteil oder nach Beeinflussung der Machtverteilung“ (M. Weber), während Jesus mitten in diese Tendenz hinein eine andere

Ordnung gesetzt hat: „So soll es nicht sein unter euch“ (Mark 10, 42–45). Die Kirche Jesu Christi verliert geradezu ihr Kirche-Sein, wenn sie diese Andersartigkeit vergißt ...

3. ... Gibt es bezüglich des politischen Lebens und Handelns eine *Sonderstellung* des Pfarrers gegenüber anderen Gemeindegliedern, zumal im demokratischen Staat? Nein, muß man zuerst antworten. Der Pfarrer ist nicht in anderem Sinne Christ als irgend ein anderes Gemeindeglied. Er gehört nicht zu einer anderen Kategorie von Staatsbürgern. Er kann nicht in den Rechten und Pflichten eines Staatsbürgers beschnitten werden. Andererseits hat ... Jesus seinen Jüngern sagen können, daß „sich etliche enthalten um des Himmelreiches willen“ (Matth 19, 10 ff.). Und Paulus sagt nicht nur einmal: „Mir ist alles erlaubt, aber es frommt nicht alles.“ „... Ich suche nicht, was mir, sondern was vielen frommt, damit sie gerettet werden“ (1 Kor 6, 12; 10, 23.33). Es kann um meines Amtes, um des Auftrags willen, der mich an alle weist, recht und nötig sein, daß ich mich mancher Dinge enthalte, auch auf politischem Gebiet.

Von da her verstehe ich das bei uns geltende Kirchengesetz über die politische Betätigung der Pfarrer vom 23. 9. 1960 und den § 51 des Pfarrergesetzes, dessen Grundsatz lautet: „Der Pfarrer hat bei politischer Betätigung die Mäßigung und Zurückhaltung zu üben, die sich aus dem Amt und aus der Rücksicht auf Kirche und Gemeinde ergeben. Insbesondere soll er um der rechten Ausübung des Dienstes willen, den er ohne Ansehen ihrer parteipolitischen Einstellung allen schuldig ist, in der Öffentlichkeit nicht als Anhänger einer bestimmten politischen Partei oder eines bestimmten politischen Programms hervortreten.“ Man sieht, daß die „Enthaltung“ hier besonders auf parteipolitische Betätigung abgestellt ist. Die Formulierung appelliert gerade auch an das Urteil des Pfarrers selber. Dabei ist zuzugeben, daß die Abgrenzung im einzelnen Falle nicht leicht zu treffen ist.

...
4. *Versuchungen* zum Mißbrauch dieses Auftrags (scil. der Verkündigung des Evangeliums), die gerade aus dem politischen Bereich kommen, gibt es in großer Zahl ...

Der Pfarrer entgeht diesen Versuchungen nicht einfach durch politische Abstinenz ... Nicht jeder von uns muß sich für jede politische Frage interessieren, geschweige denn über sie urteilen können ...

Aber nun kann ja die politische Seite unserer Existenz doch nicht ausgeklammert werden, zumal da die Grenzen zwischen dem zunächst als „politisch“ verstandenen Gebiet und dem des Wirtschaftlichen, Sozialen, ja allgemein Menschlichen sich immer mehr verwischen. Werde ich der umfassenden biblischen Botschaft gerecht, wenn ich dies übersehe und nur individualistisch, provinziell, nach innen gewendet predige? Die Kirche Jesu Christi „kann und darf sich nicht aus der Geschichte heraushalten“, wenn Jesus Christus in sie eingegangen ist ...

Der Weg ... kann auch nicht ein neuer, diesmal evangelischer Klerikalismus sein ...

Der Braunschweigische Landesbischof Dr. Heintze schrieb in einem Rundbrief an die Pfarrer, Pastorinnen und kirchlichen Mitarbeiter:

1. Wo kirchliche Amtsträger persönlich zu politischen Tagesfragen Stellung nehmen, sollten sie sorgfältig darauf bedacht sein, daß dadurch die zu ihrem Amt gehörende Offenheit und Unvoreingenommenheit gegenüber allen Menschen ihres Verantwortungsbereiches nicht gefährdet wird.

2. Stellungnahmen kirchlicher Amtsträger sollten sich durch betonte Sachlichkeit auszeichnen und auch dem Andersdenkenden größtmögliche Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Weisung des achten Gebots darf nicht vergessen werden. Das bedeutet allerdings nicht, daß sachliche Gegensätze nicht deutlich bezeichnet werden dürften, sondern verschleiert werden müßten.

3. Die politische Verantwortung kirchlicher Amtsträger sollte sich besonders auf

solche Fragen richten, die nicht nur Fachentscheidungen von Experten erfordern, sondern darüber hinaus eine Bewußtseinsbildung auf breiter Ebene nötig machen. Das gilt vor allem von solchen Fragen, die schon heute und erst recht in Zukunft sich als wesentliche Lebensfragen unabweisbar aufdrängen, die aber dennoch in ihrem Gewicht in der Öffentlichkeit zu wenig Beachtung finden.

Der Evangelische Oberkirchenrat der württembergischen Kirche gab eine Handreichung heraus.

FRAGEN UND ANTWORTEN ZUR POLITISCHEN AKTIVITÄT VON PFARRERN UND KIRCHENGEMEINDEN VOR DER BUNDESTAGSWAHL 1969

Frage: Darf ein Pfarrer Mitglied einer Partei sein?

Antwort: Der kirchliche Amtsträger kann – wie jeder Staatsbürger – Mitglied einer Partei werden. Allerdings muß er – wie jeder Beamte und Richter – bei seiner parteipolitischen Betätigung Rücksicht auf sein Amt nehmen. Das „Kirchliche Gesetz über die Dienstverhältnisse bei Zugehörigkeit kirchlicher Amtsträger zu politischen Körperschaften“ von 1956 (Amtsblatt Bd. 37, Nr. 20, S. 213 ff.) sagt dazu folgendes:

„Das Amt der Verkündigung und Seelsorge hat allen Gliedern der Gemeinde zu dienen, welcher politischen Überzeugung sie auch anhängen. Der Pfarrer muß daher bei jeder politischen Stellungnahme, vor allem in der Öffentlichkeit, Rücksicht auf seine seelsorgerliche Aufgabe an allen Gemeindegliedern und auf die Gemeinschaft der Kirche erkennen lassen.“

Frage: Kann ein Pfarrer für den Bundestag, den Landtag oder eine sonstige politische Körperschaft kandidieren?

Antwort: Ein Pfarrer kann ein Mandat im Bundestag, im Landtag, Kreistag oder Gemeinderat anstreben und annehmen.

Dabei gilt folgende Regelung:

a) Wenn ein Pfarrer vor der Frage steht, ob er sich zur Wahl in eine politische Körperschaft aufstellen lassen soll, so muß er dies dem Oberkirchenrat mitteilen, ehe er eine Zusage gibt. Auch die Annahme der Kandidatur muß unverzüglich dem Oberkirchenrat mitgeteilt werden (§ 2 des genannten Gesetzes).

b) Vom Zeitpunkt der Annahme der Kandidatur bis zur Entscheidung über das Mandat wird der Pfarrer beurlaubt. Während dieser Zeit übt er seinen pfarramtlichen Dienst nicht aus. Sein Gehalt wird weiter bezahlt (§ 3).

c) Ständige Pfarrer treten, wenn sie in den Bundestag oder in den Landtag gewählt werden, mit dem Tag der Annahme des Mandats in den Ruhestand, unständige scheiden aus dem Dienst der Landeskirche aus. Beides gilt nicht bei der Wahl in den Kreistag und in den Gemeinderat (§ 4). Der Übertritt in den Ruhestand bedeutet, daß die Stelle des Pfarrers frei wird zur Wiederbesetzung und daß er das Pfarrhaus für den Nachfolger räumen muß.

d) Nach dem Erlöschen des Mandats kann der Pfarrer sich wieder um Pfarrstellen bewerben (§ 5, Abs. 1).

Frage: Darf ein Pfarrer im Wahlkampf Flugblätter und Wahlaufrufe unterschreiben?

Antwort: Einem Pfarrer ist es nicht verwehrt, aktiv am Wahlkampf teilzunehmen. Er sollte jedoch bedenken, daß Wahlkämpfe ihren eigenen Stil haben. Für Flugblätter und Wahlaufrufe gilt das ganz besonders. Komplizierte Sachverhalte werden darin meist sehr vereinfacht dargestellt. Der Ton ist oft polemisch, ja aggressiv. Wer deshalb seinen Namen unter ein Flugblatt oder einen Wahlaufruf setzt, läuft in besonderem Maße Gefahr, falsch verstanden zu werden und andere vor den Kopf zu stoßen.

Auf jeden Fall bedenklich erscheint uns, wenn Flugblätter ausschließlich von Pfarrern unterzeichnet werden. Das Mißverständnis einer kirchenamtlichen Wahlbeeinflussung ist hier kaum mehr auszuschließen.

Frage: Oft werden Wahlaufrufe von Pfarrern mit Namen und Amtsbezeichnung unterschrieben. Ist das in Ordnung?

Antwort: Wenn sich ein Pfarrer am Wahlkampf beteiligt, wird es nicht immer zu umgehen sein, daß in Wahlaufrufen, Rednerankündigungen u. ä. nicht nur sein Name, sondern auch sein Beruf genannt werden. Der Pfarrertitel ist aber im Bewußtsein der Bevölkerung mehr als eine Berufsbezeichnung. Das Mißverständnis, „die Kirche“ nehme hier parteipolitisch Stellung, liegt deshalb nahe. Aus diesem Grunde halten wir die Nennung kirchlicher Amtsbezeichnungen in Verbindung mit politischer Tätigkeit grundsätzlich nicht für ratsam. Sie sollte möglichst vermieden werden.

Diese Auskunft wurde auch Vertretern der verschiedenen politischen Parteien gegeben, die sich bei der Kirchenleitung darüber beschwerten, daß kirchliche Persönlichkeiten ihre Amtsbezeichnung in Verbindung mit Wahlaufrufen, Flugblättern, Zeitungsanzeigen u. a. gebrauchen oder gebrauchen lassen. Wir haben die politischen Parteien schon bei früheren Wahlen gebeten, bei der Ankündigung von aktiven oder pensionierten Amtsträgern der Evangelischen Kirche als Redner bei Wahlversammlungen auf die Nennung kirchlicher Amtsbezeichnungen möglichst zu verzichten.

Frage: Immer wieder werden Äußerungen kirchlicher Persönlichkeiten in den Wahlaufrufen der Parteien zitiert. Was ist dazu zu sagen?

Antwort: Es ist zu begrüßen, wenn kirchliche Stellungnahmen zu Fragen öffentlichen Interesses von politisch Verantwortlichen zur Kenntnis genommen und beachtet werden. Wo allerdings falsch zitiert wird, wo Zitate aus dem Zusammenhang gerissen und dadurch in ihrem Sinn verändert, wo sie verstümmelt wiedergegeben oder tendenziös verwertet werden, sollte man prompt widersprechen und richtigstellen. Widerspruch und Richtigstellung sollten möglichst den gleichen Personenkreis erreichen wie der betreffende Wahlaufruf. Die Zeitungen sind nach dem Landespresseggesetz verpflichtet, eine Gegendarstellung abzudrucken.

Frage: Da und dort haben Pfarrer im Talar an Demonstrationen teilgenommen. Ist das angemessen?

Antwort: Der Talar kennzeichnet den evangelischen Pfarrer als Träger eines Amtes, das der ganzen Gemeinde gilt. Deshalb sollte der Pfarrer den Talar nicht zur Bekundung oder Durchsetzung seiner eigenen politischen Überzeugung verwenden. Auch wenn er glaubt, er sei gerade als Pfarrer verpflichtet, an einer Demonstration teilzunehmen, sollte er wegen der möglichen klerikalen Mißdeutung auf das Tragen des Talars verzichten.

Frage: Sollen Gemeindehäuser für Wahlveranstaltungen an politische Parteien vermietet werden?

Antwort: Über diese Frage hat der Kirchengemeinderat zu entscheiden (§ 27 KGO). Dabei sollte bedacht werden, daß bei einer Öffnung des Gemeindehauses für parteipolitische Veranstaltungen der Eindruck kaum zu vermeiden ist, als identifiziere sich die Kirchengemeinde – und damit die Kirche überhaupt – mit dem, was in ihren Räumen gesagt wird und geschieht. Auch ist es schwierig und führt zu Mißdeutungen, wenn man das Gemeindehaus an eine Partei vermietet, es der anderen aber verweigern will.

Frage: Soll die Kirchengemeinde Wahlforen veranstalten?

Antwort: Wer politisch verantwortlich handeln, insbesondere wählen will, muß sich informieren und sich eine Meinung bilden können. Das kann im Wahlkampf durch den Besuch der von den Parteien veranstalteten Wahlversammlung geschehen. Da in ihnen normalerweise jeweils nur Vertreter einer Partei zu Wort kommen, erscheinen zur Information und Meinungsbildung sogenannte Wahlforen besser geeignet, die zur gleichzeitigen Vorstellung und Befragung mehrerer Kandidaten dienen. Wo solche Foren in der Zeit vor der Bundestagswahl geplant sind, sollten die Gemeindeglieder zur intensiven und aktiven Teilnahme ermutigt werden.

Es ist auch möglich, daß Kirchengemeinden selbst die Initiative zur Veranstaltung eines

Wahlforums übernehmen. Es muß sehr sorgfältig vorbereitet werden und verlangt vor allem einen sachkundigen und geübten Gesprächsleiter. Auch sollte immer die Möglichkeit der Zusammenarbeit mit anderen Bildungseinrichtungen (Volkshochschule, etc.) geprüft werden. Um der vollständigen Information und der fairen Auseinandersetzung willen ist es wichtig, daß bei solchen Wahlforen möglichst alle am Wahlkampf beteiligten Parteien vertreten sind und zu Wort kommen.

B. Kirchliche Erklärungen zum politischen Radikalismus

Der in der Nationaldemokratischen Partei Deutschlands sich organisierende Rechtsradikalismus, der u. a. in taktlosen Äußerungen des Parteivorsitzenden über Bethel zum Ausdruck kam, erregte die besorgte Aufmerksamkeit der Kirche und löste eine Reihe kirchlicher Erklärungen und Stellungnahmen aus.

Mit Zustimmung der westfälischen Kirchenleitung veröffentlichte der Ausschuß für öffentliche Verantwortung der Evangelischen Kirche von Westfalen am 8. April 1969 eine kritische Durchleuchtung des Programms und der weltanschaulichen Hintergründe der NPD:

Die Entstehung, Entwicklung und Wirksamkeit der NPD in der Bundesrepublik Deutschland stellt die Kirche wie jeden Christen vor die Frage, was angesichts dieses offenkundigen Wiederauflebens einer nationalistischen Weltanschauung und Politik in unserem Land zu tun ist. Diese Frage ist nicht leicht zu beantworten, zumal die NPD hinsichtlich ihrer politischen Ziele einen überaus zwiespältigen Eindruck erweckt:

Ihrem Programm nach will die NPD nichts anderes sein als eine politische Kraft, die sowohl „national“ als auch „demokratisch“ denkt und handelt. Sie möchte „die Freiheit und die Einheit des deutschen Volkes erringen“ und will zugleich „im Inneren die Freiheit des Staatsbürgers“ gewahrt wissen.

1. Mit dieser allgemeinen Zielsetzung unterscheidet sich die NPD kaum von den anderen in der Bundesrepublik tätigen politischen Parteien. Auch Christen, die um ihre Verpflichtung und um den Auftrag wissen, für die Existenz und das Wohlergehen des eigenen Volkes wie auch für die im Grundgesetz der Bundesrepublik verankerten Freiheiten und Rechte des Staatsbürgers einzutreten, können dieser Zielsetzung zustimmen. Manche Christen sehen darum auch in der NPD eine politische Kraft, die tätige Mitwirkung und Unterstützung verdient, und dieses um so mehr, als auch Einzelaussagen des Parteiprogramms Zustimmung herausfordern. Daß jede politische Macht in Grenzen zu halten ist, daß dem „Ungeist des Materialismus und seinen kulturfeindlichen Folgen“ entgegengetreten werden muß, daß Freiheit „nur dort dauernden Bestand“ hat, „wo sie im rechten Verhältnis zu einer festen Ordnung steht“, daß „nicht das Volk ... der Wirtschaft“, sondern „die Wirtschaft dem Volk dienen“ sollte, und daß vor allem unsere Jugend „vor schädlichen seelischen Einflüssen geschützt“ werden muß, das alles kann gegenwärtig auch von jedem Christen, wenn auch aus anderen Motiven, politisch vertreten und gefordert werden. Daß die NPD politische, soziale und kulturelle Leitvorstellungen der Vergangenheit achtet und der zukünftigen Entwicklung mit starkem Pessimismus entgegenseht, rückt diese Partei mit ihrem weltanschaulichen Programm in die Nähe einer in der Christenheit durch Jahrhunderte hindurch gültigen Geschichtsauffassung. Schließlich erweckt auch die Kompromißlosigkeit des Programms wie auch seiner politischen Aktualisierung den Eindruck, daß gerade in dieser Partei auf die christlichen Tugenden eines lauterer Charakters und auf persönlichen Bekennermut besonderer Wert gelegt wird.

2. Dennoch bedeutet die Wirksamkeit der NPD für das politische Leben und für die Entwicklung einer demokratischen Gesellschaftsordnung in der Bundesrepublik eine

ernste Gefahr. Denn wenn sich auch die NPD hinsichtlich ihrer allgemeinen politischen Zielsetzung kaum von anderen Parteien unterscheidet und manche Aussagen ihres politischen Programms Zustimmung herausfordern, so kann doch dieser Eindruck nicht darüber hinwegtäuschen, daß die NPD eine nationalistische Weltanschauung vertritt, der Deutschland schon mehr als einmal zum Opfer gefallen ist und die sich in keiner Weise mit dem biblischen Verständnis von Volk und Vaterland vereinen läßt.

Im Mittelpunkt aller politischen Vorstellungen und Aktionen steht bei der NPD das deutsche Volk, das, wie es im Parteiprogramm heißt, „ein Objekt des Kampfes oder des Kompromisses zwischen fremden Machtblöcken“ geworden ist. „Durch die Spaltung wird ein Teil Deutschlands und Europas kommunistisch verformt, der andere Teil amerikanisiert.“ Die NPD tritt darum dafür ein, daß Deutschland wieder zu einem Subjekt im weltpolitischen Geschehen wird und damit „nationale Selbstbestimmung und Würde“ zurückgewinnt. „Gegen die Verfremdung und Entmachtung der europäischen Mitte regen sich auch in unserem Volk Kräfte der Gesundung und des Widerstandes, die sich der Herausforderung unserer Zeit stellen und sich nicht selbst aufgeben wollen. Diese Kräfte müssen geformt werden. Das ist die Aufgabe, die den Nationaldemokraten gestellt ist.“ Mag im Parteiprogramm auch gelegentlich von Europa und seinem politischen Zusammenschluß die Rede sein, so macht doch die Tatsache, daß das Parteiprogramm keinen besonderen Abschnitt zur Außenpolitik enthält, darauf aufmerksam, wie das weltpolitische Geschehen ausschließlich aus dem Blickwinkel Deutschlands und seiner Lebensbedürfnisse heraus beurteilt wird. Darum fordert die NPD auch eine „militärische Kraft“ für die Bundesrepublik, die stark genug ist, „jeden möglichen Gegner abzuschrecken“.

Die „Truppen fremder Kontinente“ sollen abgelöst werden. Gefordert wird auch die Autarkie hinsichtlich der Ernährung. Denn „ohne eine gesunde Landwirtschaft ist unser Volk ein Spielball der Politik fremder Mächte und Interessen“. Auch soll „der deutsche Arbeiter ... innerhalb unserer Volkswirtschaft vorrangigen Anspruch auf Sicherung seines Arbeitsplatzes gegenüber ausländischen Arbeitskräften haben“. Die Mitmenschen in den Völkern der Erde sind in der Sicht der NPD immer „die Anderen“ oder „die Fremden“ oder ganz allgemein „die Ausländer“; eine deutsche Politik darf darum nur deutsche Interessen verfolgen.

Dieser Überschätzung des eigenen Volkes und seiner Bedeutung entsprechen im Parteiprogramm zahlreiche Einzelaussagen, die den Protest jedes Christen herausfordern. Das Stuttgarter Schuldbekenntnis der Evangelischen Kirche in Deutschland vom Jahre 1945 ist mißverstanden und verleugnet, wenn die NPD „die Behauptung der Allein- oder Hauptschuld Deutschlands an den Weltkriegen“ entschieden zurückweist und in ihrer Bekämpfung „die Aufgabe des ganzen Volkes“ sieht. Mag Deutschland an dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges auch nur eine Mitschuld treffen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß deutsche Machtpolitik und nichts anderes die Katastrophe des Zweiten Weltkrieges verursacht hat. Auch verdreht die NPD den Sinn der öffentlichen Stellungnahme der Evangelischen Kirche zu den Kriegsverbrecherprozessen, wenn sie „Kriegsverbrechen aller Zeiten und aller Völker“ ... „verabscheut“, sich dann aber dagegen wehrt, „die ältere Generation in einem Anklagezustand zu halten, während die Jugend dazu verführt wird, sich von der deutschen Geschichte abzuwenden, sich den gegenwärtigen Gewalten anzupassen und auf die Rechte ihres Volkes zu verzichten“. Als Christen können wir angesichts dessen, was Deutsche im Namen Deutschlands während des Zweiten Weltkrieges getan haben, gar nichts anderes tun, als uns vor Gott und unseren Nächsten in den anderen Völkern zu unserer Schuld und dabei auch zu unserem politischen Versagen zu bekennen. Dieses Bekenntnis bliebe aber ein Lippenbekenntnis, wenn wir heute nicht mit Wort und Tat dafür eintreten, daß die Verbrechen von damals gerechte Bestrafung verdienen. Gegenüber den Aussagen des Parteiprogramms der NPD, nach denen „der Raub uralten deutschen Volksbodens und die Teilung Deutschlands“ lediglich

„Teile einer Gewaltaktion“ sind – und nicht zuerst die bösen Folgen einer verbrecherischen deutschen Machtpolitik –, „jeder Verzicht“ darum die „Interessen des deutschen Volkes“ verrät und deshalb „der Anspruch des ganzen deutschen Volkes auf das ganze Deutschland ... uneingeschränkt vertreten werden muß“, gewinnt die Denkschrift der Evangelischen Kirche in Deutschland zur Lage der Vertriebenen und zur Frage der deutschen Ostgrenzen neue Aktualität.

Im Horizont dieses fast ausschließlich auf die Wiederherstellung der nationalen Einheit, Würde und Macht des deutschen Volkes ausgerichteten Parteiprogramms widerfährt nun aber auch dem Verständnis von Demokratie, Staat und Recht eine Umprägung, der Christen die Zustimmung nur verweigern können. Wenn im Parteiprogramm ausdrücklich erklärt wird, daß der Staat „dem Volk und seinen freien Bürgern dienen“ muß, „damit diese sich freiwillig in den Dienst des Staates stellen“, daß das Recht dem Volk „zu dienen“ hat und daß ein „entmachtetes Volk“ die vordringliche Aufgabe hat, „Führungskräfte“ zu erziehen, dann läßt sich nicht mehr übersehen, wie nach den Vorstellungen der NPD das Leben aller einzelnen und des ganzen Volkes von nationalistischem Denken durchdrungen und geprägt sein soll. Im Hintergrund dieser Aussagen über Volk, Staat und Recht wird müheles eine autoritäre, den einzelnen Bürger für sich vereinnahmende und nach dem Führerprinzip gestaltete Staatsverfassung erkennbar, in der für eine Vielzahl von Meinungen kein Raum mehr bleibt. An der Durchsetzung dieses Zieles können sich Christen auf keinen Fall beteiligen.

3. Der staatspolitischen Zielsetzung der NPD entsprechend, muß die Freiheit des einzelnen Staatsbürgers eingeschränkt werden. Das gilt auch für die Meinungsfreiheit. „Da die pressegesetzlichen Normen nicht ausreichen, Ehre und Ansehen der Staatsbürger ausreichenden Schutz zu gewähren“, heißt es im Programm, „fordern wir die Einrichtung einer Pressekammer.“ Aber neben der Meinungs- und Pressefreiheit gerät auch die Freiheit der Wirtschaft in Gefahr: „Die Führung der Volkswirtschaft ist ... Aufgabe des Staates und unterliegt dessen letzter Verantwortung.“ Die in der Wirtschaft Tätigen werden als eine „nationale Leistungsgemeinschaft“ angesehen. Die Gewerkschaften und Unternehmerverbände haben im Rahmen dieser „nationalen Leistungsgemeinschaft“ die gleichen Aufgaben: „Wahrung des Erreichten durch Sicherung der Arbeitsplätze, Förderung der Berufsausbildung, Schutz der Gesundheit der Arbeitenden, Gewährung leistungsgerechter Löhne und Mehrung des Besitzstandes.“ Von einem Recht auf Tarifautonomie und Arbeitskämpfe ist keine Rede. Die Mädchen sollen im übrigen einen Pflichtdienst ableisten „entsprechend der Wehrpflicht der jungen Männer“. So möchte die NPD in mancher Hinsicht die Grundrechte und Freiheiten des Staatsbürgers einschränken, um auf diese Weise Deutschland zu neuer Macht und Würde zu führen.

4. An einer solchen Politik können sich Christen nicht beteiligen, auch dann nicht, wenn sich die NPD als eine Partei des Protestes gegen die politische Entwicklung in den letzten 20 Jahren versteht und anbietet. Denn niemals wird die christliche Gemeinde einer Ideologie beipflichten können, die das eigene Volk auch nur in Gedanken über andere Völker stellt, die das Lebensrecht des eigenen Volkes höher bewertet als das der übrigen Völker und die von den Gliedern des eigenen Volkes ein übersteigertes Zusammengehörigkeitsbewußtsein fordert. Einem solchen Nationalismus, wie er im Parteiprogramm der NPD erkennbar und ausgesprochen wird, müssen sich Christen mit der ganzen Kraft ihres Glaubens widersetzen. Aber auch einer so tiefgreifenden Beschneidung der Rechte des einzelnen Staatsbürgers, wie es sich die NPD wünscht, müssen Christen entgegenreten. Wie dem einzelnen Staatsbürger hinsichtlich seiner Ausstattung mit Grundrechten kein Vorrang vor dem Grundrecht der Gemeinschaft zukommt, so hat auch die staatliche Gemeinschaft hinsichtlich der ihr zukommenden Rechte keinen Vorrang vor dem einzelnen Staatsbürger. Christen werden sich immer dafür einzusetzen haben, daß die Rechte des einzelnen Staatsbürgers und die der staatlichen Gemeinschaft zueinander in einem möglichst ausgewogenen Verhältnis stehen. Auf keinen Fall können Christen

einer politischen Ideologie zustimmen, die die politische Aufgabe des einzelnen Staatsbürgers nur darin sieht, sich freiwillig in den Dienst am Ganzen der staatlichen Gemeinschaft zu stellen. Auch in der Opposition erfüllt der Staatsbürger seinen politischen Auftrag.

Ohne sie namentlich zu nennen, wendet sich auch der zweite Abschnitt der in anderem Zusammenhang schon einmal zitierten Erklärung des Bischofsrates der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannovers gegen die NPD, wenn es darin heißt:

Auch Glieder der Kirche können und dürfen den politischen Entscheidungen nicht ausweichen. Sie müssen diese Entscheidungen verantwortlich und als Christen treffen. Sie müssen wissen, daß das Gebot der Nächstenliebe im politischen Bereich Gerechtigkeit und Menschlichkeit gegenüber einzelnen und Völkern fordert. Gegenüber Tendenzen, die in Zielsetzung und Methode gegen diese Forderungen verstoßen und dadurch Ressentiments wecken, Verachtung, Haß und Gewalt zwischen Völkern und Gruppen der Gesellschaft fördern, sind Wachsamkeit und ein entschlossenes Nein geboten.

Endlich sei die auf einer Arbeitstagung des Bereiches Süd der Aktionsgemeinschaft für Arbeitnehmerfragen in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern von verantwortungsbewußten Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern mehrerer Großbetriebe, Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, Vertretern der Gewerkschaften und der Kirche sowie Vorstandsmitgliedern der Aktionsgemeinschaft für Arbeitnehmerfragen gemeinsam abgegebene Erklärung zitiert, die am 30. Juni 1969 veröffentlicht wurde:

Die demokratischen Verhältnisse in der Bundesrepublik Deutschland sind verbesserungsbedürftig. Die NPD verspricht radikale Abhilfe. Sie will dem Arbeitnehmer zu seinem Recht verhelfen, den Bauern Wege aus ihren Schwierigkeiten zeigen, den Heimatvertriebenen ihr Land zurückgeben. Sie will es jedem recht machen. Gleichzeitig soll Friede und Sicherheit für Deutschland garantiert sein.

Was die NPD anbietet, ist getarnt *antidemokratisch, arbeitnehmerfeindlich, friedensgefährdend*.

1. Die NPD betreibt, unter Berufung auf das Grundgesetz, die Umwandlung der parlamentarischen Demokratie in einen autoritären Staat. Sie meint, die drängenden Fragen und kritischen Proteste der Jugend mit verstärktem Polizeieinsatz und mit Verschärfung des Strafrechts beantworten zu können.

2. Die NPD bekämpft die Interessenvertretung der Arbeitnehmer, sie ist gegen die Gewerkschaften. Sie ist gegen eine Beteiligung von Gewerkschaftsvertretern an der Mitbestimmung im Unternehmensbereich. An einem gerechten Ausgleich zwischen den Interessen des Kapitals und den zwingenden Forderungen der Arbeitnehmerschaft ist sie nicht interessiert.

3. Die NPD verleumdet alle Versuche, mit der DDR zu einem partnerschaftlichen Verhältnis zu kommen, und bezeichnet sie als Vaterlandsverrat. Sie fordert eine starke Bundeswehr zur Verteidigung nationaler Interessen, wenn sie auch vorgibt, dies auf „europäischer Ebene“ zu wollen. Mit ihrer lautstarken Forderung, alte Reichsgrenzen wieder herzustellen, macht sie uns unseren Nachbarn in Ost und West zu Feinden.

Entwicklungshilfe verneint sie mit fadenscheinigen Argumenten.

Die Teilnehmer dieser Arbeitstagung der Aktionsgemeinschaft für Arbeitnehmerfragen bitten dringend alle verantwortlichen Wähler, sich nicht täuschen zu lassen oder sich aus Verärgerung über eine unserer staatstragenden Parteien der rechtsradikalen Partei zuzuwenden.

Sie mahnen eindringlich: *Keine Stimme der NPD.*

C. Zur Unruhe in der jungen Generation

Es wird immer deutlicher, daß in der Unruhe der jüngeren Generation mehr und Tieferes zum Ausdruck und Ausbruch kommt als das in jedem Zeitalter feststellbare Unbehagen der Jungen an der Welt der Älteren und das generationsbedingte Aufbegehren der Söhne gegen die Väter. Das „Establishment“, gegen das von allen Seiten Sturm gelaufen wird, greift über die von den Vätern gestaltete und überkommene Welt hinaus; unter ihm sind alle Ordnungsprinzipien, die seit eh und je das Zusammenleben der Menschen und Völker regelten, zu verstehen. Ihnen gilt der konzentrische Angriff; sie in permanenter Revolution aus den Angeln zu heben, ist das Ziel. Keine der menschlichen, gesellschaftlichen und politischen Bereiche und Beziehungen soll von dem Prozeß radikaler revolutionärer Umgestaltung verschont werden. Die Revolution soll nicht nur permanent, sondern total sein. Daraus erklären sich manche der Erscheinungsformen und Artikulationsmethoden, die nicht unmittelbar Beteiligten nicht nur schwer verständlich, sondern unbegreiflich sind; daraus erklärt sich nicht zuletzt die Radikalisierung der Auseinandersetzung in politischen und gesellschaftlichen Fragen. Die als „Ordner“ bezeichneten Schlägertrupps der NPD, die studentischen Warenhausbrandstifter, die Zunahme der durch Jugendliche verübten Gewaltdelikte gehören in diesen Zusammenhang. Träger und Vertreter eines revolutionären Radikalismus sind aber auch Studenten und Kandidaten der Theologie, theologische Hochschulassistenten und jüngere Pfarrer, die die Kirche von Grund aus umgestalten wollen durch Umfunktionierung des Gottesdienstes in eine Diskussionsveranstaltung, der Predigt in Information über die politische und gesellschaftliche Situation und die daraus sich ergebenden Aufgaben, der Entwicklungshilfe in unkontrollierte Unterstützung der revolutionären Kräfte und Gruppen in den nichtindustrialisierten Ländern. Das sind Erscheinungen, die nicht ohne Bedenken und Besorgnis festzustellen sind. Zu ihnen wurde in einer Presseerklärung des Rates der EKD vom 31. Januar 1969 gesagt:

Der Rat teilt die Besorgnis weiter Kreise in der Bundesrepublik über die zunehmende Radikalisierung der Auseinandersetzung in gesellschaftlichen und politischen Fragen. Die gleiche Erscheinung zeige sich auch im Bereich von Kirche und Theologie. Die von einigen Gruppen vertretene und zum Teil mit großem publizistischem Aufwand betriebene sozialrevolutionäre Umdeutung der christlichen Botschaft kann nach Auffassung des Rates nicht länger unwidersprochen hingenommen werden. Der Rat erkennt nicht, daß es sowohl in Kirche und Theologie wie in Staat und Gesellschaft berechtigte Fragen der jüngeren Generation für eine Angleichung an die Erfordernisse der Zukunft gibt. Der Rat appelliert daher an die besonnenen Kräfte auf allen Seiten, für eine konstruktive Begegnung zwischen kritischen Gruppen einerseits und den Verantwortlichen in Kirche, Staat und Gesellschaft andererseits einzutreten. Es sei an der Zeit, die Kräfte der Zerstörung durch gemeinsame Arbeit an wirklicher Erneuerung zu überwinden.

Die Sorge, die sich berechtigterweise an den oft rüden und radikalen Erscheinungsformen des Aufbegehrens der Jüngeren entzündet, sollte nicht übersehen und verkennen, daß sich dahinter viel gutes Wollen, viel echtes Engagement, ein gutes Stück schöpferischer Utopie verbirgt, die sich nicht selten seltsam artikuliert und nicht minder selten über das Ziel hinausschießt und damit unrealistisch wird. Es

sind soziales Wollen, soziales Engagement und eine soziale Utopie im Spiel; auf den sozialen Frieden durch soziale Gerechtigkeit zielt die revolutionäre Unruhe der Jüngeren, und darum wäre die konstruktive Begegnung, die die Erklärung des Rates der EKD anregt und die in partnerschaftlicher Freiheit zu vollziehen ist, ein hilfreicher Schritt zur Erhaltung des Humanum in einer technisierten rationalisierten, manipulierten Welt.

D. Kirchliche Erklärung zur Frage der Mitbestimmung der Arbeitnehmer⁸

Nachdem im Vorjahr die EKD-Kammer für soziale Ordnung als Denkschrift „Sozialethische Erwägungen zur Mitbestimmung in der Wirtschaft der Bundesrepublik Deutschland“ veröffentlicht hatte, trat der Sozialausschuß der Evangelischen Kirche von Westfalen nach dreijähriger Arbeit Mitte 1969 mit einer von der westfälischen Kirchenleitung entgegengenommenen und zur Veröffentlichung freigegebenen Ausarbeitung zu der nach wie vor dornigen und umstrittenen Frage der Mitbestimmung hervor. Es handelt sich bei dieser Publikation um Überlegungen grundsätzlicher Art zu einem Fragenkreis, an dessen Erörterung die Kirche um so weniger unbeteiligt bleiben kann, als sie immer wieder sowohl von gewerkschaftlicher wie von unternehmerischer Seite aufgefordert wurde, den Gesprächspartnern im politischen und wirtschaftlichen Raum grundsätzliche Erwägungen zur Verfügung zu stellen und bei den Gesprächen über die Anwendung bzw. die Weiterentwicklung der gegebenen Formen der Mitbestimmung, Mitberatung und Mitwirkung zu helfen. Ziel der Ausarbeitung des westfälischen Sozialausschusses ist, die vom christlichen Glauben bestimmten Grunderfahrungen und Grundregeln menschlichen Zusammenlebens in ihrer Bedeutung für den Bereich der Wirtschaft deutlich zu machen und dazu anzuleiten, sich von taktischen, parteiichen Gesichtspunkten freizumachen und zum unvoreingenommenen Gespräch bereit zu sein.

GRUNDSÄTZLICHE ÜBERLEGUNGEN ZUR FRAGE DER MITBESTIMMUNG DER ARBEITNEHMER

Schlußbericht des vom Sozialausschuß der Evangelischen Kirche von Westfalen eingesetzten Arbeitskreises „Mitbestimmung“

Einleitung

1. Der Sozialausschuß der Evangelischen Kirche von Westfalen hat sich in einem Arbeitskreis mit den Fragen der Mitbestimmung der Arbeitnehmer in der Wirtschaft befaßt.

Der Arbeitskreis wollte sich nicht auf eine bestimmte Form der Mitbestimmung festlegen. Die Aufgabe wurde darin gesehen, neben der Information im Rahmen einer sachlichen Analyse die jeweiligen Standpunkte deutlich zu machen, die Gemeinsamkeiten herauszuarbeiten und zur Meinungsbildung beizutragen. Es war also nicht beabsichtigt,

8. Vgl. Kirchl. Jahrbuch 1968, S. 139 ff.

Modelle zu entwickeln und konkrete Maßnahmen zur Neuordnung der Mitbestimmung vorzuschlagen.

2. Die öffentliche Diskussion über die Mitbestimmung litt von Anfang an daran, daß mit dem Wort Mitbestimmung verschiedene Tatbestände in Zusammenhang gebracht wurden. Unexakte Formulierungen gaben oft Anlaß zu Mißverständnissen. Auch die bestehenden rechtlichen Regelungen haben keine begriffliche Klarheit geschaffen. In der öffentlichen Auseinandersetzung wird der Begriff Mitbestimmung in einer Vielzahl möglicher Interpretationsweisen verwendet. Teilweise sind dabei inhaltliche Überschneidungen festzustellen. Unter Mitbestimmung wird zum Beispiel verstanden:

- Gleichberechtigte Kontrolle der Verfügungsmacht über die Produktionsmittel durch Eigentümer und Arbeitnehmer,
- Verwirklichung der Partnerschaft und Integration der Arbeitnehmer in Betrieb und Unternehmen,
- Änderung der Machtverteilung entweder mit der Absicht einer rechtzeitigen Beeinflussung der sozialen Entwicklung oder mehr im Sinne einer nachträglichen Überprüfung und Überwachung,
- Demokratisierung der Wirtschaft und Überwindung des Klassenkampfes,
- Abbau patriarchalischer Strukturen in Betrieb und Unternehmen,
- Veränderung und Umgestaltung der gesamten Wirtschaftsordnung,
- Verbesserung des Informationswesens in Betrieb und Unternehmen sowie Intensivierung der Kommunikation und Kooperation,
- Erhöhung der Effektivität der Mitberatungsfunktion seitens der Arbeitnehmer,
- Stärkung der Grundrechte im Betrieb sowie Verbesserung und Ausbau der Betriebs- und Unternehmensverfassungsorgane.

3. Immer wieder wird gefragt, ob und inwieweit Mitbestimmung mit unserer derzeitigen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung vereinbar ist. Die gegebenen Antworten sind vielfältig und oft ideologisch beeinflusst.

Der Arbeitskreis versteht unter Mitbestimmung alle möglichen Formen der Teilhabe der Arbeitnehmerschaft an der Gestaltung der Wirtschaft auf Betriebs- und Unternehmensebene. Wenn bestimmte Formen der Mitbestimmung in dieser Darstellung gemeint sind, wird dies ausdrücklich erwähnt.

Sozialethische Grundlagen

4. Durch Gottes Handeln erhält der Mensch seine Würde. Allen Menschen gilt in gleicher Weise die Gnade Gottes, da Jesus Christus für alle gestorben und auferstanden ist. Aus dieser Würde und Gleichheit der Menschen vor Gott folgt ihre Eigenständigkeit und Verantwortlichkeit. Deshalb muß jeder die Möglichkeit haben, seine ihm verliehenen Fähigkeiten zu entfalten und in entsprechender Weise an der Gesellschaft teilzunehmen.

Diese grundlegende Gleichheit hat den Vorrang vor allen Ungleichheiten der Menschen, bedingt etwa durch verschiedene geistige Fähigkeiten oder durch soziale Verhältnisse. Dies bedeutet allerdings nicht, daß diese Gleichheit der Menschen in den gesellschaftlichen Ordnungen radikal verwirklicht werden könnte; andererseits sind auch die Ungleichheiten nicht als Fakten anzusehen, die von Gott ein für allemal vorgegeben wären.

5. Das Handeln Gottes verpflichtet die Menschen zur Befolgung seines Liebesgebotes. Dieses wäre mißverstanden, wenn es nur auf den unmittelbaren Nächsten bezogen würde. Der Begriff der Liebe im Neuen Testament umfaßt auch das Handeln in Staat und Gesellschaft. Die Befolgung des Liebesgebotes bedeutet heute „Solidarität mit den Nöten der Welt“ (Ernst Wolf).

Dabei ist diese Solidarität kritisch, weil sie um die Vorläufigkeit der Ordnungen die-

ser Welt weiß. Sie ist zugleich offen „gegenüber allen neuen Tatsachen, Zusammenhängen und Problemen, für alle geschichtlichen Wandlungen und Umwälzungen in der modernen Gesellschaft“ (H. D. Wendland). Weder darf das Wohl der Gegenwart einer postulierten Zukunft geopfert werden, noch kann es gestattet sein, neue Möglichkeiten der nächsten Zukunft um einer verabsolutierten Gegenwart willen preiszugeben.

6. Das Liebesgebot verpflichtet also die Menschen, die gesellschaftlichen Lebensverhältnisse so zu gestalten, daß alle Glieder und alle Gruppen der Gesellschaft in ihr gleichberechtigt entsprechend ihren Fähigkeiten mitwirken können, die Herausforderungen zu beantworten, die sich aus der jeweiligen geschichtlichen Situation ergeben. Daraus folgt, daß der Mensch nie für sich existiert, sondern immer nur mit und unter anderen Menschen, das heißt in einem Leben, das durch Institutionen und Organisationen geprägt ist.

7. Institutionen und Organisationen sollen und können ein menschliches Leben in Freiheit und Verantwortung ermöglichen. Dazu ist es notwendig, die sich aus dem gesellschaftlichen Prozeß ergebenden Aufgaben zu bestimmen, zu ihrer Bewältigung Alternativen zu entwickeln, angebotene Lösungsmöglichkeiten zu prüfen, die auftretenden Konflikte bewußt zu machen, sie zu versachlichen und zu lösen.

Als allgemeine sozialetische Kriterien sind hier Entfaltung, Teilnahme und kritische Solidarität formuliert. Es hängt jedoch von der jeweiligen gesellschaftlichen und geschichtlichen Situation ab, welches besondere Handlungskonzept zu wählen ist. Bei allen Konzeptionen ist der ständig stärker werdenden Verflechtung und wechselseitigen Abhängigkeit zwischen Person und Struktur Rechnung zu tragen.

8. Die Wirklichkeit zeigt sich heute in vielfältiger Gestalt und in einer schnellen und tiefgreifenden Wandlung. Die Welt ist strukturell in Bewegung geraten. Obgleich sozial-ökonomische Entwicklungen auf Stetigkeit nicht verzichten können, bleibt die Aufgabe, neue Strukturen zu schaffen. Soziale Formen, die zu einer verbesserten Zusammenarbeit der Beteiligten führen, tragen zur gesellschaftlichen Stabilisierung bei.

9. Macht, insbesondere die der gesellschaftlichen Gruppen, darf immer nur als Mittel angesehen werden, um zu einem Ziel hinzuführen. Die Frage des Zieles jeglichen Machtgebrauchs ist auch eine Frage nach der Verwirklichung von Gerechtigkeit. Man wird von Machtmißbrauch dann sprechen, wenn ein einzelner oder eine gesellschaftliche Gruppe ihre Machtposition dazu benutzt, um sich ungerechtfertigterweise Vorteile zu verschaffen. Dieses würde dem Grundsatz der Solidarität und damit dem Recht der anderen auf Teilnahme widersprechen.

10. Durch Konzentration im wirtschaftlichen Bereich wird ohne Zweifel die Bildung von Macht gefördert. Sozialetisch gesehen darf das Eigentum an Produktionsmitteln jedoch nicht mit besonderen Privilegien ausgestattet und mit dem Recht der Herrschaft über Menschen verbunden sein. Da Eigentum an Produktionsmitteln weitgehend noch gesellschaftliche Macht darstellt und die Arbeit im Leben des Menschen noch eine entscheidende Rolle spielt, ist eine sittliche Prüfung und Kontrolle dieser Macht angezeigt. Zu bedenken ist hierbei auch, daß es „keinen Heiligkeitscharakter bestimmter Eigentumsformen“⁹ geben kann und daß dem Eigentum ein sozialverpflichtendes Element innewohnt, wie es unser Grundgesetz feststellt (Art 14).

11. Die Vorstellung einer Unterordnung des Faktors Arbeit unter den Faktor Kapital und die Legitimierung der Verfügung über die Arbeit aus dem Kapital ist historisch zu sehen und insofern verständlich. Es ist aber eine Tatsache, daß ein unmittelbarer personaler Zusammenhang zwischen Eigentum, Arbeit und Leitung in weiten Bereichen der Wirtschaft nicht mehr besteht und daß der Einfluß der Kapitaleigner durch die zu-

9. Soziale Verantwortung in der säkularisierten Gesellschaft – Arbeitskreis „Verantwortliche Gesellschaft“ des Sozialausschusses der Ev. Kirche von Westfalen, in Zeitschrift für Ev. Ethik, Jg. 1963, H. 2, S. 100.

nehmende Verselbständigung der Unternehmensleitung verändert worden ist. Die Beauftragten der Eigentümer üben bereits Funktionen besonderen Rechts aus. Damit ist ein sozialethischer Bereich entstanden, in dem gegenseitige und ineinander verschränkte Rechte und Verantwortungsräume bestehen.

12. Erfolg oder Mißerfolg eines Unternehmens ist nicht nur für die unmittelbar Beteiligten von entscheidender Bedeutung. Auch die Öffentlichkeit wird immer von Entscheidungen, ob sie sich negativ oder positiv auswirken, betroffen sein. Zunächst ist jedoch davon auszugehen, daß das Management die Aufgabe hat, Kapital und Arbeit richtig und zweckentsprechend aufeinander zuzuordnen, damit die Wirtschaftlichkeit des Unternehmens gewährleistet wird. Dadurch bekommt die Leitung des Unternehmens eine besondere Verantwortung. Der Träger der Verfügungsmacht im Unternehmen sollte daher nicht einseitig legitimiert sein.

Die Organe der Willensbildung in Unternehmen sollten der vorhandenen Interesspluralität Rechnung tragen und diese zur Integration bringen. Das Bestehen von Interessengruppen muß sich nicht nachteilig auswirken, sofern sie auf gemeinsame Ziele des Unternehmens ausgerichtet bleiben. Dabei muß sichergestellt sein, daß Kompetenzen und Anweisungsbefugnisse klar erkennbar sind und gewahrt werden.

Bestehende gesetzliche Regelungen

13. Im Jahre 1951 wurde das Montanmitbestimmungsgesetz erlassen, das für Unternehmen des Bergbaus sowie der Eisen und Stahl erzeugenden Industrie besondere Regelungen für den Vorstand und den Aufsichtsrat vorsieht. 1952 folgte das Betriebsverfassungsgesetz, dessen Geltungsbereich sich auf die gesamte Wirtschaft, einschließlich des Montanbereichs erstreckt. 1956 wurde ein Mitbestimmungsergänzungsgesetz, auch Holding-Novelle genannt, verabschiedet. Diese Novelle erfuhr 1967 nochmals eine Änderung¹⁰.

14. Die wichtigsten Institutionen der Mitwirkung und Mitbestimmung nach dem Betriebsverfassungsgesetz (BetrVG) sind die Betriebsversammlung, der Betriebsrat, der Wirtschaftsausschuß und die Arbeitnehmervertretung in den Aufsichtsräten.

15. Die Betriebsversammlung besteht aus den Arbeitnehmern des Betriebes. In der Betriebsversammlung erstattet der Betriebsrat einen Tätigkeitsbericht. Die Arbeitnehmer haben hier die Möglichkeit, dem Betriebsrat Anträge zu unterbreiten und zu seinen Beschlüssen Stellung zu nehmen.

16. Der Betriebsrat ist die gewählte Vertretung der gesamten Arbeitnehmerschaft eines Betriebes. Die Zahl der Betriebsratsmitglieder ist nach der Betriebsgröße gestaffelt. Die vertrauensvolle Zusammenarbeit zwischen Arbeitgeber und Betriebsrat ist die Grundvorstellung des Betriebsverfassungsgesetzes¹¹.

10. a) Gesetz über die Mitbestimmung der Arbeitnehmer in den Aufsichtsräten und Vorständen der Unternehmen des Bergbaus und der Eisen und Stahl erzeugenden Industrie vom 21. 5. 1951 (Montanmitbestimmungsgesetz).

b) Betriebsverfassungsgesetz vom 11. 10. 1952 (BetrVG).

c) Gesetz zur Ergänzung des Gesetzes über die Mitbestimmung der Arbeitnehmer in den Aufsichtsräten und Vorständen der Unternehmen des Bergbaus und der Eisen und Stahl erzeugenden Industrie vom 7. 8. 1956 (Holding-Novelle).

d) Gesetz zur Änderung des Gesetzes zur Ergänzung des Gesetzes über die Mitbestimmung der Arbeitnehmer in den Aufsichtsräten und Vorständen der Unternehmen des Bergbaus und der Eisen und Stahl erzeugenden Industrie vom 27. 4. 1967.

11. In § 49, Absatz 1, heißt es: „Arbeitgeber und Betriebsrat arbeiten im Rahmen der geltenden Tarifverträge vertrauensvoll und im Zusammenwirken mit den im Betrieb vertretenen Gewerkschaften und Arbeitgebervereinigungen zum Wohl des Betriebes und seiner Arbeitnehmer unter Berücksichtigung des Gemeinwohls zusammen.“

Das Schwergewicht der Einflußnahme des Betriebsrates liegt im sozialen Bereich. Bei der Gestaltung der betrieblichen Ordnung, wie z. B. Beginn und Ende der täglichen Arbeitszeit und der Pausen, Aufstellung des Urlaubsplanes, Verwaltung von Wohlfahrtseinrichtungen, Durchführung der Berufsausbildung und Regelung von Akkord- und Stücklohnsätzen hat der Betriebsrat ein erzwingbares Mitentscheidungsrecht. Kommt keine Einigung zustande, kann eine Schlichtungsstelle angerufen werden (§ 56), die verbindlich entscheidet.

Im personellen Bereich kann der Betriebsrat unter bestimmten Voraussetzungen Einstellungen, Umgruppierungen und Versetzungen verhindern (§ 60 ff.). Vor jeder Kündigung ist der Betriebsrat zu hören. Bei Massenentlassungen muß sich der Arbeitgeber mit dem Betriebsrat beraten (§ 66).

17. In wirtschaftlichen Fragen hat der Betriebsrat ein gewisses Mitbestimmungsrecht bei geplanten Betriebsänderungen, die wesentliche Nachteile für die Belegschaft mit sich bringen können (§ 72)¹². Das Mitbestimmungsrecht des § 72 ist anders gestaltet als das Mitentscheidungsrecht in sozialen Angelegenheiten nach § 56 des BetrVG. Wenn Unternehmer und Betriebsrat sich nicht über eine geplante Betriebsänderung im Sinne von § 72 BetrVG einigen, macht nach Scheitern eines vorgeschalteten Vermittlungsversuches eine Vermittlungsstelle einen Einigungsvorschlag. Der Unternehmer ist an diesen Spruch nicht gebunden; er hat jedoch Abfindungen zu zahlen, wenn er ohne zwingenden Grund von dem Spruch abweicht und infolgedessen Kündigungen ausspricht.

18. In allen wichtigen wirtschaftlichen Angelegenheiten hat das BetrVG ein Unterrichtsrecht der Arbeitnehmer festgelegt, das in größeren Betrieben (ab 100 Arbeitnehmer) in den Händen eines *Wirtschaftsausschusses* liegt (§ 67, Abs. 17). Dieser Ausschuss, der paritätisch vom Betriebsrat und vom Arbeitgeber besetzt wird, besteht aus 4 bis 8 Mitgliedern (§ 68).

19. Nach dem BetrVG müssen die *Aufsichtsräte* von Kapitalgesellschaften zu einem Drittel aus Vertretern der Arbeitnehmer bestehen. Ist entsprechend der Größe des Aufsichtsrates nur ein Arbeitnehmervertreter zu wählen, so muß er als Arbeiter bzw. Angestellter in einem Betrieb des Unternehmens beschäftigt sein. Sind zwei oder mehr Arbeitnehmervertreter zu wählen, so müssen sich unter diesen mindestens zwei Arbeitnehmer aus den Betrieben des Unternehmens, darunter ein Arbeiter und ein Angestellter, befinden (§ 76, Abs. 2). In der Regel werden die Arbeitnehmervertreter unmittelbar von der Belegschaft gewählt, bei Konzernen ist die Wahl durch Wahlmänner möglich.

20. Nach dem Montanbestimmungsgesetz (vgl. Fußnote 10a) besteht der *Aufsichtsrat* aus mindestens 11 Mitgliedern (§ 4). Er setzt sich bei 11 Mitgliedern zusammen, aus:

- a) vier Vertretern der Anteilseigner und einem weiteren Mitglied,
- b) vier Vertretern der Arbeitnehmer und einem weiteren Mitglied,
- c) einem weiteren Mitglied (auf das sich die zu a und b genannten Gruppen einigen müssen).

Alle weiteren Mitglieder dürfen weder Beauftragte einer Gewerkschaft noch einer

12. Im BetrVG § 72, Absatz 1, heißt es: „Bei geplanten Betriebsänderungen, die wesentliche Nachteile für die Belegschaft oder erhebliche Teile der Belegschaft zur Folge haben können, hat der Betriebsrat in Betrieben mit in der Regel mehr als zwanzig wahlberechtigten Arbeitnehmern ein Mitbestimmungsrecht. Als Betriebsänderungen im Sinne des Satzes 1 gelten:

- a) Einschränkung und Stillegung des ganzen Betriebes oder von wesentlichen Betriebsteilen;
- b) Verlegung des ganzen Betriebes oder von wesentlichen Betriebsteilen;
- c) Zusammenschluß mit anderen Betrieben;
- d) grundlegende Änderungen des Betriebszweckes oder der Betriebsanlagen, soweit sie nicht offensichtlich auf einer Veränderung der Marktlage beruhen;
- e) Einführung grundlegend neuer Arbeitsmethoden, soweit sie nicht offensichtlich dem technischen Fortschritt entsprechen oder ihm dienen.“

Vereinigung der Arbeitgeber oder einer Spitzenorganisation dieser Verbände sein oder zu diesen in einem ständigen Dienst- oder Geschäftsbesorgungsverhältnis stehen. Unter den Vertretern der Arbeitnehmer müssen sich ein Arbeiter und ein Angestellter befinden, die in einem Betrieb des Unternehmens beschäftigt sind. Die Arbeitnehmervertreter werden dem Wahlorgan durch die Betriebsräte der Betriebe des Unternehmens nach Beratung mit den in den Betrieben des Unternehmens vertretenen Gewerkschaften und durch deren Spitzenorganisationen vorgeschlagen (§ 6).

21. Nach dem Aktiengesetz hat der *Vorstand* die Gesellschaft unter eigener Verantwortung zu leiten. Der Vorstand kann aus einer oder mehreren Personen bestehen (AktG § 76). In Unternehmen der Montanindustrie muß dem Vorstand ein *Arbeitsdirektor* angehören. Er kann nicht gegen die Stimmen der Mehrheit der Arbeitnehmervertreter im Aufsichtsrat bestellt oder abberufen werden (Montanmitbestimmungsgesetz § 13).

22. Im *Mitbestimmungsergänzungsgesetz* (vgl. Fußnote 10c) wurden 1956 die Vorschriften des Mitbestimmungsgesetzes auf Holding-Gesellschaften ausgedehnt, sofern diese nach ihrem eigenen überwiegenden Betriebszweck die Voraussetzungen für die Anwendung des Mitbestimmungsgesetzes erfüllen oder sofern ihr Umsatz mehr als zur Hälfte von Konzernunternehmen herrührt, die unter das Mitbestimmungsgesetz fallen. Die Bestimmungen des Gesetzes sollten gelten oder außer Kraft treten, wenn während zweier aufeinanderfolgender Geschäftsjahre diese Voraussetzungen bestehen oder nicht mehr gegeben sind.

23. Die in der Holding-Novelle vorgesehene Frist von zwei Jahren wurde durch ein *Ergänzungsgesetz* (vgl. Fußnote 10d) 1967 auf fünf Jahre verlängert.

Wandlungen in den Vorstellungen der Gewerkschaften zur Mitbestimmung

24. Der Stellenwert der Mitbestimmung hat sich im gewerkschaftlichen Denken im Laufe der Zeit geändert. Bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts wurden, vor allem von der christlichen Arbeitnehmerschaft, sogenannte Arbeitnehmervertreter oder Fabrikausschüsse in den Betrieben gefordert. Die Nationalversammlung der Paulskirche beriet darüber, wie die Fabrikausschüsse in der Gewerbeordnung gesetzlich verankert werden könnten. 1891 wurde in einer Novelle zur Gewerbeordnung die Bildung von Arbeiterausschüssen grundsätzlich gutgeheißen. Während des Ersten Weltkrieges kam es zu einer Regelung, nach der in allen Betrieben mit über 50 Beschäftigten Arbeiter- und Angestelltenausschüsse gebildet werden mußten (Hilfsdienstgesetz vom 5. 12. 1916).

25. In der Reichsverfassung von 1919 wurde die Tariffähigkeit der Gewerkschaften verankert. Über den Tarifvertrag wirken die Gewerkschaften an der Gestaltung der Lohn- und Arbeitsbedingungen mit. Sie blieben damit jedoch in der Position einer außerbetrieblichen Institution.

26. Infolge dieser auseinanderstrebenden Entwicklung in der Gesetzgebung entstand in der Arbeiterbewegung eine gewisse Zweigleisigkeit. Die Zielrichtung der Arbeit der Gewerkschaften deckte sich nicht unbedingt mit der Arbeit der Betriebsräte.

1924 proklamierten die Gewerkschaften die Idee der Wirtschaftsdemokratie. Diese wurde nicht so sehr als Ersatz für die sozialistische Gesellschaftsordnung, sondern als deren Ergänzung angesehen. Gewerkschaftliche Mitbestimmungsforderungen zielten in dieser Zeit nicht auf Mitbestimmung im Unternehmen ab. Vielmehr ging man davon aus, daß die wesentlichen Entscheidungen im Kapitalismus immer mehr in den überbetrieblichen Organen fallen würden. Der Ansatzpunkt für die Umgestaltung der Wirtschaftsordnung wurde daher mehr bei überbetrieblichen, politischen Institutionen gesucht.

27. Nach 1945 spielten zunächst noch Motive und Überlegungen eine Rolle, die schon in der Weimarer Zeit anzutreffen waren. Im Sinne der damaligen Vorstellung von

Wirtschaftsdemokratie wurde Mitbestimmung noch weitgehend als Vorstufe zur Sozialisierung verstanden. Hinzu kam nun als Begründung, daß die politische Demokratie zu ihrer Sicherung eines wirtschaftsdemokratischen Unterbaus bedürfe. Dadurch erhielt im gewerkschaftlichen Denken die Mitbestimmung im Unternehmen starke Impulse.

28. 1949 gaben sich die Gewerkschaften des DGB das Münchener Grundsatzprogramm, das planwirtschaftlich orientiert war. Um eine Entartung der Planwirtschaft zu vermeiden, war an eine überbetriebliche und betriebliche Mitbestimmung als Ergänzung und Auflockerung gedacht. Die Mitbestimmung sollte zwei Funktionen erfüllen: Einmal sollte sie gesamtwirtschaftlich orientiert sein in dem Sinne, daß die einzelwirtschaftlichen Interessen begrenzt und verändert werden. Zum anderen sollte sie betrieblich ausgerichtet sein und auf diese Weise die gesellschaftliche Integration der Arbeitnehmer fördern. Als sich in den 50er Jahren jedoch herausstellte, daß die Mitbestimmung in der Montanindustrie keinen nachhaltigen Einfluß – im Sinne der gewerkschaftlichen Vorstellungen von einer Umwandlung der Wirtschaftsordnung – auf die wirtschaftlichen Entscheidungen der betreffenden Unternehmen ausübte, sind diejenigen zu Kritikern der bestehenden Mitbestimmung geworden, die sich von ihr eine Umgestaltung der Wirtschaftsordnung im Sinne der Sozialisierung erhofft hatten.

29. Im Düsseldorfer Grundsatzprogramm des DGB von 1963 wurden die bisherigen wirtschaftspolitischen Vorstellungen der Gewerkschaften weitgehend revidiert. Planung wird nur noch im Sinne von Global- oder Rahmenplanung für sinnvoll gehalten.

30. Heute ist die Mitbestimmung für die Gewerkschaften insbesondere eine gesellschaftspolitische Forderung. Nach ihrer Ansicht müssen diejenigen, die in einer Ordnung leben, diese Ordnung auch mittragen. Die Mitgestaltung und Mitverantwortung müßte ihren Ausdruck gleicherweise in rechtlichen Formen und einer angemessenen institutionellen Verankerung finden. Die Gewerkschaften betonen dabei, daß die mit jeder Institution verbundene Machtausübung nur dann legitim sei, wenn diejenigen, die über Menschen entscheiden, die Legitimation von denen erhalten, über die sie entscheiden. Diese Frage sei vom Machtmißbrauch völlig unabhängig. Ein Gemeinwesen mündiger Bürger könne sich nicht allein auf die Tugend der Mächtigen verlassen, sondern müsse den Machtgebrauch durch institutionelle Vorkehrungen regeln. Prinzipien würden ihre reale Bedeutung erst in einer bestimmten Wirklichkeit erhalten. Deshalb versuchten die Gewerkschaften, die gesellschaftspolitischen Vorstellungen mit einer Analyse der konkreten Verhältnisse zu verknüpfen. Aus beiden Aspekten leiteten sie differenzierte Forderungen ab. Für Arbeitsplatz, Betrieb und Unternehmen seien entsprechend der Funktionsfähigkeit des jeweiligen Bereichs abgestimmte Vorschläge zu entwickeln.

Strittig in der Auseinandersetzung ist vor allem die Mitbestimmung in Unternehmensorganen, weil hier durch die bestehenden gesellschaftsrechtlichen Regelungen weiterhin das Prinzip gilt, daß den Eigentümern oder ihren Beauftragten die Herrschaft über Menschen zukomme. Dieser Ausgangspunkt der gewerkschaftlichen Forderungen müsse auch bei Einzelregelungen beachtet werden.

31. In der durch die Strukturveränderungen im Bergbau und an der Ruhr ausgelösten Krise hat sich nach Meinung der Gewerkschaften gezeigt, daß durch die qualifizierte Mitbestimmung der Arbeitnehmer und durch die Mitwirkung der zuständigen Gewerkschaft soziale und politische Unruhen verhindert und für diese schwierige Situation nicht nur wirtschaftspolitisch befriedigende, sondern auch gesellschaftspolitisch zukunftsweisende Lösungen gefunden werden konnten.

32. Nach den Vorstellungen der Gewerkschaften soll das Modell der Montanmitbestimmung auf alle Großunternehmen, sofern sie in der Rechtsform einer Kapitalgesellschaft betrieben werden, angewandt werden. Es sollen Unternehmen einbezogen werden, wenn zwei der folgenden Kriterien erfüllt sind: 2000 Arbeitnehmer, 75 Mill. DM Bilanzsumme oder 150 Mill. DM Umsatz. Die Gewerkschaften lassen keinen Zweifel daran, daß sie bei Ausweitung der Mitbestimmung allein an dieser Form interessiert sind,

weil nach ihrer Meinung die im BetrVG festgelegte Form wegen der fehlenden Parität im Aufsichtsrat keine befriedigende Lösung ihrer Mitbestimmungsvorstellungen darstelle.

Nach Ansicht der Gewerkschaften ist mit Sicherheit zu erwarten, daß die Auseinandersetzungen zwischen den Tarifpartnern härtere Formen annehmen würden, wenn in den Diskussionen und Beratungen zur Mitbestimmungsfrage keine Fortschritte erzielt werden. Es könnten dann alte Forderungen wie z. B. die Frage nach dem Eigentumsrecht an den Produktionsmitteln in der Arbeitnehmerschaft neues Gewicht bekommen.

Entwicklungen der Vorstellungen der Arbeitgeberverbände zur Mitbestimmung

33. Die Arbeitgeber des 19. Jahrhunderts lebten in den damals herrschenden liberalen Wirtschaftsvorstellungen. Dem entsprach es, daß sie zwar die Bismarck'sche Sozialgesetzgebung unterstützten, die Gewerkschaften jedoch als gleichberechtigte Verhandlungspartner ablehnten. Um die Jahrhundertwende trat ein Wandel in der Haltung der Arbeitgeberverbände ein. Sie erkannten zunehmend den Anspruch der Gewerkschaften und der Arbeitnehmer auf Mitbestimmung im sozialpolitischen Bereich an, und zwar sowohl durch Abschluß von Tarifverträgen als auch durch die Selbstverwaltung in der Sozialversicherung.

34. Eine weitere Wende brachte der Erste Weltkrieg. Nicht nur infolge des Gesetzes über den vaterländischen Hilfsdienst von 1916, sondern auch infolge freier Vereinbarung unmittelbar nach dem Kriege kam es zu einer intensiveren Zusammenarbeit von Arbeitgebern und Gewerkschaften.

Nach dem Zweiten Weltkrieg hat sich die sachliche Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften fortgesetzt. Die Arbeitgeber erkennen grundsätzlich das Recht der Gewerkschaften an, ihre Ordnungsaufgaben innerhalb des Arbeitslebens wahrzunehmen.

35. Auf betrieblicher Ebene hatten bereits am Ende des vergangenen Jahrhunderts vor Erlaß gesetzlicher Bestimmungen viele Unternehmen Arbeitnehmer an der Gestaltung des innerbetrieblichen Lebens, insbesondere an der Verwaltung sozialer Einrichtungen, beteiligt. Seit dem Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst von 1916 und insbesondere seit dem Betriebsrätegesetz von 1920 bestand die Zusammenarbeit mit gewählten Belegschaftsvertretungen bis zum Jahre 1933 in fast allen Betrieben.

36. Nach dem Zweiten Weltkrieg hat das auf der Grundidee der vertrauensvollen Zusammenarbeit basierende Betriebsverfassungsgesetz eine neue Grundlage geschaffen. Die Arbeitgeber bejahen dieses Gesetz und seine Grundvorstellungen. Die Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände hat nach der Verabschiedung des Betriebsverfassungsgesetzes im Jahre 1952 erklärt, daß das Gesetz die Vertiefung der unmittelbaren Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern im Betrieb, d. h. den sozialen Frieden zum Ziele habe, und daß es darum gemeinschaftliche Aufgabe von Arbeitgebern und Arbeitnehmern sei, in diesem Geist das Gesetz zu erfüllen und die Praxis des Betriebslebens durch positive Anwendung des Gesetzes zu gestalten. In einer Grundsatzerklärung vom Mai 1967 wurde diese Einstellung zum Betriebsverfassungsgesetz erneut unterstrichen.

37. Die Arbeitgeber lehnen die von den Gewerkschaften geforderte Ausdehnung des Modells der Montanmitbestimmung auf andere Bereiche der Wirtschaft ab. Teilweise wird gefordert, sie auch in der Montanindustrie wieder abzuschaffen. Diese Form der Mitbestimmung betrachten sie als eine historisch bedingte und später gesetzlich fixierte Sonderregelung, die mit unserer wirtschaftlichen Grundordnung nicht vereinbar sei. Die Arbeitgeber sehen demgegenüber im Betriebsverfassungsgesetz – der nach ihrer Meinung modernsten Regelung der betrieblichen Arbeitgeber-/Arbeitnehmerbeziehung in der westlichen Welt – eine ausgewogene Grundlage für die Mitbestimmung. Es biete die Möglichkeit, unter Achtung der beiderseitigen Interessenlage einen echten Ausgleich zum Wohle des Betriebes und seiner Belegschaft zu finden. Sie stehen auf dem Stand-

punkt, daß durch diese gesetzliche Regelung die Belegschaft über die von ihr direkt gewählte Vertretung an allen ihre unmittelbaren Interessen betreffenden Entscheidungen unter Wahrung der notwendigen Funktionsfähigkeit des Unternehmens beteiligt sei. Die Arbeitgeber räumen ein, daß das Betriebsverfassungsgesetz nicht überall den gesetzlichen Grundvorstellungen entsprechend angewandt werde, und fordern deswegen von allen Betrieben eine intensivere Handhabung des Gesetzes.

Die Abhängigkeit der Arbeitnehmer im Betrieb

38. Der Arbeitnehmer empfindet seine Situation in unserem Wirtschaftssystem als Abhängigkeit. Weitgehend wird dieses System anerkannt und damit auch seine Begleitererscheinungen. Abhängigkeit gilt nicht stets als Belastung. Sie wird es dann, wenn das sachlich erforderliche Maß überschritten wird. Im wesentlichen lassen sich drei Bereiche von Abhängigkeit feststellen.

39. Der erste Bereich ergibt sich bei Erledigung der Arbeitsaufgabe. Diese Abhängigkeit, die sich sehr konkret zeigt, wird dann als belastend angesehen, wenn die Betroffenen glauben, andere und bessere Wege der Gestaltung zu kennen. Dabei werden starke Abhängigkeiten durch den Einfluß moderner technischer Einrichtungen durchaus in Kauf genommen.

Der Arbeitnehmer wird gegenüber Vorgesetzten wie gegenüber Kollegen, die auf seine Arbeit Einfluß nehmen, eine drückende Abhängigkeit nur dann empfinden, wenn ihm deren Einfluß negativ erscheint, also auch anders vorstellbar ist. Gerade die Ausweglosigkeit in der personellen Zusammensetzung kann schon das Gefühl hervorrufen, als Arbeitnehmer ein abhängiger Mensch zu sein.

40. In unserer Gesellschaft ist es sehr verbreitet, Druck von oben ohne Gegenwehr, aber unwillig, hinzunehmen, jedoch selber nach unten oder auf den Nebenmann Druck auszuüben. Diese Eigenart wirkt sich im Arbeitsleben besonders bei der unmittelbaren Erledigung der Arbeitsaufgabe aus. Solche Abhängigkeit kann stets auftreten, doch ergibt sie sich nicht notwendig aus der Erledigung der Arbeit, sondern aus individuellen Verhaltensweisen. Die Betriebsleitungen in ihren verschiedenen Ebenen haben nur begrenzte Möglichkeiten, auf diese Erscheinungen Einfluß zu nehmen. Das entbindet sie nicht von der Verantwortung, diesen Bereich individuellen Verhaltens durch Verbesserung des Führungsstils menschlicher zu gestalten.

41. Der zweite Bereich der Abhängigkeit in der Situation des Arbeitnehmers ergibt sich aus seinem jeweiligen Platz im Betriebszusammenhang. Viele Dinge wie Organisation, Ausstattung des Arbeitsplatzes etc. sind für den einzelnen Arbeitsplatz vorgegeben und darum nicht mehr individuell beeinflussbar. Das verstärkt das Gefühl der Abhängigkeit. Es wird besonders dann als Belastung empfunden, wenn nach Meinung der Betroffenen Probleme der Technik oder der Kooperation stärkeren Druck ausüben als erforderlich ist.

42. Der dritte Bereich der Abhängigkeit hängt mit der Wirtschaftsordnung zusammen. Dem Arbeitnehmer wird diese Abhängigkeit meist erst dann voll bewußt, wenn keine Betriebszugehörigkeit mehr vorliegt. Er ist zum Lebensunterhalt auf einen Arbeitsplatz angewiesen. Mit seinem Verlust wird die Abhängigkeit von der Wirtschaftsordnung und der Einstellung zur Arbeitsmarktpolitik der Gesellschaft besonders spürbar.

43. Mit der Frage der Veränderbarkeit bestehender Abhängigkeiten durch Mitbestimmung verbinden sich sehr unterschiedliche Meinungen. Der Betrieb ist für die meisten Arbeitnehmer allerdings der Ort, auf den sich die Änderungsvorstellungen zur Abhängigkeit konzentrieren. In dieser Hinsicht lassen sich fünf Auffassungen feststellen, deren Verbreitung jedoch nicht überschaubar ist.

Eine Gruppe hält die Frage der Änderung bestehender Abhängigkeiten nicht für bedeutsam. Sie sieht die Abhängigkeit als nicht oder wenig belastend an.

Eine zweite Gruppe empfindet die Abhängigkeit. Sie beurteilt sie jedoch nicht nach ihren generellen Änderungsmöglichkeiten, sondern sucht eine Änderung individuell herbeizuführen.

In der dritten Gruppe werden Änderungen in der bestehenden Abhängigkeit ebenfalls als wünschenswert angesehen. Möglichkeiten individueller Art werden aber nicht erwogen, und den Möglichkeiten genereller Änderung gibt man keine oder nur geringe Chancen.

Eine vierte Gruppe hält die bestehenden Abhängigkeiten für kollektiv beeinflussbar oder gar aufhebbar.

Eine fünfte Gruppe ist der Ansicht, daß Ursachen unnötiger Abhängigkeit bereits in der Konzeption von Wirtschaft und Gesellschaft liegen. Diese Gruppe kommt deshalb zu dem Schluß, daß eine Änderung nur über kollektive Bemühungen herbeizuführen ist, die die bestehende Konzeption durch eine andere ersetzen.

44. Alle Gruppen haben weitgehend folgende Gemeinsamkeiten: Es entgeht ihnen, daß der Druck, den Menschen aufeinander ausüben, nicht notwendig mit dem modernen Arbeitsleben zusammenzuhängen braucht. Diese Situation beschwert zwar das Arbeitsleben erheblich, jedoch läßt sie sich durch Gesetz oder Institutionen kaum beseitigen. Ferner erkennen die meisten nur schwer, daß ihre Abhängigkeit von der Wirtschaftsordnung nicht allein durch gesetzliche Beeinflussung der Betriebe zu verändern ist.

45. Eine Analyse der vorhandenen Strukturen im Betrieb zeigt, daß sie stark von einem Zusammenwirken zwischen Menschen und technischen Anlagen bestimmt sind. Da sich die Arbeit in unserer industrialisierten Welt nur kooperativ vollziehen kann, müssen die Bedingungen der technischen Anlagen in die Betrachtung über Kooperationsformen mit einbezogen werden.

Technik schließt einen bestimmten Sachzwang ein, durch den die wählbaren Verhaltensweisen eingeschränkt sind. Jedoch wird ein Raum für menschliche Gestaltung immer bleiben, der dann größer ist, wenn Gruppen nur in geringem Umfang technisch bedingter Zusammenarbeit unterliegen. Soziale Gestaltung ist veränderbar und für Mitbestimmung offen.

46. Die Arbeitnehmer haben ein Interesse daran, zu erfahren, warum eine Sache einen bestimmten Zwang ausübt und welche Gestaltungsmöglichkeiten es dafür gibt. Es kommt ferner darauf an, die verschiedenen Formen der Abhängigkeit dem Arbeitnehmer deutlich und einsichtig zu machen. Eine Zielvorstellung und Forderung zugleich muß sein, die Abhängigkeiten auf ein Mindestmaß zu verringern. Sie dürfen nicht größer sein als sachlich notwendig ist.

Mitbestimmung kann in diesem Zusammenhang dazu beitragen, dem Arbeitnehmer das Gefühl der Ohnmacht gegenüber den Bedingtheiten seines Arbeitslebens zu nehmen und ihm die Sicherheit zu verleihen, daß seine Interessen berücksichtigt werden. Mitbestimmung als Beteiligung an Entscheidungen bedarf aber einer Institution, an die die Arbeitnehmer ihre Vertretung delegieren. Darauf ist der einzelne Arbeitnehmer angewiesen. Mitbestimmungsorgane, die die Vertretung im Betrieb darstellen, sind Ausdruck des Selbstverständnisses der Arbeitnehmerschaft.

Das schmälert nicht das Recht der Gewerkschaften, als Organisation eine bestimmte Forderung zu erheben. Jede Organisationsspitze hat den Auftrag, zur Willensbildung der Mitglieder eine Grundlage zu schaffen, indem sie eine bessere Übersicht vermittelt, als sie der einzelne haben kann. Insofern ist Mitbestimmung nicht nur Sache der Arbeitnehmer. Sie muß auch als Sache ihrer Gewerkschaften gelten.

Die Stellung der Führungskräfte

47. Für die Situation der Arbeitnehmer im Betrieb von entscheidender Tragweite ist das Verhältnis zu Vorgesetzten. Darum hat die Auswahl von Führungskräften eine

besondere Bedeutung. Führungskräfte haben neben ihrer technischen oder kaufmännischen Aufgabe Menschen zu leiten und deren Zusammenarbeit zu fördern. Sie müssen sich darum sowohl durch Fachkenntnisse als auch durch charakterliche Fähigkeiten auszeichnen. Ihre menschliche und soziale Einstellung ist wesentlich.

48. Die Berufung in führende Stellungen sollte sachbezogen im Sinne einer Betrachtung des Unternehmens als einer technischen, wirtschaftlichen und sozialen Einheit sein. Diese Auswahlkriterien für Führungskräfte dürfen durch Fremdeinflüsse nicht beeinträchtigt werden. Die Auswahl der Führungskräfte im Sinne solcher Sachbezogenheit kann durch Mitbestimmung verbessert werden.

49. Mitbestimmung kann für das Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen ausgleichend und stabilisierend wirken. Sie kann mithelfen, das Mißtrauen abzubauen, das auch heute noch häufig bei Arbeitnehmern gegenüber den Leitungsorganen anzutreffen ist.

50. Um sicherzustellen, daß bei allen unternehmerischen Entscheidungen die menschlichen und sozialen Fragen Berücksichtigung finden und auch in den Unternehmen selbst diese Fragen den ihnen gebührenden Platz einnehmen, sollte in allen größeren Unternehmen eine geeignete Persönlichkeit gleichberechtigt im obersten Management ausschließlich mit personalen und sozialen Aufgaben betraut werden.

Alle Mitglieder des obersten Management sollten nach dem gleichen Verfahren berufen werden.

Wirtschaftliche Überlegungen

51. Mitbestimmung ist in unserer Wirtschaftsordnung möglich. Diese Wirtschaftsordnung ist durch den marktwirtschaftlichen Prozeß gekennzeichnet, der durch ein modernes wirtschaftspolitisches Instrumentarium und durch regionale und sektorale Strukturplanung ergänzt wird. Bedingung für das Funktionieren einer Mitbestimmung in dieser Wirtschaftsordnung ist, daß sich auch die Unternehmens- und Mitbestimmungsorgane an dieser Ordnung orientieren und sich systemkonform verhalten.

Die staatliche Wirtschafts- und Sozialpolitik muß die Interessen der Arbeitnehmer berücksichtigen. Sie muß, falls es nötig werden sollte, von allen Gruppen der Gesellschaft ein Zurückstecken ihrer wirtschaftlichen Ziele fordern. Die Sicherung und das Wachstum der ökonomischen Basis sind Voraussetzung für eine freiheitliche und menschenwürdige Entfaltung des einzelnen und der Gesellschaft.

52. Die Einheitlichkeit der Unternehmensleitung muß auch bei Mitbestimmung gewahrt bleiben. Die Wirtschaftlichkeit aller Maßnahmen darf hierdurch nicht gefährdet werden, damit auch für die Arbeitnehmer eine entsprechende Steigerung des Lebensstandards erreicht werden kann. Dies bedeutet, daß langfristig die Gewinnchance nicht reduziert, die Investitionsbereitschaft – insbesondere auch des Auslandes – nicht beeinträchtigt und das Wachstum nicht geschmälert werden sollte.

Durch Mitbestimmung darf die internationale Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Wirtschaft nicht sinken. Der zur Erhaltung und Steigerung der Wettbewerbsfähigkeit erforderliche Zusammenschluß auf internationaler Ebene zu größeren Unternehmens-einheiten darf hierdurch nicht behindert werden. Eine Isolierung der deutschen Wirtschaft durch Mitbestimmung wäre nicht zu verantworten.

53. Bei wirtschaftlichen Entscheidungen der Unternehmen muß die soziale Komponente berücksichtigt werden. Kurzfristig kann das bedeuten, daß zu Lasten des Gewinns Sozialpläne entwickelt oder ähnliche Maßnahmen durchgeführt werden müssen. Grundsätzlich muß aber die Bedeutung des Gewinns in seiner Funktion als Maßstab der Leistungsfähigkeit eines Unternehmens anerkannt werden.

54. Durch Mitbestimmung werden die Arbeitnehmer und ihre Gewerkschaften stärker in die Verantwortung der Unternehmen hineingezogen. Diese könnte sich nicht nur in einer versachlichten Tarifpolitik, sondern auch in einer effektiven Unterstützung der

wirtschaftspolitischen Maßnahmen auswirken. Die internationale Streikstatistik bestätigt, daß Deutschland mit seinen verschiedenen Formen der Mitbestimmung eine geringe Zahl von Arbeitskämpfen aufzuweisen hat. Allerdings muß gesagt werden, daß auch die wirtschaftliche Entwicklung und die bestehende Wirtschaftsordnung an diesem Erfolg beteiligt gewesen sein dürften.

Folgerungen für die Mitbestimmung

55. Mitbestimmung kann nur sinnvoll sein, wenn sie einen Beitrag dazu leistet, daß der einzelne seine Gaben entfalten kann und keine sozialen und wirtschaftlichen Unterschiede dies verhindern. Darüber hinaus muß jeder die Möglichkeit haben, entsprechend seinen Fähigkeiten am Leben der Gesellschaft teilzunehmen, das bedeutet auch Teilnahme an Entscheidungen durch gewählte Repräsentanten. Entfaltung und Teilnahme finden ihre Grenze in der Verpflichtung dem Gemeinwohl gegenüber. Das ist die Solidarität, die nicht nur innerhalb der Gruppen, sondern von allen Gruppen gegenüber der Gesellschaft zu fordern ist.

56. Es ist eine Tatsache, daß in Betrieb wie Unternehmen eine funktionsnotwendige Über- und Unterordnung, weitgehende Fremdbestimmtheit der Arbeit und damit ein starkes Maß an Abhängigkeit fast unabänderlich sind. Die Fremdbestimmtheit der Arbeit ist nicht eine Folge der Marktwirtschaft oder des Privateigentums, sondern eine allgemeine Begleiterscheinung des Industrialisierungsprozesses, mit dem unvermeidbar Spezialisierungen verbunden sind. In dieser Situation stellt sich die Frage, welche Vorkehrungen getroffen werden können, um die Lage des Menschen im Betrieb optimal zu gestalten.

Es ist ebenso eine Tatsache, daß institutionelle Regelungen noch keine neue Situation oder ein neues Bewußtsein garantieren können. Schon in der Erklärung des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland zur Frage des Mitbestimmungsrechtes vom 25. 8. 1950 wurde darauf hingewiesen, daß unabhängig davon, „welche gesetzliche Form das Mitbestimmungsrecht auch immer erhalten wird, die eigentliche Aufgabe“ dann erst anfängt.

57. Mitbestimmung kann der Weg sein, um die Arbeitnehmer an der Gestaltung der sie berührenden Fragen im Betrieb und im Unternehmen zu beteiligen. Mitbestimmung ist jedoch nicht in der Lage, die Verhältnisse von Grund auf zu ändern. Durch Mitbestimmung werden nicht automatisch ein besseres Klima erreicht, der Führungsstil grundlegend gewandelt und bessere Formen der Zusammenarbeit gesichert.

58. Mitbestimmung kann die funktionsbedingte Wahrnehmung von Aufgaben, die Mitverantwortung, die laufende Information sowie die Kooperation fördern. Ebenfalls kann durch Mitbestimmung in personellen Fragen die Einhaltung objektiver Kriterien verbessert werden.

59. Eine dauernde größere Sicherheit der Arbeitsplätze wird durch Mitbestimmung kaum gewährleistet. Sie kann bei Entlassung ein Weg sein, soziale Härten zu mildern. Will sich ein Betrieb bzw. ein Unternehmen langfristig behaupten, so ist eine Anpassung an die wirtschaftliche Lage unumgänglich. Mitbestimmung kann dazu beitragen, zwischen dem rein ökonomischen Ziel und der Forderung nach sozialer Gerechtigkeit auf der Ebene von Unternehmen und Betrieb einen Ausgleich zu finden.

60. Mitbestimmung ist ferner in der Lage, die individuellen Rechte des einzelnen zu stärken. Es geht bei der Mitbestimmung jedoch nicht nur um die individuellen Rechte des Arbeitnehmers. Mitbestimmung wird darüber hinaus gesellschaftspolitisch wirksam und leistet damit einen Beitrag zur Integration der Arbeitnehmer. Der Arbeitnehmer denkt und lebt nicht so einseitig, daß er das Unternehmen oder was über seinen Arbeitsplatz hinausgeht als nebensächlich empfinden würde.

61. Von ganz besonderer Bedeutung ist es, den Vorgang der Entscheidungsfindung

auf allen Ebenen bewußt zu machen. Wenn dieses gelänge, so könnte das Mißtrauen der Arbeitnehmerschaft gegenüber Entscheidungen der Arbeitgeber abgebaut werden, und die bestehenden Spannungen würden nachlassen. Es muß das Ziel sein, daß die Entscheidungs- und Informationsträger das Vertrauen der Arbeitnehmerschaft besitzen. Vertrauensvolle Zusammenarbeit setzt allerdings voraus, daß der Partner respektiert wird. Das kann dadurch erreicht werden, daß ihm Recht und Einflußmöglichkeiten eingeräumt werden.

62. Für die Funktionsfähigkeit der Mitbestimmung ist es wichtig, Vorkehrungen gegen mögliche Fehlentwicklungen zu treffen. Fortschritte im sozialen Bereich sind nie auf Grund von idealen Voraussetzungen geschaffen, sondern schrittweise eingeleitet worden. Reformen der Gesellschaft werden immer zugleich Wagnisse sein, aber ohne solche Wagnisse ist kein Fortschritt möglich. Wissenschaftliche Analysen können Argumente für und gegen bestimmte Auffassungen in der Mitbestimmungsdiskussion liefern. Dem Politiker bleibt es vorbehalten, die Argumente abzuwägen und dann im Bewußtsein seiner Verantwortung die Entscheidung zu treffen.

63. Unsere freiheitliche demokratische Grundordnung erfordert die Kontrolle jeder Macht. Jede unkontrollierte Machtausübung kann wegen möglicher Mißbräuche zu einer Gefahr für einen freiheitlichen Staat werden. Es ist darum eine Aufgabe der Gesellschaft wie auch der Legislative, dafür zu sorgen, daß sich Macht nicht unkontrolliert betätigen kann.

Die politische Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens ist in erster Linie eine Funktion der demokratisch gewählten Volksvertretung. Grundsätzliche Änderungen unserer verfassungsmäßigen Ordnung wären unausbleiblich, wenn es einer Machtgruppe möglich wäre, Entscheidungen der Parlamente in ihrem Sinne zu erzwingen.

Macht wird sowohl von Unternehmen als auch durch wirtschaftliche Organisationen ausgeübt. Zu prüfen ist, ob und gegebenenfalls in welchem Umfang diese Macht einer weitergehenden Kontrolle als bisher bedarf.

Mitbestimmung darf nicht die Möglichkeit einer Machtansammlung in den Händen eines einzelnen organisierten Interesses erlauben, die zu einer Gefahr für unsere bisherige Grundordnung werden könnte.

Schlußbemerkungen

64. Bei der Mitbestimmung handelt es sich um eine gesellschaftspolitische Frage, die – je nach Ausgestaltung – Wirtschaft und Gesellschaft stark verändern kann. Diese Tatsache ist den Organisationen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer bewußt. Bisher hat sich die Diskussion um die Forderung der Gewerkschaften nach Ausdehnung der Montanmitbestimmung weitgehend in einer bloßen Konfrontation der Standpunkte der Gewerkschaften und der Arbeitgeberverbände erschöpft. Zu einer wirklich eingehenden Diskussion zwischen ihnen ist es bislang nicht gekommen. Diese gemeinsame Diskussion muß gefordert werden. Sie ist notwendig, um den Weg für solche Entscheidungen zu bahnen, die Aussichten auf eine parlamentarische Realisierung haben. Der Gesellschaft ist nicht damit gedient, daß sich die beiden Gruppen ihre jeweiligen Fürsprecher suchen, im übrigen aber nicht bereit sind, sachlich zu verhandeln.

65. Neue Überlegungen müssen zu verschiedenen Sachverhalten angestellt werden. Dies gilt für das Verhältnis von Risiko und Haftung und hinsichtlich der Frage, ob es faktische und qualitative Unterschiede zwischen Eigentümerrisiko und Arbeitnehmerrisiko gibt. Eng verwandt damit ist die Frage nach dem Unternehmen. Ist dies, wie es das Gesellschaftsrecht noch unterstellt, vor allem ein Instrument der Eigentümer oder ist es nicht vielmehr ein ökonomisches und soziales Gebilde besonderer Art? Zu fragen ist auch nach dem tatsächlichen Inhalt des Begriffs Unternehmer und seiner Funktion in Wirtschaft und Gesellschaft.

66. Die Gesellschaft erwartet von den Verantwortlichen, daß immer wieder neu nach einer glaubwürdigen Ordnung gesucht wird. Eine solche Ordnung muß stets für Verbesserungen offen sein. Es muß daher weiter daran gearbeitet werden, neue Möglichkeiten der Zusammenarbeit zwischen den Gruppen der Gesellschaft zu entwickeln. Wir leben in einer dynamischen Gesellschaft, die auch von den gesellschaftlichen Gruppen erwartet, daß sie sich der Entwicklung stellen.

Der Sozialausschuß hat in seiner Sitzung vom 15. 2. 1969 den vorstehenden Schlußbericht des Arbeitskreises „Mitbestimmung“ diskutiert und einstimmig angenommen.

f) Der kirchliche Beitrag zu Rechtsordnung und Gesetzgebung

A. Denkschrift zur Reform des Ehescheidungsrechts

In den Bemühungen um die Neuordnung des Familien- und Eherechts spielt naturgemäß die rechtliche Regelung der Ehescheidung eine bedeutsame Rolle. Die Familienrechtskommission der EKD erarbeitete dazu eine Denkschrift, die die Frage nach einer Reform des geltenden, auf das Verschuldungsprinzip abhebenden Ehescheidungsrechts sorgfältig prüft und mit konkreten Vorschlägen, die sich auf das Zerrüttungsprinzip gründen, bejaht. Die Denkschrift wurde vom Rat der EKD im Dezember 1969 der Öffentlichkeit übergeben und in Rundfunk, Fernsehen und Presse weitgehend zustimmend kommentiert. Der Bundesminister für Justiz erklärte, sie werde für die Beratungen der von der Bundesregierung eingesetzten Sachverständigenkommission zur Reform des Eherechts von besonderer Bedeutung sein.

ZUR REFORM DES EHESCHIEDUNGSRECHTS IN DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

Eine Denkschrift

Die vom Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland eingesetzte Familienrechtskommission hatte in der Vergangenheit mehrfach auch zu Einzelproblemen des Ehescheidungsrechts Stellung genommen. Sie gewann dabei die Überzeugung, daß Teilreformen nicht genügen. In der Frage, unter welchen Grundgesichtspunkten das Ehescheidungsrecht neu gestaltet werden kann, einigte sich die Kommission nach langen Beratungen auf ein gemeinsames Votum, das in der hier vorgelegten Denkschrift „Zur Reform des Ehescheidungsrechts in der Bundesrepublik Deutschland“ dargelegt und begründet wird. Die Übereinstimmung in den Grundgedanken, die eine einstimmige Annahme der Denkschrift in der Kommission ermöglichte, bedeutet jedoch nicht, daß jedes Mitglied der Kommission jedem konkreten Einzelvorschlag zugestimmt hätte.

Die Neuordnung des Ehescheidungsrechts ist eine bedeutende gesetzgeberische Aufgabe, die zu Recht großes Interesse in der Öffentlichkeit findet. Mit der Veröffentlichung dieser Denkschrift, die vom evangelischen Verständnis der Ehe ausgehend Vorschläge für die Reform des Ehescheidungsrechts macht, möchte der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland einen Beitrag in die öffentliche Diskussion einbringen, der nach seiner Auffassung besondere Beachtung verdient.

Hannover, den 27. November 1969 Der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland
D. Dietzfelbinger

A. Grundlagen

I. Zum Verständnis der Ehe

1. Die Frage nach dem Sinn der Ehe geht alle ohne Ausnahme an, Verheiratete und Unverheiratete, Christen und Nichtchristen. Die Ehe ist mehr als eine private, jederzeit abzubrechende Verbindung zwischen einem Mann und einer Frau. Ihre rechtliche Ordnung ist daher eine Angelegenheit auch der Gesellschaft und des Staates.

2. Wenn im folgenden Ehe und Ehescheidung aus evangelischer Sicht beschrieben und beurteilt werden, so geht es dabei nicht um eine Stellungnahme mit dem Anspruch kirchlicher Lehrautorität, sondern um einen Beitrag zur Gestaltung der Wirklichkeit „Ehe“, der an die vernünftige Einsicht appelliert. Die Kirche nimmt damit ihre evangelische Verantwortung wahr: sie bringt für die Allgemeinheit das ein, was ihr im Horizont des christlichen Glaubens an Einsichten über den Menschen und das menschliche Zusammenleben erschlossen ist.

3. Die Ehe bietet und schützt die dauerhafte Verbindung von Mann und Frau als Möglichkeit einer erfüllten Lebensgemeinschaft. Diese in Freiheit anzunehmende und verantwortlich zu verwirklichende Möglichkeit versteht der christliche Glaube als Stiftung Gottes. Hier wird der Mensch auf besondere Weise in seiner Ich-Bezogenheit und Verslossenheit betroffen und als Mitmensch gefordert. Wer die Ehe eingeht, folgt bewußt oder unbewußt Gottes fortdauerndem Schöpferwort und wird von ihm in Verantwortung genommen.

Nach biblischem Verständnis ist die Ehe also die von Gott eingesetzte umfassende Lebensgemeinschaft von Mann und Frau. In ihren einzelnen Wesensäußerungen wie Geschlechtsgemeinschaft, Wohngemeinschaft, Wirtschaftsgemeinschaft, gegenseitige Fürsorge und Elternschaft verwirklicht sich die Zusammengehörigkeit der Ehegatten (1 Kor 7, 3 ff.). Indem beide, Mann und Frau, einander annehmen, kommen sie zugleich, jeder auf seine besondere Weise, zu sich selbst. In der Ehe ist jeder er selbst nur in seiner Bezogenheit auf den anderen.

4. Die so verstandene Ehe bedeutet, daß sie in der Ausschließlichkeit der Einehe verwirklicht und grundsätzlich auf Lebensdauer geschlossen wird (Matth 19, 6). Sie darf daher auch nicht der freien Verfügung – sei es der Partner, sei es der Gesellschaft oder des Staates – überlassen werden. Zur Ehe gehört die Verheißung von Nachkommenschaft (1 Mose 1, 28). Diese Zusage Gottes entbindet die Eheleute nicht davon, Elternschaft verantwortlich wahrzunehmen. Auch Geburtenplanung fällt unter diese Verantwortung.

5. Die Kirche verkündigt die Versöhnung, d. h. den Frieden zwischen Gott und Menschen und zwischen Mensch und Mensch. Diese Verkündigung gilt ebenso der Ehe wie allen anderen menschlichen Gemeinschaften, ohne daß jedoch nach evangelischem Verständnis der Ehe der Charakter eines sakramentalen Gnadenmittels zukäme. Im christlichen Sinne erfüllt sie sich vielmehr darin, daß sie von den Partnern im Glauben an Gottes Heilsangebot nach seinem Willen gelebt wird.

6. Die christliche Anschauung von der Ehe als Stiftung Gottes bedeutet nicht, daß ihre gesellschaftliche und rechtliche Gestalt zeitlos und allgemeingültig festgelegt sei. Ebenso wenig dürfen die biblischen Aussagen von der Ehe so verstanden werden, als böten sie ein geoffenbartes Idealbild, das in der Ehe – wie unvollkommen auch immer – zu verwirklichen wäre. Vielmehr muß die sozialgeschichtliche Entwicklung der Ehe erkannt und berücksichtigt werden. In ihr ist der Einfluß, den der alttestamentliche und der christliche Glaube auf die Gestaltung der Ehe und das Eheverständnis ausgeübt hat, nicht zu verkennen. Er hat wesentlich zur Ersetzung der Vielehe durch die Einehe, zur Verwandlung der patriarchalischen Eheauffassung in ein Verständnis der Ehe als Bund gegenseitiger Verantwortung der beiden Partner – „Bund der Treue“ – beigetragen.

7. Die eheliche Gemeinschaft erhält durch die Individualität der Ehegatten auch ihrerseits individuellen Charakter. Verantwortung und Schuldigkeit der Ehegatten gegeneinander sind nicht einfach aus einer Ordnungsstruktur „Ehe“ abzuleiten, sondern mit der einmaligen und unauswechselbaren Gestalt jeder Ehe gegeben.

8. Unbeschadet der Freiheit, in der sie geschlossen, und der jeweils eigenen Weise, in der sie geführt wird, bedarf die Ehe rechtlicher Ordnung. Diese hat ihren Sinn darin, daß sie im gesellschaftlichen Gefüge die Ehe umgrenzt und schützt.

II. Zur Frage der Ehescheidung

1. Ist die Erfüllung des göttlichen Willens in der Ehe dem *freien* Gehorsam aufgegeben, so heißt das auch: Dem Menschen ist die Möglichkeit gegeben, den Sinn der Ehe zu verfehlen und mit seiner Ehe zu scheitern. Auf Grund des biblischen Zeugnisses ergeben sich für die Ehescheidung folgende Gesichtspunkte:

Gegenüber der im mosaischen Gesetz geordneten Scheidung durch Verstoßung ist nach dem Worte Jesu daran festzuhalten, daß die Ehe als Gottes Stiftung unauflösbar sein soll.

Die nur bei Matthäus (5, 32; 19, 9) sich findende Bemerkung, bei „Unzucht“ sei Ehescheidung zulässig, erweist sich gegenüber Mark 10, 11 und Luk 16, 18 als abschwächender Zusatz vermutlich aus judenchristlicher Tradition stammend. Jesu Scheidungsverbot ist absolut gemeint. Es gehört an die Seite der Verschärfungen des Gesetzes, die in der Bergpredigt dem mosaischen Recht entgegengestellt werden (Matth 5, 20–48; vgl. 5, 31 f.), und muß von dorthier verstanden werden: Es enthält keine Anweisung für die Rechtspraxis, sondern ein neues Ethos, das mit den Maßstäben gesetzlicher Erörterung und Entscheidung nicht faßbar ist. Gleich den übrigen Antithesen der Bergpredigt proklamiert das Verbot der Ehescheidung eine Möglichkeit rechten Lebens, die dem Menschen im Glauben geschenkt wird. Wenn trotzdem Eheleute sich voneinander scheiden, so wird darin die „Herzenshärte“ (Mark 10, 5) des Menschen offenbar, der Gottes Stiftung mißachtet und daran schuldig wird.

2. Das evangelische Verständnis der Ehe rechnet mit der Scheidung um der Herzenshärte willen. Hier muß die Kirche von der Schuld des Menschen und vom Gerichte Gottes reden, dem der Mensch auch als verantwortungslos Handelnder verantwortlich bleibt. Die christliche Rede von der Schuld ist zu unterscheiden von einer gerichtlichen Feststellung der Schuld: Der Seelsorger sieht beide Partner und ihre Umwelt oft unlösbar in Schuld verstrickt (und häufig sehen die Partner dies selbst so), während es gleichzeitig nicht möglich erscheint, diese Schuld in zulänglicher Abwägung zuzumessen.

Die Kirche redet nicht von Schuld, ohne zugleich die Vergebung zu verkündigen. Diese Vergebung spricht sie auch Geschiedenen zu, wenn sie aufrichtig begehrt wird.

Vergebung kann nicht empfangen werden, ohne daß sie weitergegeben wird. Das gilt auch für die Beziehungen zwischen den geschiedenen Ehepartnern. Nichts kann ihren gemeinsam zurückgelegten Weg nachträglich auslöschen, auch nicht eine Scheidung. Der eine bleibt ein Teil der Lebensgeschichte des anderen. Das begründet ihre auch nach der Scheidung fortdauernde Verantwortung füreinander.

3. Aus Mark 10, 9: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden“ ist die Unauflösbarkeit der Ehe unter dem Bild eines seinshaft unzerstörbaren Bandes verstanden worden, als hieße es: „...“, das *kann* der Mensch nicht scheiden.“ Eine solche Auslegung erkennt, biblisch gesprochen, die Macht der Sünde und den Mißbrauch der Schöpfung durch den Menschen. Die rechtliche Bindung an ein unzerstörbares Eheband kann bei zerbrochener Ehe eine nur noch schlimmere Verhärtung zur Folge haben.

4. In Ansätzen zu einer Kasuistik nennt das Neue Testament als Scheidungsgründe nur Unzucht und Verstoßung des christlichen durch einen nichtchristlichen Ehegatten (Matth 19, 9; 1 Kor 7, 15 f.). Im Anschluß hieran hat die richterliche Praxis in den reformatorischen Kirchen die Scheidung aus besonderen Gründen (Ehebruch, Verschollen-

heit, heimliches Verlassen) als Rechtshilfe für den unschuldigen Teil ermöglicht. Weil die Entscheidung in solchen Fällen den landesherrlichen evangelischen Kirchengerichten (Konsistorien) übertragen war, konnte die Problematik der Ehescheidung auch seelsorgerlich gewürdigt werden. Die neuzeitliche Entwicklung stellte den Gesichtspunkt der sittlich und rechtlich zu verantwortenden Verschuldung voran. Es erwies sich schließlich als notwendig, dieses Prinzip durch den Zerrüttungspunkt noch zu ergänzen, da eine klare Festlegung der Schuld oft genug unmöglich war.

5. Der grundsätzlichen Unauflösbarkeit der Ehe auf der einen und der menschlichen „Herzeshärtigkeit“ auf der anderen Seite wird eine staatliche Ordnung, die die Ehe unter ihren besonderen Schutz stellt, dadurch am ehesten Rechnung tragen, daß es eine Scheidung nur dann geben darf, wenn die eheliche Gemeinschaft nach menschlichem Urteil endgültig zerstört ist. Nur so kann der Scheidungsrichter seine Verantwortung tragen. Die Rechtsordnung darf bestehende Ehen nicht aus menschlicher Eigenmächtigkeit, etwa wegen des bloßen Freiheitswunsches der Partner, oder aus Gründen scheiden, die außerhalb der Ehe liegen. Sie muß aber in der Lage sein, um des Menschen willen der tatsächlichen Zerstörung einer Ehe Rechnung zu tragen. Eine Scheidung sollte daher grundsätzlich dann möglich sein, wenn der rechtliche Fortbestand der zerstörten Ehe die Betroffenen in ihrer menschlichen Existenz schwerer gefährden würde als die Scheidung.

B. Grundforderungen für ein neues Ehescheidungsrecht

I. Zum geltenden Eherecht

Das heute in der Bundesrepublik geltende Eherecht geht davon aus, daß die Ehe grundsätzlich auf lebenslange Dauer geschlossen wird. Dieser Grundsatz wird auch von der öffentlichen Meinung respektiert. Zahl und Gewicht der Stimmen, welche die Möglichkeit einer einseitigen Kündigung der Ehe fordern, sind nicht als sehr erheblich einzuschätzen. Andererseits haben sich die reformatorischen Kirchen von einem ausnahmslosen Scheidungsverbot von Anfang an durch die Entscheidung, Ehescheidung zuzulassen, distanziert. Ein ausnahmsloses Scheidungsverbot wird für unsere Rechtsordnung heute auch von denen nicht mehr gefordert, die für sich an der Unscheidbarkeit festhalten.

Freilich können nur Ausnahmefälle eine Scheidung rechtfertigen. Art und Umfang dieser Ausnahmen sind der eigentliche Gegenstand der Diskussion. Das geltende Ehescheidungsrecht, das in den Vorschriften der §§ 41–53 des Ehegesetzes zusammengefaßt ist, kennt neben der Scheidung auf Grund schuldhaften Verhaltens eines oder beider Ehepartner die Scheidung auf Grund einer Zerrüttung, für die den Eheleuten eine gerichtlich beweisbare – womöglich einseitige – Schuld nicht zur Last gelegt zu werden braucht. Dabei stehen Verschuldens- und Zerrüttungsprinzip nicht sauber getrennt nebeneinander, sondern durchdringen sich gegenseitig in vielfacher Weise. Praktisch hat z. B. der § 49 des Ehegesetzes die Folge, daß eine Ehe selbst bei Ehebruch nur geschieden werden kann, wenn sie als zerrüttet anzusehen ist.

Kurz gesagt, hat das Scheidungsrecht die Aufgabe, zerstörte und, soweit Menschen urteilen können, nicht zu heilende Ehen auch rechtlich zu beenden. Zum anderen hat es aber der Gefahr leichtfertiger Scheidungen entgegenzuwirken. Stärkung der Bindung wie Ermöglichung der Lösung dienen, recht gehandhabt, dem besonderen Schutz von Ehe und Familie durch die staatliche Ordnung, der in Art. 6 Abs. 1 des Grundgesetzes erklärt und gefordert ist.

II. Zur Kritik des geltenden Rechts

Obwohl das geltende Ehegesetz nicht unbrauchbar ist, gibt es doch in steigendem Maße Anlaß zu Bedenken, ob es den oben beschriebenen Aufgaben gerecht werden kann.

Die Bedenken beziehen sich vor allem auf zwei eng ineinander verschlungene Tatbestände.

1. Es muß zunächst gefragt werden, ob für eine Ehescheidung ein Prozeßverfahren mit Klageerhebung die sachlich angemessene Form ist.

a) Sehr häufig ist beiden Partnern bewußt, daß ihre Ehe gescheitert ist und daß die Scheidung als einziger Ausweg erscheint, ohne daß sie den möglichen gegenseitigen Schuldvorwürfen entscheidendes Gewicht zumessen. Dennoch muß, um diesen Ausweg zu erreichen, der eine von den beiden – welcher, ist gleichgültig – gegen den anderen die Scheidungsklage erheben. Bei Klageerhebung oder im Verlaufe des Prozesses muß er sein Begehren in aller Regel mit dem Verschulden der anderen Seite begründen, welche alles zugibt, um möglichst schnell die Scheidung zu erreichen – häufig wider besseres Wissen. Ein Verfahren, daß einen Partner geradezu zwingt, gegen den anderen einen Schuldvorwurf zu erheben, fordert stärkste Bedenken heraus.

b) Zum bisherigen Verfahren gehört in der Regel die Feststellung der Schuld. Ein Schuldspruch ist durch die Paragraphen 52 und 53 des Ehegesetzes vorgeschrieben, wenn die Schuld festgestellt ist. Er erfolgte 1967 in etwa 96 % aller Scheidungen. Nun wird der wahre Sachverhalt des Verschuldens dem Richter bestenfalls in groben Umrissen sichtbar. Ein Ehebruch kann dem im Sinne des Gesetzes „unschuldigen“ Partner mehr anzulasten sein als dem Ehebrecher. Diesen komplexen Sachverhalt kann der richterliche Schuldausspruch nicht zum Ausdruck bringen. Von daher gesehen ist es mehr als fragwürdig, ein so schwerwiegendes und für die Regelung der Folgeprobleme nach dem Gesetz so entscheidendes Urteil, wie das über die Schuld, dem Richter in jedem Fall und in dieser Form anzusinnen. Zudem hat der Schuldausspruch in den zahlreichen Fällen, in denen sich die Gatten bereits über die Folgen der Scheidung geeinigt haben, in der Regel nur eine mehr oder weniger formale Bedeutung. Für die Alterssicherung durch Renten- und Pensionsansprüche gilt dies allerdings nicht unbedingt.

Die Fälle, in denen zwischen den Eheleuten sowohl hinsichtlich der Ursachen ihres Streites wie der angestrebten Folgen unausgleichbare Gegensätze bestehen, mögen heute die Minderzahl bilden. Sie zwingen jedoch zur Entwicklung von Maßstäben der Beurteilung, mag deren Zulänglichkeit auch von der Kritik in Frage gestellt werden.

c) Die grundsätzliche, wenngleich niemals definierbare Grenze der Judizialität menschlicher Schuld macht sich im Scheidungsprozeß ganz besonders bemerkbar. Das eheliche Zusammenleben zweier Menschen führt oft zu Schuldverflechtungen, die für den Richter schwer durchschaubar sind. Das individuelle Gepräge der einzelnen Ehe macht Verhaltensweisen schwer subsumierbar. Was als „schwere Eheverfehlung“ zu gelten habe, muß fast bei jeder Ehe gesondert beurteilt werden.

2. Der zweite Haupteinwand gegen das geltende Ehegesetz besagt, daß es ein Verfahren ermögliche und vielleicht gar begünstige, das gemeinhin mit dem etwas unscharfen Ausdruck „Konventionalscheidung“ belegt wird.

a) Die typische Konventionalscheidung knüpft an die Vorschrift des § 43 EheG an. An die Stelle der gerichtlichen Feststellungen über das Vorliegen einer schweren Eheverfehlung tritt aber die Einigung – d. h. die „Konvention“ – der Parteien über das Vorliegen derartiger schwerer Eheverfehlungen. Sie werden meist in schematischer Form, wie etwa „Lieblosigkeit“, „vom Partner abgewandt“, „das Vertrauen verloren“ oder „eigene Wege gegangen“, als für die Zerrüttung der Ehe ursächlich vorgetragen, von der Gegenseite zugestanden und vom Gericht nicht weiter überprüft. Es werden also die Verfahrensvorschriften vernachlässigt, die durch Aufklärung des Sachverhalts der Aufrechterhaltung der Ehe dienen sollen. Ein mit diesem Vorgehen in der Regel verbundener Vergleich über die Fragen des Unterhalts, der Aufteilung von Wohnung und Hausrat und das Sorgerecht für gemeinsame Kinder wird teils gerichtlich, teils außergerichtlich geschlossen und ist im letzteren Falle dem Gericht nicht einmal immer bekannt. Wird die Scheidung allein aus dem Verschulden des Beklagten begehrt, so tritt häufig auf seiner

Seite kein Anwalt auf. Meist wird ein so zustande gekommenes Urteil durch Rechtsmittelverzicht sofort rechtskräftig.

b) Die beschriebene Konventionalscheidung kann nicht in Bausch und Bogen abgelehnt werden. Hervorstechende Mängel des gegenwärtigen Schulscheidungsrechts werden faktisch durch sie korrigiert. Trotz der starken Bedeutung, die das Einverständnis der Parteien in diesem Verfahren erhält, ist sie grundsätzlich nicht mit einer allein vom Willen der Partner abhängigen Scheidung gleichzusetzen. Diese würde voraussetzen, daß die Ehe einem Verträge gleichgeachtet würde, der durch Übereinstimmung wieder gelöst werden könnte. Die verantwortlich gehandhabte Konventionalscheidung unterwirft jedoch die Entscheidung, ob „eine Wiederherstellung der ehelichen Lebensgemeinschaft nicht mehr erwartet werden kann“, das Urteil also über die Zerrüttung der Ehe, immer noch der richterlichen Urteilsbildung. Sieht man jedoch auf die Inhaltslosigkeit vieler auf § 43 EheG gestützten Ehescheidungsklagen, auf die Kürze der richterlichen Anhörung der Parteien, auf die Schematik, in der die Parteien vor Gericht auch zu dem Thema der Zerrüttung ihrer Ehe Stellung nehmen, schließlich auf die Kürze der Zeitspanne, die oft zwischen Klageerhebung und Rechtskraft des Scheidungsurteils liegt, so ist zu befürchten, daß häufig auch die Entscheidung über die Zerrüttung allein noch auf die Erklärung der Parteien gestützt wird.

c) Eine solche Handhabung der Konventionalscheidung wäre nicht zu verantworten. Sie stellte nämlich die Ehe zur Verfügung der Parteien. Sie ebnete damit den Weg zu unüberlegten, spontanen Entscheidungen der Eheleute. Sie würde den richterlichen Urteilsspruch zum Beurkundungsakt abwerten, der dann überflüssigerweise statt von einem Standesbeamten von drei Richtern vorgenommen würde.

d) Der tiefere und wirkliche Grund für den im deutschen Rechtsleben ungewöhnlichen Umstand, daß die richterliche Praxis sich in breiter Front von Wortlaut und Sinn des Gesetzes entfernt, liegt daran, daß die Vorschrift des § 43 EheG und die in der höchstrichterlichen Rechtsprechung entwickelten Begriffe von Verhaltensweisen, die als „schwere Eheverfehlungen“ im Sinne dieser Vorschrift anzusehen sind, nicht ausreichen. Die Vielschichtigkeit bewiesener und unbewiesener Faktoren belastet das Urteil über das Verschulden an der Zerrüttung einer Ehe oft mit unerträglichen Unsicherheiten.

e) Die Ehescheidungsurteile im Konventionalscheidungsverfahren werden regelmäßig unangefochten rechtskräftig; es kommt also gar nicht erst zu einer höchstrichterlichen Rechtsprechung. Da die Konventionalscheidung ihre Grundlage in § 43 EheG hat, läßt die Statistik Rückschlüsse auf die Situation zu. Von 62 835 Ehescheidungen in Westdeutschland im Jahre 1967 erfolgten 57 749 aus § 43 allein. Man darf mit guten Gründen annehmen, daß hiervon die weit überwiegende Zahl in dem beschriebenen Konventionalverfahren erfolgte. Hingegen wurden 1967 nur 2800, also weniger als 5% aller Ehescheidungsurteile nach § 48 EheG erlassen. Auch von diesen wird nur die Minderzahl als sog. „streitige Scheidung“ ergangen sein. Bei diesem Ausmaß der Konventionalscheidungen kann nicht mehr von einem verbreiteten Mißbrauch gesprochen werden, dessen Rückführung auf eine bessere, den gesetzgeberischen Intentionen entsprechende Rechtsanwendung noch möglich wäre. Diese Entwicklung muß als Symptom dafür gewertet werden, daß das geltende Recht nicht mehr hinreichend geeignet ist, den heute sich stellenden Eheproblemen gerecht zu werden. Es müssen also grundsätzliche Änderungen in Erwägung gezogen werden, für welche auch diese Entwicklung fruchtbare Hinweise und Ansätze bietet.

III. Zerrüttung als einziger Scheidungsgrund

Wie gezeigt, ist die Zerrüttung der Ehe auch bei der Scheidung aus Verschulden der eigentliche Orientierungspunkt.

1. Ein Scheidungsrecht, das sich prinzipiell an der Zerrüttung oder Nichtzerrüttung

der Ehe ausrichtet, hat den Vorzug, die Scheidung als das begreiflich zu machen, was sie allein sein darf, nämlich die Folge eines Scheiterns der ehelichen Lebensgemeinschaft, in das beide Teile unentwirrbar miteinander verstrickt sind – wie ungleich im einzelnen auch ihre Verantwortung dafür sein mag. Ein gerichtlicher Scheidungsausspruch ohne Schuldspruch macht deutlich, daß hier niemand für eheliches Fehlverhalten getadelt werden soll und daß es nicht um prozessualen Sieg oder Niederlage geht. Die Diskriminierung der Ehepartner durch öffentlichen Schuldspruch entfällt. Falsche Rückschlüsse, die die Öffentlichkeit aus Ehescheidungsurteilen zieht, finden keinen Anhalt mehr.

2. Gesetzgeberisch könnte die Zerrüttung als Scheidungsprinzip etwa in folgender Generalklausel Ausdruck finden:

Ist das eheliche Verhältnis der Ehegatten so weit zerstört, daß keine Aussicht auf eine Wiederherstellung ehегemäßer Beziehungen besteht, so kann die Ehe auf den Antrag eines Ehegatten geschieden werden.

Es erscheint nämlich aussichtslos, gesetzliche Tatbestände zu formulieren, welche diese tiefgreifende Zerrüttung zulänglich definieren. Der ernsthafteste Einwand gegen eine Generalklausel ist die Befürchtung, die Rechtsprechung werde bei ihrer Anwendung weit auseinanderfallen. Diese Befürchtung wäre sicher berechtigt, wenn es nicht bestimmte Indizien gäbe, die es dem Richter möglich machen, die Zerrüttung einer Ehe festzustellen. Solche Indizien könnten Ehebruch, Lebensnachstellung, schwere Mißhandlung usw. sein. Auch das gemeinsame Scheidungsbegehren kann ein erhebliches Anzeichen für die Zerrüttung sein, besonders wenn zahlreiche Umstände das Zustandekommen eines solchen Entschlusses erschweren, z. B. gemeinsame Kinder, gemeinsame Wohnung, komplizierte Vermögensauseinandersetzung und Schwierigkeiten, den Unterhalt aufzubringen. Ebenso bieten äußere Zeichen, vor allem lange Dauer des Getrenntlebens, Zuwendung zu einem anderen Partner, Berufswahl in einem anderen Ort, tatsächliche Aufteilung der gemeinsamen Habe, Aufnahme einer Ausbildung oder eines Berufes der vordem nicht berufstätigen Ehefrau, Anhaltspunkte für die Beurteilung des Ausmaßes der Zerrüttung. So bedeutsam das Vorliegen dieser Indizien auch ist, so kann doch nicht einfach und ohne weiteres aus ihnen auf die unheilbare Zerrüttung geschlossen werden. In jedem Falle muß das gegenseitige Verhältnis der Ehepartner in seiner Gesamtheit im Blick bleiben. Die Aufzählung solcher Indizien im Gesetz ist nicht unbedingt erforderlich; ihre Herausarbeitung kann auch der Rechtsprechung überlassen werden.

Bedenken, daß die Einführung des Zerrüttungsprinzips mehr noch als das Verschuldensprinzip an die Grenzen richterlichen Erkenntnisvermögens vorstoße oder den Richter zwingt, in unerträglichem Maße in die Intimsphäre der Ehepartner einzudringen, haben also weniger Gewicht, als es auf den ersten Blick erscheint. Bei der Feststellung, ob eine Ehe unheilbar zerrüttet ist oder nicht, muß der Richter an Hand solcher vorliegenden Indizien eine gegenwärtig erkennbare Wahrscheinlichkeit beurteilen. Dazu gehört auch, daß die Möglichkeit und die Bereitschaft der Partner, eine einmal gestörte Ehe wiederaufzunehmen, in Betracht gezogen wird.

Alles in allem wird dem Richter bei Einführung des reinen Zerrüttungsgrundsatzes als Scheidungsgrund weder etwas Neues noch etwas grundsätzlich Unzumutbares zur Entscheidung zugewiesen.

3. Ein Gesamtüberblick über die Scheidungsverfahren läßt erkennen, daß nicht selten die Beteiligten selbst ihre Situation falsch einschätzen oder daß Klagen aus Kurzschlußreaktionen entstehen. Dafür spricht, daß eine erhebliche Zahl von Scheidungsklagen (bis zu einem Drittel) von den Beteiligten nicht weiterbetrieben wird. Ebenso ist zu beobachten, daß oft selbst naheliegende Möglichkeiten übersehen und versäumt werden, um die Eheschwierigkeiten zu überwinden. Dies gilt um so mehr, je jünger die Ehepartner sind; junge Ehen machen ohnehin den überwiegenden Teil der Scheidungsfälle aus; über die Hälfte der Scheidungen erfolgt in den ersten sieben Ehejahren. Da Zerrüttung ihrem Begriffe nach die Erschöpfung der inneren und äußeren Möglichkeiten zur Lebens-

gemeinschaft voraussetzt, kann ein Urteil regelmäßig erst nach einer gewissen Dauer der Ehe verlässlich gewonnen und verantwortet werden. Eine materielle Sperrfrist von mindestens einem Jahr erscheint daher angemessen, von welcher in groben Fällen unzumutbarer Ehwidrigkeiten Ausnahmen zulässig bleiben müssen.

4. Wenn Ehen nur auf Grund der Zerrüttung geschieden werden können, so verliert damit die Frage nach der Verantwortung für die Zerrüttung im Ehescheidungsverfahren keineswegs ihre Bedeutung. Zwar wird sie in den zahlreichen Fällen, die heute in der geschilderten Weise zur Konventionalscheidung führen, ohne Belang sein. Wenn aber ein Ehegatte der Scheidung widerspricht, bekommt die Frage Gewicht, wer die Verantwortung an der Zerrüttung der Ehe trägt; wollte man in diesen Fällen davon gänzlich absehen, so würde man dem Ehescheidungskläger das eigene Verschulden als Hebel in die Hand geben, mit dem er selbst die Scheidung der Ehe herbeiführen könnte. Gleichermaßen wird – sofern eine einverständliche Regelung unerreichbar ist – die Entscheidung über die Nebenfolgen der Scheidung (Unterhalt, elterliche Gewalt u. a. m.) nicht ergehen können, ohne daß der erkennende Richter das Verschulden an dem Scheitern der Ehe mitberücksichtigt.

IV. Grenzen des Zerrüttungsgrundsatzes

1. Das geltende Recht ordnet die Scheidung nicht nur als streitiges Prozeßverfahren, sondern setzt auch in der Sache selbst eine Streitfrage voraus. Der eine Ehegatte klagt gegen den anderen, der sonst in der Ehe bleiben würde, oder beide Eheleute streiten mit wechselseitigen Vorwürfen. Es wurde dargelegt, daß heute die Parteien in der Mehrzahl der Fälle in einem Stadium ihres Verhältnisses vor Gericht treten, in welchem diese Streitlage nur noch partiell oder formell besteht. Dies mindert nicht die Bedeutung der Fälle, in denen auch heute ein echter Streit der Parteien über Voraussetzungen und Folgen der Scheidung besteht. Hier ist der Richter zur wertenden Entscheidung genötigt.

2. Die Folge der Einführung des Zerrüttungsprinzips als Generalgrundsatz wäre der Fortfall der in den bisherigen §§ 42–48 differenzierten Scheidungsgründe. Damit entfallen aber die Maßstäbe für die Entscheidung streitiger Verfahren, die das bisherige Recht angeboten hat – vom Verschulden (§§ 42/43) über die sittliche Rechtfertigung (§ 43 Satz 2), die Trennungsdauer (§ 48) bis zur außergewöhnlichen Härte (§ 47). So schwierig und unzulänglich diese Maßstäbe sein mögen, so bringen sie doch die innere Problematik der Ehescheidung zum Ausdruck und zum Bewußtsein. Ihre Auslegung und Fortentwicklung hat versucht, diesen Fragen in der Lebenswirklichkeit gerecht zu werden. Bei der Beschränkung des Scheidungsrechts auf den Zerrüttungsgrundsatz müßte die Rechtsprechung ohne Anhalt im Gesetz die Maßstäbe der Entscheidung, ja sogar das Bewußtsein dieser Problematik, selbst entwickeln.

3. Würde aber der Zerrüttungsgrundsatz nicht begrenzt werden, so würde er sich in eine rechtliche Handhabe zur einseitigen Verstoßung verkehren. Ein böswilliger Partner brauchte nur seine Ehe zu zerstören, um aus seinem ehewidrigen Handeln ohne Rücksicht auf die inneren und die äußeren Folgen, die den anderen treffen, für sich ein Recht auf Scheidung abzuleiten. Dieses Problem kann weder durch die Aufstellung abstrakt-sittlicher Normen noch durch die indirekte Wiedereinführung des Schuldprinzips, noch durch die Aufzählung besonders wichtiger Ausnahmegründe, noch durch die Gewährung eines Widerspruchsrechts für den anderen Teil zulänglich gelöst werden.

Gesetzgebung und Rechtsprechung können der Frage jedoch nicht ausweichen. Sie dürfen nicht Entscheidungen legitimieren, die als Verletzung der Gerechtigkeit und als unzumutbare Härte nachhaltig empfunden werden müssen und es auch tatsächlich sind. Für die Lösung dieser Aufgabe bieten nicht die komplizierten Vorschriften des bisherigen § 48, sondern die Regelung der vom Verschulden unabhängigen Scheidungsgründe der §§ 44 ff. bewährte Anhaltspunkte.

4. Nur extreme Ausnahmen können der Scheidung zerrütteter Ehen entgegenstehen. Sie bestehen nicht in absoluten, sondern in relativen Gründen: Wenn nach dem im Teil A Gesagten Scheidung dann möglich sein soll, wenn die erzwungene Aufrechterhaltung der Ehe die Betroffenen in ihrer menschlichen Existenz insgesamt schwerer gefährden würde als die Scheidung, so sollte umgekehrt bei Zerrüttung die Ehe dann nicht geschieden werden, *wenn die Scheidung für den Partner, der an der Ehe festhält, eine unverhältnismäßige und unbillige Härte sein würde. Unverhältnismäßige Härten können in menschlichen Folgen liegen sowie in wirtschaftlichen Folgen, nämlich in der Preisgabe an soziale oder ökonomische Verelendung oder an eine unzumutbare Unsicherheit der Existenz.*

Für die Beurteilung der Frage, ob eine solche Härte vorliegt, sind die gesamten Lebensverhältnisse der Ehegatten zu berücksichtigen, insbesondere die Dauer der ehelichen Lebensgemeinschaft, die Gesundheit und das Alter des anderen Partners und die Verantwortung für die Zerrüttung, aber auch die Dauer des Getrenntlebens. Dabei ist zu beachten, daß die Scheidung regelmäßig äußere Vergemeinschaftungen aufhebt und häufig selbst bei Einverständnis Härtefolgen einschließt, so daß nur unverhältnismäßige Härten die Einschränkung rechtfertigen.

5. Bei allen Scheidungsfällen sollte geprüft werden, ob das „wohlverstandene Interesse der Kinder“ die Scheidung einer zerrütteten Ehe hindern soll. Die Aufrechterhaltung einer zerstörten Ehe kann dem Interesse minderjähriger Kinder im Einzelfall ebenso gut widersprechen, wie es ihm dienen kann. Dennoch erscheint geraten, diesen Gesichtspunkt in dem Sinne einzubeziehen, daß eine unverhältnismäßige Härte sowohl bei den Ehegatten wie auch bei den minderjährigen Kindern zu berücksichtigen ist.

6. Werden durch die Generalklausel auch die bisherigen Einzelatbestände der §§ 44/45 hinfällig, so sollte doch im Gesetz klargestellt werden, daß es einer Zerrüttung gleichzuachten ist, wenn infolge einer schweren psychischen Erkrankung die geistige Gemeinschaft zwischen den Eheleuten dauernd aufgehoben ist. Bei Anwendung der Härteklausel müßte auch hier die besondere Verantwortung des gesunden Ehegatten für seinen kranken Ehepartner berücksichtigt werden.

C. Folgerungen

I. Scheidungsfolgen

1. Der Fortfall des Schuldspruchs im Scheidungsurteil muß auch zu Änderungen derjenigen Vorschriften des geltenden Rechts führen, die die Folgen des Scheidungsausspruchs regeln. Soweit nach dem Scheidungsausspruch Entscheidungen über den Unterhalt, aber auch über weniger bedeutsame Fragen, wie die Verteilung des ehelichen Hausrats oder die Kosten des Verfahrens, notwendig werden, sind diese Entscheidungen bisher weitgehend vom Schuldspruch abhängig. Selbst die Entscheidung über die elterliche Gewalt, die in erster Linie das „wohlverstandene Kindesinteresse“ als Kriterium hat, berücksichtigt den Schuldspruch des Urteils.

2. Tatsächlich sind allerdings vielfach die Entscheidungen über diese Nebenfragen schon vom richterlichen Schuldspruch gelöst, weil sich die Parteien in einem Vergleich darüber einigen. Dabei wird der sachliche Inhalt des Vergleichs von dem mutmaßlichen Schuldspruch mitbestimmt, der im Falle streitiger Durchführung des Ehescheidungsverfahrens erginge.

Ein Scheidungsrecht ohne Schuldspruch wird auch in Zukunft die Frage der Verantwortung nicht unberücksichtigt lassen können, soweit es sich um die Regelung dieser Folgeprobleme handelt. Dabei wird weniger auf die Verantwortung an dem Scheitern der Ehe gesehen werden müssen, mehr hingegen auf die fortwirkende Verantwortung füreinander, die in dem bisherigen gemeinsamen Leben begründet ist.

3. Diese Nebenentscheidungen stehen also eng mit der Gesamtsicht der Verhältnisse

im Zusammenhang, die den Ausgang des Ehescheidungsverfahrens bestimmen. Die Frage etwa, ob man die empfohlene Härteklauseel anwendet oder nicht, kann davon abhängen, ob und in welcher Weise es gelingt, in den Folgeentscheidungen die Härte für einen geschiedenen Partner auszugleichen. In der Verfahrensordnung muß daher gesichert werden, daß dem Richter des Scheidungsverfahrens auch der Spruch über die Nebenfragen übertragen wird, und zwar unabhängig davon, ob man die Einführung eines Familiengerichts für richtig hält oder nicht. Dieser Richter wird die Verhältnisse der Parteien am besten überblicken, insbesondere wird er, soweit es für die Entscheidung der Nebenfolgen darauf ankommt, das Kriterium der Verantwortung am Scheitern der Ehe auch am sachgerechtesten beurteilen können. Es mag sein, daß er schon bei der Erörterung der Indizien, die für eine Zerrüttung sprechen, oder bei der Prüfung, ob die Härteklauseel einer Ehescheidung entgegensteht, unmittelbar zur Feststellung von Sachverhalten gekommen ist, die die Verantwortung an dem Scheitern der Ehe berühren. In diesem Fall ist ihm ein bei den Entscheidungen der Nebenfolgen unter Umständen zu beachtender Gesichtspunkt am besten vertraut; in anderen Fällen wird er gelegentlich um der Entscheidung der Nebenfragen willen seine Feststellungen auf Sachverhalte ausweiten müssen, deren Erhebung für den Scheidungsspruch selbst nicht nötig wäre. Damit wird aber dem Richter faktisch nichts Neues auferlegt. Sofern der Vergleich erst im Verfahren geschlossen oder vorbereitet wird, ist auch heute schon der Prozeßrichter des Scheidungsverfahrens an der Regelung der sog. Nebenfolgen, wie Verteilung der elterlichen Gewalt, Unterhaltsregelungen u. ä., beteiligt.

4. Auch im künftigen Recht sollte die außergerichtliche Einigung über die Folgen der Scheidung, soweit sie der Dispositionsbefugnis der Parteien unterliegen, nicht ausgeschlossen sein. Mit Rücksicht jedoch auf die oft langandauernden Rechtsfolgen eines Vergleichs sollte die Offenlegung derartiger Vergleiche im Scheidungsverfahren gefordert werden.

II. Neuordnung des Verfahrens

1. Die durch eine Zusammenfassung des Ehescheidungsurteils mit der Entscheidung über die Scheidungsfolgen notwendig werdende Änderung der sachlichen Zuständigkeit der Gerichte bedeutet einen Schritt in Richtung auf das von manchen geforderte Familiengericht. Es ist zu überlegen, ob als weiterer Schritt das Gericht neben den juristisch vorgebildeten Richtern auch mit solchen Richtern besetzt werden sollte, die aus der Praxis der Eheberatung mit entsprechender Vorbildung kommen.

2. Das gegenwärtige Ehescheidungsverfahren paßt nicht zu einem Ehescheidungsrecht, das an Stelle der Schuld die Zerrüttung der Ehe zum eigentlichen Grund der Scheidung macht. Daher sollte nicht eine Klage gegen den anderen Ehegatten, sondern ein Antrag an das Gericht das Scheidungsverfahren einleiten, der auch gemeinsam gestellt werden kann. Ein solches Antragsverfahren gibt genügend Spielraum sachgemäßer Verhandlung und Entscheidung auch in der Minderzahl wirklich streitiger Verfahren, in denen dem Scheidungsantrag von dem anderen Ehegatten widersprochen wird. Beide Parteien sollten ausnahmslos durch Anwälte vertreten sein. Von der persönlichen Anhörung der Eheleute sollte nur in Ausnahmefällen abgesehen werden können.

3. Durch zwingende Verfahrensbestimmung muß auch dafür Sorge getragen werden, daß die heute durch Verzicht auf Einlassungs- und Ladungsfristen möglichen Schnellscheidungen unterbleiben. Oft wird den Beteiligten erst während des Verfahrens klar, was eine Ehescheidung für sie bedeuten würde. Insbesondere würde dies gelten, wenn die Entscheidung über die Scheidungsfolgen mit dem Scheidungsurteil ergehen und daher im Scheidungsverfahren mit vorbereitet werden muß. Für eine Versöhnung ergeben sich unter Umständen während des Scheidungsverfahrens neue Aussichten. Deswegen muß zwischen Antragstellung und Urteil eine Mindestfrist von drei Monaten liegen, die nur in Fällen unzumutbarer Härte abgekürzt werden kann.

4. Der Richter sollte verpflichtet sein, in jedem Stadium des Verfahrens auf eine Ausöhnung der Ehegatten hinzuwirken. Ein besonderer gerichtlicher Sühneversuch vor dem eigentlichen Scheidungsverfahren sollte nur noch auf Antrag, dann aber zwingend, stattfinden.

5. Der Weg zur Wiederherstellung einer ehelichen Lebensgemeinschaft kann den Ehegatten durch den Dienst von Eheberatungsstellen erleichtert werden. Deswegen ist die Einrichtung und öffentliche Förderung von Eheberatungsstellen besonders dringlich. Die Möglichkeiten der Beratung würden jedoch gestört, wenn deren Inanspruchnahme vor oder während des Scheidungsverfahrens vorgeschrieben würde, wie vorgeschlagen worden ist. Auch müssen die Beratenen wissen, daß der Berater jede Äußerung über ihre Ehe vor Gericht ablehnen wird, wenn sie ihn nicht selbst darum bitten. So bedeutungsvoll das Vorhandensein von Beratungsstellen auch für das gerichtliche Scheidungsverfahren ist, so sorgfältig muß doch jede formelle Verknüpfung beider vermieden werden.

III. Die soziale Sicherung der Ehefrau

1. Die vorgeschlagene Härteklausele (B IV 4) wird in einem wesentlichen Teil der Fälle angewendet werden müssen, in denen die Ehefrau durch die Scheidung in eine sozial unzumutbar ungesicherte Position geraten würde. Dies hat seinen Grund in der gegenwärtigen Ausgestaltung des Systems der sozialen Sicherung, insbesondere des Renten- und Pensionsrechts. Die soziale Sicherung der Ehefrau ist Teil der Sicherung des berufstätigen Mannes und an sie geknüpft, so daß die Ehefrau durch die Scheidung eine erhebliche Rechtsminderung erfährt. Es widerspricht dem Wesen der Ehe und der personalen Würde der Frau, daß sie durch diesen Tatbestand gezwungen sein kann, an einer an sich hoffnungslos zerstörten Ehe festzuhalten.

Nur eine Reform des Sozialrechts, die der Ehefrau eine von ihrem Mann unabhängige Sicherung aus eigenem Recht gibt, kann hier Abhilfe schaffen.

2. Einzelne Änderungen auf dem Gebiet des Renten- und Pensionsrechts müssen aber schon gleichzeitig mit der hier vorgeschlagenen Reform des Ehescheidungsrechts erfolgen. Zunächst muß überall da, wo Versorgungsleistungen an die geschiedene Ehefrau am Schuldspruch des Scheidungsurteils orientiert sind, auf die oben unter C I 2 entwickelten Kriterien für die Unterhaltsverpflichtung Bezug genommen werden. Darüber hinaus müßte den Ehegatten die Möglichkeit gegeben werden, nicht nur über die Unterhaltsleistungen zu Lebzeiten, sondern auch über die Verteilung der erdienten Pensions- oder Rentenanwartschaften Vereinbarungen zu treffen, die die auszahlende Stelle zu respektieren hätte. Wenn eine Vereinbarung nicht abgeschlossen wird, müßte darüber in gleicher Weise wie über Unterhaltszahlungen im Scheidungsurteil mit entschieden werden.

Die hier vorgelegten Erwägungen und Vorschläge haben in allen ihren Teilen ein einziges Ziel im Auge: den Schutz der Ehe. Auch damit, daß sie die Möglichkeit der Scheidung in bestimmten Fällen offengehalten wissen wollen, verfolgen sie ausschließlich dieses Ziel. Ein Scheidungsrecht, das in breiterem Ausmaße dazu führte, faktisch zerbrochene und längst aufgelöste Lebensgemeinschaften als fortbestehende Ehen zu behandeln, würde gerade das im öffentlichen Bewußtsein nachhaltig gefährden, was allein einer Ehekrise entgegenwirken kann, nämlich die Überzeugung, daß die Ehe für die Menschen, und zwar für schlichte und hochintellektuelle, für verheiratete und ehelose, für Eltern und Kinder, eine gute und unaufgebbare Sache ist, eine segensreiche Gabe Gottes.

B. Ordnungsrecht und Hochschulreform

Am 27. März 1969 unterzeichneten die Ministerpräsidenten von neun Bundesländern – Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen schlossen sich aus – einen „Staatsvertrag über Grundsätze zur Reform der wissenschaftlichen Hochschulen und über die Vereinheitlichung des Ordnungsrechts an den Hochschulen“, ohne ihn öffentlich bekanntzugeben und zur Diskussion zu stellen. Dieses Vertragswerk entspricht seinem Titel keineswegs, denn weder erscheinen Hochschulreform und studentisches Ordnungsrecht als gleichwertige Elemente eines umfassenden Reformunternehmens noch wird über Reformmaßnahmen auch nur annähernd so detailliert und konkret gehandelt wie über das Ordnungsrecht. Verbreitet wurde – ein seltsamer Vorgang – der Vertragstext zunächst durch die Evangelische Akademikerschaft, die ihn auch dem Rat der EKD unter Beifügung einer gemeinsam mit der Evangelischen Studentengemeinde erarbeiteten Erklärung zuleitete:

1. Wir sind über die Tatsache beunruhigt, daß der Staatsvertrag über Grundsätze zur Reform der wissenschaftlichen Hochschulen und über die Vereinheitlichung des Ordnungsrechts an den Hochschulen am 27. März 1969 in Bonn von den Ministerpräsidenten unterzeichnet ist, aber bisher in der Öffentlichkeit nicht diskutiert werden konnte, weil sein Wortlaut nicht bekannt war. Dieser Vertrag ist unter Ausschluß der Öffentlichkeit vorbereitet und entscheidungsreif gemacht worden. Er soll am 1. August 1969 in Kraft treten. Das Abschluß-Kommuniqué der Pressestelle der Niedersächsischen Landesregierung – Ministerpräsidenten-Konferenz – vom 27. 3. 1969 bot nur eine unvollständige Unterrichtung.

Die rechtzeitige Diskussion dieser Angelegenheit, die die Öffentlichkeit in höchstem Maß interessieren muß, ist verhindert worden; die Betroffenen sind nicht gehört worden: das weckt bei uns schwerste Bedenken gegen den demokratischen Charakter der Prozedur.

2. Zum Inhalt stellen wir fest:

a) Wir sind bestürzt, daß in der Presseerklärung die am schwersten wiegende Konsequenz des Staatsvertrages nicht genannt worden ist: die Formulierung des Artikel II § 4 legt die Folgerung nahe, daß einem Studenten, der vom Studium in einem Bundesland ausgeschlossen worden ist, zugleich in allen Bundesländern das Recht zum Studium genommen wird. Die Befristung der Relegation „bis zu drei Jahren“ läßt es zu, ihm faktisch die Möglichkeit seiner Berufsausbildung abzuschneiden und ihn in seiner freien Berufswahl entscheidend zu hindern. Das steht im Widerspruch zu Artikel 12 des Grundgesetzes, der jedem Deutschen das Recht auf freie Wahl des Berufes und der Ausbildungsstätte als Grundrecht zusichert.

b) Der Staatsvertrag verwendet mehrmals Generalklauseln bei der Umschreibung von ordnungswidrigen Tatbeständen. Das wird in der Praxis zu sehr unterschiedlichen Entscheidungen führen. Es heißt zum Beispiel in Art. § 2 Abs. 1, daß Mitglieder der Hochschule belangt werden können, wenn sie „die Durchführung von Lehrveranstaltungen, den Forschungsbetrieb, die Tätigkeit der Organe oder die Verwaltung stören oder behindern“. „Stören oder behindern“ läßt einen fatalen Ermessensspielraum offen. Wer stellt fest, wann „gestört und behindert“ wird? Wäre nicht nur dann ein einwandfrei feststellbarer Tatbestand bezeichnet, wenn es hieß: „Die Durchführung von Lehrveranstaltungen, den Forschungsbetrieb, die Tätigkeit der Organe oder die Verwaltung objektiv unmöglich machen?“

c) Der Rechtsgrundsatz der Verhältnismäßigkeit der Mittel scheint uns nicht beachtet zu sein. Strafrechtliche Bestimmungen (§ 240 Abs. 2 StGB) nennen die Verwerflichkeit

des Mittels als Kriterium, wenn der Tatbestand der Nötigung erfüllt sein soll. Dieses Kriterium zwingt wenigstens zu einer Güterabwägung. Nach dem neuen Ordnungsrecht aber kann ein Student nicht nur von einer bestimmten Universität relegiert, sondern vom Studium an allen Universitäten eines Landes oder gar der ganzen Bundesrepublik ausgeschlossen werden.

3. Dieser Staatsvertrag ist nach unserem Urteil untragbar,

a) weil die an den Anfang gestellten Grundsätze zur Hochschulreform so allgemein bleiben, daß sie in der Optik der Betroffenen unglaublich wirken müssen: zur Reform der Hochschulen werden seit Jahren Lippenbekenntnisse abgelegt, über das Ordnungsrecht aber ist ein verdächtig rasches Einverständnis hergestellt;

b) weil die voraussichtliche Wirkung auf die Betroffenen nur düsterste Prognosen erlaubt, wenn dieses Ordnungsrecht einigermaßen konsequent gehandhabt werden wird. Würde nicht notwendig eine große Zahl junger Intellektueller in ein gesellschaftliches Niemandsland gedrängt werden? Ist es die Absicht, unliebsame Kritiker mit der Zerstörung ihrer Zukunft zu bedrohen?

c) weil die Autorität des Staates an einem höchst empfindlichen Punkt der Gesellschaft in einer Weise aufgerichtet wird, die ihre innere Aushöhlung beschleunigen muß;

d) weil die politisch Verantwortlichen ihre Macht gegenüber einer gesellschaftlichen Minderheit demonstrieren, indem sie kurz vor der Wahl eine „Ordnung“ erzwingen wollen, wo eine inhaltliche politische Auseinandersetzung notwendig wäre.

Der Rat der EKD konnte sich nicht zu einer öffentlichen Stellungnahme zum Staatsvertrag entschließen, obwohl er sich zweimal mit der Eingabe der Evangelischen Akademikerschaft und der Studentengemeinde befaßt hatte. Ein im Auftrage des Rates an die Absender gerichtetes Schreiben der Kirchenkanzlei begründete diese Entscheidung:

...

a) Nach Auffassung des Rates lassen sich wichtige Argumente für ein neues universitäres Ordnungsrecht anführen. Das jetzige Disziplinarrecht ist weithin unwirksam; die vorgesehenen Organe (Disziplinarausschüsse) werden durch den Boykott der Studenten oft beschlußunfähig gemacht; die Universitäten stehen daher nicht selten vor der Notwendigkeit, bei inner-universitären Vorgängen Strafanträge zu stellen. Schon von daher wäre ein neues Ordnungsrecht zu begrüßen, das bestimmte Verstöße von Studenten gegen die freie Ausübung von Lehre, Forschung und Studium an den Hochschulen mit universitätseigenen Mitteln ahndet, sie zugleich aber der Strafgerichtsbarkeit entzieht. Ein solches Ordnungsrecht würde den Schutz der Arbeit an den Universitäten ermöglichen, zugleich aber auch verhindern, daß Studenten, die die Universitätsordnung gröblich verletzt haben, durch Strafverfahren unter Umständen auf Zeit oder für immer von ihrer akademischen Berufsmöglichkeit ausgeschlossen werden.

b) Andererseits sind die Mängel des von den Ministerpräsidenten der Länder unterzeichneten Staatsvertrages nicht zu verkennen. Der ohne vorangegangene öffentliche Diskussion im Wahljahr geschlossene Staatsvertrag der Ministerpräsidenten hat die Forderung nach einem neuen Ordnungsrecht psychologisch und politisch belastet. Das ist auch ein wesentlicher Grund, aus dem einzelne Landesregierungen und Landesparlamente mit der endgültigen Inkraftsetzung dieses Ordnungsrechtes zögern. Weitere Mängel liegen in dem Text des Staatsvertrages selbst. Er enthält anfechtbare Generalklauseln; zudem ist der Grundsatz der Verhältnismäßigkeit der Mittel in ihm nicht ausdrücklich formuliert, wenn auch zuzugeben ist, daß dieser Grundsatz juristisch gesehen als Selbstverständlichkeit stets gelten muß. Und schließlich klärt der Staatsvertrag nicht die Grenzen zwischen einem universitären Ordnungsrecht und der allgemeinen Strafgerichtsbarkeit. Das so konzipierte Ordnungsrecht entbehrt daher auch einer hinreichenden Schutzfunktion für die Universität und für die Studenten selbst.

c) Die Erklärung der Evangelischen Akademikerschaft und der Evangelischen Studentengemeinde hebt nach Auffassung des Rates die Mängel des Staatsvertrages allzu einseitig hervor, ohne gleichzeitig die positiven Argumente für ein neues Ordnungsrecht angemessen darzulegen. Der Rat konnte sich auf dieser Grundlage und im Zusammenhang der Erklärungen der Evangelischen Akademikerschaft und der Evangelischen Studentengemeinde nicht zu einer öffentlichen Stellungnahme zum Staatsvertrag entschließen. Selbstverständlich ist sich der Rat der Bedeutung der hier entstehenden Frage bewußt und wird die Situation weiter sorgfältig beobachten.

C. Demonstrationsrecht und Amnestierung von Demonstrationsdelikten

Eine Novellierung des obsolet gewordenen Demonstrationsrechts – besonders der einschlägigen Tatbestände des StGB von 1871 und einiger Vorschriften des Versammlungsgesetzes von 1955 – erfuhr durch die zahlreichen Demonstrationen der Jugend eine erhebliche Verdrängung. Nicht zuletzt im Blick auf die zu erwartende Reform wurde die Frage der Amnestierung von Verstößen gegen den Gemeinschaftsfrieden bei Demonstrationen akut. Im kirchlichen Raum befaßte sich die Kammer für öffentliche Verantwortung wiederholt mit diesem Problemkreis und beriet den Rat der EKD dahin, bei Parlament und Regierung für eine gesetzliche Regelung der Amnestierung von Straftaten anläßlich von Demonstrationen einzutreten. In Aufnahme der Anregung ließ sich der Rat von folgenden Erwägungen leiten:

1. Daß die Demonstranten teilweise mit den bestehenden Gesetzen in Konflikt geraten sind, ändert nichts an der Tatsache, daß die Demonstrationen im wesentlichen der Ausdruck berechtigter Kritik an reformbedürftigen gesellschaftlichen Einrichtungen sind.

2. Da das Grundgesetz die Freiheit, sich zu versammeln und seine Meinung zu äußern und zu verbreiten, zum Grundrecht erklärt, gehört es zu den vordringlichen Aufgaben, die politische und gesellschaftliche Funktion der Demonstration in einer repräsentativen Massendemokratie zu klären.

3. Ohne daß sie sich auf einen einzigen Aspekt festlegen dürfte, darf die Kirche für eine Amnestie als einen Weg zur Versöhnung zwischen miteinander in Konflikt geratenen Gruppen eintreten.

4. Die Amnestie steht sachlich in engem Zusammenhang mit den Bestrebungen um neue Bestimmungen zum Demonstrationsrecht. Sie muß aber weiter angelegt sein und auch diejenigen einbeziehen, die sich anläßlich von Demonstrationen in anderer Weise strafbar gemacht haben.

5. In der Frage, ob eine Amnestie vor oder nach Abschluß einer Gesetzreform erlassen werden soll, möchte der Rat der EKD der Entwicklung der noch offenen Sachdiskussion nicht vorgreifen. Er gibt aber zu bedenken, daß sich für den Fall einer rasch zum Ende kommenden Reform stärkere Argumente für ein Junktim anführen lassen als im Falle einer Gesetzesreform, die noch mehrere Jahre in Anspruch nehmen wird.

Die Evangelische Akademikerschaft in Deutschland verabschiedete auf ihrer Vertreterversammlung am 12. April 1969 eine Erklärung, die die Fragen des Demonstrationsrechts und der Amnestierung von Demonstrationsvergehen in eine gesamtpolitische Sicht der Lage in der Bundesrepublik einzuordnen versucht. Die Erklärung, die vom Vorstand des Landesverbandes Baden eingebracht war und die sich die Vertreterversammlung zu eigen machte, lautet:

Wir haben uns eine Zeitlang damit zufriedengegeben, die Studentenproteste als bloßen Ausdruck einer verfehlten Hochschulreform anzusehen, sie isoliert zu betrachten und politisch in den Griff zu bekommen durch energischere – aber bisher ungenügende – Bemühungen um eine Hochschulreform. Inzwischen hat sich herausgestellt, daß das Problem der Hochschulreform von der politischen Gesamtsituation der Bundesrepublik nicht mehr zu trennen ist. Was heute zur Debatte steht, ist das „System“ der Bundesrepublik, Demokratie schlechthin, die Effizienz der demokratischen Institutionen.

Man muß damit rechnen, daß sich die Situation an den Hochschulen in nächster Zeit eher verschärfen als einpendeln wird, daß gezielte Aktionen – verschiedenartig legitimiert – durchaus auch dazu führen können, Hochschulen insgesamt lahmzulegen. Hierbei handelt es sich nicht mehr um örtliche Schwierigkeiten der einen oder anderen Hochschule eines Landes. Es handelt sich auch nicht mehr allein um eine bloße Universitätsrevolte zur Universitätsreform. Dies ist zunächst ein Angriff auf das Bildungssystem der Bundesrepublik und seine erstarrten Formen. Der Ausbruch des Protestes aus den Hochschulen auf die Schulen ist im Gange. Darüber hinaus hat die Revolte der jungen Menschen auf mannigfache andere Institutionen übergegriffen. Das zeigen die vermehrten Demonstrationen gegen kulturelle Veranstaltungen, Zeitungsredaktionen, Justiz, Verlage, die Auseinandersetzungen in den Kirchen und der Bundeswehr. Bummelstreiks und die Auseinandersetzungen im Deutschen Beamtenbund um die Kampfmethoden des Bundes Deutscher Steuerbeamten zeigen, daß hier ein Prozeß in Gang gekommen ist, der nicht nur Rückschlüsse auf den veralteten Zustand unserer Gesellschaft zuläßt, sondern auch auf die Faszination studentischer Methoden für die Reform von Institutionen und Organisationen.

Es gehört nicht viel Phantasie dazu, sich auszumalen, daß es bei diesen Angriffen nicht bleiben wird. Der Bereich der Hochschulen mit seinem Kampf gegen Ordinarien ist nur ein Symbol für den Sturz von Privilegien überall dort, wo sie anzutreffen sind. Über kurz oder lang werden andere soziale Bereiche in den Protest einbezogen werden, vielfach zu Recht.

Der „lange Marsch durch die Institutionen“ hat begonnen. Das Stadium der Diskussion ist vorbei. Jetzt handelt es sich um einen Angriff auf die herrschenden Institutionen, die sich lange genug in Sicherheit gewiegt haben. Es ist sicherlich keine Schwarzmalerei, den aggressiven Protest als eine Revolution neuen Typs zu bezeichnen.

Dieser Angriff wird mit verschiedenen planmäßigen Methoden und Strategien vorangetrieben. Durch gewaltsame massenhafte Regelverletzungen soll eine Lähmung und Außerkraftsetzung der gesellschaftlichen Sanktionsmittel und Disziplinierungsmethoden durch Go-ins, Sit-ins, Boykott, massenhafte Selbstanzeigen, Ironisierung der Gerichte, ausgiebige Anwendung der Wehrdienstverweigerungsgesetze, Störungen von Diskussionen, Denunziationen von Personen als Faschisten (und zwar unabhängig davon, ob es sich um alte Nazis oder um Widerstandskämpfer handelt – Ergebnis des Versäumnisses, den Faschismus inhaltlich zu definieren und sich ihm zu stellen) erreicht werden. Es handelt sich also um einen Fächer verschiedenartiger Methoden, die strafrechtlich kaum faßbar und verfolgbar sind, weil Rechtssanktionen zwar individuell, nicht aber massenhaft anwendbar sind. Die Folge ist, daß bestimmte Bereiche, wie beispielsweise die Hochschulen oder die Kirchen, mit den üblichen Methoden nicht geschützt werden können, also ungeschützt sind. Weil uns aber adäquate Sanktionsmittel für diese Tatbestände fehlen, wird auf die bestehenden und vorhandenen üblichen Sanktionen zurückgegriffen. Die Unsicherheit der Justiz zeigt sich etwa darin, daß gleiche Handlungen vor allem im Zusammenhang mit den studentischen Demonstrationen von einigen Gerichten für nicht strafbar gehalten, von anderen mit erheblichen Freiheitsstrafen belegt werden.

Fragwürdige Strafen aber wecken bei den Betroffenen kein Unrechtsbewußtsein. Im Gegenteil, auch Nichtbetroffene und völlig Unbeteiligte haben zunehmend das Gefühl, daß der Gesetzgeber und die Gerichte im Unrecht sind. Die – maßgebende – Orientierung an der Verhältnismäßigkeit der Mittel geht verloren. Nichtbetroffene und Nichtbeteiligte werden gegen die Rechtsprechung und gegen die Richter aufgebracht.

Die Folge all' dessen ist Unsicherheit über die Spielregeln unseres Staates, Orientierungslosigkeit über das, was erlaubt und was nicht erlaubt ist. Immer mehr wird eine ernste Gefahr heraufbeschworen, an der die betroffenen Institutionen und deren Träger nicht unschuldig sind.

Angesichts dieser Situation hat sich die Justiz die alle Institutionen, Parteien und Staatsbürger angehende Frage zu stellen, was zu tun ist. Diese Frage brennt, und sie bedarf einer umgehenden Beantwortung, wenn noch größeres Unheil vermieden werden soll. Was aber soll geschehen?

Zum Bedauern aller reformfreudigen Kräfte in der Bundesrepublik hat sich gezeigt, daß nicht das ursprünglich genannte und begrüßenswerte Ziel, autoritäre Strukturen und Verhaltensweisen aufzudecken und anzugehen, das eigentliche Ziel bestimmter studentischer Kräfte geblieben ist. Jedenfalls der nach außen als „Kern“ in Erscheinung tretende Teil der revolutionären Bewegung – vor allem große Teile des SDS – haben inzwischen offen die Zerschlagung der Demokratie in der Bundesrepublik als ihr Ziel deklariert. Auch die Zerschlagung der Justiz ist offen zugegebener Sinn der Aktionen in den Gerichtssälen. Mit der argumentativen Verunsicherung der Richter, von der zunächst die Rede war, hat man sich nicht lange aufgehalten.

Dies sind genug Alarmzeichen. Dieser Staat mag unvollkommen sein. Aber er bedeutet eine Chance für alle, die willens sind, mit dem Grundgesetz ernst zu machen. Die Justiz als solche – mit ihren Schwächen und in ihrer Reformbedürftigkeit – dient der Befriedung unter den Staatsbürgern. Aufklärung von Tatbeständen und Finden von Recht aber bedarf einer sachlichen Atmosphäre und gründlicher, ernster und ruhiger Sacharbeit. Die Möglichkeit hierzu muß die Justiz mit allen ihr zur Verfügung stehenden rechtsstaatlichen Mitteln, die vorhanden sind, verteidigen können. Echte Gewalttätigkeiten – wo immer sie sich ereignen – erfordern eine deutliche Antwort, die klarstellt, daß die freiheitliche Demokratie ihrer eigenen Zerstörung nicht tatenlos zusieht.

Diese Zielrichtung und Entschlossenheit eindeutig vorangestellt, sei jedoch nicht verkannt, daß die Grenzen des Demonstrationsrechts heute anders und weiter zu ziehen sind als im Obrigkeitsstaat. Straftatbestände, die zu einer Zeit geschaffen wurden, als ein Recht auf demonstrative Meinungsäußerung unbekannt war, können bei ihrer Anwendung heute nur Unheil schaffen. Auch neuartige Demonstrationsformen sollten nicht belächelt oder unbedacht abgelehnt, sondern als neuartiges Mittel zur Erhellung des Bewußtseins Verständnis finden. Richter und Staatsanwälte sollten auch bedenken, daß Ausbrüche autoritärer Selbstgerechtigkeit nicht die rechte Antwort auf die Probleme sind, die durch Demonstrationen der APO aufgeworfen worden sind. Es ist notwendig, endlich zu erkennen, daß es sich um eine politische Auseinandersetzung großen Stils handelt, der nicht allein mit dem Ruf nach „Wiederherstellung der Ordnung“ begegnet werden kann. Wir alle – und die Justiz an führender Stelle – stehen heute vor dem Zwang, jene Werte einzulösen, auf die wir uns als Träger der Demokratie immer berufen haben. Jeder von uns steht heute vor der Situation, Begründungen, Rechtfertigungen für sein Tun, sein demokratisch „richtiges“ Handeln ablegen zu müssen. Nichts ist mehr selbstverständlich angesichts einer jungen Generation, die die sogenannte Stunde Null nicht erlebt und damit kein Erfahrungsbewußtsein für das in 20 Jahren Erreichte hat. Demokratie muß neu begründet und erklärt werden. Formen und Rituale, die in normalen Zeiten genügen mögen, weil über ihren Inhalt allgemeiner Konsensus herrscht, genügen heute nicht. Das ist unbequem, kann aber zu einer Erneuerung der parlamentarisch demokratischen Einrichtungen führen.

Im vollen Bewußtsein dieser Situation sehen wir die Notwendigkeit zu Reformen in bedrängender Fülle. Die Unabhängigkeit der Rechtsprechung aber muß gewahrt bleiben. Sie ist gefährdet, wenn Gerichtssäle Orte von Demonstrationen werden, die einen sachlichen Ablauf der Prozesse unmöglich machen.

Auf Grund der Situation stellt sich für uns die Notwendigkeit für sofortige Aktionen in dreifacher Richtung:

1. Der Gesetzgeber möge die Tatbestände des §§ 110 (mit 111), 113, 114, 115, 116, 125 StGB so zeitgemäß ändern, daß eine deutlichere Unterscheidung zwischen unerlaubter Handlung und erlaubter Durchführung einer Demonstration möglich ist. Hierbei möge bedacht werden, daß etliche der in Frage stehenden Tatbestände ohnehin nicht wirklich „kriminelles“ Unrecht erfassen und allenfalls in das Ordnungswidrigkeitengesetz gehören. Die Vorschläge, die der Sonderausschuß für die Strafrechtsreform hierzu gemacht hat, reichen noch nicht.

2. Der Bundestag möge eine Amnestie – etwa zum Tag der Amtseinführung des Bundespräsidenten – für alle im Zusammenhang mit Demonstrationen von Demonstranten und Polizisten begangenen Straftaten – mit Ausnahme von im einzelnen zu bestimmender Kapitalverbrechen (z. B. Tötungsdelikte, Brandstiftungen) – aussprechen. Hunderte – und mit Gewißheit als Folge der laufenden bald Tausende – von Prozessen kommen auf die Justiz zu. Für derartige „Massendelikte“ ist die Justiz nicht geschaffen. Dies gilt um so mehr, als die derzeit geltenden strafrechtlichen Bestimmungen auch nach Meinung des Gesetzgebers änderungsbedürftig sind. Auch andere Länder – wie Frankreich, Italien und auch Jugoslawien – haben den Weg der Amnestie gewählt, um den inneren Frieden wiederherzustellen. Vergessen wir nicht: Anlaß zu zahlreichen Demonstrationen waren Probleme wie die Notstandsgesetzgebung, die Pressekonzentration, der Vietnam-Krieg, die Hochschul- und Schulreform usw. – also beachtenswerte und wichtig zu nehmende Probleme. Es ist zu bedenken, daß auch außerhalb des Kreises der Demonstranten viele Staatsbürger der Bundesrepublik von diesen Problemen innerhalb unserer Demokratie tiefest betroffen sind. Daß sich an der Auseinandersetzung erstmals in der Nachkriegszeit in großem Umfang auch junge Menschen beteiligen, ist für die Zukunft unserer Demokratie ein hoffnungsvolles Zeichen. Wenn diese Jugend nicht immer die gebotene Grenze eingehalten hat, dann sollte dafür eine Generation besonderes Verständnis aufbringen, die für die schrecklichen Irrtümer ihrer eigenen Jugend auf größte Nachsicht angewiesen ist.

3. Alle Kräfte, die die dringende Notwendigkeit von Reformen bejahen und bereit sind, sich dafür einzusetzen, sollten sich zusammenfinden. Es besteht kein Zweifel daran, daß die Methoden der Gewalt und Intoleranz („Die Entscheidung der Mehrheit ist nur zu beachten, wenn diese Mehrheit das richtige Bewußtsein hat“ ...), die das Gesicht der demonstrativen Aktionen der letzten Zeit geprägt haben, die Arbeit aller reformfreudigen Kräfte zunichte zu machen drohen. Das Verständnis für „Symbolsetzung“ durch unkonventionelles Verhalten hört da auf, wo es die „Symbolsetzer“ nicht mehr interessiert, ob ihre „Symbole“ überhaupt noch als solche erkannt werden können. Ihr Verhalten droht die Ohren aller bisher immerhin hör- und lernwilligen Staatsbürger endgültig zu verstopfen, und macht denen, die es mit der Demokratie wirklich ernst meinen, eine fruchtbringende Arbeit nahezu unmöglich.

Eine Erneuerung der parlamentarisch-demokratischen Einrichtungen ist dringend notwendig. Sie ist nur möglich, wenn jetzt ausnahmslos alle an einer solchen Erneuerung interessierten Kräfte mit ihrer Reformarbeit ernst machen:

Die sogenannten konservativen Kräfte in unserem Lande sollten in dem Wunsch nach „Demokratisierung“ nicht mehr vorurteilsbedingt ein „rotes Tuch“ sehen. Sie sollten mit bedenken helfen, ob eine größere Verteilung von Verantwortung nicht der Verwirklichung des Grundgesetzes und der Vermenschlichung des Menschen dient;

die „Liberalen“ bitten wir zu bedenken, daß Liberalität eine gute Sache ist, die aber

nicht genügt, wenn weiterhin autoritäre Strukturen nur „liberal“ gehandhabt werden sollen. Gerade „Liberale“ sollten in der Lage sein, „liberal“ Verantwortung abzugeben;

alle, die den Fortschritt schon immer auf ihre Fahnen geschrieben haben, sollten erkennen, daß auch ihre Ziele bisher weitgehend Theorie geblieben sind;

alle jungen Menschen – insbesondere die Studenten – aber sollten jetzt neu bedenken, ob ihre Solidarisierung mit den Kräften, die keine Reform, sondern Revolution wollen, nur deswegen anhalten darf, weil sie diese Kräfte als „Motor“ für notwendige Reformen betrachten. Nachdem diese Kräfte zu Methoden übergegangen sind, die nach tiefenpsychologischer Erkenntnis die Hörbereitschaft töten müssen, ist für alle Studenten, die für wirkliche Reformen eintreten, eine neue Standortbestimmung unerläßlich.

Wir wiederholen:

Dieser Staat ist unvollkommen. Wir alle sind schuld daran, daß mit der Demokratie bisher nicht so ernst gemacht worden ist, wie es geboten gewesen wäre. Aber das Grundgesetz bietet eine Chance für alle, die ernst machen wollen. Es lohnt sich, für das Grundgesetz zu streiten. Wir verstehen zwar die Resignation derer, die nach endlosen fruchtlosen Versuchen, auf „demokratischen“ Wegen in Reformfragen weiterzukommen, meinen, die Ergebnislosigkeit ihrer Bemühungen läge am „System“. Wir verstehen sie, aber wir glauben es nicht. Wir sind sicher, daß unser eigenes bisheriges Versagen schuld ist. Das aber läßt sich ändern!

D. Fragen des Schutzes von Kindern vor Mißhandlungen und Sittlichkeitsverbrechen

Die Zahl der Kindesmißhandlungen und der an Kindern begangenen Sittlichkeitsverbrechen ist in der Bundesrepublik erschreckend hoch. Die Evangelische Frauenarbeit in Deutschland erarbeitete ein Gutachten zu Fragen des Kinderschutzes mit Änderungsvorschlägen zum Gerichtsverfassungsgesetz, zur Strafprozeßordnung und zum BGB, das dem Bundesminister für Justiz, dem Präsidenten und den Fraktionsvorsitzenden, den weiblichen Abgeordneten und den Mitgliedern von zwei Ausschüssen des Deutschen Bundestages zugeleitet wurde und ausführt:

Sittlichkeitsverbrechen an Kindern und Kindesmißhandlungen sind in der Bundesrepublik häufiger, als mancher Bürger anzunehmen geneigt ist. Auf das vermehrte Auftreten dieser Straftaten reagiert die Öffentlichkeit meist kategorisch mit der Forderung nach strengerer Bestrafung des Täters bzw. sonstigem schärferen Einschreiten der Gerichte. Im Eifer des Engagements gegen den Täter wird allzuleicht übersehen, daß der Richter bei Ahndung der Tat an die gesetzlichen Bestimmungen gebunden und durch diese in seinen Maßnahmen eingeschränkt ist.

Im Strafverfahren wegen der vorgenannten Taten ist das Kind meistens einziger Tatzeuge. Nach den geltenden Bestimmungen des Strafprozeßrechtes muß es zahlreiche Vernehmungen über sich ergehen lassen, ehe das Strafverfahren durch ein rechtskräftiges Urteil gegen den Täter seinen Abschluß findet.

Nach geltendem Recht wird das verletzte Kind zuerst von der Polizei vernommen. Kommt es dann – z. B. im Falle einer Kindesmißhandlung – zur Anklage vor dem Amtsgericht, so wird das Kind in der Hauptverhandlung zum zweitenmal vernommen. Legen der Täter oder der Staatsanwalt gegen das Urteil Berufung ein, so kommt es zur dritten Vernehmung des Kindes in der Berufungsinstanz. Wird gegen das Urteil der Berufungsinstanz Revision eingelegt, so kann das – je nach dem weiteren Verlauf

des Verfahrens – zu einer vierten Vernehmung des Kindes wegen ein und derselben Tat führen. Wird im Laufe des Verfahrens die Glaubwürdigkeit des Kindes angezweifelt oder ist die Aussage des Kindes Hauptgrundlage für die Entscheidung des Prozesses, so kommt es regelmäßig zu einer fünften Befragung des Kindes durch einen Psychologen oder Psychiater.

Vergegenwärtigt man sich, daß zwischen den einzelnen Vernehmungen oft sehr lange Zeit verstreicht und daß das Kind die meisten Vernehmungen in der ihm fremden Atmosphäre des Gerichtssaals durchzustehen hat (wo es den Angriffen des Verteidigers ausgesetzt ist und auf den Beistand des Vaters oder der Mutter meist verzichten muß), so erkennt man, daß dem Kind hierdurch fast zwangsläufig erhebliche weitere Schädigungen zugefügt werden. Jedes Erscheinen vor Gericht bedeutet eine erneute psychische Belastung. Jede weitere Aussage ruft dem Kind den Vorfall erneut ins Gedächtnis zurück und vertieft damit seine Erinnerung an den Vorfall.

Durch die folgenden, nicht sehr einschneidenden Änderungen des Gerichtsverfassungsgesetzes und der Strafprozeßordnung könnte – ohne schwerwiegende Beeinträchtigung der Tataufklärung – dem Kind ein besserer Schutz vor den ihm durch wiederholte Vernehmungen drohenden Schädigung zuteil werden.

Im einzelnen werden hierzu folgende Vorschläge gemacht:

1. Änderung des Gerichtsverfassungsgesetzes

Das Gerichtsverfassungsgesetz (§ 26 GVG) sollte dahingehend abgeändert werden, daß für Strafverfahren, in deren Verlauf Kinder als Opfer eines Sittlichkeitsverbrechens oder einer Kindesmißhandlung als Zeugen vernommen werden, die *Jugendkammer beim Landgericht* ausschließlich zuständig ist. Hierdurch würde erreicht, daß es für derartige Strafverfahren nur *eine* Tatsacheninstanz gibt. Das Kind brauchte in der Regel nur einmal vor Gericht auszusagen. Durch die alleinige Zuständigkeit dieser Kammer würde die Möglichkeit gegeben, daß das Kind nur durch kinderpsychologisch geschulte Richter vernommen würde. Es ist kein Grund ersichtlich, aus dem sich Bedenken gegen die Beschränkung auf eine Tatsacheninstanz ergeben könnten. Wenn für Staatsschutzsachen die Konzentration auf eine besondere Kammer eingeführt wurde (§ 74a GVG), so dürfte dies auch für die hier in Frage stehenden Strafverfahren realisierbar und angesichts der hier auf dem Spiele stehenden Interessen der Kinder auch nicht weniger erstrebenswert sein.

Ferner ist zu fordern, daß die erste Vernehmung eines Kindes nur von einem Richter – und nicht, wie bisher üblich, von einem Polizeibeamten – durchgeführt wird, um spätere Vernehmungen des Kindes soweit wie möglich zu vermeiden. Der Einwand, daß damit die Gerichte überfordert würden, kann nicht durchdringen.

Wenn die Strafprozeßordnung vorschreibt, daß einem vorläufig Festgenommenen der Haftbefehl nur durch einen Richter eröffnet und er nur von diesem dazu vernommen werden darf, und wenn nach der Strafprozeßordnung auch weit weniger wichtige Dinge, wie z. B. Leichenöffnungen, nur im Beisein eines Richters erfolgen dürfen, so ist bei geheimer Interessenabwägung nicht einzusehen, weshalb eine solche Forderung wie die vorgenannte nicht mit Berechtigung erhoben werden kann.

2. Änderung des § 251 der Strafprozeßordnung

Nach § 251 Abs. 1 Nr. 2 StPO darf die Vernehmung eines Zeugen durch Verlesung der Niederschrift über seine frühere richterliche Vernehmung ersetzt werden, wenn dem Erscheinen des Zeugen in der Hauptverhandlung für eine längere oder ungewisse Zeit Krankheit, Gebrechlichkeit oder andere nicht zu beseitigende Hindernisse entgegenstehen.

Um dem Kind in noch weitergehendem Umfang das Erscheinen vor Gericht zu er-

sparen, sollte der Katalog der Hinderungsgründe des § 251 Abs. 1 Nr. 2 StPO etwa wie folgt erweitert werden:

„Bei Zeugen unter 14 Jahren ist ein solches Hindernis anzunehmen, wenn auf Grund medizinischer Feststellung die Gefahr besteht, daß das Kind durch die Vernehmung in körperlicher, seelischer, sittlicher oder sonstiger Hinsicht einen Schaden erleidet oder auch nur gefährdet wird.“

Die Erfahrung hat gezeigt, daß Kinder bei der richterlichen Vernehmung im Ermittlungsverfahren, also im Amtszimmer des Richters, sehr viel freier aussagen als in der ungewohnten Atmosphäre des Gerichtssaals, durch die sie stark beeindruckt werden. Schon durch die Ladung des Kindes mit seinen Eltern zur Hauptverhandlung wird zwangsläufig Unruhe in dem Kind hervorgerufen, und in der Praxis ist die Vernehmung in der Hauptverhandlung nicht selten absolut unergiebig, weil das Kind in seinen Ängsten zu weinen anfängt und überhaupt nichts mehr auszusagen vermag.

Aber auch in den Fällen, in denen das Kind aussagen kann, verliert die Aussage häufig an Glaubwürdigkeit dadurch, daß das Kind durch Suggestivfragen verwirrt wird oder auch zu übertreiben beginnt, weil es sich im Sitzungssaal viel leichter als Mittelpunkt des Geschehens ansieht, als dies im Richterzimmer der Fall ist.

Angesichts dieser Sachlage ist es dem Gericht erschwert, wenn nicht vielfach unmöglich, sich ein zutreffendes Bild von der Glaubwürdigkeit des Kindes bzw. vom Wahrheitsgehalt der kindlichen Aussage zu machen. Dem könnte weitgehend abgeholfen werden, wenn der Richter, der das Kind im Ermittlungsverfahren außerhalb des Gerichtssaals vernimmt, im Anschluß an die Aussage im Protokoll durch einen entsprechenden Vermerk zur Glaubwürdigkeit des Kindes Stellung nimmt.

In Zweifelsfällen kann dann immer noch das Gutachten eines erfahrenen Kinderpsychologen eingeholt werden. Es wäre auch an eine Regelung zu denken, wonach schon bei der ersten richterlichen Vernehmung ein Psychologe bzw. Psychiater hinzuzuziehen ist.

3. Vorschläge zu § 252 der Strafprozeßordnung

Es wird der vom Bundesgerichtshof mit Urteil vom 14. 3. 1967 (NJW 1967 S. 1094) zum Ausdruck gebrachten Auffassung zugestimmt, wonach es auch nach Inkrafttreten des Strafprozeßänderungsgesetzes von 1965 dabei verbleibt, daß im Falle der Inanspruchnahme des Zeugnisverweigerungsrechtes *nur* der Richter, der den Zeugen bereits im Ermittlungsverfahren vernommen hat, als Verhörsperson in der Hauptverhandlung vernommen werden darf (nicht auch Polizei oder Beamte der Staatsanwaltschaft).

Ist das Kind im Laufe des Ermittlungsverfahrens schon bei der ersten Befragung durch einen Richter vernommen worden, so wäre dies auch selbst dann noch von Vorteil, wenn die Regelung des § 251 StPO (Ersetzung des Erscheinens des Kindes in der Hauptverhandlung durch Verlesen des Protokolls über die frühere richterliche Vernehmung) auf das Kind nicht zutreffen oder wenn man sich der oben vorgeschlagenen Änderung des § 251 StPO nicht anschließen würde. Hat nämlich das Kind ein solches Verweigerungsrecht (z. B. weil der Vater oder ein sonstiger unter § 52 StPO fallender Verwandter ein Sittlichkeitsdelikt an dem Kind begangen hat) und macht es erst in der Hauptverhandlung von seinem Aussageverweigerungsrecht Gebrauch, so kann nach der zu § 252 StPO entwickelten höchstrichterlichen Rechtsprechung der Richter, der das Kind im Ermittlungsverfahren vernommen hat, über die vor ihm gemachte Aussage als Verhörsperson vernommen werden.

Für den Fall, daß man diese durch die Rechtsprechung entwickelte Praxis einmal dadurch ändert, daß man die Vernehmung des Richters als Verhörsperson für unzulässig erklärt, sollte ernsthaft überlegt werden, ob nicht im Falle eines Strafverfahrens wegen Kindesmißhandlung oder Sittlichkeitsverbrechen an Kindern die Vernehmung des Richters als Verhörsperson weiterhin – evtl. durch eine gesetzliche Ausnahmebestimmung

zu § 252 StPO – zugelassen werden müßte. Im Hinblick darauf, daß diese Verbrechen ständig zunehmen sowie im Hinblick auf die Wehrlosigkeit der Opfer dieser Verbrechen, erscheint das Interesse an der Strafverfolgung hier schwerwiegend genug, um eine solche Ausnahme zu befürworten. Als weiteres Argument kommt hinzu, daß Kinder im Gerichtssaal nicht selten nur aus dem Zwang der augenblicklichen Situation heraus vom Zeugnisverweigerungsrecht Gebrauch machen.

4. Änderung des § 81c StPO (Untersuchungsverweigerungsrecht)

Ist ein Kind Opfer einer Kindesmißhandlung oder eines Sittlichkeitsdeliktes geworden, so kann es (bzw. seine Mutter oder sein Vater) nach geltendem Recht die ärztliche Untersuchung aus denselben Gründen verweigern, aus denen heraus es zur Zeugnisverweigerung berechtigt ist (§ 81c 52 ff. StPO). Hat also z. B. ein Elternteil eine Kindesmißhandlung an dem Kind begangen, so kann das Kind bzw. der nichtschuldige Elternteil die Untersuchung verweigern. Das führt dazu, daß in einer Vielzahl von Fällen die Einwilligung zur Untersuchung, wenn überhaupt, erst längere Zeit nach der Tat gegeben wird. Dies hat wiederum zur Folge, daß der objektive Tatbefund dann häufig nicht mehr festgestellt werden kann, während bei sofortiger Untersuchungsmöglichkeit die Tatfeststellung in weit größerem Umfang gesichert wäre. Es ist deswegen zu erstreben, daß § 81c StPO so abgeändert wird, daß *zunächst* die Untersuchung des Kindes vorgenommen werden kann, ohne daß ihm bzw. seinem gesetzlichen Vertreter ein Recht auf Verweigerung der Untersuchung zusteht. Die Neuregelung könnte so aussehen, daß das Kind bzw. sein gesetzlicher Vertreter dann *nach Vornahme der Untersuchung* entscheiden kann, ob der Untersuchungsbefund als Beweis verwertet werden soll oder nicht. Durch eine solche Regelung könnte wertvolles Beweismaterial sichergestellt und der Nachteil vermieden werden, daß bei einer erst später erfolgten Einwilligung des Weigerungsberechtigten die Tatspuren überhaupt nicht mehr oder nicht mehr ausreichend feststellbar sind.

5. Änderung des § 1666 BGB

Über die vorgeschlagenen Gesetzesänderungen hinaus müßte etwas getan werden, um zu vermeiden, daß es überhaupt zu Strafverfahren mit den aufgezeigten Schwierigkeiten und den damit verbundenen Belastungen und Schädigungen des Kindes kommt. Es erscheint daher zweckmäßig, schon in einem früheren Stadium prophylaktische Maßnahmen zu treffen, die das Kind vor solchen Auswirkungen weitgehend bewahren. Denn wenn es erst zu einem Strafverfahren gegen eines der Elternteile gekommen ist, ist es im Grunde schon zu spät. Aus diesem Anliegen heraus wäre – wie bereits von verschiedenen Stellen vertreten – (z. B. Beschluß des Bundesrats vom 27. 10. 1967, Drucksache 468/67) – eine baldige Änderung des § 1666 Abs. 1 BGB zu befürworten, dahingehend, daß von der Voraussetzung des Verschuldens abgesehen wird. Soweit Bedenken in bezug auf eine vollständige Neuformulierung des § 1666 BGB bestehen, wäre zu diskutieren, ob zunächst nur die Worte: „ohne Rücksicht auf Verschulden eines oder beider Elternteile“ vor das Wort: „mißbraucht“ in § 1666 Abs. 1 BGB einzufügen wären. Eine solche Änderung könnte möglicherweise durch eine Novelle zu § 1666 BGB eingeführt werden.

Sollte es jedoch zu einer Neuformulierung des § 1666 BGB kommen, so schlägt die Ev. Frauenarbeit in Deutschland etwa folgende Fassung vor:

„Wird das Wohl des Kindes gefährdet und sind die Eltern nicht in der Lage oder nicht gewillt, die Gefährdung abzuwenden, so hat das Vormundschaftsgericht die erforderlichen Maßnahmen zu treffen.“

Der Wegfall des Verschuldenserfordernisses in § 1666 BGB würde (abgesehen davon, daß dann auch vormundschaftsgerichtliche Maßnahmen gegen solche Eltern getroffen werden können, die kein Verschulden trifft) auch in den Fällen, in denen ein

Verschulden der Eltern vorliegt, die Zusammenarbeit der Eltern mit den Jugendämtern erleichtern. Eine vormundschaftsgerichtliche Anordnung, die keine Feststellung über das Verschulden der Eltern enthält, würde von diesen viel eher akzeptiert werden können. Es würde dadurch vermieden, daß die Eltern die Verschuldensfeststellung als Diskriminierung empfinden und schon von daher gegen die vormundschaftsgerichtliche Maßnahme eingestellt sind.

Wenn das Vormundschaftsgericht eine Fürsorgeerziehung auf Grund des Jugendwohlfahrtsgesetzes anordnen kann, ohne daß es der Feststellung des Verschuldens der Eltern bedarf, so ist nicht ersichtlich, weshalb es für praktisch weniger einschneidende Maßnahmen desselben Gerichts auf Grund des § 1666 BGB der Feststellung des Verschuldens bedarf.

g) Der kirchliche Beitrag zum kultur- und bildungspolitischen Gespräch und Geschehen

Zur Diskussion um den Religionsunterricht

Nach den Bestimmungen des Grundgesetzes der BRD ist der Religionsunterricht ordentliches Lehrfach in den allgemeinbildenden öffentlichen Schulen und soll in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der Religionsgemeinschaften erteilt werden. Ob diese Bestimmungen angesichts der weitgehenden Veränderung der Lage in Gesellschaft und Schulwesen sachlich und rechtlich noch vertretbar sind, ist die seit etwa zwei Jahren heftig umstrittene Frage. Verschärft wird die Problematik durch die theologische und pädagogisch-religionspädagogische Diskussion, die die bisherigen Konzeptionen einer kirchlich begründeten Evangelischen Unterweisung kritisch hinterfragt. Wenn der Deutsche Ausschuß für das Erziehungs- und Bildungswesen in seinem Gutachten „Zur religiösen Erziehung und Bildung in der Schule“ vom 16. November 1962 noch erklären konnte, die Religionsunterrichtsstunden seien „Stunden der Verkündigung und ein Stück Gemeindeleben, in dem die Schüler zusammen mit dem Lehrer die kirchliche Gemeinschaft erleben“, so wird heute dieses Verständnis auf breiter Front bestritten und auf unterschiedliche Weise versucht, den Religionsunterricht vom Bildungsauftrag der Schule her zu begründen und ihn entsprechend zu gestalten. Dabei reichen die Vorstellungen und Vorschläge von der Forderung einer ersatzlosen Abschaffung des Religionsunterrichts über die eines „weltlichen Religionsunterrichts mit anthropologischer Orientierung“ oder eines religionskundlich-religionsphilosophischen Unterrichts bis zu einem bikonfessionellen „christlichen Unterricht“. Die Bündelung von kritischen Argumenten rechtlicher, gesellschaftspolitischer, schulpädagogischer und theologischer Herkunft und Prägung, die sich in einer Bibliothek von Veröffentlichungen niedergeschlagen haben, bringen den Religionsunterricht heute in erhebliche Verlegenheiten, große Schwierigkeiten und ernste Nöte und machen ihn zu einem besonders schweren Stück des Dienstes von Pfarrern, Lehrern und Katecheten. Aus der Fülle des Materials seien einige Dokumente aus der theologischen Diskussion, die einen gewissen offiziellen oder offiziellen Charakter haben, wiedergegeben.

Im Januar 1969 erschienen die hier leicht gekürzt abgedruckten

1. In der Öffentlichkeit herrschen ... Verwirrung und Unklarheit über Sinn und Zweck eines Religionsunterrichts an den öffentlichen Schulen.

Die Diskussion zwischen Kritikern und Verteidigern des bisherigen Religionsunterrichts, auch in den verschiedenen Gruppen der Kirche, hat die Unklarheiten nicht vermindert. Es ist verständlich, daß die allgemeine Krise der Schulen im Blick auf die bisherigen Unterrichtsstoffe und Unterrichtsstile besonders den Religionsunterricht ergreifen muß, weil er traditionellerweise ein stark autoritätsbestimmter Unterricht gewesen ist.

Angesichts dieser Lage sehen sich Professoren, Dozenten und Assistenten der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Hamburg, die mit der Ausbildung künftiger Religionslehrer ... betraut und für die theologische Forschung und Lehre verantwortlich sind, und die Vertreter der theologischen Fachschaft zu einer grundsätzlichen Stellungnahme genötigt.

A. Sinn des Religionsunterrichts

2. In den Jahren nach 1933 wurde der Religionsunterricht durch die nationalsozialistische Regierung systematisch reduziert oder gar aus den Schulen verdrängt. Die gegenüber dem totalitären Weltanschauungsstaat notwendige Verteidigung der christlich-humanen Tradition führte auf kirchlicher Seite zur allgemeinen Übernahme der Konzeption einer „evangelischen Unterweisung“, die den Religionsunterricht herkömmlicher Art ersetzen sollte. Diese Konzeption wurde nach 1945 in fast allen Bundesländern leitend für die Gestaltung des Unterrichtsfaches. Der Religionslehrer wurde als Katechet, d. h. als Lehrer mit besonderem kirchlichen Auftrag, verstanden. Er hatte nicht eigentlich zu lehren, sondern zu verkündigen und Glauben zu wecken. Institutionelle Folge war in einigen Bundesländern (wie es z. B. in Nordrhein-Westfalen gesetzlich ist) die Beauftragung des Religionslehrers durch eine kirchliche Behörde. Die Ausbildung eines demokratisch-offenen Gemeinwesen hat diese Entwicklung jedoch überholt. In einer Schule, die auf das Leben der pluralistischen Gesellschaft ausgerichtet ist, wird ein kirchlich bestimmter Unterricht leicht als Propaganda mißverstanden.

3. Im Zeitalter ökumenischer Bewegung kann keine einzelne Landeskirche, selbst wenn ihr nominell über 50 Prozent der Bevölkerung angehören, ein Monopol christlicher Lehrgestaltung im Rahmen eines staatlichen Schulsystems haben. Zwar sind Äußerungen persönlichen Glaubens und individueller Frömmigkeit meistens auf eine kirchliche Gemeinschaft bezogen; aber die Auswirkungen christlicher Religion und christlicher Überlieferung auf das Lebensverständnis und die sittliche Bildung erstrecken sich weit über den Raum der verfaßten Kirchen hinaus, ja artikulieren sich bisweilen im Gegensatz zu einem bestimmten Kirchentum.

4. Religionsunterricht ist von dem Erziehungs- und Bildungsauftrag der Schule nicht ablösbar. Zu einer Einweisung in die gegenwärtige Lebenswelt, die eine wichtige Aufgabe der Schule darstellt, gehört die Erfassung der gesellschaftstragenden religiösen Mächte, ihrer Institutionen und ihrer Auswirkungen. Der Religionsunterricht hat deshalb die Kenntnis bestimmter Sachgebiete zu vermitteln.

a) Vor allem ist ein Unterricht über die Bibel als das grundlegende Dokument christlichen Glaubens sowie ihre Umwelt und ihre unübersehbaren kulturellen und religiösen Nachwirkungen unabdingbar. b) Darin darf sich freilich der Stoff des Religionsunterrichtes nicht erschöpfen. Er umfaßt ebenso den gesellschaftlichen Ort des Christentums und die Erscheinungsformen der verschiedenen Kirchen in der Gegenwart. Es muß deutlich werden, welche Bedeutung der christliche Glaube heute für das Verständnis von Mensch und Welt und für die Förderung der menschlichen Freiheit in der industriellen Arbeitswelt hat. c) Die Verbindung zu anderen Unterrichtsfächern in der Schule ist

ständig zu beachten. So sind z. B. hinsichtlich der modernen Naturwissenschaft deren geschichtliche Voraussetzungen in religiösen Motiven und ihre Wendung gegen ein dogmatisches System kirchlicher Bevormundung in Grund und Ursache zu verdeutlichen. Dasselbe gilt für die sozialen Bewegungen des 19. und 20. Jahrhunderts. Ebenso wichtig sind die Einwirkungen christlichen Überlieferungsgutes auf Sprache und Denken, Literatur und Kunst des abendländischen Raumes. d) Darüber hinaus ist angesichts der internationalen Verflechtungen gegenwärtiger und zukünftiger Entwicklungen eine Kenntnis der Weltreligionen unentbehrlich.

5. Erziehungsziel ist aber nie bloßes Wissen, sondern mündiges Urteil. Die Beschäftigung mit den Möglichkeiten des christlichen Glaubens setzt eine Kraft der Kritik frei, sobald (im Gegensatz zu einer traditionellen Form von Kirchlichkeit) das Christentum als Kraft nicht nur zur Erneuerung des Menschen, sondern auch zur Neugestaltung der Verhältnisse begriffen wird. Eine demokratisch-offene Gesellschaft sollte sich einer solchen Infragestellung ihrer Grundlagen auch im Unterricht der Schule aussetzen. Auf Grund seines umfassenden Horizonts befähigt der Religionsunterricht auch dazu, bloß ideologische Infragestellungen unserer Gesellschaft und kurzschlüssige Utopien zu durchschauen. Angesichts der Bedrohung unserer Welt durch eine künftige Technokratie, die den Menschen grenzenlos manipulierbar machen kann, ist es darüber hinaus die Chance des Religionsunterrichtes, mit durchgreifender Kritik am Bestehenden – auch im Hinblick auf die Kirchen und die herrschende Frömmigkeit – die Ermunterung zu verantwortlicher Gestaltung der Zukunft zu vereinen.

6. Religionssoziologie und Jugendforschung zeigen, daß sich in der gegenwärtigen Jugend eine verbreitete Unsicherheit bezüglich der traditionellen Glaubensvorstellungen mit einem wachen Interesse an „religiösen Fragen“ verbindet. Dem entspricht eine wachsende Unzufriedenheit mit dem herkömmlichen Religionsunterricht, die oft von einem fragenden religiösen Interesse begleitet wird. Der Religionsunterricht wird in dieser Situation den Bedürfnissen des Kindes und den Erwartungen des Jugendlichen nur dann gerecht, wenn er nicht nur sachliche Information gibt, sondern auf gegenwartsnahe und erfahrungsbezogene Themen zielt. Auf diese Weise wird er den Schüler bei der Suche nach dem eigenen Selbst, nach seinem Ort in der Gesellschaft und im Ganzen der Welt unterstützen. Dem Religionsunterricht kommen deshalb folgende Funktionsziele zu:

a) Religionsunterricht hat über Religion zu informieren. Er geht dabei von den Erscheinungsformen des Christentums aus, wie sie sich in der Umwelt des Schülers vorfinden, und bezieht sich ständig auf sie. b) Er hat zum Nachdenken über den Glauben anzuregen und diesen kritisch zu klären (vgl. Ziffer 9). c) Religionsunterricht soll ein Selbst- und Weltverständnis ermöglichen, das zur Hilfe am Nächsten, zur Mitarbeit in den sozialen Institutionen und zu vernünftiger Veränderung der Verhältnisse fähig macht. d) Der Religionsunterricht bietet ausgiebig Möglichkeit zur freien Diskussion und übt dabei tolerantes Verhalten ein. In ihm sollen einander widersprechende Lebensanschauungen zur Geltung kommen, sowohl im Hinblick auf die verschiedenen christlichen Konfessionen als auch auf den Dialog zwischen Christen und Nichtchristen.

7. Ein solcher Unterricht wird sich nicht darin erschöpfen, die Probleme aus der Sicht einer traditionellen Kirchlichkeit darzustellen. Vielmehr hat er auf der Basis wissenschaftlicher Theologie (einschließlich der Religionswissenschaft) zu erfolgen. Nicht eine erbauliche „Biblische Geschichte“ ist dem Schüler zu vermitteln, vielmehr ist er zum selbständigen Umgang mit biblischen Texten anzuleiten und mit den Ergebnissen kritischer Bibelexegese vertraut zu machen. Katechismussätze sind nicht als unfragliche Autorität auswendig zu lernen, vielmehr soll der Schüler die Grundsätze christlichen Glaubens in seiner geschichtlichen und gegenwärtigen Wirkung sowie die damit zusammenhängenden Motive sittlicher Stellungnahme kennenlernen. Religionsunterricht hat nicht Propaganda für eine bestimmte Glaubenslehre zu treiben, sondern zu entfalten, was, wie und warum geglaubt wird.

8. Eine solche Aufgabenstellung verlangt vom Religionslehrer mehr als das Eintreten für den eigenen Glaubensstandpunkt. Natürlich ist von ihm zu erwarten, daß er eine eigene Einstellung zu den anstehenden Fragen hat und seine Überzeugung glaubwürdig vertritt. Doch wird im Unterricht gleich wichtig sein, daß der Lehrer die Offenheit zum Dialog fordert und in vielen Punkten die Unabschließbarkeit des Fragens eingesteht. Er wird die Motive und Argumente christlicher Überlieferung wie auch anderer Lebensanschauungen verständlich machen, er wird es aber dem Wahrheitsgehalt des Gegenstandes überlassen müssen, ob er den Schüler überzeugt. Das Engagement des Religionslehrers für das Christentum hat sich im Unterricht grundsätzlich nicht von dem eines Lehrers für Gemeinschaftskunde zu unterscheiden, von dem erwartet wird, daß er die demokratische Staatsform mit engagierter Einsicht bejaht und dafür ausreichende Begründungen liefert. Das trifft mit der Forderung jugendlicher Menschen zusammen, die mit empfindlicher Abwehr auf jede Form von Indifferenz reagieren und durchaus nach der persönlichen Position des Lehrenden fragen. Auf diese Weise ist der Religionsunterricht imstande, sichtbar zu machen, was Toleranz bedeutet, und daß sie nicht durch Indifferenz zu gewinnen ist.

9. Wie der Unterricht in den übrigen Fächern ist der Religionsunterricht also als Einführung in kritisch-selbständiges und – zumindest an höheren Schulen – in wissenschaftliches Denken zu gestalten. Gerade so ist er, recht verstanden, christlicher Unterricht. Denn dem christlichen Glauben ist eigen, die stete kritische Prüfung seiner selbst zu verlangen. Wer deshalb Religionsunterricht und wissenschaftliches Denken als Gegensätze hinstellt, wie das gegenwärtig im vermeintlichen Interesse der Kirche oder der Wissenschaft immer wieder geschieht, hat über das Wesen von „Religion“, insbesondere der christlichen, ungenügende Kenntnisse. Religionsgeschichtlich betrachtet ist das (Juden- und) Christentum die einzige Religion, die ein positives Verhältnis zur rationalen Wissenschaft zu gewinnen vermochte (Max Weber). Überdies ist die heutige Theologie sich bewußt geworden, wie problematisch (in der Anwendung auf das Christentum) die bisherige Gleichsetzung von Religion und bloßem Irrationalismus ist. In der christlichen Religion ist ein Verständnis von Wirklichkeit enthalten, das rationale wissenschaftliche Untersuchungen nicht nur nicht ausschließt, sondern geradezu fordert. Indem der Religionsunterricht diesen Zusammenhang aufweist, schützt er davor, daß die Religion des Schülers in einen unkontrolliert irrationalen Zustand verdrängt wird.

10. Die entwickelten Leitsätze wollen nichts anderes als die Grundsätze der Religionsgemeinschaften interpretieren, nach denen laut Grundgesetz (Artikel 7, 3) und Ländergesetzen (z. B. Hamburger Schulgesetz, § 9) Religionsunterricht zu gestalten ist. Es kann sich dabei an einer öffentlichen Schule nur um die theologisch reflektierten Grundsätze handeln. Ein auf dieser Basis beruhender Religionsunterricht wird die Schüler ihren Kirchen keineswegs entfremden. Er wird vielmehr den Kirchen künftig mehr mündige und sachkritische Glieder zuführen, als sie gegenwärtig besitzen.

B. Praktische Durchführung des Religionsunterrichtes

11. Nach dem Grundgesetz und den entsprechenden Bestimmungen der Ländergesetze ist Religionsunterricht Ordentliches Lehrfach. Solange die Schule einen umfassenden Bildungsauftrag vertritt, wird Religionsunterricht ein solches Lehrfach bleiben. Es widerspricht dem Sinn des Religionsunterrichtes, ihn in ein Wahlfach oder eine freie Arbeitsgemeinschaft umzugestalten. Völlig illusionär ist der gelegentlich geäußerte Vorschlag, seinen Stoff in die Unterrichtsfächer Deutsch und Geschichte einzugliedern. Denn Deutsch- und Geschichtslehrer, die die nötigen theologischen Vorkenntnisse mitbringen, sind kaum vorhanden. Geschichte als sogenanntes „Kleines Fach“ an der Schule ist zudem mit dem übrigen historischen Stoff so ausgefüllt, daß eine Erweiterung durch die Religions- und Kirchengeschichte nicht möglich ist. Überdies ist der unterrichtliche Zweck der Fächer

Deutsch und Geschichte so verschieden von der oben dargestellten Ausrichtung des Faches Religion (vgl. Ziffer 5 und 6), daß bei einer Einbeziehung in andere Fächer die Eigenart dieses Faches verlorengeht. Anders verhält es sich, wenn der Schulunterricht künftig unter dem Gesichtspunkt eines Fächer zusammenfassenden, gebundenen Gesamtunterrichtes neu gestaltet wird. Dann wird es gerade notwendig, den Religionsunterricht in einen funktionellen Zusammenhang mit möglichst vielen anderen Unterrichtsgebieten zu integrieren.

12. Religionsunterricht stellt keine Parallele zum Konfirmandenunterricht der Kirche dar. Diesem obliegt es, das Kind in das gottesdienstliche Leben seiner Gemeinde einzuführen. Konfirmandenunterricht gehört ebenso wesensgemäß in die Kirche wie Religionsunterricht in die Schule. Darum ist es sachlich nicht zu vertreten, daß der Religionsunterricht in den Jahren ausfällt, in denen die Schüler am Konfirmandenunterricht teilnehmen.

13. Das verbreitete Unbehagen am üblichen Religionsunterricht resultiert aus einer falschen Zweckbestimmung, wie sie weithin von kirchlichen und staatlichen Instanzen vorgenommen wird. Religionsunterricht wird allzu leicht als Gesinnungsunterricht mißverstanden, eine Auffassung, die sich auf die Gestaltung des Religionsunterrichtes fatal auswirkte. Eine Neuorientierung, die sich auch in der Lehrplangestaltung niederschlagen müßte, ist dringend notwendig.

14. Es geht nicht an, daß der Inhalt des Religionsunterrichtes zwischen staatlichen Instanzen und den Vertretern einer einzelnen (Landes-)Kirche ausgehandelt wird und daß die betreffende Kirche über die Einführung oder die Nichteinführung von Lehrbüchern allein entscheidet. Natürlich ist das Interesse der christlichen Kirchen an der Art der Erteilung des Religionsunterrichtes legitim. Ihnen kommt deshalb ein Anhörungsrecht zu. Der zuständige Partner für die staatliche Behörde sollte aber angesichts der ökumenischen Erfordernisse heutiger Theologie eine Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen oder ein ähnliches, regional zusammengesetztes Gremium sein. Es ist unumgänglich, daß zu diesem Gremium Vertreter des Faches Religionspädagogik und kirchlich unabhängige Vertreter der theologischen Wissenschaft herangezogen werden.

15. Der Religionsunterricht sieht zwar nicht von den konfessionellen Unterschieden ab, aber er reflektiert sie kritisch. Darum ist anzustreben, daß die Zusammenarbeit zwischen den Konfessionen im Religionsunterricht verstärkt wird, sei es durch Beiziehung von Vertretern anderer Konfessionen oder durch Einrichtung interkonfessioneller Arbeitsgemeinschaften.

16. Eine vernachlässigte Aufgabe des Religionsunterrichtes besteht darin, Grundbegriffe der Sexualethik zu vermitteln. Der Religionsunterricht hat zwar nicht über biologische Vorgänge als solche zu unterrichten. Wohl aber sind ethische Vorgänge als solche zu unterrichten und ethische Verhaltensmodelle zu entwickeln. Bis zum Ende der Schulzeit sollten alle Schüler in verantwortungsvoller Ehe- und Familiengestaltung unterwiesen werden.

17. Für den Unterricht in den Anfangsklassen der Volksschule ist in besonderer Weise die Ausrichtung auf die Umwelt des Kindes notwendig (vgl. Ziffer 6a). Kritische Gesichtspunkte werden hier zurücktreten. Doch sollte die Auswahl und Darbietung biblischer Erzählungen so geschehen, daß eine spätere kritische Behandlung desselben Stoffes möglich wird.

18. Der außerordentliche Umfang des für den Religionsunterricht relevanten Stoffes (vgl. Ziffer 4) nötigt dazu, zu prüfen, wieweit ein allgemeinverbindlicher Stoffplan aufgestellt werden soll. Für die Oberstufe wird es in der Regel genügen, wenn Rahmenmodelle die in der jeweiligen Unterrichtssituation wesentlichen Probleme thematisieren (vgl. Ziffer 6). Doch sollte in jeder Altersstufe ein den Verstehensbedingungen angemessener Einführungskurs in den Umgang mit religiösen Texten obligatorisch bleiben.

19. Da Religionsunterricht die Vermittlung von Information und kritischem Verständ-

nis von Glauben und Religion bezweckt, ist eine Zensurgebung in diesem Fach von seinem Inhalt her durchaus zu vertreten, solange eine Zensurgebung an den Schulen überhaupt als sinnvoll erscheint.

20. Der Aufgabenbereich des Religionsunterrichtes ist im Vergleich zu früheren Jahrzehnten erheblich gewachsen. Darum sollten der Ausbildung und Fortbildung von Religionslehrern größere Aufmerksamkeit geschenkt werden; denn nur durch ein gründliches theologisches Studium kann eine einseitig konfessionelle oder einseitig antikirchliche Erteilung des Unterrichtes vermieden werden. Im bisherigen Studiengang fehlt eine planmäßige Ausbildung auf allen Gebieten, die heute wichtig sind, z. B. Sexualethik oder Wissenschaft fremder Religionen. Deshalb müssen neue Schwerpunkte auch in der theologischen Lehre und Forschung gesetzt werden.

Großes Aufsehen erregte die im August 1969 bekanntgewordene Präambel der Lehrplanrichtlinien für den evangelischen Religionsunterricht an den Gymnasien des Landes Schleswig-Holstein:

Aufgabe und Inhalt des Lehrfaches „Religion“ ergeben sich aus dem Auftrag der Schule. Sie soll Überlieferung und gegenwärtiges Leben darstellen und auslegen (Lehr- und Lernauftrag der Schule) sowie die Schüler mit Möglichkeiten konfrontieren, die Welt zu verstehen und verantwortlich in ihr zu leben (Bildungs- und Erziehungsauftrag der Schule). Dazu ist die Kenntnis der Kräfte notwendig, die die Vergangenheit entscheidend geprägt haben und die Gegenwart formen. Im Rahmen dieses Auftrages geht es im Lehrfach „Religion“ um die Vergegenwärtigung der die menschliche Existenz bestimmenden religiösen und philosophischen Dimensionen. Im abendländischen Kulturkreis sind dafür vor allem die Begegnung und Auseinandersetzung mit der Bibel und der kirchlichen Überlieferung unerlässlich. Hinzu kommen die Begegnung und Auseinandersetzung mit den dem Christentum widerstrebenden Weltanschauungen des 19. und 20. Jahrhunderts, ferner mit den Religionen und philosophisch-weltanschaulichen Systemen anderer Kulturkreise, mit denen wir heute konfrontiert sind.

Das dritte in diesem Zusammenhang zu zitierende Dokument ist eine gleichfalls im August 1969 veröffentlichte Thesenreihe des Bundes evangelischer Lehrer in Berlin:

In der Öffentlichkeit sind in letzter Zeit zahlreiche Beiträge, Leitsätze und Stellungnahmen zur gegenwärtigen Situation des Religionsunterrichts bekanntgeworden. Wir haben uns mit den vorgetragenen Gedanken und Konzeptionen auseinandergesetzt. Es erschien uns notwendig, daß auch die evangelischen Religionslehrer dazu Stellung nehmen. Für unsere eigene Erarbeitung konnten wir auf eine Kennzeichnung der allgemeinen Lage weitgehend verzichten, weil die bisher veröffentlichten Analysen unseres Erachtens keiner wesentlichen Ergänzung bedürfen. Einig waren wir uns außerdem darin, daß, aufs Ganze gesehen, einerseits nicht kritisch genug verfahren, andererseits kein weiterführender Änderungsvorschlag gemacht wird.

Wir stellen hiermit unsere Gedanken zur Diskussion und stellen diesen das Wort des Pädagogen Salzmann voran: „Von allen Fehlern und Untugenden seiner Zöglinge muß der Erzieher den Grund in sich selbst suchen.“

1. Zur Begründung des Religionsunterrichts als schulischem Unterricht

1. Der Religionsunterricht als schulische Veranstaltung wurzelt in der Bedeutung der Religion für das humane Leben und für unsere geistesgeschichtliche Entwicklung. Deshalb kann die Schule die Frage nach Gott und dem Sinn des Lebens nicht ohne Schaden für Mensch und Gesellschaft ausklammern.

2. In einer pluralistischen Gesellschaft hat die Bevölkerung, die mit überwiegender Mehrheit einem christlichen Bekenntnis angehört, ein Recht darauf, daß ihre Kinder in der Schule darin unterwiesen werden.

3. Auch andere religiöse oder weltanschauliche Gemeinschaften haben Anspruch darauf, einen entsprechenden schulischen Unterricht zu halten.

II. Der Religionslehrer

1. Wer Religionsunterricht erteilt, erfüllt seine Aufgabe nicht nur im Fachunterricht. Er schuldet dem Schüler Hilfe für die Lebensgestaltung.

2. Der Religionslehrer handelt im Auftrage der christlichen Gemeinde, deshalb steht er der Amtskirche in freier Verantwortung zur Seite.

3. Staat und Kirche müssen der Arbeit und der Weiterbildung der Religionslehrer mehr Gewicht beimessen als bisher. Das ließe sich beispielhaft in der Form verwirklichen, daß

a) von den Kirchengemeinden für die Schulen und Religionslehrer religionspädagogische Literatur und andere Unterrichtsmittel zur Verfügung gestellt werden,

b) durch eine angemessene Stundenbefreiung die Lehrer eine religionspädagogische Weiterbildung durch ein ordentliches Studium erhalten können.

4. Wer den christlichen Glauben ablehnt, kann keinen christlichen Religionsunterricht erteilen.

III. Zur Aufgabe des christlichen Religionsunterrichts

1. Der Religionsunterricht hat die Aufgabe, für religiöse Grunderfahrungen Verständnis zu wecken und zur lebendigen Begegnung mit der christlichen Wahrheit zu führen.

2. Dieser Religionsunterricht schafft die Voraussetzung für eine freie persönliche Glaubensentscheidung.

3. Er hilft zu einer christlichen Lebensgestaltung in Familie, Schule und Gesellschaft.

IV. Zur Gestaltung des christlichen Religionsunterrichts

1. In den Klassen 1 bis 6 steht die biblische Geschichte weiterhin im Mittelpunkt des Religionsunterrichts. Dieser Unterricht muß dem Schüler für seine spätere Entwicklung den Weg zu eigener Überlegung ebnen. Der Unterricht sollte nicht einseitig von irgendeiner theologischen Lehrmeinung bestimmt sein.

2. Spätestens im 7. und 8. Schuljahr sollten die Schüler mit den Grundsätzen historisch-kritischer Exegese bekanntgemacht werden. Der Konfirmandenunterricht darf dem Schüler in diesem Alter das bloße Fürwahrhalten dogmatischer Formeln nicht zumuten.

V. Der Religionsunterricht nach der Religionsmündigkeit

Nach der Religionsmündigkeit wird der Religionsunterricht unter anderen pädagogischen, weltanschaulichen und rechtlichen Voraussetzungen erteilt. Dies hat folgende Konsequenzen:

1. Das Angebot muß der pluralistischen Struktur unserer Gesellschaft entsprechen. Der Unterricht erfolgt in Seminaren, die Fragen der Weltanschauung und Lebensgestaltung sowie Probleme der Philosophie und der christlichen Theologie behandeln.

2. Die Teilnahme an diesem Unterricht ist verbindlich bei voller Freiheit der Wahl für den Schüler.

3. Vom Staat erwarten wir Verordnungen, die einen solchen Unterricht ermöglichen; dabei ist dafür zu sorgen, daß die Unterrichtenden eine entsprechende fachliche Befähigung nachweisen können. (Unterschriften, August 1969)

Endlich sei ein Arbeitspapier der „Arbeitsgruppe Religionsunterricht“ zum Religionsunterricht an der Oberstufe der Gymnasien im Lande Hessen angeführt:

1. Aufgabe, Ziel und Form des Unterrichts

Der Religionsunterricht hat die Aufgabe, im Sinne der Toleranz den jungen Menschen mit religiösen und weltanschaulichen Strömungen bekanntzumachen und ihm zum Verständnis der verschiedenen „Bilder vom Menschen“ zu verhelfen. Er soll den Schüler befähigen, sich mit den Aussagen des Religiösen in Zusammenhang mit philosophischen, psychologischen, soziologischen und historischen Elementen kritisch auseinanderzusetzen. Sein Ziel ist, neben der Information und der Interpretation dem Schüler den Weg zu einer eigenen sittlich-religiösen Wertung zu weisen.

Das Unterrichtsziel erfordert, daß der Unterricht nicht isoliert von anderen Fächern gesehen wird, sondern daß das Prinzip der Unterrichts-Koordination mit anderen Fakultäten intensivst gepflegt wird.

Organisatorisch gesehen könnte folgende Form den Aufgaben des Unterrichts gerecht werden:

1. Die Klassen- bzw. Konfessionsgemeinschaften werden aufgelöst.
2. Es werden Seminare eingerichtet.
3. Die Dauer eines Seminars ist gleich der eines halben Schuljahres.
4. Bei x Klassen einer Klassenstufe werden x Seminare parallel angeboten.
5. Der Schüler kann nach Ablauf eines Seminars in ein anderes wechseln.
6. Die Seminare werden von Lehrern geleitet, die zu Beginn eines Seminars den Schülern einen „Unterrichtsplan“ vorlegen und ihnen somit die Wahl ermöglichen.
7. Alle Seminare sollen die Grundgedanken des Aufgabenkomplexes berücksichtigen und sich in Schwerpunkt und Betrachtungsweise unterscheiden.
8. Zu den Seminaren sollen je nach Thema Berater hinzugezogen werden. (Als Berater können Lehrer mit speziellem Fachwissen [Deutschlehrer, Gemeinschaftskundelehrer, ...] oder nicht am Schulleben beteiligte Fachleute [Vertreter von religiösen oder weltanschaulichen Gruppen, ...] fungieren.)

In diesem Fach kann eine nahezu optimale Beteiligung der Schüler an der inhaltlichen und methodischen Gestaltung praktiziert werden. Innerhalb der Seminare soll die Gruppenarbeit eingeführt werden. Aufgabe des „Seminar-Leiters“ bzw. der „Fachleute“ sollte sein, die Schüler zu informieren und zu beraten.

II. Themen

Notwendigkeit des Glaubens für den Menschen

In dieser Unterrichtseinheit soll die Notwendigkeit eines Glaubens für den Menschen in Vergangenheit und Gegenwart demonstriert werden. (Der Mensch kann verschiedene Phänomene nicht erklären [Naturereignisse ...], er sucht Deutungen für den Sinn des Lebens und schafft sich einen Glauben.)

Die religiöse Verehrung

In dieser Unterrichtseinheit soll die religiöse Verehrung in

- a) den Naturreligionen (Animismus, Fetischismus, Totemismus, Magie),
 - b) den Volksreligionen (babylonisch, assyrisch, ägyptisch, griechisch, römisch, germanisch, Hinduismus, Shintoismus),
 - c) den Weltreligionen (Buddhismus, Judentum, Islam, Christentum)
- dargestellt werden.

Nach der Vermittlung der Fakten soll das Problem des Kultes erörtert werden. (Wem nutzt Kult?)

Ferner ist die Wandlung der religiösen Verehrung im Laufe der Geschichte darzulegen, zu interpretieren und zu analysieren.

Das Christentum

In dieser Unterrichtseinheit soll im Hinblick auf seine Erscheinung und seinen Einfluß auf Gesellschaft und Staat erörtert werden.

Themenbereiche:

- Christliche Tradition (Entstehung, Entwicklung).
- Spaltung der christlichen Kirchen (Ostkirche, Anglikanische Kirchen ...).
- Das Verhältnis der christlichen Kirchen zueinander.
- Das Verhältnis der christlichen Kirchen zu nicht-christlichen Konfessionen.
- Das Verhältnis von Staat und Kirche (früher – heute).
- Die Veränderung der christlichen Theologie in der Geschichte (Neudeutung der Glaubensinhalte).
- Der Einfluß des christlichen Gedankengutes auf die abendländische Gesellschaft und deren Kultur (Kunst, Wissenschaft, Literatur, Musik, Lebensform, Gesetzgebung, Staatsform).
- Der Absolutheitsanspruch der Kirche (Mission).
- Der weltliche Machtanspruch der Kirche (früher – heute).
- Die innerkirchliche Organisation (Autoritätsanspruch [Papst]).
- Glück, Heil und Erlösung in christlicher Sicht.
- Die Möglichkeit der kirchlichen Manipulation durch deren Organisationen.
- Die Gottesbeweise. Die Propheten. Offenbarung und Wunder. Bibel und Wissenschaft.

Religion und Sittlichkeit

In dieser Unterrichtseinheit sollen an Hand von konkreten sittlichen Fragen und Problemkreisen (Tötungsverbot, Sexualität vor der Ehe u. ä.) die Auffassungen der verschiedenen Religionen und Weltanschauungen zur Sittlichkeit dargelegt und erörtert werden. Hierbei ist neben dem Individuum die Gemeinschaft bzw. Gesellschaft in Betracht zu ziehen (persönliche Sittlichkeit – soziale Sittlichkeit).

Niederschlag der christlichen Ethik in der abendländischen Gesetzgebung und Gesellschaftsform.

Einzelthemen

Das Gewissen (Entfaltungsstufen, Herkunft, Bildung und Gewissen)

Gewissen und Mündigkeit

Gewissen und Gesetz

Das Friedensproblem.

Das Rassenproblem.

Das Kriegsprogramm.

Existenz-Philosophie.

Dualismus von a) Geist und Materie, b) Seele und Leib, c) Sinnlichkeit und Verstand, d) Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft.

Weltentstehungsmythen.

Religion und Pluralismus.

Religion und Nihilismus.

Aberglaube (früher – jetzt).

Bei aller Unterschiedlichkeit im einzelnen stimmen diese Dokumente darin überein, daß die Zeit endgültig abgelaufen sei, in der der Religionsunterricht die „Seele der Schule“, „Kirche in der Schule“ und in erster Linie Verkündigung war. Eine tiefgreifende und umfassende Umstrukturierung des Religionsunterrichts steht als Forderung auf der Tagesordnung von Schuljuristen, Theologen, Religionspädagogen und Pädagogen. Es hatte deshalb seinen guten Grund, daß sich die Kirchenkonferenz der EKD in einer Sitzung am 18./19. Dezember 1969, an der die gliedkirchlichen Schulreferenten teilnahmen, eingehend mit Lage und Fragen des Religionsunterrichts in der öffentlichen Schule befaßte. Das Kommuniqué über Aussprache und Beschlußfassung der Kirchenkonferenz teilt mit:

Im Mittelpunkt standen dabei Fragen der Interpretation von Normen, die sich auf den Religionsunterricht beziehen, sowie Fragen der Lehrplan- und Modellentwicklung des Religionsunterrichts im Zusammenhang mit der schulpädagogischen und didaktischen Problematik. Die angeschnittenen Probleme sind in theologischer und pädagogischer Hinsicht außerordentlich vielschichtig und zugleich teilweise kontrovers. Die Diskussion hat ergeben, daß die weitere Gestaltung des Religionsunterrichts und die Art, wie die Kirchen ihre Mitverantwortung wahrnehmen, von der Klärung dieser Fragen entscheidend abhängen.

Die Kirchenkonferenz bat den Rat der EKD, zur Weiterarbeit zwei Kommissionen zu berufen:

1. Eine Kommission, die vor allem aus Theologen, Pädagogen und Juristen besteht, zur Klärung der rechtlichen Problematik und der Interpretation der den Religionsunterricht betreffenden rechtlichen Normen.

2. Eine Kommission, die in erster Linie aus Theologen, Religionspädagogen und Schulpädagogen besteht, zur Klärung der Fragen und Ziele der Entwicklung von Lehrplänen und Unterrichtsmodellen und zur Erarbeitung von Vorschlägen, wie die Aktivitäten der Gliedkirchen angesichts der gegenwärtigen Aufgaben koordiniert werden können.

Beide Kommissionen sollen eng mit der Konferenz der Schulreferenten der Gliedkirchen der EKD, der Arbeitsgemeinschaft der Leiter der Religionspädagogischen Institute und Katechetischen Ämter sowie dem Comenius-Institut zusammenarbeiten.

SCHLUSS

Gleichgültigkeit, Unbehagen, Abneigung und Ablehnung begegnen der Kirche von außen; besorgtes Fragen und unruhiges Suchen, starke Spannungen und große Unsicherheit über ihren Auftrag und Weg erfüllen sie und treiben sie um. Es kann kaum wundernehmen, daß einer Kirche, die so ist, wie sie ist, von manchen keine großen Zukunftsaussichten mehr eingeräumt werden, daß man ihr nur noch eine Rand- und Abseitsstellung in der modernen Gesellschaft zubilligt und mit ihrer zunehmenden Einfluß- und Bedeutungslosigkeit rechnet. Aber eine Kirche, die unter Schmerzen bemüht ist, Kirche für unsere Zeit zu sein, ist nicht auf Machtstellungen, Schlüsselpositionen, gesellschaftliches Prestige und mitgestaltenden Einfluß aus, sondern darauf, dienende und durch selbstlosen Dienst helfende Kirche zu sein. Nach einer so gearteten, so strukturierten, so arbeitenden, nach einer erneuerten Kirche schreitet die Zukunft.

II. Die Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik

Von Erwin Wilkens

1. POLITISCHE UMWELT

Die weltpolitische Szenerie behielt im Jahre 1969 die Merkmale, die an dieser Stelle schon für das Jahr 1968 geschildert wurden. Es gibt viele Anzeichen dafür, daß man in den Metropolen der Weltpolitik die Notwendigkeit einer weltpolitischen Wende im Prinzip erkannt hat. Die Möglichkeiten, daß ein Volk oder eine Völkergruppe eigene Interessen mit den klassischen Mitteln militärischer Stärke vertreten, sind erschöpft. Wo dennoch imperiale Machtansprüche vertreten werden und sich in begrenzten Konflikten niederschlagen, wird immer schneller die Grenze sichtbar, von der an es nur noch zu unmittelbaren Kollisionen zwischen den Großmächten kommen kann. Diese aber will niemand. So ist die Einsicht unausweichlich, die der neue Präsident der Vereinigten Staaten Richard M. Nixon in seiner Antrittsrede am 20. Januar 1969 formuliert: „Nach einer Periode der Konfrontation treten wir nun in eine Ära der Verhandlungen ein.“

Zugleich aber zeigt sich an Maßnahmen, Vorgängen und Reden die große Schwierigkeit, den Einsichten der Vernunft eine konstruktive politische Gestalt zu geben. Zu stark ist noch das Gegengewicht der Ideologie mit den ihr eigentümlichen Merkmalen der Verherrlichung der eigenen Ziele und der Verteufelung des anderen; zu bequem sind die überlieferten Denkschemata einer Großmachtpolitik. Hinzu kommt die große Unbekannte der werdenden Weltmacht China, die die beiden anderen Supermächte in das Dilemma zwischen gegenseitigem Mißtrauen und vernünftiger Kooperation bringt.

Doch ist ganz unverkennbar, daß sich auf dem Felde der Ost-West-Politik allenthalben atmosphärische Veränderungen vollzogen und sich eine größere politische Dynamik im Verhältnis zueinander anbahnte. Der von der UdSSR beherrschte Machtblock überwand seine in Moskau als krisenhafte Verunsicherung empfundene Liberalisierungsphase, die in den Ereignissen in der CSSR 1968 nur ihren deutlichsten Ausdruck erhielt. Doch blieb offenbar die Einsicht zurück, daß die UdSSR nur in dem Maße ihre Führungsrolle im eigenen Bereich würde behaupten können, indem sie sich an die Spitze des Drängens einiger ihrer Verbündeter auf größere Entkrampfung im Ost-West-Verhältnis setzte. Man wird auch das wachsende wirtschaftliche Interesse an dieser Entwicklung nicht gering einschätzen dürfen. Und schließlich werden die Unwägbarkeiten im Verhältnis zu China die UdSSR bewogen haben, in der Sicherung des Status quo gegenüber dem Westen neue Wege zu gehen, die zugleich die Signatur des Arrangements und der Entspannung tragen.

Was sich praktisch in dieser Richtung im Jahre 1969 schon ereignete, trägt noch die Züge der ersten Schritte, des Tastens und des Übergangs. Eine neue Phase der Diskussion ergab sich durch den Appell der Staaten des Warschauer Vertrages auf einer Tagung ihres Politischen Ausschusses in Budapest am 17. März 1969 zur Einberufung einer gesamteuropäischen Konferenz mit der Aufgabe,

eine europäische Friedens- und Sicherheitsordnung zu erarbeiten. Man sprach gar von der Notwendigkeit, eine Atmosphäre von Vertrauen zu schaffen. Dieser Vorschlag wurde von den Außenministern des Warschauer Vertrages am 30./31. Oktober in Prag wiederholt und konkretisiert und schließlich am Ende des Jahres durch die Regierungschefs der beteiligten Staaten in Moskau erneut bekräftigt. Die Reaktion des Westens war gewiß unterschiedlich und im ganzen zurückhaltend, zumal man vor einer solchen Konferenz eine Reihe von Komplexen, vorab das Verhältnis der beiden deutschen Staaten zueinander, geklärt sehen wollte. Als Ansatzpunkt für weitergehende Diskussionen blieb aber der Vorschlag einer Sicherheitskonferenz erhalten.

Weiter sind in diesem Zusammenhang einige Fortschritte auf der Genfer Abrüstungskonferenz zu nennen, die es wenigstens zu Vertragsentwürfen über das Verbot zur Anbringung von Massenvernichtungswaffen auf dem Meeresboden und zur Ausschaltung biologisch-chemischer Waffen brachte. Darüber hinaus begannen die Sowjets und die Amerikaner am 17. November 1969 mit zweiseitigen Verhandlungen zur Rüstungsbegrenzung strategischer Waffen (Strategic Arms Limitation Talks = SALT), um der militärisch nicht sehr sinnvollen, aber wirtschaftlich um so drückenderen Rüstungsspirale Einhalt zu gebieten.

Für das Verhältnis zwischen der UdSSR und der Bundesrepublik Deutschland erweisen sich im Rückblick einige Ereignisse als Vorbereitung auf spätere Versuche, die beiderseitigen Beziehungen überhaupt auf eine neue Grundlage zu stellen. Die starken wirtschaftlichen Interessen der UdSSR führten zu einer nennenswerten Fortentwicklung der Handels- und Wirtschaftsbeziehungen. Eine Reihe von Besuchen führender deutscher Politiker aus Regierung, SPD und FDP in Moskau befestigte die Überzeugung, daß die UdSSR aus einem Bündel von Motiven einen neuen Weg in ihrer Deutschlandpolitik suchte. Der ein Jahr zuvor jäh abgebrochene Meinungsaustausch über Gewaltverzichtserklärungen wurde noch von der CDU-SPD-Regierung des Bundeskanzlers Kurt Georg Kiesinger wieder aufgenommen, so daß es nach Bildung der neuen SPD-FDP-Regierung unter Bundeskanzler Willy Brandt am 8. Dezember 1969 zur Aufnahme konkreter Gespräche hierzu, zunächst auf Botschafter-Ebene, in Moskau kam. Der Weg dazu war unter anderem auch durch die Unterzeichnung des Kernwaffen-Sperrvertrages seitens der Regierung Brandt am 8. November geebnet worden.

Es kann hier nur kurz erwähnt werden, daß auch das Verhältnis zwischen Polen und der Bundesrepublik Deutschland im Jahre 1969 bis an die Schwelle von Gesprächen über die Möglichkeiten einer Neuordnung der Beziehungen geführt wurde. Daß dabei auch die Grenzfrage in einer beide Seiten befriedigenden Weise würde mit einbezogen werden müssen, daran konnte und kann kein Zweifel bestehen. Im Verhältnis zu Polen zahlte sich die langjährige Pflege breiter menschlicher Kontakte und politischer Gespräche in nichtamtlichen Kreisen sowie der Ausbau wirtschaftlicher Beziehungen aus. Die vielfach gebrauchte Formel von dem Interesse Polens, in gesicherten Grenzen zu leben, ist nur die Vorstufe für eine geeignete Formel zur Hinnahme der bestehenden polnischen Westgrenze.

Nimmt man dies alles zusammen, so mutet der Grad der Verhärtung im Verhältnis zwischen der DDR und der Bundesrepublik Deutschland, wie er sich auch im Jahre 1969 darstellt, beinahe schon als unwirklich an. Zu sehr sind beide Seiten noch in ihren Maximalforderungen befangen, um zu erkennen, daß die übrige

Welt längst des deutschen Formelstreites müde ist. Weitere internationale Anerkennungserfolge durch den Botschafteraustausch mit dem Irak, Kambodscha, Sudan, Syrien, dem Süd-Jemen und der VAR (Ägypten) machen die DDR nicht gerade zu Verhandlungen unterhalb der Anerkennungsschwelle geneigt, wie sie aus allen politischen Lagern der Bundesrepublik immer wieder neu angeboten werden.

Es bedurfte eines so tiefgreifenden Wandels der politischen Landschaft, die die Ablösung der Führungsrolle der CDU durch die SPD bedeutet, um im Verhältnis zwischen der DDR und der Bundesrepublik Deutschland zu einem Neuanfang zu kommen. Der neue Bundeskanzler Willy Brandt bezeichnete es in seiner Regierungserklärung vor dem Deutschen Bundestag am 28. Oktober 1969 als Aufgabe der praktischen Politik in den kommenden Jahren, „die Einheit der Nation dadurch zu wahren, daß das Verhältnis zwischen den Teilen Deutschlands aus der gegenwärtigen Verkrampfung gelöst wird“. Als ersten eigenen Beitrag dazu bot er der DDR erneut Verhandlungen „ohne Diskriminierung auf der Ebene der Regierungen an, die zu vertraglich vereinbarter Zusammenarbeit führen sollen“. Eine völkerrechtliche Anerkennung der DDR vermochte auch Brandt noch nicht in Aussicht zu stellen. Seine neue Formel sprach von der Existenz zweier Staaten in Deutschland, die füreinander nicht Ausland sind, deren Beziehungen zueinander vielmehr nur von besonderer Art sein könnten.

2. KIRCHE UND STAAT

Der wichtigste, die Kirchen in der DDR betreffende Vorgang im Jahre 1969 war die Gründung eines „Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR“ und die damit verbundene Lösung der Kirchen in der DDR aus der verfaßten Gemeinschaft der EKD. Dieser Vorgang, über den im nächsten Kapitel ausführlich zu berichten sein wird, ist nur aus der Gesamtsituation der DDR, in die auch die Kirchen verflochten sind, zu verstehen. Es ist daher keine Grenzüberschreitung, wenn wir hier einige Dokumente und Darlegungen beibringen, die eben diese Gesamtsituation von Staat und Gesellschaft verdeutlichen. Dazu ist das Jahr 1969 wegen des 20. Jahrestages der Gründung der DDR besonders geeignet.

a) 20. Jahrestag der DDR

Der am 7. Oktober zu begehende 20. Jahrestag der DDR wurde das ganze Jahr hindurch vorbereitet. Er bot eine neue Gelegenheit zur Darstellung und Entfaltung des geschichtlichen, politischen, gesellschaftlichen und humanistischen Sendungsbewußtseins der DDR. Dazu verabschiedete das Komitee zum 20. Jahrestag der DDR am 13. Januar 1969 einen Aufruf mit elf ausführlich erläuterten „Thesen zum 20. Jahrestag der DDR“. Es folgt hier der Wortlaut dieser Thesen mit Einleitung, jedoch ist nur der für den kirchlichen Bereich interessantesten These VI die Erläuterung hinzugefügt.

(Entnommen dem Deutschland Archiv, 2. Jahrgang, März 1969, S. 282 ff.)

Das Komitee zum 20. Jahrestag der DDR verabschiedete am 13. Januar 1969 einen Aufruf und die im folgenden abgedruckten Thesen zum 20. Jahrestag der DDR.

Stolz und zukunftsgegewiß begehen wir, die Bürger der Deutschen Demokratischen Republik, den 20. Jahrestag der Gründung unseres Staates, des ersten sozialistischen Staates deutscher Nation. Großes haben wir vollbracht beim Aufbau eines neuen Lebens, einer neuen Gesellschaft. Neue, noch größere Aufgaben haben wir uns gestellt und ihre Lösung zielbewußt in Angriff genommen.

Wir haben die sozialistische Epoche deutscher Geschichte eröffnet. In Gestalt unseres Staates und der Leistungen seiner Bürger erweist der Sozialismus nun auch in Deutschland seine alles erneuernde, menschenverändernde Kraft – jene Kraft, die seit den Tagen der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution die Welt von Grund auf verwandelt. Die Deutsche Demokratische Republik weist der ganzen deutschen Nation den Weg in eine Zukunft des Friedens und des Sozialismus.

Nicht leicht war unser Weg in den beiden vergangenen Jahrzehnten. Hart war unser Kampf gegen innere und äußere Widerstände: gegen die Folgen des Faschismus und des Krieges, gegen die Auswirkungen der von den Imperialisten vollzogenen Spaltung Deutschlands, gegen die Angriffe der imperialistischen Feinde unserer Nation und des Friedens, die in der Bundesrepublik noch einmal die Macht an sich gerissen haben.

Um so schwerer wiegen auf der Waage der Geschichte unsere Erfolge in der antifaschistisch-demokratischen und der sozialistischen Revolution. Um so schwerer wiegt, daß wir in allen gesellschaftlichen Bereichen den historischen Auftrag unserer Republik verwirklichen: alles tun, damit nie mehr ein Krieg von deutschem Boden ausgeht.

Heute können wir mit Genugtuung feststellen: in unserer Republik hat das ganze werktätige Volk unter Führung der Arbeiterklasse und ihrer Partei endgültig und unwiderruflich über seine Widersacher gesiegt. Die Fundamente des Sozialismus sind gelegt – und diese Fundamente sind unerschütterlich. Unsere Errungenschaften sind in der sozialistischen Verfassung, die das Volk sich gab, staatsrechtlich verankert. Auf fester Grundlage wächst das Gebäude der entwickelten sozialistischen Gesellschaft immer höher und schöner empor, nimmt es immer deutlichere Konturen an. Wir, die Bürger der DDR, sind im Besitz der Macht. Wir sind im Besitz einer klaren Perspektive, einer umfassenden wissenschaftlich begründeten Voraussicht. Das verleiht uns Kraft zu neuen Taten und läßt uns sicheren Schritts vorwärtsgen, der Vollendung des Sozialismus entgegen.

In unverbrüchlicher Freundschaft und steter Zusammenarbeit mit der mächtigen Sowjetunion sind wir gut vorangekommen. Unsere Republik wurde zu einer Bastion des gesellschaftlichen Fortschritts im Herzen Europas, zum stabilsten Staat der deutschen Geschichte. Grundlemeht seiner Politik ist die Sicherung des Friedens. Gemeinsam mit der Sowjetunion und anderen sozialistischen Staaten schützt unsere Republik die historischen Errungenschaften des Sozialismus in Europa, und eben damit leistet sie ihren Beitrag für Frieden und Sicherheit auf unserem Kontinent.

Die DDR – das ist die Heimstatt des ganzen Volkes. Sie ist unser aller sozialistisches Vaterland.

I. Die DDR ist der durch die vielhundertjährige Geschichte unseres Volkes legitimierte deutsche Staat des Friedens und der Freiheit, der Menschlichkeit und sozialen Gerechtigkeit.

II. Die DDR entstand und entwickelt sich in Übereinstimmung mit dem Grundgesetz unserer Epoche. Sie steht auf der richtigen Seite in der weltweiten Auseinandersetzung zwischen Sozialismus und Imperialismus.

III. Was die DDR heute ist, wurde sie unter der bewährten Führung der Arbeiterklasse und ihrer marxistisch-leninistischen Partei in den revolutionären Kämpfen zweier Jahrzehnte. Bürger unserer Republik sein bedeutet, zu den Siegern der Geschichte zu gehören.

IV. Die Staatsordnung der Deutschen Demokratischen Republik verkörpert die höchste Entwicklungsstufe der Demokratie, die sozialistische Demokratie. Unsere Devise war, ist und wird sein: Alles mit dem Volk, alles durch das Volk, alles für das Volk!

V. In der DDR haben alle Errungenschaften, Rechte und Freiheiten des Volkes ein unerschütterliches Fundament: die sozialistischen Produktionsverhältnisse. Die DDR gehört zu den wirtschaftlich leistungsstärksten Staaten der Welt.

VI. In der Deutschen Demokratischen Republik entstand die sozialistische Menschengemeinschaft, die weiter wächst und sich zunehmend festigt. In ihr erfüllt sich der humanistische Gedanke von der Selbstverwirklichung des Menschen.

Auf der festen Grundlage der sozialistischen Staatsmacht und der sozialistischen Produktionsverhältnisse entwickelt sich die politisch-moralische Einheit des ganzen werktätigen Volkes. Menschen unterschiedlicher sozialer Herkunft, Lebenserfahrung und Weltanschauung – Arbeiter und Bauern, Geistesschaffende und Angehörige des ehemaligen Mittelstandes, Marxisten und Christen –, sie alle fanden in unserem Staat ihre politische und geistige Heimat. Sie sind zu Trägern und Mitgestaltern seiner gesellschaftlichen Ordnung geworden. Ihr oft konfliktreicher Weg vom „Ich“ zum „Wir“, ihr „Anderswerden“ – häufig verbunden mit einer völligen Veränderung ihrer sozialen Stellung, ihrer überkommenen Vorstellungs- und Gefühlswelt –, das ist der größte Erfolg der zwanzigjährigen Entwicklung der DDR.

Im Verlauf der grundlegenden Umgestaltung der Eigentums- und Klassenverhältnisse veränderten sich die soziale Struktur in unserer Republik, der gesellschaftliche Charakter der Klassen und Schichten der Bevölkerung und ihre Beziehungen zueinander qualitativ, im Verlauf der Gestaltung des entwickelten gesellschaftlichen Systems des Sozialismus wird die Tendenz der Annäherung der sozialen Klassen und Schichten in der DDR, die Tendenz des Wachsens der politisch-moralischen Einheit der Bevölkerung noch stärker in Erscheinung treten.

In diesem Prozeß wird sich zugleich die führende Rolle der Arbeiterklasse weiter entfalten. Die Arbeiterklasse ist in zunehmendem Maße als eine produktiv tätige und machtausübende Klasse gekennzeichnet. Dabei wird der Anteil der geistigen Arbeit sowohl in der Produktion unmittelbar wie durch die Teilnahme an der Leitung des Staates und der Gesellschaft rasch zunehmen. Auch die Klasse der Genossenschaftsbauern und die Intelligenz werden sich weiter verändern, ihr Verantwortungsbewußtsein für die Angelegenheiten der Volkswirtschaft und der gesamten Gesellschaft wird weiter wachsen.

Damit wird die volle Freiheit des von kapitalistischer Ausbeutung und Unterdrückung befreiten Menschen immer sichtbarer zutage treten. Die Praxis unserer gesellschaftlichen Entwicklung lehrt:

Freiheit für das Volk ist unvereinbar mit Freiheit für die Feinde des Volkes.

Freiheit für das Volk ist nur dort möglich, wo die Herrschaft des Kapitalismus gebrochen, die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen und die durch sie bedingte Existenzunsicherheit beseitigt ist.

Freiheit für das Volk gibt es nur dort, wo die Staatsgewalt fest in den Händen der Arbeiterklasse und aller Werktätigen liegt und zu ihrem Nutzen gebraucht wird.

Freiheit des Volkes bedeutet freie Entwicklungsmöglichkeiten für die Persönlichkeit, für ihre verantwortliche Teilnahme am politischen, wirtschaftlichen und geistig-kulturellen Leben der Gesellschaft.

Diese unsere Freiheit und unser sozialistischer Bürgersinn bewähren sich in der Aktivität der Nationalen Front in den städtischen Wohngebieten und Dörfern, in der Ent-

wicklung des gesellschaftlichen und geistig-kulturellen Lebens, im Wettbewerb „Schöner unsere Städte und Gemeinden – mach mit!“. Hier entstehen – anknüpfend an die bisherigen Ergebnisse des Nationalen Aufbauwerks – Milliardenwerte in freiwilliger Arbeit von Bürgern aus allen Bevölkerungskreisen. Hier erweist sich das Zusammenwachsen aller Bürger zu einer wahrhaft sozialistischen Gemeinschaft.

In unserer Republik sind der Frau die gleichen Rechte und Entwicklungsmöglichkeiten wie dem Manne gewährleistet. Hätte unser Staat nichts anderes erreicht als allein die Verwirklichung dieses Prinzips der Gleichberechtigung der Frau – schon diese Leistung würde genügen, seinen freiheitlichen und fortschrittlichen Charakter zu belegen. Staat und Gesellschaft tun alles, die Frau besonders beruflich zu fördern, ihre Arbeit zu erleichtern, Mutter und Kind zu schützen. Weitere Anstrengungen, den Grundsatz der Gleichberechtigung der Frau im Leben durchzusetzen, Frauen für die Ausübung verantwortlicher Funktionen zu gewinnen, gehören zu den wichtigsten Aufgaben aller gesellschaftlichen Kräfte bei der Gestaltung des entwickelten gesellschaftlichen Systems des Sozialismus.

„Der Jugend Vertrauen und Verantwortung!“ – Nach diesem Grundsatz wird der jungen Generation alle Aufmerksamkeit und Fürsorge zuteil, die sie benötigt, um sich auf die Übernahme der Verantwortung für die Fortführung unseres sozialistischen Gemeinschaftswerkes vorzubereiten. Viele hunderttausend junge Menschen leisten Vorbildliches im Lernen und in der Arbeit, bei der Lenkung von Staat und Wirtschaft, beim Schutz der sozialistischen Heimat.

So schaffen in unserer Republik alt und jung gemeinsam für die Sache des Sozialismus, die jedem einzelnen verantwortliche Aufgaben stellt und die allen zum Nutzen gereicht. So konnte unser Staat zum sozialistischen Vaterland des ganzen Volkes werden.

VII. In der DDR ist der alte Traum der Einheit von Geist und Macht verwirklicht. Wir leben in einem Staat der modernen Wissenschaft und aufblühenden sozialistischen Nationalkultur.

VIII. Mit dem entwickelten gesellschaftlichen System des Sozialismus gestaltet das Volk der DDR seine schöne und sichere Zukunft.

IX. Die DDR ist eine feste Bastion des Friedens und der Sicherheit in Europa, denn Frieden und Sozialismus sind untrennbar miteinander verbunden.

X. Die sozialistische DDR ist dem imperialistischen Westdeutschland um eine ganze historische Epoche voraus. Sie verkörpert die Lebensinteressen des deutschen Volkes.

XI. Ausgerüstet mit einer klar umrissenen Perspektive für ihre weitere Aufwärtsentwicklung, geht die DDR in ihr drittes Jahrzehnt.

Originaltitel: 20 Jahre Deutsche Demokratische Republik. – Thesen des Komitees zum 20. Jahrestag der DDR. Quelle: Sozialistische Demokratie vom 24. Januar 1969, Beilage.

Nach wie vor wird im Westen der Fehler begangen, die DDR entweder von überholten Wirklichkeiten und Vorstellungen der 50er Jahre her oder unter dem Eindruck von Einzelvorgängen zu beurteilen. Erst allmählich hat sich in der Bundesrepublik Deutschland eine wissenschaftlich fundierte politologische und soziologische Erforschung der DDR durchsetzen können. Man vergleiche dazu die regelmäßige Berichterstattung im „Deutschland Archiv“, Zeitschrift für Fragen der DDR und der Deutschlandpolitik (früher im Verlag Kiepenheuer und Witsch, Köln, neuerdings im Verlag Wissenschaft und Politik, Berend von Nottbeck, Köln). Als Hilfe zu einer Gesamtbeurteilung der inneren und äußeren Lage der DDR folgt hier ein anlässlich des 20. Jahrestages der DDR geschriebener Aufsatz eines Verfassers, der auf Grund seines Lebensschicksals eine persönliche Kenntnis wichtiger Einrichtungen der DDR mit einer im Gewissen begrün-

deten Absage an sie verbindet, ohne die Fähigkeit zu einer umsichtigen Gesamtbeurteilung verloren zu haben.

EIN NEUES DDR-GEFÜHL

Auch „drüben“ entwickelt sich ein Staatsbewußtsein

Von Herbert Prauss

(Publik Nr. 42 vom 17. Oktober 1969, S. 5)

Im Verlauf ihrer 20jährigen Geschichte hatte die DDR ungewöhnlich viele Schwierigkeiten zu meistern. Mißlichste Umstände – vornehmlich wirtschaftlicher Art – waren zu überwinden. Mit Härte und Brutalität mußten die SED-Führer vielfach das Volk niederhalten und ihre Macht behaupten. Verschiedene Umwälzungen (z. B. Kollektivierung der Landwirtschaft) konnten nur unter massivem Druck erzwungen werden. Ungeachtet dieser Grundtatsachen ist jedoch festzustellen, daß in der DDR insbesondere nach dem 13. August 1961 ein offensichtlicher Stabilisierungsprozeß begann. Trotz mancher Rückschläge, Unzulänglichkeiten, Mißstände, Ungerechtigkeiten und Unmenschlichkeiten hat sich die DDR zu einem stabilen Staat entwickelt, der in vieler Hinsicht im kommunistischen Machtbereich eine Spitzenposition einnimmt. Zwar kann die DDR auch heute noch nicht als demokratisches Staatswesen bezeichnet werden, doch kann nicht übersehen werden, daß sich ein Wandlungsprozeß vollzieht. Die DDR ist heute nicht mehr das, was sie einst war, als die SED-Führung mit allen Mitteln totalitärer Diktatur ihren Willen zur revolutionären Umgestaltung durchsetzen mußte. Die Errichtung der Mauer am 13. August 1961 wurde zu einer bedeutsamen zeitgeschichtlichen Zäsur innerhalb der DDR. Seitdem begann eigentlich erst bei den Bürgern der DDR die Herausbildung des Bewußtseins, daß es zum Leben in der sozialistischen Gesellschaftsordnung keine echte Alternative mehr gibt. Bei der Bevölkerung begann nach Jahren der Konfrontation und des Widerstandes sich der Trend zur Anpassung und zum Arrangement zu entwickeln. Die Schließung der Grenzen ermöglichte auch einen beträchtlichen wirtschaftlichen Aufschwung und gestattete es den Machthabern, etwas „liberaler“ und behutsamer vorzugehen.

Die DDR hat sich in 20 Jahren von einem Habenichts zu einem Staat entwickelt, der im kommunistischen Machtbereich an zweiter Stelle in der Industrieproduktion steht. Dieses räumlich kleine Land mit nur 17 Millionen Einwohnern zählt auch im Weltmaßstab zu den zehn größten Industriestaaten. Technisch hat die DDR in wichtigen Bereichen – vor allem im Maschinenbau – das Leistungsniveau der führenden Industrieländer erreicht. In nächster Zeit sind sogar Agrarüberschüsse zu erwarten. Im Lebensstandard und in den Sozialleistungen liegt die DDR im kommunistischen Machtbereich eindeutig an der Spitze. Zwar gibt es noch immer zeitweilige Engpässe und Schwierigkeiten in der Versorgung sowie Mängel in der Produktion, aber von allgemeiner Not kann man nicht mehr sprechen. Die Bevölkerung nimmt bei Vergleichen des Lebensstandards und der Sozialleistungen nicht mehr wie früher ausschließlich das bundesdeutsche Niveau als Bezugspunkt, sondern vergleicht mit den sozialistischen Nachbarstaaten.

Vorbildliche Modelle

Es kann nicht mehr übersehen werden, daß sich in zunehmendem Maße ein trotziger Stolz auf das unter schwierigen Bedingungen Geschaffene und auf die gegebene Heimat herausbildet. Die bisherige Klischeevorstellung, die überwiegende Mehrheit lehne die gegebene Ordnung ab, ist nicht mehr in undifferenzierter Weise zutreffend. Unaufhaltsam entwickelt sich der Trend, das gegebene sozialistische System als gesellschaftliche

Organisationsform anzuerkennen und mangels anderer realer Alternativen auch zu akzeptieren. Dies schließt selbstverständlich Kritik an Mängeln und Mißständen nicht aus. Häufiger als früher richtet sich aber die Kritik nicht mehr schlechthin gegen *den* Staat, *das* System oder *die* Führung, sondern wird sachgerechter und differenzierter auf örtliche Verantwortliche und Einrichtungen bezogen. Es gibt Beobachter, die feststellen, daß die DDR-Bürger nicht unzufriedener sind als die Menschen in der Bundesrepublik, nur seien die Anlässe der Unzufriedenheit oftmals andere, z. B. teure Textilien, Versorgungslücken.

Es kann auch nicht übersehen werden, daß die DDR im Schul- und Hochschulwesen, in Kultur und Kunst, in den Wissenschaften, im Gesundheitswesen und im Sport Bedeutendes geleistet hat, wobei manche Lösungen auch für die Bundesrepublik vorbildliches Modell sein könnten. Gesellschaftspolitisch bedeutsam sind auch die weitgehende Durchsetzung der Gleichberechtigung der Frau und der Einsatz qualifizierter Jugendlicher in Führungspositionen. Walter Ulbricht wird zwar auch jetzt keineswegs von der Bevölkerung geliebt, aber der 76jährige wird zunehmend respektiert. Sein Ausscheiden wird nicht so sehr ersehnt, weil die DDR-Bürger von seinen Nachfolgern keine Erleichterungen erhoffen können.

Aus einem Gefühl der Stärke und Sicherheit geht heutzutage die SED-Führung konzipianter als früher mit den Menschen um. Zwar wurde die ideologische Indoktrination bisher nicht eingeschränkt, aber sie wird in weniger aufdringlicher Form betrieben. Unter der Parole der Entwicklung der sozialistischen Menschengemeinschaft unternimmt die SED beträchtliche Anstrengungen, die inneren Gegensätze abzubauen und eine Art Volksgemeinschaft zu schaffen. Erwähnenswert ist auch, daß die Zahl der Gegner einer völkerrechtlichen Anerkennung in der DDR stetig kleiner wird. Die Anerkennungsgegner – hauptsächlich Vertreter der älteren Generation – werden geschwächt durch das aufkommende Gefühl der Resignation, das sich auf die „normative Kraft des Faktischen“ stützt.

In den vergangenen 20 Jahren hat die SED-Führung alles getan, um die sozialistische Entwicklung in der DDR voranzutreiben und damit die Kluft zwischen beiden Teilen Deutschlands unüberbrückbar zu machen. Systematisch wurde eine Staats- und Gesellschaftsordnung aufgebaut, die sich in jeder Hinsicht grundlegend von der der Bundesrepublik unterscheidet. Alle verbindenden Elemente gesamtdeutscher Art wurden soweit als möglich beseitigt. Durch die neue sozialistische Verfassung vom 8. April 1968 wird die sozialistische Gesellschaftsordnung in umfassender Weise staatsrechtlich verankert. Sowohl durch die neue Verfassung als auch durch das neue Strafgesetzbuch, das Gesetz über die Staatsbürgerschaft der DDR und andere Gesetze soll zum Ausdruck gebracht werden, daß der Sozialismus in der DDR unwiderruflich gesiegt hat und daß die Spaltung Deutschlands rechtlich vollendet ist.

Aus den Thesen zum 20. Jahrestag der Gründung der DDR kann man einen guten Einblick in ihr Selbstverständnis bekommen. Grundtenor dieser Thesen ist, die Entwicklung der DDR stehe in Übereinstimmung mit den Gesetzmäßigkeiten der Geschichte, der DDR gehöre die Zukunft, sie sei der bessere deutsche Staat, in dem wirkliche Demokratie und Menschlichkeit existent sind. Es sollte nicht unterschätzt werden, daß mittels dieser Interpretation das Selbst- (und in einigen Fällen auch schon ein Sendungs-)Bewußtsein auch unpolitischer DDR-Bürger sich in der gewünschten Richtung zu entwickeln beginnt.

In der Wertung der Kreml-Herren hat sich die SED-Führung auch in kritischen Situationen als absolut zuverlässig erwiesen. Durch eine Vielzahl von Verträgen ist die DDR mit der Sowjetunion engstens verbunden. Durch die enge politische, wirtschaftliche, militärische und wissenschaftliche Verflechtung ist an der Einhaltung der gegebenen Beistandsgarantien und Hilfeversprechungen nicht zu zweifeln. Schon seit längerer Zeit gilt für Moskau der unumstößliche Grundsatz, daß ohne und gegen die DDR keine

Entscheidung in der Deutschlandfrage zu treffen ist. Der zum Juniorpartner der Sowjetunion aufgestiegenen DDR ist diesbezüglich ein qualifiziertes Mitspracherecht eingeräumt. Walter Ulbricht und seine engsten Vertrauten werden nicht als Erfüllungshelfen, sondern vorwiegend als Partner angesehen. Eine Entlassung der DDR aus dem kommunistischen Machtbereich ist für die Führung der Sowjetunion gänzlich indiskutabel. Die DDR ist wie kein anderes sozialistisches Land für sie wertvolles Juwel und Faustpfand, weil damit ein Teil des Geburtslandes von Marx und Engels kommunistisch ist, weil der Weg bis zur Elbe mit gewaltigen Opfern im Krieg zurückgelegt wurde, weil dadurch der vermeintlich gefährlichste Rivale, der deutsche Imperialismus, eine Schwächung erfuhr, weil die DDR der zuverlässigste und wertvollste Verbündete und (abgesehen von der Mauer) auch ein relativ gutes Schaufenster für den Sozialismus ist.

Die sowjetische Regierung hat sich im zwanzigsten Jahr der DDR veranlaßt gesehen, sich intensiver als bisher für die völkerrechtliche Anerkennung der DDR einzusetzen. Überall dort, wo die Sowjetunion auf Grund ihrer Stärke und ihres Einflusses ein Entgegenkommen erwarten kann, wird nun die DDR ins Spiel gebracht. Dieser nachhaltige Druck und die bisherige intensive Arbeit von DDR-Vertretungen zeigen nun vornehmlich in der dritten Welt deutliche Ergebnisse. Die sogenannte Hallstein-Doktrin, die bisher schon mit Hilfshypothesen im Falle der Sowjetunion, Rumäniens und vor allem Jugoslawiens durchlöchert war, ist unbrauchbar und unpraktikabel geworden. Die weitere Anwendung des „Höchststrafmaßes“ dieser Doktrin, Abbruch oder, moderner gesagt, Einfrieren der Beziehungen, wird sich unter den veränderten Kräfteverhältnissen nämlich als Bumerang erweisen, der letztlich zur Alleinvertretung der DDR in der dritten Welt führen könnte. Die neue Bundesregierung wird vor der Notwendigkeit stehen, weniger befangen eine realistische Bestandsaufnahme vorzunehmen und zu überlegen, wie künftig im Ausland weiterhin in elastischer Form die Interessen der Bundesrepublik wahrgenommen werden können. Unter den gegebenen Umständen wird der eine flexible deutsche Außenpolitik hemmende Alleinvertretungsanspruch nicht mehr aufrechtzuerhalten sein.

Optimistisch in die siebziger Jahre

Bereits auf der 10. Tagung des SED-Zentralkomitees (28. und 29. April 1969) haben Ulbricht und Honecker sich eindeutig gegen eine nur staatsrechtliche Anerkennung der DDR ausgesprochen, weil sich die DDR nicht als Land der Bundesrepublik fühlt. Unabhängig wird weiterhin die volle völkerrechtliche Anerkennung gefordert. Ein möglicher Kompromiß könnte nur zwischen einer staats- und völkerrechtlichen Anerkennung liegen, wobei vielleicht auch die DDR dazu gebracht werden könnte, ausdrücklich darauf zu verzichten, gegenüber der Bundesrepublik als Ausland zu gelten. Der Kreml war bisher jedenfalls daran interessiert, daß die DDR sich gegenüber der Bundesrepublik nicht als Ausland ansieht. Schließlich hat aber auch die DDR vom innerdeutschen Handel erhebliche wirtschaftliche Vorteile.

Die DDR kann ihre Außenpolitik erfolgreich fortführen, weil sie davon profitiert, daß im Weltmaßstab der Trend zur Respektierung des Status quo und der Wunsch nach Entspannung vorherrschen. Das in verschiedenen Ländern vorhandene Interesse an einer europäischen Sicherheitskonferenz ermöglicht es künftig der Sowjetunion, auch in Europa die DDR als gleichberechtigten Konferenzpartner verstärkt ins Spiel zu bringen. Im übrigen ist es auch an der Zeit, nüchtern zu erkennen, daß die Bundesrepublik keine echten Verbündeten für die erstrebte Wiedervereinigung hat. Eine deutsche Wiedervereinigung wird von den meisten Staaten gegenwärtig keineswegs begrüßt, sondern eher gefürchtet, weil die wirtschaftliche Potenz eines wiedervereinigten Deutschlands außergewöhnlich stark wäre. Angesichts dieser Lage ist es nur realistisch, sich auf ein langfristiges Nebeneinanderleben beider deutscher Teilstaaten einzurichten.

Die Pläne der SED-Führung für die weitere Gestaltung der DDR sind langfristig festgelegt. Die Stärkung der Wirtschaftsmacht und die Schaffung der sozialistischen Menschengemeinschaft sollen als die wichtigsten Mittel zur Festigung der DDR dienen und neuen Anerkennungserfolgen den Weg ebnen. Ohne und gegen die DDR ist keine europäische Lösung mehr denkbar. Die DDR kann durchaus optimistisch in die siebziger Jahre marschieren, weil der Faktor Zeit stärker für sie zu arbeiten scheint.

Die Kirchen haben sich ihrerseits einer Beachtung des Gedenktages am 7. Oktober nicht entziehen können und wollen. Für die Gliedkirchen des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR wurde anlässlich des 20. Jahrestages für Sonntag, den 5. Oktober, folgender Text einer Fürbitte empfohlen:

FÜRBITTE

*der Gliedkirchen des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR
am Sonntag, dem 5. Oktober 1969, zum 20. Jahrestag der DDR*

Allmächtiger, barmherziger Gott und Vater!

Am Eingang der Woche, in der die Deutsche Demokratische Republik ihren 20. Jahrestag begeht, bitten wir Dich insbesondere für unser Volk und Land und alle, die in der Deutschen Demokratischen Republik regieren: Hilf erkennen, was zu unser aller Wohl dient, stärke allen guten aufbauenden Willen, wehre allen Gefährdungen von innen und außen.

Aus Versäumnissen und Verschuldungen der Vergangenheit laß uns lernen, damit sich nicht wiederholt, wodurch Menschen und Völker gegeneinander geraten. Stärke die Verantwortlichen in aller Welt, den Frieden zu bewahren und ihn wiederherzustellen, wo er zerbrochen ist.

Verhelf unter allen Völkern und für alle Menschen zu einer gerechten, sozialen Ordnung und zu gesunden Lebensbedingungen.

Verleihe Deiner Christenheit, zu sehen und zu verwirklichen, was sie durch Wort und Tat versöhnend und helfend tun kann.

Der 20. Jahrestag des Bestehens der DDR gab kirchlichen Persönlichkeiten und Kreisen Veranlassung, Möglichkeit und Notwendigkeit christlicher Mitverantwortung in der Gesellschaft unter den Bedingungen der DDR neu zu durchdenken. Dieser Aufgabe unterzog sich unter anderem ein Kreis kirchlicher Publizisten in der DDR. Seine Überlegungen wurden von einem Mitglied des Kreises formuliert und in einer Reihe von kirchlichen Blättern in der DDR veröffentlicht.

UNSERE VERANTWORTUNG

(Mecklenburgische Kirchenzeitung Nr. 39 vom 5. Oktober 1969, S. 1)

An dem 20. Jahrestag der Deutschen Demokratischen Republik nehmen die Glieder der evangelischen Kirchen lebendigen Anteil. Gewiß handelt es sich um ein „weltliches“ Ereignis, aber die Bezeichnung „weltlich“ kann nicht bedeuten, daß Christen nichts damit zu tun hätten. Der christliche Glaube bewährt sich in der Welt. Der Christ sieht seine Umwelt und seine Mitmenschen als Glaubender, also mit den Augen, die aus dem Wort Gottes die entscheidenden Maßstäbe nehmen. Ein Christ weiß sich stets nach seiner Verantwortung gefragt.

Unsere gesellschaftliche Verantwortung hat ihren Grund zunächst darin, daß wir an den allmächtigen Gott glauben, der die Welt geschaffen hat und erhält. In diesem Glauben

ben erkennen wir, daß Gott die ganze Welt in seiner Hand hat. Keine menschliche Gesellschaft, wie sie auch geordnet sein mag, steht außerhalb seiner Herrschaft.

Dieser Glaube gebietet uns zugleich, die Welt mitzugestalten. Denn Gott ist auch heute am Werk, er würdigt uns Menschen, mitzuwirken, daß erhalten bleibt, was er geschaffen hat. Wir sind für das Wohl der Menschen verantwortlich. Von daher nehmen wir alle Arbeit, die der Gesellschaft zugute kommt, sehr ernst. Wir bemühen uns, unser Bestes zu tun, die Welt, in der wir leben, schöner, gerechter und friedlicher zu machen. Weil wir von unserm Glauben her alle Menschen als Geschöpfe Gottes ansehen, setzen wir uns für Menschlichkeit im Miteinander ein.

Gott gibt dem Menschen die Freiheit, sein Leben in der Welt nach seiner Einsicht einzurichten, wie er es jeweils zu verantworten gedenkt. Seine zehn Gebote gelten immer und überall. Aber Gottes Wort schreibt uns keine bestimmte Gesellschaftsordnung vor. Christen können in jeder Gesellschaftsordnung leben und darin Gott dienen. Sie sind daher von ihrem Glauben her auch neuen Anfängen in der Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens offen, aber Gewissens- und Glaubensfreiheit sind und bleiben dabei unabdingbare Voraussetzungen.

Wir errichten bei uns heute ein neues Haus. Christen und Nichtchristen arbeiten am Aufbau der sozialistischen Gesellschaft mit. Sie stehen Seite an Seite in allen Berufen, in den volkseigenen Betrieben, in den Produktionsgenossenschaften, in den gesellschaftlichen Einrichtungen, in der staatlichen Verwaltung und wo es auch sein mag.

Christen sollten darauf achten, daß ihr Gottesdienst und ihr Alltag nicht auseinanderfallen. Der Alltag mit seiner Arbeit für das menschliche Wohl ist das Feld, auf dem sie ihren Glaubensgehorsam zu bewähren haben. Das Bewußtsein der gesellschaftlichen Verantwortung und der Gehorsam gegenüber Gott befinden sich nicht in Widerspruch zueinander. Zwiespältigkeit ist den Vorstellungen fremd, die dem ersten Artikel unseres apostolischen Glaubensbekenntnisses entsprechen. Christen wissen sich gerade auch in ihrer Verantwortung für irdische Ordnungen und menschliches Handeln unausweichlich unter der Herrschaft Gottes, der das letzte Wort über alle Menschen spricht.

Zum andern berührt es unsere gesellschaftliche Verantwortung, wenn wir als Christen sagen, daß wir Jesus nachfolgen. In der Nachfolge Jesu kümmern uns die Mitmenschen. Wir haben zu verantworten, was wir an ihnen tun. Die Nachfolge würde verkürzt und verkannt, wollten wir sie auf die private Sphäre beschränken. Sie hat einen sozialetischen Aspekt. Es geht um den Menschen und damit um die menschliche Gesellschaft.

Wenn wir auf Jesus blicken, sind wir bei der Frage nach dem Menschen, die uns heute beschäftigt wie keine andere. Jesu Worte haben nicht nur die Wahrheit über den Menschen enthüllt, den er mit den Augen Gottes sieht, sondern in seiner Gestalt steht auch der heile und vollkommene Mensch vor uns. Er hat wahres Menschsein gelebt. Darum hat er gerade die gequälten Menschen, deren Menschsein zu Bruch gegangen ist, an sich gezogen und geheilt. Der Gekreuzigte und Auferstandene hat uns von den Mächten erlöst, die unser Menschsein bedrohen. In seiner Nachfolge werden wir neue Menschen. Die Nachfolge macht uns solidarisch mit den Menschen, die in der Welt leiden, die hungern, die nach Frieden, Gerechtigkeit, Freiheit und Menschenwürde schreien.

Der Glaube an Jesus Christus, den wir in seiner Nachfolge leben, macht uns frei von Haß und Selbstsucht. Er befähigt uns zu opferbereiter Hingabe an die Mitmenschen. Der von Christus befreite und erneuerte Mensch läßt sich in seinen mitmenschlichen Beziehungen von dienender Liebe leiten. Unser Beitrag zum Frieden in der Welt ist der Friedensdienst der Versöhnung. Unsere Verantwortung für Humanität wurzelt in der Nachfolge Jesu.

Christen suchen deshalb das Heil nicht im Namen des Menschen, sondern im Namen Jesu Christi. Sein Reich ist nicht von dieser Welt, es kann auch nicht mit weltlichen Mitteln geschaffen werden. Die Gnade konstituiert es, im Glauben wächst es, an der Liebe zeigt es sich. Das bewahrt uns Christen davor, daß wir uns mit unsern Leistungen sel-

ber rechtfertigen und glorifizieren. Wir schätzen die menschliche Wirklichkeit und die gesellschaftlichen Verhältnisse nüchtern ein, rechnen auch mit menschlichen Unzulänglichkeiten. Dennoch suchen wir in der Nachfolge Jesu Wege, auf denen die Kräfte seines Heils in dieser Welt wirksam werden. Die Gesellschaft, in der wir heute und hier leben, ist der Raum, in dem wir unsere Nachfolge praktizieren.

Christen haben eine große Hoffnung. Das Evangelium gibt ihnen den weiten Blick, der über den Tag hinausgeht. Unsere Hoffnung richtet sich auf den kommenden Herrn. Er wird eine neue Menschheit schaffen, die Leid und Schmerzen nicht mehr kennen wird.

Weil wir von dem Ziel Gottes wissen, sind wir aufgeschlossen für die Zukunft. Wir nehmen die Hoffnungen und Bemühungen auf, den Menschen in unserer Zeit ein glückliches Leben und eine bessere Zukunft zu schaffen. Unsere große Hoffnung schließt die Verantwortung für die zukünftige Entwicklung der menschlichen Gesellschaft, für die irdischen Pläne und Ziele, für die nächsten und übernächsten Schritte in dieser Welt ein.

Kirche muß auch in der sozialistischen Gesellschaft Kirche bleiben. Sie wird weder in ihr aufgehen, noch sich ihr entziehen können. Sie wird nur dann rechte Kirche sein, wenn sie dem Ruf des Herrn gehorcht, der sie zu verantwortlichem Dienst sendet. Der 20. Jahrestag der Deutschen Demokratischen Republik gibt uns Anlaß, über solche Verantwortung nachzudenken.

Werner Schnoor

Der 20. Jahrestag der DDR veranlaßte Bischof Dr. Werner Krusche, Nachfolger von Bischof D. Johannes Jänicke als Bischof der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen, zu besonders eingehenden Ausführungen über das Verhältnis von Kirche und Staat in der DDR. Er tat dies im Rahmen eines Berichtes vor seiner Landessynode.

BERICHT VOR DER SYNODE DER KIRCHENPROVINZ SACHSEN AM 15. NOVEMBER 1969
IN HALLE

*Von Bischof Dr. Werner Krusche
(Auszug)*

Strukturüberlegungen in der Kirche ergeben sich mit Notwendigkeit von ihrem Auftrag – von ihrer Sendung mit dem Evangelium – her. Mission ist also „Strukturprinzip“ der Kirche. Mission – Teilnahme der Kirche an der Sendungsbewegung Gottes – ist immer Zuwendung zur Welt in deren jeweilige – und durchaus unterschiedliche – gesellschaftliche Situationen. Die Kirche kann sich diese Situationen nicht selbst aussuchen. Wenn sie gehorsam ist, wird sie ihre konkrete Lage annehmen als Bewährungsraum für ihren Glauben und als Auftragsfeld für ihren Dienst.

Wir überschauen heute gut 20 Jahre des Weges unserer Kirche in einer Gesellschaft, die von den Grundlagen des marxistisch-leninistischen Sozialismus her gestaltet wird. Niemand wird behaupten wollen, daß es ein glatter, konfliktloser Weg gewesen sei. Das konnte er auch gar nicht sein. Die evangelischen Kirchen standen vor einer für sie völlig neuen Situation, insofern sie sich in den Aufbau einer sozialistischen Gesellschaftsordnung verflochten sahen, in der sie ohne Privilegien zu leben haben würden und sich auf Beschränkungen der Möglichkeiten ihres Dienstes würden einstellen müssen. Aber auch der Sozialismus stand vor einer für ihn völlig neuen Situation, insofern er sich bei uns nicht einer Kultkirche, sondern zahlenmäßig großen reformatorischen Kirchen gegenüber sah, für die nicht das priesterliche, sondern das prophetische Element kennzeichnend ist, die also um den Auftrag zur „politischen Predigt“ wissen, zur Ausrichtung des verheißenden und gebietenden, rettenden und richtenden Wortes Gottes in die konkreten Situationen von Kirche und Gesellschaft hinein. Die Frage, wie wird der sozialistische

Staat seine Macht gegenüber der Kirche geltend machen – und die Frage, wie wird die Kirche ihr „prophetisches Amt“ im sozialistischen Staat wahrnehmen, waren als wechselseitige Anfragen von Anfang an präsent.

Überschaut man das Verhalten des Staates gegenüber der Kirche in den vergangenen 20 Jahren, so wird man von einer gewaltsamen Bekämpfung der Kirche nicht sprechen können, wohl aber ist die Kirche aus dem öffentlichen Raum zunehmend zurückgedrängt und ihre Arbeit eingeschränkt worden – ich brauche nur an die Verdrängung der Christenlehre aus den Schulen, an die Erschwernisse in der kirchlichen Jugendarbeit, im kirchlichen Bauwesen und bei den großen kirchenmusikalischen Veranstaltungen sowie an die Einschränkung der kirchlichen Publikationsmöglichkeiten zu erinnern. Andererseits ist es keine Selbstverständlichkeit, daß die Staatsleistungen – wenn auch reduziert – gezahlt worden, nicht unerhebliche Mittel zur Instandsetzung historisch wertvoller Kirchen gewährt, Straßensammlungen erlaubt worden sind, daß es an vielen Stellen zu einer förderlichen Zusammenarbeit mit den Anstalten der Inneren Mission gekommen und die Teilnahme an ökumenischen Konferenzen und Tagungen genehmigt worden ist. Es hätte nach den Erfahrungen, die die Arbeiterschaft in der Vergangenheit weithin mit der Kirche gemacht hat, und nach dem letzten Krieg, an dem die Kirche sich als mitschuldig bekannt hat, jedenfalls auch sehr anders kommen können. Nach den Erfahrungen dieser 20 Jahre wird man sagen dürfen, daß der Staat offensichtlich bereit ist, der Kirche einen – wenn auch bescheidenen – Platz in der Gesellschaft zu gewähren. Wenn vor einiger Zeit einem von uns von Vertretern des Staates gesagt worden ist, für sie sei die Kirche lediglich eine gesellschaftliche Randerscheinung, so wird man eine solche Äußerung keinem säkularen Staate übelnehmen dürfen. Wir können im übrigen gar keine Mittelpunktstellung haben wollen, da unsere Mitte Jesus Christus ist, von dem wir wissen, daß er seine Herrschaft über die Welt nicht durch Gewalt, sondern durch die Macht seiner wehrlosen Kreuzes-Liebe ausübt und daß er von seiner Kirche nicht Machtpositionen besetzt, sondern Dienstfunktionen wahrgenommen haben will. Wir werden mehr als bisher lernen müssen, die Existenz einer Kirche ohne Privilegien, ohne Glanz und Ansehen willig anzunehmen im Wissen darum, daß der Herr uns gerade aus dieser bescheidenen, demütigen Position heraus als Boten und Werkzeuge seiner allen geltenden Liebe haben und sein Evangelium gesellschaftswirksam machen will.

Überschaut man Weg und Verhalten der Kirche in diesen 20 Jahren, so wird man sagen dürfen, daß sie sich zu keinem Zeitpunkt als Kirche gegen den sozialistischen Staat, sondern immer als Kirche im sozialistischen Staat gewußt, daß sie sich also an Römer 13 gehalten hat. Daß sie in den Jahren, in denen auch in der Politik unseres Staates der Gedanke der Wiedervereinigung Deutschlands eine beherrschende Rolle spielte, gemeint hat, die staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse in der DDR und damit auch ihren eigenen unprivilegierten Status als Provisorium ansehen zu können und es versäumt hat, sich ganz auf die spezifische Situation zu konzentrieren, in die sie gesandt ist, ist kaum zu bestreiten. Auch das wird zu sagen sein, daß die Kirche ihr prophetisches Amt oft zu schnell nur in der gesellschaftskritischen Richtung wahrgenommen hat, während Prophetie sich immer zuerst an die Kirche selbst richtet und dann erst auch an die Gesellschaft. Eine Kirche, die sich nicht zuallererst selbst dem kritischen Wort Gottes aussetzt, setzt sein kritisches Wort gegenüber der Gesellschaft dem Verdacht aus, es handle sich nur um eine besserwisserische Äußerung der Institution Kirche. Vielleicht haben wir auch nicht genügend beachtet, daß Gottes Wort auch dazu anleitet, konkret zu danken für das Gute, das es in einer Gesellschaft gibt. – Es hat bei uns immer wieder leider ein theologisch unqualifiziertes Reden von „den Gottlosen“ gegeben, das nur die Gottlosigkeit der anderen und nicht die eigene im Blick hatte und darum als pfäffisch und hämisch empfunden werden mußte. Oft sind Probleme sofort ins Ideologische gewendet worden, ohne daß man sich um Einsicht in die wirklichen Gegebenheiten bemüht hätte. Es ist zu unsachlichen Urteilen gekommen, weil man die empirische Wirklichkeit der an-

deren mit dem eigenen Idealbild verglich, wobei die anderen natürlich immer schlecht abschnitten. Wir wären nicht die Kirche, die aus der Rechtfertigung lebt, wenn wir die Schuld für die mancherlei Spannungen und Konflikte nicht immer zuerst bei uns selbst zu entdecken versuchten.

Aufs Ganze gesehen, meine ich aber dazu sagen zu dürfen, daß die Kirche unbeirrt von den Stimmen, die sie zur Opposition oder zur Assimilation, zur Absonderung oder zur Anpassung rufen wollten, im Gehorsam gegenüber dem sie allein bindenden Worte Gottes ihren Weg zu gehen versucht hat. Im Grunde ging es immer um die Lösung der Aufgabe, wie die Kirche auf die Gesellschaft einzugehen habe, ohne in ihr aufzugehen, wie sie ihre Fremdlingsschaft (Hebr 11, 9.13; 1 Petr 2, 11; Phil 3, 20) in der Solidarität mit der Gesellschaft zu praktizieren habe, wie sie sich ihr verantwortlich einzupassen habe, ohne sich ihr unbesehen anzupassen. Die Frage, ob sie situationsgerecht gelebt hat, entscheidet sich für sie an der Frage, ob sie auftragsgerecht und also botschaftsgemäß gelebt hat. Die Kirche hat in den vergangenen 20 Jahren immer wieder einmal von dem ihr in der ersten Verfassung der DDR ausdrücklich zugestandenem und in der gegenwärtigen Verfassung nicht zurückgenommenen Recht Gebrauch gemacht, zu Lebensfragen unseres Volkes von ihrem Standpunkt – und also vom Standpunkt des Wortes Gottes aus (einen anderen Standpunkt hat sie nicht) –, Stellung zu nehmen. Derartige Stellungnahmen von Kirchenleitungen, Synoden und Bischöfen werden freilich nur dann wirklich gehört werden, wenn die Glieder der Kirche ihrerseits die ihnen in der sozialistischen Demokratie gegebenen Möglichkeiten der Meinungsäußerung wahrnehmen, wie es in der Volksdiskussion über bestimmte wichtige Gesetze und über die neue Verfassung in nicht wenigen Fällen geschehen ist. Wenn die Kirche in bestimmten Fällen aus ihrer Bindung an Gottes Wort ein partielles Nein gesagt hat, so geschah dies immer unter dem Vorzeichen des grundsätzlichen Ja zum Staat und niemals in der Absicht, der DDR zu schaden. Eines kann die Kirche freilich von ihrem Wesen her nicht: sich in ein antagonistisches Schema einbeziehen lassen. Damit würde sie sich selbst aufheben. Wo es dagegen um Versöhnung, Verständigung, um Beseitigung des Mißtrauens, um phantasievolle Schritte aufeinander zu, um Bekämpfung des Hungers, Hilfe in Notgebieten geht, wird sie das ihr Mögliche tun. Die gute Zusammenarbeit der Aktion „Brot für die Welt“ mit dem Roten Kreuz in der DDR ist ein Modell für mögliche Kooperation der Kirche mit Institutionen der Gesellschaft.

In der Zukunft wird sich das Thema des Menschen und seiner Lebensmöglichkeiten mit einer solchen Dringlichkeit melden, daß es unverantwortlich wäre, wenn in unserer Gesellschaft nicht alle, die etwas Hilfreiches dazu zu sagen haben, zur Bewältigung der uns gestellten und auf uns zukommenden Probleme das Ihre beitrügen. Der Mensch steht auf dem Spiel! Es ist das Wort von der „gemeinsamen humanistischen Verantwortung“ von Christen und Marxisten gefallen. Bei dieser Formulierung handelt es sich vermutlich um eine Abkürzung; denn an eine Verantwortung unter dem Vorzeichen eines gemeinsamen Humanismus ist doch wohl nicht gedacht – das schiene mir auch von marxistischen Voraussetzungen her nicht gut denkbar. Gemeint darf aber sein, eine gemeinsame Verantwortung für den Menschen auch von einer durchaus verschiedenen Auffassung vom Menschen aus.

Eine gemeinsame Wahrnehmung der Verantwortung für den Menschen macht freilich den Dialog nötig. Wenn wir von einem solchen Gespräch reden, meinen wir nicht Auseinandersetzungen, bei denen ein Gesprächspartner recht behalten und den anderen ins Unrecht setzen oder den anderen ausschließlich von seiner eigenen Meinung in allen Stücken überzeugen möchte. Dialog – wie wir ihn verstehen – ist nicht ein getarnter Versuch der Diversion, der Erzeugung von Unruhe und Entzweiung, sondern er will im Gegenteil dazu dienen, daß man verstehen lernt, wo der andere seine Verantwortung für den Menschen sieht, worin er Würde und Recht und Gefährdung des Menschen erkennt. Der Dialog setzt beiderseitige Hörbereitschaft und die Erwartung voraus, daß der Ge-

gesprächspartner entscheidende „Phänomene des Menschlichen“ (K. Barth) in den Blick bekommen hat. Sowenig wir davon absehen können, daß wir durch Gottes Offenbarung Bescheid gesagt bekommen haben von des Menschen Elend, seiner Würde und seiner Bestimmung, sowenig dürfen wir erwarten, daß unser Gesprächspartner die Behauptung dieser Autorisierung unseres Wissens vom Menschen anerkennt. Das werden wir in der Art und Weise unseres Argumentierens zu bedenken haben. Wir wünschen uns einen offenen, verstehensbereiten, erwartungsvollen, auf die Wahrnehmung gemeinsamer Verantwortung zielenden Dialog. Wenn ein derartiges Gespräch von den Verantwortlichen unserer Gesellschaft jetzt nicht für sinnvoll gehalten wird, so müssen wir uns doch darauf vorbereiten und dafür bereit halten. Dazu bedarf es auf unserer Seite freilich nicht nur der Dialogwilligkeit, sondern auch der Dialogfähigkeit. Und dazu fehlt uns noch eine Menge. Die für 1971/72 vorgesehene Inangriffnahme von Teil 3 des Arbeitsplanes, den wir von der Kirche in Berlin-Brandenburg übernommen haben, mit dem Thema „Der Mensch in der Gesellschaft“, wird uns hier hoffentlich auf breiter Basis einen Teil unseres Rückstandes aufholen lassen.

Die Verantwortung der Kirche für den Menschen ist begründet in dem in der Menschwerdung Gottes gesprochenen radikalen Ja zum Menschsein. In diesem Ja, in diesem „Humanismus Gottes“, ist die unübersteigliche Kostbarkeit, die unantastbare Würde und der unüberbietbare Wert des Menschseins, jedes einzelnen Menschen wie der Menschlichkeit des Gemeinschaftslebens begründet. Der Satz, der Mensch sei das Maß aller Dinge, ist – von der „Mitmenschlichkeit Gottes“ her verstanden – heute ein christlicher Satz, den die Kirche gegen alle Gefährdungen des Menschen – gerade des einzelnen Menschen – in unserer technisierten Welt zu vertreten hat. Der Mensch bedarf, um Mensch sein zu können, eines unkontrollierten Freiheitsraumes persönlicher Überzeugungen und Entscheidungen. Wir sind dankbar, daß die Verfassung der DDR von 1968 allen Bürgern volle Glaubens- und Gewissensfreiheit ausdrücklich zugesteht. In solchen Verfassungsbestimmungen liegt eine aus der Achtung vor dem Menschen geschehende Selbstbindung des Staates, seine Macht nicht dazu zu gebrauchen, um Überzeugungen zu erzwingen oder andere zu bekämpfen. Die Inanspruchnahme dieses Rechtes, die verantwortliche Betätigung der Glaubens- und Gewissensfreiheit stellt ein humanes und humanisierendes gesellschaftliches Verhalten dar. Umgekehrt muß sich die Einschränkung dieser Freiheit für den einzelnen Menschen wie für die ganze Gesellschaft als Schaden auswirken.

Wir können nicht verschweigen, daß uns hier manches beschwert. Am beschwerlichsten liegen die Dinge auf dem Gebiet der Bildung und der Erziehung. In unseren Schulen wird die marxistisch-leninistische Weltanschauung nicht nur gelehrt, um den Schülern Kenntnisse zu vermitteln, sondern sie wird mit dem Anspruch auf Alleingültigkeit vertreten. Christliche Eltern müssen ihre Kinder ständig diesem Einfluß aussetzen. Sie sind damit in einer Situation, die sie nur dann nicht als eine Aufhebung ihrer Glaubensfreiheit empfinden müssen, wenn wenigstens sichergestellt ist, daß ihnen ihre Kinder nicht durch abfällige Bemerkungen von Lehrern über ihren christlichen Glauben und die Teilnahme an der christlichen Unterweisung innerlich entfremdet werden. Wir vermerken dankbar, daß es verständnisvolle und sich fair verhaltende Lehrer gibt und daß die zuständigen Stellen in einzelnen Fällen bei Übergriffen eingeschritten sind. Aber wir vermögen nicht zu verschweigen, daß bei vielen christlichen Eltern das Gefühl einer inneren Bedrückung eher zu- als abgenommen hat.

Christliche Lehrer und Schüler haben nicht die Möglichkeit, ihre Glaubensüberzeugung in der Schule positiv zum Ausdruck zu bringen. Werden sie aufgefordert, ihren christlichen Standpunkt zu vertreten, so müssen sie das aus der Position des Angegriffenen heraus tun, der jedenfalls die Schüler noch nicht gewachsen sein können. Glaubensfreiheit gibt es aber nur da, wo jeder mit gleichen Chancen seinen Glauben öffentlich äußern kann. – Nicht selten erfahren die Kinder christlicher Eltern Benachteiligungen im

Blick auf ihre Ausbildungsmöglichkeiten, was immer innere Verwundungen hinterläßt. – Zur Glaubensfreiheit gehört unabdingbar die Freiheit, die kirchliche Glaubensunterweisung unbehindert besuchen zu können. Die in einigen Kreisen getroffene Maßnahme, daß Kinder aus dem Schulhort nur dann zum Besuch der Christenlehre beurlaubt werden, wenn die Eltern für jede einzelne Christenlehrestunde neu einen schriftlichen Beurlaubungsantrag stellen, können wir nur als unzulässige und unzumutbare Erschwerung der Ausübung der uns garantierten Glaubensfreiheit und freien Religionsausübung ansehen. Es ist werkräftigen Eltern nicht möglich, daß sie jedesmal rechtzeitig an die Christenlehre ihrer Kinder denken und dafür eine Beurlaubung beantragen. – Zur Glaubensfreiheit gehört selbstverständlich die Möglichkeit, ungehindert und uneingeschränkt das Leben in der christlichen Gemeinschaft praktizieren zu können, und das heißt: Kinder und jugendliche Glieder unserer Gemeinden müssen in ihrer schulfreien Zeit an Bibelrüstzeiten teilnehmen können, sooft und solange sie bzw. ihre Eltern das wünschen. Wir sind dankbar, daß in diesem Jahre die Bibelrüstzeiten im allgemeinen ungehindert durchgeführt werden können und daß es in den meisten Fällen möglich war, örtliche Schwierigkeiten durch Verhandlungen zu beheben. Aber wir wünschen es uns, daß es hier überhaupt nicht erst zu Schwierigkeiten kommen möchte. Die immer wieder zu beobachtenden Versuche, Kinderkirchentage durch überraschend angesetzte schulische Pflichtveranstaltungen zu vereiteln, sind doch wohl überflüssig.

Ich sage das nicht, um ein paar kleine kirchliche Wehwehchen künstlich hochzuspielen, die angesichts der großen gesellschaftlichen Probleme kaum ins Gewicht fallen können. So geringfügig das hier Gesagte erscheinen mag –: was auf dem Gebiet von Erziehung und Bildung geschieht, entscheidet über den Geist in der Gesellschaft von morgen. Aus der Verantwortung für diese Gesellschaft will das Gesagte verstanden sein. Ich kann es schon deswegen nicht anklagend sagen, weil ich um die Versündigung unserer Kirche in vergangenen Zeiten weiß. Ich denke etwa daran, in welcher Weise die Kirche in das Schulwesen hineinregiert hat und daß sie die Freidenker und ihre Kinder an den Rand der Gesellschaft zu drücken versucht hat. Wir haben die „Glaubensfreiheit“ der anderen nicht gerade überzeugend geachtet. Nur: müssen frühere Fehler der Kirche unbedingt wiederholt werden? Die Schaffung einer „Menschengemeinschaft, in der einer des anderen Freund“ sein soll, wird nur gelingen, wenn es den Respekt vor der Freiheit der anderen Überzeugung und des anderen Glaubens gibt. Wo Glaubensfreiheit praktiziert und respektiert wird, geschieht etwas Entscheidendes für das Leben einer Gesellschaft.

Das gilt ganz entsprechend auch für die Gewissensfreiheit. Ich möchte auch hier nur auf einen Punkt eingehen, auf die Frage der Wehrdienstverweigerung aus Gewissensgründen. Vor 5 Jahren – im September 1964 – wurde die „Anordnung des Nationalen Verteidigungsrates der DDR über die Aufstellung von Baueinheiten im Bereich des Ministeriums für Nationale Verteidigung“ erlassen. Viermal sind seitdem Einberufungen in den Baueinheiten ergangen. Die Tatsache, daß die DDR in der Schaffung von Baueinheiten auf Gewissensentscheidungen wehrpflichtiger junger Männer Rücksicht genommen hat, ist von der Kirche immer dankbar anerkannt worden. Nach der Erfahrung der zurückliegenden 5 Jahre kann auch dankbar festgestellt werden, daß es von seiten der Armee zu keinen Diskriminierungen der Bausoldaten gekommen ist und daß im Unterschied zu den oft jahrelang währenden Prozessen in Westdeutschland die Musterungskommissionen seit Einrichtung der Baueinheiten die schriftliche Erklärung solcher, welche aus Gewissensgründen den Dienst mit der Waffe ablehnen, ohne große Verhandlungen entgegennehmen. Die dabei mitunter geführten Diskussionen sind fast durchweg korrekt und fair verlaufen, selbst dann, wenn einer erklärte, auch den Dienst in den Baueinheiten nicht tun zu können.

Das alles kann freilich nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Anordnung über die Aufstellung von Baueinheiten den Gewissensbedenken nur zum Teil Rechnung getragen hat. Das in der Anordnung vorgesehene Gelöbnis unterscheidet sich inhaltlich kaum

vom Fahnneneid, so daß immer wieder Bausoldaten es verweigert haben. Wiewohl es deswegen nur in ganz wenigen Fällen zu strafrechtlichen Maßnahmen gekommen ist, stellt die bisherige Handhabung der Gelöbnisabnahme weder für die Armee noch für die einzelnen Bausoldaten eine befriedigende Lösung dar. Das Hauptproblem des Dienstes in den Baueinheiten stellt indessen der Einsatz an eindeutig militärischen Objekten dar. Viele Bausoldaten sehen darin eine nicht tragbare Belastung ihrer Gewissensentscheidung. Das führt dazu, daß es zu einer Reihe von Verurteilungen von Bausoldaten wegen Befehlsverweigerung gekommen ist und daß auf der anderen Seite immer wieder junge Christen auch diesen Wehrersatzdienst ablehnen und lieber eine Gefängnisstrafe in Kauf nehmen. Solange Wehrersatzdienst an militärischen Objekten geleistet werden muß, kann die Kirche die Entscheidung der Verweigerer auch dieses Wehrersatzdienstes nicht verwerfen, zumal dieselben immer wieder ihre Bereitschaft erklärt haben, einen anderen, friedlichen Zwecken dienenden Einsatz in der Gesellschaft zu leisten. Es braucht nicht betont zu werden, daß die Kirche dem einzelnen jungen Menschen die Gewissensentscheidung nicht abnehmen kann. Junge Christen haben sich in verschiedener Richtung entschieden. Die Kirche muß aber für die Respektierung jeder Entscheidung eintreten, die aus dem Gewissen kommt.

Im Gegensatz zur Gleichberechtigung der Baueinheiten innerhalb der NVA gibt es im zivilen Bereich – vor allem im Erziehungswesen – mitunter Schwierigkeiten. Das gilt von der vormilitärischen Ausbildung an den Schulen und Hochschulen, vor allem jedoch von der Studienzulassung von zu den Baueinheiten gemusterten jungen Christen an verschiedenen Technischen Hochschulen. Die im März 1966 erlassene „Prüfungsordnung für Universitäten und Hochschulen in der DDR“ fordert die Ableistung der vormilitärischen bzw. militärischen Ausbildung. Die Anerkennung des Wehrersatzdienstes in den Baueinheiten als militärische Ausbildung durch die Prorektorate ist nicht immer gegeben, so daß verweigerter Zulassungen bzw. Exmatrikulationen von zu den Baueinheiten gemusterten jungen Männern vorgekommen sind. Dabei muß anerkannt werden, daß eine ganze Anzahl solcher Fälle in Einzelverhandlungen befriedigend bereinigt werden konnten. Wir möchten jedoch gern vermieden sehen, daß junge Menschen wegen ihrer Bereitschaft, zu den Baueinheiten zu gehen, ihrer Fortbildungsmöglichkeiten durch Studienplatzverweigerung oder gar Maßnahmen innerhalb der Erweiterten Oberschule auf Jahre hinaus beraubt werden.

Bischof D. Jänicke hat wiederholt seine Gesprächsbereitschaft über diese Fragen den staatlichen Stellen gegenüber bezeugt. Ich möchte gern dieses ihm so wichtig gewesene Anliegen aufnehmen, weil ich der Überzeugung bin, daß die hier noch bestehenden Schwierigkeiten durchaus lösbar sind. Die Gewissensüberzeugung dieser zu jedem nicht-militärischen Friedensdienst bereiten jungen Männer stellt für die Gesellschaft nicht nur keine Gefahr, sondern einen echten Wert dar.

Das gilt von jeder ehrlichen Gewissensentscheidung, selbst dann, wenn sie im Widerspruch zu den Auffassungen der die Gesellschaft bestimmenden Kräfte führt. Solange solch ein vom Gewissen her kommender Widerspruch ohne ernstliche Gefährdung der gesellschaftlichen Ordnung sich äußert, müßte ihn die Gesellschaft sich gefallen lassen können. Bestrafung von Gewissen hat immer eine lähmende Wirkung.

Die Kirche hat in der Wahrnehmung ihrer Verantwortung für den Menschen insbesondere für die dazusein, die sich gesellschaftlich in den schwächeren Positionen befinden. Darum habe ich im Eingehen auf das Problem der Glaubens- und Gewissensfreiheit unser Augenmerk auf unsere Kinder und Jugendlichen und auf die Wehrdienstverweigerer gerichtet. Ich habe die Schwierigkeiten offen ausgesprochen, weil eine Gesellschaft nur dann gesund bleiben kann, wenn in ihr das ehrliche Wort nicht verstummt. Wahrnehmung der Verantwortung gibt es überhaupt nur in der Wahrhaftigkeit. Der Mut zur Offenheit und Wahrhaftigkeit enthält immer das Moment des Vertrauens.

b) Rechtsentwicklung in der DDR

Die Rechtsentwicklung in der DDR wurde immer in diese Chronik laufend mit einbezogen. Sie ist für die Beurteilung der Gesamtsituation der DDR um so unentbehrlicher, als sich in ihr ein konservativ und fremdartig anmutender weltanschaulicher Grundzug mit zum Teil modernen und fortschrittlichen Einzelregelungen verbindet. In Ergänzung zu den einschlägigen Ausführungen im Kirchlichen Jahrbuch 1968, S. 199 ff., weisen wir hier mit einigen Zitaten auf einen Aufsatz von Klaus Westen „Zur Rechtsentwicklung in der DDR“ hin (Deutschland Archiv, 2. Jg., September 1969, S. 905 ff., dort weitere Literatur-Hinweise). Einleitend heißt es in diesem Aufsatz:

Zwanzig Jahre Rechtsentwicklung sind in einer politischen Ordnung, die es darauf angelegt hat, das Vorgefundene zu überwinden und die gesellschaftlichen Zustände nach völlig anderen Wertkategorien umzugestalten, eine lange Zeit. In der DDR ist diese Zeit gekennzeichnet durch das Entstehen einer zweiten deutschen Rechtsordnung unter Aufhebung der zuvor im wesentlichen erhalten gebliebenen deutschen Rechtseinheit. Dieser in formaler Hinsicht revolutionäre Prozeß hat sich in den verschiedenen Teilbereichen der Rechtsordnung und in einzelnen Entwicklungsstadien mit unterschiedlicher Intensität vollzogen. Die Skala der Tendenzen reicht von Rücksichtnahmen auf die deutsche Rechtseinheit und der Neigung, bisheriges deutsches Recht formal beizubehalten und lediglich entsprechend den veränderten Bedingungen und Wertungen umzufunktionieren, über die propagierte Notwendigkeit, für die veränderten ökonomischen und sozialen Tatbestände auch förmlich adäquate Rechtsnormen zu schaffen, bis hin zu der deklarierten Absicht, sich auch äußerlich mit aller Deutlichkeit vom „bürgerlich-kapitalistischen“ Recht in der Bundesrepublik abzusetzen und schon allein deshalb eigene Rechtsnormen zu erlassen. Bei diesen untereinander divergierenden Tendenzen läßt sich eine allgemein mit dem Fortschreiten der Zeit einhergehende Schwerpunktverlagerung von der ersten zur letzten konstatieren. Zugleich spielt von vornherein ein inneres Gefälle zwischen politisch mehr oder weniger relevanten Materien eine Rolle, das dazu führt, daß Rechtsgebiete, die der Absicherung und dem Ausbau der gewollten politischen Machtverhältnisse dienen, schneller und häufiger formelle Neuregelungen finden als andere Bereiche. Insgesamt ist aber mit dem Beginn der Rechtsentwicklung in der DDR, die im Grunde ja schon vor der Gründung dieses Staates einsetzt, das Ziel vorgegeben, so sehr im einzelnen die konkreten Absichten und Vorstellungen Schwankungen unterlegen gewesen sein mögen: Der Aufbau einer sozialistischen Rechtsordnung in Deutschland (was allerdings mit der Gründung des Staates DDR zugleich die Beschränkung auf einen Teil Deutschlands bedeutete). Dabei meint sozialistische Rechtsordnung unter den im Jahre 1949 geltenden Bedingungen (und etwas abgewandelt auch noch heute) im Grunde dasjenige, was man in der Sowjetunion unter sozialistischem Recht versteht und normiert hat, weniger dagegen die eigene Übersetzung sozialistischen (oder auch nur marxistischen) Gedankengutes in Rechtssätze und Rechtsnormen. Auf diese Weise ist die Entwicklung zu einer sozialistischen Rechtsordnung in der DDR in erster Linie ein Vorgang einer großangelegten Rezeption sowjetischen Rechts, mag sich dies im einzelnen in der Interpretation formell beibehaltenen alten Rechts oder in der partiellen oder völligen Neuordnung einzelner Rechtsgebiete niederschlagen. Dabei fließen dann die Ergebnisse der Entwicklung des sowjetischen Rechts, das sich gleichzeitig selbst in einem ständigen Prozeß der Fortbildung und auch der Selbstläuterung von den Verirrungen der Stalin-Zeit befindet, vielfach in die Rechtsentwicklung der DDR unmittelbar ein. Daß auf diese Weise manches, im sozialistischen Recht sowjetischer Prägung zunächst über Bord geworfene, bewährte westliche Rechtsprinzip, das man in der So-

wjetunion gleichsam wiederentdeckt, auf Umwegen auch wieder in das DDR-Recht Eingang findet, gehört zu den Kuriositäten einer Rezeption, bei der ein insgesamt höher entwickeltes Recht durch ein primitiveres verdrängt wird und sich im Verlaufe der Weiterentwicklung dieses primitiveren Rechts von diesem Geschenke machen lassen muß, die man selbst in großzügigster Weise hätte austeilen können, die man aber zuvor als angeblich wertlosen Plunder achtlos auf den Kehrichthaufen geworfen hatte. Dabei überschreitet die Art und Weise, in der man die Wiedereinführung altbekannter und altbewährter Rechtsgedanken des westlichen (und damit ursprünglich auch eigenen) Rechts aus dem sowjetischen Recht als große Errungenschaften und spezifische Eigenleistungen des sozialistischen Rechts feiert, den Bereich des nur Peinlichen und Lächerlichen bei weitem, so erfreulich der Vorgang in der Sache und in seinen Auswirkungen auch sein mag.

Damit soll nicht bestritten werden, daß das sozialistische Recht auch Eigenleistungen hervorgebracht hat, aber sie nehmen sich doch recht bescheiden aus gegenüber der Fülle wiedererlangter Grundeinsichten, die für die Entwicklung des sozialistischen Rechts – und damit auch des Rechts in der DDR – vor allem in den zurückliegenden Jahren charakteristisch ist und das Recht der sozialistischen Staaten überhaupt wieder in einen Konnex zur allgemeinen Rechtsentwicklung gebracht haben. Immerhin wäre es falsch, zu übersehen, daß die Rechtsentwicklung der DDR, vor allem in den letzten Jahren, in manchem Bereich Lösungen hervorgebracht hat, die man auch als gelungene Weiterbildungen des bisherigen deutschen Rechts bezeichnen kann, die damit auch in einer Kontinuität zur deutschen und auch allgemeinen Rechtsentwicklung stehen und manchen Vorstellungen und Lösungen entsprechen, die in der Bundesrepublik angestrebt werden oder verwirklicht worden sind, wobei in mancher Frage die DDR im Verhältnis der beiden deutschen Rechtsordnungen sogar Prioritätsrechte im Hinblick auf die gesetzgeberische Fixierung moderner und zeitgemäßer Regelungen für sich geltend machen kann.

Die Rechtsentwicklung in der DDR heute noch ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der Sowjetisierung und damit zugleich der Zerstörung westlicher Rechtsideen zu sehen, wäre jedenfalls eine gründliche Verkennung des Tatbestandes; aber nicht deshalb, weil etwa die DDR aus dem sowjetischen Rechtskreis wieder ausgebrochen wäre, sondern weil dieser sowjetische Rechtskreis heute in mancher Hinsicht wieder grundsätzlich Anschluß an die allgemeine Rechtsentwicklung gefunden hat, was auch die Möglichkeit für die einzelnen sozialistischen Rechtsordnungen einschließt, bei der Lösung konkreter Rechtsfragen an die Substanz der nationalen Rechtstradition anzuknüpfen. Daß dieser wiedergewonnene Anschluß an die allgemeine Rechtsentwicklung sich stärker in den klassischen Bereichen der eigentlichen Rechtsordnung als im Bereich politisch relevanter Ordnungsfragen oder rechtspolitischer Wertungen niederschlägt, bedarf keiner näheren Darstellung, obwohl strenge Grenzziehungen zwischen den einzelnen Teilrechtsgebieten gar nicht – vor allem nicht auf Dauer – möglich sind. Oder anders ausgedrückt und an einem Beispiel illustriert: Wer im Strafrecht die Persönlichkeit des Täters mit allen rechtlichen Folgekonstruktionen hervorhebt, wird auf die Dauer nicht darum herumkommen, die Freiheit des Individuums auch im Verfassungsrecht in angemessener Weise zu berücksichtigen.

Der Verfasser schildert sodann die einzelnen Etappen der Rechtsentwicklung in der DDR, wobei er die dritte Etappe im Jahre 1958 beginnen und bis in die Gegenwart andauern läßt. „Grundnenner dieser dritten Entwicklungsstufe ist jedoch der Aufbau einer sozialistischen Rechtsordnung, eine Zielvorstellung, die sich in voller Eindeutigkeit auf dem V. Parteitag der SED vom Juli 1958 Geltung verschafft hat und nie mehr grundsätzlich aufgegeben oder auch nur eingeschränkt worden ist“ (S. 908). Zur Schilderung des gegenwärtigen Standes der Entwicklung sagt der Verfasser einleitend:

„Gleichwohl stellt die gesetzgeberische Arbeit gerade in der dritten Etappe der Rechtsentwicklung der DDR schon in quantitativer Hinsicht eine beachtliche Leistung dar. Für weite Bereiche der Rechtsordnung kann man den Plan des Aufbaus einer sozialistischen Rechtsordnung als erfüllt ansehen. Die DDR kann an ihrem 20. Jahrestag auch auf eine in weiten Teilen eigene Rechtsordnung hinweisen“ (S. 209).

Es folgt sodann eine Schilderung des Ergebnisses und der besonderen Merkmale der wichtigsten Rechtssetzungsakte, nämlich zum Verfassungs- und Staatsrecht, zum Strafrecht, zum Zivil- und Wirtschaftsrecht, zum Arbeitsrecht, zum Familienrecht sowie zum Gerichtsverfassungs- und Verfahrensrecht. Von einigem Interesse für den kirchlichen Zusammenhang sind die Bewertungen des Verfassungs- und Staatsrechtes, hier besonders der neuen Verfassung der DDR vom 6. April 1968. Der Erlass dieser Verfassung ist als ein Akt der verfassungsrechtlichen Flurbereinigung zu verstehen, der die längst überholte Verfassung von 1949 mit ihrem bürgerlich-demokratischen Ursprung durch eine Verfassung des sozialistischen Typs ersetzt. Hierzu fährt dann der angezogene Aufsatz von Klaus Westen fort:

„Sozialistische Verfassung ist die Verfassung der DDR von 1968 aber auch darin, daß in ihr die für die sozialistischen Verfassungen des sowjetischen Typs charakteristischen politischen und Strukturprinzipien rechtlichen Niederschlag gefunden haben. Dazu gehört die nunmehr normierte Führungsrolle der SED ebenso wie die Bestimmung des sozialistischen Eigentums und der Planwirtschaft zu unantastbaren Grundlagen der Gesellschaftsordnung, der demokratische Zentralismus als tragendes Prinzip des Staatsaufbaus ebenso wie das für die Konstruktion des Staatsapparates maßgebende (allerdings stark formalisierte) Räte-system, verbunden mit dem Prinzip der Gewalteneinheit, das seinerseits durch ein bis an die Grenzen des Möglichen ausgeprägtes Staatsratsprinzip wiederum neutralisiert wird. Daß in dieser Verfassung das ‚Ökonomische System des Sozialismus‘ eine verfassungsrechtliche Fixierung findet, gehört zu den interessanteren Aspekten dieser Verfassung, wie auch die verfassungsrechtliche Berücksichtigung von Gemeinschaften, Betrieben und Gewerkschaften, womit diese noch nicht zu autonomen Subjekten werden, worin sich aber doch gewisse Akzentverlagerungen auch der sozialistischen Verfassung sowjetischen Typs andeuten.

Der umfangreiche Grundrechtskatalog der Verfassung wird es dem uneingeweihten Betrachter besonders schwer machen, diese Verfassung ernst zu nehmen. Obwohl dieser Grundrechtskatalog eine Reihe klassischer Freiheitsrechte enthält, ändert sich hierdurch gleichwohl nichts an der bisherigen Gesamtlage. Das heißt, daß die Grundrechte – und zwar mit der Verfassung von 1968 erstmalig auf der entsprechenden normativen Basis – in erster Linie im Sinne von Mitwirkungs- und Mitgestaltungsrechten verstanden werden und jedenfalls nicht im Sinne einer dem Bürger vom Staate eingeräumten Freiheits-sphäre“ (S. 910).

Abschließend weist der Verfasser darauf hin, daß auch diese Verfassung an die Möglichkeit einer Interessenkollision zwischen Staat und Bürger denkt. Dem wird dadurch in gewisser Hinsicht Rechnung getragen, daß die Verfassung Regelungen auch zur Frage des Rechtsschutzes der Bürger gegen Akte der öffentlichen Gewalt enthält, nämlich ein Eingabenrecht, das Beschwerderecht gegen Rechtsverletzungen und die Staatshaftung. Die Ausgestaltung dieser Rechte ist aber bisher nicht ausreichend erfolgt. Ein gerichtlicher Rechtsschutz gegen Akte der Staatsgewalt fehlt in der DDR dagegen völlig. Dazu heißt es bei Klaus Westen:

„Seine konstante Verweigerung findet ihre theoretische Begründung im Prinzip der Gewalteneinheit, sie ist jedoch vor allem Ausdruck einer typisch polizeistaatlichen Abneigung gegen jede Möglichkeit einer Kontrolle von Verwaltungsorganen durch Gerichte, selbst wenn sie nur scheinbar unabhängig sind, wie es bei den Gerichten der DDR tatsächlich der Fall ist. In dieser Hinsicht ist der ‚Rechtsstaat DDR‘ einfach unterentwickelt und steht entwicklungsgeschichtlich gerade an der Eingangspforte des Weges zum Rechtsstaat, worüber auch kein Hinweis auf die angeblich gerechten wirtschaftlichen und politischen Grundverhältnisse hinweghilft und wofür auch alle Anklagen gegen den – in mancher Hinsicht in der Tat – zum Rechtswegstaat degenerierten bürgerlichen Rechtsstaat kein wirkliches Alibi verschaffen“ (S. 911).

Das neue Strafrecht der DDR ist bereits anlässlich der Berichterstattung über die Verabschiedung des Strafgesetzbuches vom 12. Januar 1968 im Kirchlichen Jahrbuch 1968 hinreichend charakterisiert worden. Als die wichtigsten gesetzgeberischen Entscheidungen im Familiengesetzbuch vom 20. Dezember 1965 werden von Klaus Westen folgende aufgezählt:

„Der Verzicht auf das Verlöbnis, die Festsetzung der Ehemündigkeit auf 18 Jahre, die Abschaffung des Aufgebots, die Wahlfreiheit im Hinblick auf den gemeinsamen Familiennamen, die Ablösung der Schlüsselgewalt der Frau durch eine gegenseitige Vertretungsbefugnis der Ehegatten, das Gleichheitsprinzip in Verbindung mit dem Bedürfnisprinzip bei der Regelung der Unterhaltsverpflichtungen getrennt lebender oder geschiedener Ehegatten, eine Regelung des Ehegüterrechts im Sinne der Errungenschaftsgemeinschaft, die Bestätigung des 1955 eingeführten Zerrüttungsprinzips im Ehescheidungsrecht, die Zuweisung des Erziehungsrechts über uneheliche Kinder an die Mutter sowie die Bestimmung der Unterhaltshöhe nach den Lebensverhältnissen des Erzeugers und die Einführung eines gesetzlichen Erbrechts des unehelichen Kindes dem Vater gegenüber.

Wenngleich die starke Betonung der gesellschaftspolitischen Bedeutung von Ehe, Familie und vor allem der Kindererziehung und gewisse Einwirkungsrechte der Öffentlichkeit den sozialistischen Charakter dieses Familienrechts unterstreichen, erscheint das FGB gleichwohl in vielen seiner Einzelregelungen als ein gelungener Versuch einer Fortbildung und Modernisierung des bisherigen deutschen Familienrechts, die sich im wesentlichen in Dimensionen vollzieht, wie sie auch für die Weiterentwicklung des Familienrechts in der Bundesrepublik maßgeblich sind“ (S. 915).

Abschließend betrachtet der Verfasser des von uns angezogenen Aufsatzes das DDR-Recht in gesamtdeutscher Sicht:

„Versucht man aus der Betrachtung der zwanzigjährigen Rechtsentwicklung in der DDR und angesichts der hier nur in groben Zügen und auf die wichtigsten Teilbereiche beschränkten aufgezeichneten Entwicklungsstandes des Rechts in der DDR ein Fazit zu ziehen, dann wird man zunächst die Feststellung treffen müssen, daß in Deutschland gegenwärtig zwei Rechtsordnungen nebeneinander existieren, und dies auch dort, wo Reste einer formellen Rechtseinheit noch vorhanden sind. Diese Rechtsordnungen stehen einander, auf Grund konträrer vorrechtlicher Wertvorstellungen in den beiden politischen Ordnungen in Deutschland, grundsätzlich fremd gegenüber. Über diesem grundsätzlichen Gegensatz sollte jedoch nicht übersehen werden, daß beide deutschen Rechtsordnungen auf die gleichen historischen Wurzeln zurückgehen. Während jedoch die Rechtsentwicklung in der Bundesrepublik die historische Kontinuität zum gewachsenen deutschen Recht ausdrücklich zu bewahren sucht und auf der Basis des vorgefundenen Rechts behutsam weiterschreitet, steht bei der Rechtsentwicklung in der DDR das Bestreben im Vordergrund, eine derartige Kontinuität bewußt zu durchbrechen oder zumindest optisch zu

verwischen. Gleichwohl ist die Rechtsentwicklung in der DDR nicht völlig aus der deutschen Rechtstradition ausgebrochen. Sosehr diese Gefahr immer wieder zu drohen schien, so hat gerade das letzte Drittel der zwanzigjährigen Rechtsentwicklung in der DDR gezeigt, daß zwischen den beiden deutschen Rechtsordnungen in manchen Teilbereichen eher wieder eine inhaltliche Wiederannäherung als eine weitere Entfremdung zu verzeichnen ist, wobei auf die Gründe einer derartigen Entwicklung eingangs hingewiesen wurde. Daß dieser Prozeß der Wiederannäherung, der sowohl Ausdruck einer Normalisierung des Rechtsdenkens in den sozialistischen Staaten als auch einer Modernisierung des Rechts in westlichen Staaten ist, in einzelnen Teilbereichen der Rechtsordnung unterschiedlich stark ausgeprägt ist, bedarf ebensowenig einer ausdrücklichen Hervorhebung wie der Umstand, daß der Prozeß der inhaltlichen Wiederannäherung an dem Trend zur Aufhebung der formellen Rechtseinheit nichts ändert. Die Frage der formellen Rechtseinheit ist aber möglicherweise gegenüber derjenigen nach der Gleichheit oder Verwandtschaft der Inhalte, zumindest auf lange Sicht, von sekundärer Bedeutung. Oder anders ausgedrückt: Es wäre wesentlich unerfreulicher, in beiden deutschen Rechtsordnungen z. B. das gleiche Strafgesetzbuch in Geltung zu wissen, in dem aber durch partielle Änderungen völlig gegensätzliche Prinzipien gelten, als zwei formell eigenständige Strafgesetzbücher in Kauf nehmen zu müssen, in denen gleiche oder verwandte Prinzipien gelten.

Bei dem in der DDR geltenden Recht handelt es sich jedenfalls nach wie vor um deutsches Recht, ein Umstand, der bei uns – vor allem bei der Juristenausbildung – allzu leicht übersehen wird, um ein Recht, das selbst mit dem Anspruch auftritt, für ganz Deutschland beispielgebend zu sein. Dieses Recht weist starke Einflüsse des sowjetischen Rechts sowie anderer osteuropäischer Staaten auf, wobei sich allerdings auch wieder manches als übernommenes oder weitergebildetes westeuropäisches Gedankengut herausstellt. Es ist ferner in starker Weise durch die marxistisch-leninistische Ideologie geprägt, weist aber – besonders in jüngerer Zeit – starke Tendenzen zu immanent sachlogischen und funktionsgerechten Lösungen auf. Gerade dieser letztere Umstand veranlaßt den Gesetzgeber in der DDR heute mehr als in den ersten Jahren der Entwicklung zur Orientierung am Sachproblem und damit auch an der Erfahrung (die für ihn nicht zuletzt auch eine nationale Erfahrung ist). Damit rückt das Recht in der DDR in die Rolle eines Objekts, das auch bei Überlegungen zu eigenen rechtlichen Lösungen als Anregung und als – negatives oder positives – Beispiel der Betrachtung wert ist. Darüber hinaus ergibt sich unter dem Gesichtspunkt einer nach wie vor erstrebenswerten deutschen Rechtseinheit für den Gesetzgeber in der Bundesrepublik eine zusätzliche Aufgabe: So unreal heute, gemessen an den Gegebenheiten, der Wunsch nach Wiederherstellung der deutschen Rechtseinheit im Idealsinn sein mag, so sehr mehren sich die Möglichkeiten, eine inhaltliche Rechtseinheit dadurch zu bewahren oder zu erstreben, daß man die eigene Rechtsfortbildung, soweit dies im Rahmen der ordnungspolitischen Vorgegebenheiten überhaupt zumutbar ist, zunächst einseitig und vielleicht sogar in Zukunft einmal beiderseitig zu koordinieren versucht. Hier im einzelnen die Möglichkeiten und Wege, die sich anbieten, zu erörtern, würde zu weit führen. Das Datum, das die Rechtsentwicklung in der DDR zu einer zwanzigjährigen macht, sollte aber auch für uns Anlaß sein, unser Verhältnis zu dieser zweiten Rechtsordnung zu überdenken und in rationellere und damit auch produktivere Proportionen zu rücken. Denn bei aller gebotenen Differenzierung zwischen den einzelnen Teilbereichen dieses Rechts muß man zum Resultat dieser zwanzigjährigen Entwicklung insgesamt feststellen, daß es an diesem Staate Deprimierenderes gibt als eine positive Rechtsordnung“ (S. 916 ff.).

Wir haben mit voller Absicht gerade für das Jahr 1969, in dem die Kirchen in der DDR einen besonderen organisatorischen Weg gesucht haben, auf die Rechtsentwicklung in der DDR hingewiesen. Von ihr wird die politische und gesell-

schaftliche Lage, damit aber das Gegenwartsbewußtsein des einzelnen entscheidend geprägt. Mit Menschen dieser besonderen Staats-, Rechts- und Gesellschaftsordnung hat es aber die Kirche zu tun. Auch sie selbst ist als Institution in dieses Ordnungssystem mit hineingenommen und in ihrer Arbeitsweise von ihm abhängig. Es sollte daher nicht verwundern, wenn sich den Kirchen in der DDR um der Wahrnehmung ihres kirchlichen Auftrages willen die Notwendigkeit eines eigenen organisatorischen Weges aufdrängte.

c) Jugend- und Bildungsfragen

Zum Gegenwartsbild der DDR gehören die starken Bemühungen, die nach wie vor auf den Bildungs- und Ausbildungsbereich sowie auf die Führung und Erziehung der Jugend verwandt werden. Das „Gesetz über das einheitliche sozialistische Bildungssystem“ vom 25. Februar 1965 hat große Anstrengungen ausgelöst, ein umfassendes und in sich einheitliches System sozialistischer Bildung und Erziehung zu schaffen. Man wird nicht übersehen dürfen, daß dabei beachtliche Leistungen vollbracht und auch bemerkenswerte Ergebnisse erzielt worden sind.

Aus einem Bericht des Politbüros an das 12. Plenum des Zentralkomitees der SED vom 12. und 13. Dezember 1969 geht hervor, daß die Förderung des Bildungswesens in den 70er Jahren noch stärker zu einem Schwerpunkt ausgebaut werden wird. Neue Initiativen zur Verbesserung des Bildungssystems sind angekündigt. Diese Initiativen betreffen die Kindergärten als Vorstufe der Einheitschule im Sinne einer Vorschulerziehung ebenso wie den Aufbau einer zehnklassigen Schulausbildung für alle Schüler, die Berufsausbildung ebenso wie den Universitäts- und Hochschulbereich.

Parallel dazu laufen verstärkte Bemühungen, die Schule mehr als bisher und endgültig als Stätte der sozialistischen Bewußtseinsbildung zu gestalten. Im Hintergrund dürfte dabei die Anfälligkeit weiter Kreise der Jugend für Ideen eines Reform-Sozialismus stehen, wie die Reaktion auf die Vorgänge in der Tschechoslowakei im Jahre 1968 gezeigt hat. Es ist daher auch nicht verwunderlich, daß in vielen kirchlichen Äußerungen, besonders in den Berichten der Bischöfe und Kirchenleitungen vor den Landessynoden, Berichte und Beschwerden über einen verstärkten weltanschaulichen Druck auf Schüler und Jugendliche wieder einen breiteren Raum einnehmen. Am deutlichsten ist dieses Ziel, die Schule endgültig zu einem Instrument sozialistischer Weltanschauungspolitik auszubauen, in einem neu ausgearbeiteten Lehrplanwerk hervorgetreten. Die nötige Erläuterung dazu gab ein Aufsatz „Die Schule – eine ideologische Institution“, den Professor Dr. paed. Gerhart Neuner, Direktor des Deutschen Pädagogischen Zentralinstituts und Kandidat des ZK der SED, in dem Organ des ZK der SED „Einheit“, Heft 12/1968, veröffentlichte. In diesem programmatischen Aufsatz, der hier leider nicht ausführlich zitiert werden kann, zieht der Verfasser gegen pädagogische Reformvorstellungen im Sinne revisionistischer Konzeptionen zu Felde und beschreibt die sozialistische Schule als „Machtinstrument des Arbeiter- und Bauernstaates, als aktiven Faktor beim Aufbau des Sozialismus und im politischen und ideologischen Klassenkampf“.

Auch die Jugendweihe soll offenbar wieder verstärkt in den Dienst der politischen Bewußtseinsbildung gestellt werden. So äußerte der 1. Sekretär des Zentralen Jugendweihe-Ausschusses, Erni Tippelt, die der Jugendweihe vorangehenden monatlichen Jugendstunden seien als „Schule junger Revolutionäre“ zu betrachten (s. Deutschland Archiv, 2. Jg., November 1969, S. 1231). Über die allgemeine Lage auf dem Gebiet der Jugendweihe unterrichtet der folgende Bericht.

JUGENDWEIHE HAT SAISON

*Ein neues Gelöbnis / Unterschiedliche Konfirmationspraxis
(epd-Ausgabe für kirchliche Presse Nr. 12 vom 19. März 1969)*

Der Jahrgang 1954/55 der jetzt Vierzehnjährigen, die dem Ende des achten Schuljahres entgegensetzen, umfaßt in der DDR rund 263 000 Jungen und Mädchen. Fast 90 Prozent von ihnen, nämlich etwa 232 000, sollen in diesen Wochen an den diesjährigen Jugendweihe-Feiern teilnehmen und dabei ein Gelöbnis sprechen, das am 16. März die ersten 300 Jugendweihlinge dieses Jahres in Ost-Berlin zum erstenmal abgelegt haben.

Dieses neue Jugendweihe-Gelöbnis (s. Kirchliches Jahrbuch 1968, S. 214), ist eine Verpflichtung auf den sozialistischen Staat, wie er in der DDR entwickelt und im vergangenen April auch verfassungsrechtlich fundiert worden ist. Im Sinne der Verfassung geloben die Vierzehnjährigen „für die große und edle Sache des Sozialismus zu arbeiten und zu kämpfen“, den Weg zum persönlichen Glück „immer mit dem Kampf für das Glück des Volkes zu vereinen“ und „als wahre Patrioten die feste Freundschaft mit der Sowjetunion weiter zu vertiefen, den Bruderbund mit den sozialistischen Ländern zu stärken, im Geiste des proletarischen Internationalismus zu kämpfen, den Frieden zu schützen und den Sozialismus gegen jeden imperialistischen Angriff zu verteidigen“.

Die Jugendweihe ist in der DDR zu einem Teil der staatspolitischen Erziehung geworden. Man kann wohl nicht mehr sagen, daß das Jugendweihe-Gelöbnis und der auf die Feier vorbereitende Unterricht einen betont atheistischen, gegen den christlichen Glauben gerichteten Akzent haben. Seitdem die DDR-Verfassung alle Bürger auf den Sozialismus und die ihm in diesem Staatswesen beigegebene Ideologie verpflichtet, wird den Jugendweihlingen eigentlich nicht mehr abverlangt, als was die Erwachsenen ausdrücklich oder stillschweigend auch zu akzeptieren haben und akzeptieren. Nach der offiziellen Theorie brauchen Christen, die sich zum Sozialismus mit allen seinen gesellschaftlich-politischen Konsequenzen bekennen, ihrem Glauben nicht abzuschwören, denn – so Walter Ulbricht –: die humanistische Verantwortung verbindet Christen und Marxisten, die humanistischen Ziele von Sozialismus und Christentum widersprechen trotz ideologischer Differenzen einander nicht.

Trotz dieser Interpretation und der mehr staatsbürgerlich (im dortigen Verständnis natürlich) als kämpferisch-atheistisch verstandenen Jugendweihe-Handlung ist es ganz eindeutig, daß seinerzeit die Jugendweihe durchgesetzt worden ist, um die volkshkirchliche Sitte der Konfirmation zu brechen. Das geht nicht nur aus der äußeren Gestaltung der Jugendweihe hervor, aus ihrer Propagierung auch als Fest der Geschenke und der Familie, sondern auch aus der Wahl des Termins vor Ostern (obgleich das Schuljahr im Herbst endet) und der Ausrichtung auf die Vierzehnjährigen (obgleich die Regelschule inzwischen bis zum 16. Lebensjahr führt).

Die Jugendweihe wird von daher immer noch als eine sozialistische Gegenfeier zur Konfirmation angesehen, und entsprechend verhalten sich die meisten Teilnehmer: wie sich früher die Kinder oft ohne eigene Entscheidung und großes Nachdenken an kirchlichem Unterricht und Konfirmation beteiligten, weil es so Sitte war, so machen wohl die meisten heute den üblich gewordenen Ritus der Jugendweihe mit. Viele tun es außer-

dem deshalb, weil sie wissen, daß die Beteiligung an diesem Akt als Voraussetzung für die Aufnahme in die erweiterte Oberschule gilt.

Die evangelischen Kirchenleitungen sind von ihrer seinerzeit getroffenen grundsätzlichen Entscheidung nicht abgerückt, daß Jugendweihe und Konfirmation als gegensätzliche Bekenntnisakte einander ausschließen. Aber die Praxis hat sich gegenüber der Zeit vor zehn Jahren sehr gewandelt. Diejenigen Jugendgeweihten, die das wollen, werden heute in aller Regel zur Konfirmation zugelassen. Meist wird ein zeitlicher Abstand und ein entsprechender kirchlicher Unterricht zwischen die beiden Handlungen gelegt, und die Jungen und Mädchen geben vor der Konfirmation zu erkennen, daß sie sich durch ihr Jugendweihegelöbniß nicht atheistisch oder antichristlich gebunden fühlen.

Wie groß der Prozentsatz der Vierzehnjährigen ist, die sich durch Beteiligung an der Konfirmation zur Kirchenmitgliedschaft bekennen, läßt sich nicht genau sagen. Es ist anzunehmen, daß er unter 50 Prozent liegt. Vor allem in den Städten kann im Regelfall von einer Konfirmationssitte nicht mehr gesprochen werden. Diese Volkssitte aufrechtzuerhalten, ist auch nicht das Bestreben der Pastoren, das zeigt sich schon daran, daß vielerorts nicht mehr jahrgangweise konfirmiert wird, sondern daß mehrmals im Jahr kleine Gruppen von zwei oder drei oder auch einzelne an den Altar treten. Es wird auch unterschieden zwischen dem Abschluß des kirchlichen Unterrichts, der nicht mehr mit einer Konfirmation verbunden ist, und dem nach einer besonderen Vorbereitungszeit stattfindenden ersten Gang zum Abendmahl.

Von einer durchgängigen Konfirmationsreform, die ja im Westen ebenso ansteht, kann heute für das Gesamtgebiet der DDR noch nicht gesprochen werden. In den einzelnen Landeskirchen sind zum Teil unterschiedliche Vorstellungen entwickelt worden, mit denen experimentiert wird.

—ys

In diesem Zusammenhang sei vermerkt, daß in den Kirchen in der DDR intensiv an einer Neuordnung der Konfirmation gearbeitet wird. So hat die Kirchenleitung der VELK in der DDR am 19. September 1969 ein ausführliches Memorandum des Konfirmationsausschusses der VELK „Zur Reform der Konfirmation“ beraten und in den Gliedkirchen zur Diskussion gestellt.

Die in der „Berliner Ordinarienkonferenz“ zusammengeschlossenen römisch-katholischen Bischöfe und Bischöflichen Kommissare in der DDR haben die im Jahre 1968 eingeführte Neufassung des Gelöbnisses für die Jugendweihe zum Anlaß genommen, die bisher eingenommene Haltung zur Jugendweihe zu überprüfen und stärker der Situation der Jugendlichen anzupassen. In einer Sitzung am 24./25. Februar 1969 beschloß die Ordinarienkonferenz folgende Erklärung:

ERKLÄRUNG DER „BERLINER ORDINARIENKONFERENZ“ ZUR JUGENDWEIHE

(KNA-Dokumentation Nr. 34 vom 27. August 1969)

Die neue Fassung der Gelöbnißformel der Jugendweihe veranlaßte die Berliner Ordinarienkonferenz in ihrer Sitzung vom 24./25. Februar 1969, erneut die Frage der Jugendweihe zu beraten. Mehrere Gutachten aus verschiedenen Kreisen lagen vor, auch waren zahlreiche Gespräche der Bischöfe mit Priestern und Laien vorangegangen.

Die Konferenz kam zu folgendem Ergebnis:

I. Die Gespräche und die Gutachten, die Analyse der Gelöbnißformel und die Durchsicht der Begründungen von amtlicher Seite bestätigen, daß die Jugendweihe ihre besondere Aufgabe innerhalb der umfassenden Bemühungen hat, die marxistisch-leninistische Ideologie auf alle Lebensbereiche auszudehnen.

Auch der Hinweis der neuen Gelöbnißformel auf die Verfassung und auf das Ge-

setz über das einheitliche sozialistische Bildungssystem hebt unsere Bedenken nicht auf, daß der marxistisch-leninistische Sozialismus den Atheismus einschließt und auf allen Ebenen wirksam zu machen sucht. Deshalb können die sozialistischen Ersatzriten nicht als indifferent oder als nur staatsbürgerliche Handlungen angesehen werden. Nach wie vor ist die Jugendweihe, ebenso wie die sozialistische Namensgebung und Eheschließung, Ersatz für eine religiöse Handlung.

Nach wie vor ist sie ein feierliches Gelöbniß für eine sozialistische Lebensform, die sich auf der Grundlage des Marxismus-Leninismus dem Atheismus verpflichtet weiß. Daher ergeben sich keine neuen Gesichtspunkte in der christlichen Beurteilung der Jugendweihe.

II. Dieser objektive Sachverhalt wird aber infolge der Zwieltichtigkeit der Gelöbnißformel und der Propaganda immer schwerer erkennbar. Daher wird die Teilnahme an der Jugendweihe von den Eltern und Jugendlichen öfter nicht als direkte und bewußte Verfehlung gegen den Glauben gewertet. Zu der meist vorhandenen Minderung der Freiheit kommt immer häufiger die subjektive Unmöglichkeit klarer Einsicht hinzu; es muß mit irrigem Gewissen und mit Zweifel an der Berechtigung kirchlicher Weisungen überhaupt gerechnet werden. In dieser Lage können die bisherigen Sanktionen nicht mehr allgemein als geeignetes Mittel angesehen werden, zur Klarheit der Glaubensentscheidung zu verhelfen.

Daher wurde bereits im September 1967 gestattet, daß diese Sanktionen bei Jugendlichen durch andere geeignete Bewährung im Glauben ersetzt werden können. Das gleiche darf nun auch bei den Eltern geschehen. Dabei ist die Möglichkeit schwerer persönlicher Schuld und des Ärgernisses in der Gemeinde weder generell vorauszusetzen noch generell auszuschließen. Diese Frage nach einer persönlichen Schuld gehört in den Bereich des Forum internum.

III. In unserer gesamten pastoralen Unterweisung kommt es immer mehr darauf an, die Gewissen der Gläubigen wachzuhalten, damit sie fähig werden, die Geister zu unterscheiden, mehrdeutige Formeln zu durchschauen, sich für das Wahre zu entscheiden und die überall vorhandene Gefahr der Zweigleisigkeit zu überwinden. Denn das gesamte sozialistische Erziehungs- und Bildungswesen ist vom Geist des Marxismus-Leninismus durchdrungen, dessen atheistischer Grundcharakter an verschiedenen Stellen wirksam werden und auch das klare Bekenntnis des christlichen Glaubens fordern kann.

Das Zeugnis des Glaubens, das in der Vergangenheit von vielen unter großen Opfern gebracht wurde, wird auch in Zukunft unvermeidlich sein. Es ist eine Quelle des Segens und ein Zeichen der Kraft Gottes, die in den Schwachen mächtig wird.

Gezeichnet:

Kardinal *Alfred Bengsch*, Erzbischof, Bischof von Berlin

Dr. *Otto Spülbeck*, Bischof von Meissen

Gerhard Schaffran, Bischof und Kapitelsvikar in Görlitz

Dr. *Friedrich Rintelen*, Weihbischof von Magdeburg

Dr. *Bernhard Schröder*, Weihbischof von Schwerin

Hugo Aufderbecke, Weihbischof in Erfurt

Heinrich Theissing, Weihbischof in Berlin

Prälat *Josef Schönauer*, Bischöflicher Kommissar in Meiningen

Zur Jugendpolitik des Staates gehören auch eingehende Bestimmungen zum Jugendschutz. Schon das Strafgesetzbuch vom 12. Januar 1968 enthielt im 4. Kapitel („Straftaten gegen Jugend und Familie“) eine Fülle von Strafbestimmungen zur Gefährdung und Mißbrauch von Kindern und Jugendlichen. Im selben Sinne erließ der Ministerrat der DDR am 26. März 1969 eine „Verordnung zum Schutz der Kinder und Jugendlichen“. Diese Verordnung hat folgenden Wortlaut:

VERORDNUNG ZUM SCHUTZ DER KINDER UND JUGENDLICHEN

Vom 26. März 1969
(GBl. II, Nr. 32/1969, S. 219)

In der deutschen Demokratischen Republik sind alle Voraussetzungen für die politische, geistige, moralische und körperliche Entwicklung der Kinder und Jugendlichen zu sozialistischen Persönlichkeiten gegeben.

Der Schutz der Kinder und Jugendlichen ist ein fester Bestandteil der sozialistischen Jugendpolitik und stellt hohe Anforderungen an die Familien, an alle Staats- und Wirtschaftsorgane und Einrichtungen, gesellschaftlichen Organisationen und an die Jugend selbst.

Der sozialistische Staat fördert die Initiative der Jugend durch Übertragung von Verantwortung, schützt die Entwicklung der Kinder und Jugendlichen vor gesellschaftswidrigem und möglichem kriminellm Verhalten und bekämpft die Einflüsse, die den Erziehungsprozeß stören oder gefährden.

Auf der Grundlage des Jugendgesetzes der DDR vom 4. Mai 1964 (GBl. I S. 75), des Beschlusses des Staatsrates der Deutschen Demokratischen Republik vom 31. März 1967 „Jugend und Sozialismus“ (GBl. I S. 31), des Gesetzes vom 25. Februar 1965 über das einheitliche sozialistische Bildungssystem (GBl. I S. 83), des Familiengesetzbuches der Deutschen Demokratischen Republik vom 20. Dezember 1965 (GBl. I 1966 S. 1), des Strafgesetzbuches der Deutschen Demokratischen Republik – StGB – vom 12. Januar 1968 (GBl. I S. 1) wird zur Durchführung des § 35 Abs. 2, der §§ 39, 41 und 42 Absätze 1, 4 und 5 des Jugendgesetzes der DDR folgendes verordnet:

Grundsätze

§ 1

(1) Der Schutz der Kinder und Jugendlichen vor Einflüssen, die ihre Entwicklung zu sozialistischen Persönlichkeiten gefährden oder schädigen, ist Aufgabe aller Bürger der Deutschen Demokratischen Republik, insbesondere der Eltern, der Lehrer, Erzieher und Lehrausbilder, der Leiter von Betrieben, staatlichen Organen und Einrichtungen, der Vorstände der Genossenschaften und der Leitungen gesellschaftlicher Organisationen.

(2) Die im Abs. 1 Genannten sind verantwortlich dafür, daß Einflüsse der imperialistischen Ideologie, die insbesondere durch Druckerzeugnisse, Fernsehen und Rundfunk verbreitet werden, von Kindern und Jugendlichen ferngehalten und Schul- und Arbeitsbummelei, entartete, unmoralische und asoziale Lebens- und Verhaltensweise, Alkohol- und Tabakmißbrauch oder disziplinloses Verhalten nicht geduldet werden. Die für die Bildung und Erziehung der Kinder und Jugendlichen Verantwortlichen haben geeignete Maßnahmen zur Verhinderung der Einflüsse der imperialistischen Ideologie, zur Überwindung negativer sozialer Lebens- und Verhaltensweisen sowie zur Bekämpfung deren Ursachen und Bedingungen zu treffen.

§ 2

(1) Die Maßnahmen zur Förderung der Initiative der Jugend, die durch die Leiter von Betrieben, staatlichen und wirtschaftsleitenden Organen und Einrichtungen sowie durch die Vorstände der Genossenschaften festgelegt werden, haben Aufgaben zur politisch-ideologischen und moralischen Erziehung der Kinder und Jugendlichen, zur Festigung ihres Staats- und Rechtsbewußtseins, zum Schutz vor den im § 1 Abs. 2 genannten schädlichen Einflüssen und zur Verhütung negativer Verhaltensweisen, insbesondere Maßnahmen zur zielgerichteten Lebensgestaltung in der Freizeit, zu enthalten. Diese Maßnahmen sollen mit den von den örtlichen Volksvertretungen beschlossenen Programmen zur vorbeugenden Bekämpfung der Jugendgefährdung und Kriminalität übereinstimmen.

(2) Die Leiter von Staats- und Wirtschaftsorganen, die Leiter von Betrieben, Einrichtungen des Bildungswesens, der Kultur und des Handels sowie die Vorstände der Genossenschaften sind in ihrem Aufgabenbereich für die Einhaltung der Rechtsvorschriften zum Schutz der Kinder und Jugendlichen verantwortlich.

§ 3

Erziehungsberechtigte, Kinder und Jugendliche

(1) Erziehungsberechtigte sind Eltern oder andere Personen, denen die Erziehung ständig oder vorübergehend nach den Bestimmungen des Familiengesetzbuches übertragen worden ist.

(2) Kind im Sinne dieser Verordnung ist, wer das 14. Lebensjahr noch nicht vollendet hat. Jugendlicher, wer über 14 Jahre, aber noch nicht 18 Jahre alt ist.

§ 4

Bekämpfung von Schund-, Schmutz- und jugendgefährdenden Erzeugnissen

(1) Schund- und Schmutzerzeugnisse dürfen nicht hergestellt, eingeführt oder verbreitet werden. Schund- und Schmutzerzeugnisse sind Druck- oder ähnliche Erzeugnisse, die geeignet sind, bei Kindern und Jugendlichen Neigungen zu Rassen- und Völkerhaß, Grausamkeit, Menschenverachtung, Gewalttätigkeit, Mord oder anderen Straftaten sowie geschlechtliche Verirrungen hervorzurufen.

(2) Jugendgefährdende Erzeugnisse dürfen nicht hergestellt, kopiert, vervielfältigt oder auf andere Weise wiedergegeben oder verbreitet werden. Jugendgefährdende Erzeugnisse im Sinne dieser Verordnung sind entgegen den Rechtsvorschriften in die Deutsche Demokratische Republik eingeführte Druck- oder ähnliche Erzeugnisse, Gegenstände, Tonträger oder nach deren Vorbild angefertigte Erzeugnisse, die solche Verhaltensweisen und Leitbilder propagieren oder verherrlichen, die mit der staatsbürgerlichen Erziehung der Jugend unvereinbar sind.

(3) Die Erziehungsberechtigten sowie auch Lehrer, Erzieher und Lehrausbilder sind dafür verantwortlich, daß Kinder und Jugendliche über den verderblichen Charakter und die schädliche Wirkung der Schund-, Schmutz- und jugendgefährdenden Erzeugnisse aufgeklärt werden und nicht in den Besitz derartiger Erzeugnisse gelangen.

(4) Die Erziehungsberechtigten haben den Kindern und Jugendlichen Erzeugnisse gemäß Absätzen 1 und 2 abzunehmen und zu vernichten.

(5) Lehrer, Erzieher und Lehrausbilder sind verpflichtet, den Kindern und Jugendlichen Erzeugnisse gemäß Absätzen 1 und 2 abzunehmen und ihren Leitern zu übergeben.

§ 5

Die Leiter von Schulen, Berufsausbildungsstätten, Internaten für Schüler und Lehrlinge, Heimen und Ferienveranstaltungen sind verpflichtet, in enger Zusammenarbeit mit der FDJ, der Pionierorganisation und anderen gesellschaftlichen Kräften regelmäßig Kontrollen in bezug auf den Besitz von Schund-, Schmutz- und jugendgefährdenden Erzeugnissen bei Kindern und Jugendlichen durchzuführen. Wenn entsprechende Erzeugnisse vorgefunden werden, haben sie diese abzunehmen, mit den Kindern und Jugendlichen über die Schädlichkeit der Erzeugnisse zu sprechen und die Erziehungsberechtigten zu informieren.

§ 6

Schund-, Schmutz- und jugendgefährdende Erzeugnisse sind von den staatlichen Organen, insbesondere durch die Deutsche Volkspolizei, selbständig einzuziehen. Eine Entschädigung wird nicht gewährt.

§ 7

(1) Erwachsene, insbesondere die Erziehungsberechtigten, Lehrer, Erzieher und Lehr- ausbilder, die Leiter, Inhaber und das Bedienungspersonal von Gaststätten sowie das Verkaufspersonal im Handel oder in ähnlichen Einrichtungen sind verpflichtet, die nachstehenden Beschränkungen einzuhalten:

1. An Kinder und Jugendliche unter 16 Jahren dürfen keine alkoholischen Getränke und Tabakwaren verabreicht, verkauft oder in sonstiger Weise abgegeben werden.

Der Verkauf von Zündmitteln an Kinder ist verboten.

2. An Jugendliche im Alter von 16 bis 18 Jahren dürfen Getränke nur mit einem Alkoholgehalt bis zu 20 % in geringen Mengen verkauft, verabreicht oder in sonstiger Weise abgegeben werden.

Jugendliche dürfen nicht zum Alkoholgenuß verleitet werden.

(2) Der Genuß von Tabakwaren durch Kinder und Jugendliche unter 16 Jahren gefährdet die körperlich gesunde, allseitige Entwicklung der Persönlichkeit und ist deshalb nicht zu dulden.

(3) Kinder und Jugendliche haben sich den in den Absätzen 1 und 2 genannten Festlegungen entsprechend zu verhalten und dürfen andere Kinder und Jugendliche nicht zum Genuß von alkoholischen Getränken und Tabakwaren verleiten. Sie haben sich vor allem nicht durch Täuschung des Bedienungs- und Verkaufspersonals alkoholische Getränke und Tabakwaren zu verschaffen.

§ 8

Die Leiter der Handelsorgane, die Gaststättenleiter und die Leiter der Jugendklub- häuser, anderer Jugendeinrichtungen, staatlicher und gewerkschaftlicher Klub- und Kulturhäuser sind dafür verantwortlich, daß in ihren Einrichtungen genügend alkoholfreie und alkoholarme Getränke angeboten werden.

Beschränkung des Aufenthalts in öffentlichen Einrichtungen

§ 9

(1) Die Leiter oder Inhaber öffentlicher Filmtheater dürfen Kinder und Jugendliche zum Besuch von Filmveranstaltungen nur dann zulassen, wenn das Programm von dem dafür zuständigen zentralen staatlichen Organ für Kinder und Jugendliche freigegeben ist. Die gleiche Verantwortung tragen die Veranstalter von Filmvorführungen in nicht- gewerblichen Spielstellen.

(2) Die Freigabe regelt das zuständige zentrale staatliche Organ in eigener Verantwortlichkeit. Es ist verpflichtet, die Freigabe in geeigneter Weise öffentlich bekanntzu- geben.

Die Freigabe erfolgt differenziert in der Regel durch die Kennzeichnung:

Für Kinder unter 6 Jahren nicht zugelassen.

Für Kinder unter 14 Jahren nicht zugelassen.

Für Jugendliche unter 16 Jahren nicht zugelassen.

Für Jugendliche unter 18 Jahren nicht zugelassen.

§ 10

(1) Erziehungsberechtigte, Leiter oder Inhaber von Filmtheatern, Klubeinrichtungen, Kabaretts, Varietés, Schausteller und das Personal von Einrichtungen der Vergnügungs- parks sowie Leiter, Inhaber und das Bedienungspersonal von Gaststätten sind dafür verantwortlich, daß nachstehende Beschränkungen eingehalten werden:

1. Für Kinder ist der Aufenthalt in Filmtheatern, Klubeinrichtungen, Kabaretts,

Varietés, Schaubuden, Vergnügungsparks und Gaststätten bis 19.00 Uhr und in Kinder- tanzveranstaltungen gestattet.

2. Für Jugendliche unter 16 Jahren ist der Aufenthalt in Filmtheatern, Klubeinrich- tungen, Varietés, Schaubuden, Vergnügungsparks und Tanzveranstaltungen bis 22.00 Uhr und in Gaststätten bis 21.00 Uhr gestattet.

3. Für Jugendliche von 16 bis 18 Jahren ist der Aufenthalt in Filmtheatern, Klub- einrichtungen, Kabaretts, Varietés, Schaubuden, Vergnügungsparks und Tanzveranstal- tungen bis 24.00 Uhr und in Gaststätten bis 22.00 Uhr gestattet.

(2) Besuchen Kinder und Jugendliche Kulturveranstaltungen in Begleitung Erzie- hungsberechtigter oder anderer Erwachsener, ist ihnen der Aufenthalt bis zum Ende der Vorstellung, in den anderen im Abs. 1 genannten Einrichtungen bis 2 Stunden über die angeführten Zeiten hinaus gestattet.

§ 11

(1) Die Beschränkungen gemäß § 10 gelten nicht:

1. für den Aufenthalt von Kindern und Jugendlichen in Gaststätten bei reisever- kehrsbedingten Wartezeiten

2. für Veranstaltungen der Parteien und gesellschaftlichen Organisationen, der Na- tionalen Front, der Betriebe, Genossenschaften und Schulen. Die Veranstalter sind für die Einhaltung der Beschränkungen des Alkoholausschanks mitverantwortlich und haben für einen den Bildungs- und Erziehungszielen des sozialistischen Staates ent- sprechenden Inhalt und Ablauf der Veranstaltungen zu sorgen.

(2) Die für die Entgegennahme der Anmeldung der Veranstaltung nach Abs. 1 Ziff. 2 zuständigen Organe können für die Teilnahme von Kindern und Jugendlichen an solchen Veranstaltungen die Einhaltung der Bestimmungen des § 10 anordnen.

(3) Bei den im Abs. 1 Ziff. 2 genannten Veranstaltungen und auch solchen, die nicht anmeldepflichtig sind, haben die Erziehungsberechtigten und die Veranstalter die Pflicht, die Bestimmungen des § 10 Abs. 2 als Maßstab für den Aufenthalt von Kindern und Jugendlichen unter 16 Jahren zu beachten.

§ 12

Einsichtnahme in den Personalausweis für Bürger der Deutschen Demokratischen Republik

Nachstehende Personen haben im Zusammenhang mit der Wahrnehmung ihrer Aufga- ben gemäß §§ 7, 9 und 10 das Recht, zur Feststellung des Alters Einsicht in den Per- sonalausweis für Bürger der Deutschen Demokratischen Republik zu nehmen:

1. die Leiter und das Verkaufs- und Bedienungspersonal in Geschäften, Gaststätten, Klubhäusern oder ähnlichen Einrichtungen

2. das Personal, das in Filmtheatern, Varietés, Kabaretts oder ähnlichen Einrichtungen Einlaßdienst versieht.

§ 13

Kontrolle des Kinder- und Jugendschutzes

Die Leiter von Staats- und Wirtschaftsorganen, Leiter von Betrieben, Vorstände von Genossenschaften, Leiter von Berufsausbildungsstätten, Ferienveranstaltungen und Hei- men, Leiter von Kultureinrichtungen, Gaststätten und anderen Objekten der Gastro- nomie, Leiter von Schulen und Internaten haben regelmäßig, gemeinsam mit den in den einzelnen Bereichen tätigen ehrenamtlichen Kräften, besonders Beiräten, die Einhaltung der Bestimmungen dieser Verordnung und die festgelegten vorbeugenden Maßnahmen zu kontrollieren.

§ 14

(1) Wer vorsätzlich oder fahrlässig als Erwachsener

1. nach § 4 Abs. 1 Schund- und Schmutzerzeugnisse herstellt, einführt oder verbreitet*

nach § 4 Abs. 2 jugendgefährdende Erzeugnisse herstellt, kopiert, vervielfältigt oder auf andere Weise wiedergibt oder verbreitet

nach § 4 Abs. 4 diese nicht abnimmt oder vernichtet

nach § 4 Abs. 5 und § 5 diese nicht abnimmt oder die

nach § 5 vorgeschriebenen Kontrollen nicht durchführt

2. entgegen § 7 Abs. 1 Ziff. 1 an Kinder oder Jugendliche unter 16 Jahren alkoholische Getränke und Tabakwaren verabreicht, verkauft oder in sonstiger Weise abgibt oder an Kinder Zündmittel verkauft*

3. entgegen den Beschränkungen des § 7 Abs. 1 Ziff. 2 an Jugendliche im Alter von 16 bis 18 Jahren Getränke mit einem Alkoholgehalt über 20 % verkauft oder auschenkt oder sie zum übermäßigen Alkoholgenuß verleitet

4. den Bestimmungen der §§ 9 und 10 zuwiderhandelt,
kann mit Verweis oder Ordnungsstrafe von 10 bis 300 M belegt werden.

(2) Wer vorsätzlich als Jugendlicher im Alter von über 16 Jahren eine Zuwiderhandlung nach § 4 begeht, kann mit Verweis oder Ordnungsstrafe von 10 bis 100 M belegt werden, wenn die Art und Weise der Rechtsverletzung oder das bisherige Verhalten des Jugendlichen ihre Anwendung erfordern, um eine geeignete erzieherische Einwirkung zu erzielen und der Jugendliche eigenes Arbeitseinkommen hat.

(3) Die Durchführung des Ordnungsstrafverfahrens obliegt den Bürgermeistern der Städte und Gemeinden sowie den für das jeweilige Sachgebiet zuständigen hauptamtlichen Mitgliedern der Räte der Kreise, kreisfreien Städte, Stadtbezirke und Gemeinden.

(4) Wird von Angehörigen der Deutschen Volkspolizei eine Ordnungswidrigkeit festgestellt, sind die Leiter der Dienststellen der Deutschen Volkspolizei zur Durchführung des Ordnungsstrafverfahrens berechtigt.

(5) Bei geringfügigen Ordnungswidrigkeiten gemäß Absätzen 1 und 2 sind die dazu ermächtigten Mitarbeiter der jeweils zuständigen örtlichen Räte sowie die dazu ermächtigten Angehörigen der Deutschen Volkspolizei befugt, Verwarnungen mit Ordnungsgeld in Höhe von 1, 3, 5 oder 10 M auszusprechen.

(6) Für die Durchführung des Ordnungsstrafverfahrens und den Ausspruch von Ordnungsstrafmaßnahmen gilt das Gesetz vom 12. Januar 1968 zur Bekämpfung von Ordnungswidrigkeiten – OWG – (GBI. I S. 101).

§ 15

Verletzt ein Gewerbetreibender wiederholt seine Pflichten nach den §§ 7, 9 und 10, kann ihm im Ordnungsstrafverfahren die Gewerbeerlaubnis entzogen werden.

§ 16

Disziplinarmaßnahmen

Nimmt ein nach § 2 Abs. 2 verpflichteter Leiter die sich für ihn aus dieser Verordnung ergebenden Pflichten trotz Aufforderung nicht wahr, kann gegen ihn ein Disziplinarverfahren durchgeführt werden.

* Die konkrete Gefährdung von Kindern und Jugendlichen durch Schund- und Schmutzerzeugnisse kann als Straftat gemäß § 146 StGB und das Begünstigen und Nichtverhindern des Alkoholmißbrauchs durch Kinder und Jugendliche sowie das Verleiten dazu als Straftat gemäß § 147 StGB verfolgt werden.

§ 17

Aushangspflicht

Diese Verordnung ist in allen genannten öffentlichen Einrichtungen in geeigneter Weise auszugsweise auszuhängen. Der Aushang entbindet die Verantwortlichen nicht von der Verpflichtung, die Einhaltung und Durchführung der Bestimmungen dieser Verordnung zu gewährleisten.

§ 18

Schlußbestimmungen

(1) Diese Verordnung tritt am 15. Mai 1969 in Kraft.

(2) Gleichzeitig tritt die Verordnung vom 15. September 1955 zum Schutze der Jugend (GBL I S. 641) außer Kraft.

Berlin, den 26. März 1969

Der Ministerrat
der Deutschen Demokratischen Republik
Stoph
Vorsitzender

d) Staatliche Kirchenpolitik

Die staatliche Kirchenpolitik hielt weiterhin die bisherige Generallinie ein: keine offene Auseinandersetzung mit aufsehenerregenden Konflikten, Fortsetzung der gesellschaftlichen und politischen Ausschaltung der Kirchen, Beanspruchung der Christen für eine aktive Unterstützung der „politisch-moralischen Einheit des Volkes“, Bejahung der außenpolitischen Ziele der DDR durch kirchliche Amtsträger und Organe. Die längst eingeschlagene Entwicklung dieses Staates von der mit allen Mitteln arbeitenden Parteidiktatur zum autoritären Obrigkeitsstaat mit paternalistisch-fürsorgerischen Zügen wirkt sich auch auf die Kirchenpolitik aus und trägt zur Versachlichung im Verhältnis von Kirche und Staat bei. Dabei bleibt selbstverständlich der Rahmen der allgemeinen weltanschaulichen Grundlinien erhalten, so daß es in vielen Alltagsfragen des kirchlichen Lebens, besonders auf dem Gebiete der Jugend, zu einer ununterbrochenen Kette von Nöten und Konflikten kommt. Im Jahre 1969 ist die staatliche Kirchenpolitik dabei ganz besonders von dem Bemühen bestimmt, die kirchliche Organisation endgültig in die staatliche Linie der Deutschlandpolitik einzuordnen und die Trennung der EKD nach Ost und West, möglichst auch der EKU und der Evangelischen Kirche von Berlin-Brandenburg, zu erreichen.

Von Interesse sind in diesem Zusammenhang die Ausführungen des als amtlich geltenden Kommentars zu den Artikeln 20 I und 39 der Verfassung der DDR vom 6. April 1968, den wichtigsten die Kirchen und die Christen betreffenden Verfassungsbestimmungen.

Artikel 20 I lautet wie folgt:

Jeder Bürger der Deutschen Demokratischen Republik hat unabhängig von seiner Nationalität, seiner Rasse, seinem weltanschaulichen oder religiösen Bekenntnis, seiner sozialen Herkunft und Stellung die gleichen Rechte und Pflichten. Gewissens- und Glaubensfreiheit sind gewährleistet. Alle Bürger sind vor dem Gesetz gleich.

Dazu heißt es in Band 2 des Kommentarwerkes „Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik. Dokumente – Kommentare“ (Staatsverlag der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin, 1969, 2. Aufl.):

Im Zusammenhang mit der Gleichheit der Rechte und Pflichten werden im Absatz 1 die Gewissens- und Glaubensfreiheit gewährleistet.

Während unter den Bedingungen der imperialistischen Herrschaft der stumme Zwang der ökonomischen Verhältnisse, der Gesinnungsterror und die Manipulierung des Menschen sowie der Mißbrauch der Religion im Interesse der menschenfeindlichen Ziele des Monopolkapitals die Gewissens- und Glaubensfreiheit nicht zulassen, sind sie in der sozialistischen Staats- und Gesellschaftsordnung der Deutschen Demokratischen Republik real und durch diese Ordnung selbst garantiert. Frieden, soziale Gerechtigkeit und Völkerfreundschaft gehören zu den unverrückbaren Zielen der sozialistischen Gesellschaft und ihres Staates; die Ausübung der politischen Macht dient der freien Entwicklung des Menschen, der Wahrung seiner Würde und seiner Rechte; die Beziehungen der Bürger werden durch gegenseitige Achtung und Hilfe, durch die Grundsätze sozialistischer Moral geprägt. Damit ist nicht nur Gewissensfreiheit ermöglicht, das heißt die vom Bewußtsein der Verantwortung für den Mitmenschen, die Gesellschaft und den Staat getragene Einstellung und Haltung, vielmehr ist die Erziehungsarbeit der Partei der Arbeiterklasse und aller im demokratischen Block vereinten Parteien, des Staates, der gesellschaftlichen Organisationen und Kollektive darauf gerichtet, das von den Grundsätzen sozialistischer Moral und damit wahrer Menschlichkeit bestimmte Denken und Handeln zu entwickeln. In der Deutschen Demokratischen Republik, in der keine Staatskirche besteht, keinerlei Benachteiligung wegen des Glaubensbekenntnisses zulässig ist und die religiös gebundenen Bürger gleichberechtigt und -verpflichtet Staat und Gesellschaft mitgestalten, ist auch die Glaubensfreiheit garantiert. Sie findet im Artikel 39, der die Religionsfreiheit regelt, ihre nähere Ausgestaltung.

Zwischen Bürgern mit unterschiedlichem weltanschaulichem oder religiösem Bekenntnis hat sich ein Verhältnis vertrauensvoller und kameradschaftlicher Zusammenarbeit entwickelt. Marxisten und Christen wissen sich durch gemeinsame humanistische Ziele und Ideale im Kampf um den Frieden und bei der Gestaltung der sozialistischen Gesellschaft eng verbunden. Diese Gemeinsamkeit, die beim antifaschistisch-demokratischen Aufbau und bei der Errichtung der sozialistischen Gesellschaft entwickelt und ständig vertieft wurde, ist ein Grundprinzip der gesellschaftlichen Ordnung in der Deutschen Demokratischen Republik (a.a.O. S. 30 f.).

Zu Artikel 39 heißt es in demselben Werk:

Artikel 39

(1) Jeder Bürger der Deutschen Demokratischen Republik hat das Recht, sich zu einem religiösen Glauben zu bekennen und religiöse Handlungen auszuüben.

(2) Die Kirchen und anderen Religionsgemeinschaften ordnen ihre Angelegenheiten und üben ihre Tätigkeit aus in Übereinstimmung mit der Verfassung und den gesetzlichen Bestimmungen der Deutschen Demokratischen Republik. Näheres kann durch Vereinbarungen geregelt werden.

Im Artikel 39 wird die im Artikel 20 gewährleistete Glaubensfreiheit inhaltlich ausgestaltet. In diesem Zusammenhang wird die Stellung der Kirchen und anderen Religionsgemeinschaften in der sozialistischen Gesellschaft geregelt.

1. *Im Absatz 1 wird die Religionsfreiheit gewährleistet.* Die im Artikel 20 verankerte Glaubensfreiheit wird hier näher ausgestaltet, und zwar als das Recht jedes Bürgers, sich zu einem religiösen Glauben zu bekennen und religiöse Handlungen auszu-

üben. Zugleich bedeutet diese Bestimmung, daß jeder Bürger, unabhängig von seinem weltanschaulichen oder religiösen Bekenntnis, auch gleiche Rechte und Pflichten hat, also weder Vorrechte noch Benachteiligungen wegen eines religiösen Bekenntnisses zulässig sind – eine wesentliche Garantie der im Artikel 39 geregelten Religionsfreiheit.

In der Deutschen Demokratischen Republik beweist die aktive und schöpferische Mitarbeit der christlichen Bürger bei der Gestaltung der sozialistischen Gesellschaft, daß sie in dieser Gesellschaft und in diesem Staat ihre religiöse Freiheit gewahrt wissen. Sie sehen, daß ihre von Frieden, Menschlichkeit und Nächstenliebe geprägten ethischen Auffassungen mit den Grundsätzen und Zielen der sozialistischen Gesellschaft übereinstimmen und daß in der sozialistischen Menschengemeinschaft erstmalig die Ideale des Humanismus und der Friedensliebe, der Freiheit und der Achtung der Würde des Menschen verwirklicht werden.

Die Religionsfreiheit ist in der Deutschen Demokratischen Republik vor allem dadurch gewährleistet, daß jeder Mißbrauch der Religion und der Kirche durch den Staat oder ökonomische Machtgruppierungen für politische Zwecke ausgeschlossen ist. Es gibt keine Staatskirche, und die politische und ökonomische Macht des werktätigen Volkes schließt ihrem Wesen nach solchen Mißbrauch aus. Kennzeichnend für die monopolkapitalistische Herrschaft in Westdeutschland ist dagegen das Bestreben, Religion und Kirche in den Dienst der imperialistischen und militaristischen Politik zu stellen. Der politische Klerikalismus wird als eines der ideologischen Instrumente benutzt, um die Existenz des imperialistischen Staates und die Ausbeutungsverhältnisse zu rechtfertigen. Antikommunismus, Revanchismus und Aggressionsdrang wird eine klerikale Begründung untergelegt.

Die sozialistische Gesellschaft und ihr Staat lassen solche, gegen die Religionsfreiheit gerichtete Pervertierung der Religion und der religiösen Gefühle der Gläubigen nicht zu. Die sozialistische Gesellschaft und ihre Staats- und Rechtsordnung geben die Voraussetzungen für religiöse Freiheit, die nicht durch politischen Mißbrauch der Religion gefährdet ist. Sie geben den gläubigen Menschen alle Möglichkeiten, durch gleichberechtigte Mitarbeit an den Aufgaben der sozialistischen Gemeinschaft für Frieden und Menschlichkeit zu wirken.

Die Religionsfreiheit ist zudem ausdrücklich unter strafrechtlichen Schutz gestellt. § 133 des Strafgesetzbuches der Deutschen Demokratischen Republik lautet:

„(1) Wer einen Menschen mit Gewalt, durch Drohung mit einem schweren Nachteil oder durch Mißbrauch einer Notlage oder eines Abhängigkeitsverhältnisses von der Teilnahme an einer religiösen Handlung in dem dazu bestimmten Bereich abhält, behindert oder zur Teilnahme an einer derartigen Handlung zwingt, wird mit Freiheitsstrafe bis zu zwei Jahren oder mit Verurteilung auf Bewährung, Geldstrafe oder mit öffentlichem Tadel bestraft.

(2) Ebenso wird bestraft, wer religiöse Handlungen in dem dazu bestimmten Bereich böswillig stört oder verunglimpfende Handlungen in gottesdienstlichen Räumen verübt.“

2. Absatz 2 enthält die verfassungsrechtliche Regelung der Stellung der Kirchen und anderen Religionsgemeinschaften in der sozialistischen Gesellschaft der Deutschen Demokratischen Republik. Es ist zunächst festgelegt, daß die Kirchen und anderen Religionsgemeinschaften in Übereinstimmung mit der Verfassung und den gesetzlichen Bestimmungen der Deutschen Demokratischen Republik ihre Angelegenheiten ordnen und ihre Tätigkeit ausüben. „Die Verfassung gibt den Kirchen und Religionsgemeinschaften eine rechtliche Basis für die ungehinderte Ausübung ihrer Seelsorge und ihrer gemeinnützigen Tätigkeit, die mit dem politischen Interesse und dem moralischen Empfinden der gläubigen Bürger übereinstimmt.“

* W. Ulbricht: Die Verfassung des sozialistischen Staates deutscher Nation; Schriftenreihe: Aus der Tätigkeit der Volkskammer und ihrer Ausschüsse, H. 5, 5. Wahlper., Berlin 1968, S. 31.

Die Verfassung geht von der Tatsache aus, daß der sozialistische Staat der Deutschen Demokratischen Republik in Verwirklichung des Prinzips der Volkssouveränität von allen seinen Bürgern gestaltet wird und die religiös gebundenen Bürger daran vollen Anteil haben. Sie haben selbstverständlich die gleichen Rechte und tragen die gleiche Verantwortung in Staat und Gesellschaft wie alle Bürger. Die Kirchen und anderen Religionsgemeinschaften in der Deutschen Demokratischen Republik sind Vereinigungen von Staatsbürgern der Deutschen Demokratischen Republik, die auf dem Boden des sozialistischen Staates und in diesem Staat tätig werden. Sie genießen den Schutz des sozialistischen Staates und seiner Rechtsordnung und erhalten auch bedeutende materielle Zuwendungen des Staates.

Für die Kirchen und anderen Religionsgemeinschaften besteht selbstverständlich die Verpflichtung, die Souveränität des Staates, seine Verfassung und seine Rechtsordnung zu achten und auf dieser Grundlage ihre Beziehungen zum sozialistischen Staat zu gestalten. Der thüringische Landesbischof D. Dr. Mitzenheim hat das in seiner Rede auf der Bürgerversammlungskonferenz in Weimar am 29. Februar 1968 deutlich zum Ausdruck gebracht:

„Die Mitglieder der Kirchen sind Bürger unserer Deutschen Demokratischen Republik. Die Gemeinden und Kirchen, die Anstalten und Werke der evangelischen Kirchen sind Organismen und Einrichtungen auf dem Boden der Deutschen Demokratischen Republik, und sie wissen sich zur Beachtung der Gesetze unseres Staates bei der Gestaltung ihrer eigenen Strukturen und Ordnungen verpflichtet.

Die Staatsgrenzen der Deutschen Demokratischen Republik bilden auch die Grenze für die kirchlichen Organisationsmöglichkeiten.“**

Entsprechend dem Charakter der Verfassung als dem grundlegenden Gesetz des Zusammenlebens und des zielgerichteten Handelns der Bürger des sozialistischen Staates enthält Absatz 2 die Grundsatzbestimmung über die Stellung der Kirchen und anderen Religionsgemeinschaften in der sozialistischen Gesellschaft. Es kann nicht Aufgabe der Verfassung sein, die Einzelheiten der Stellung der Kirchen und Religionsgemeinschaften und ihrer Rechte und Pflichten zu regeln. Die Verfassung kann nur die staatsrechtliche Grundlage für weitere Detailregelungen sein und die Richtung solcher Einzelregelungen vorgeben. Dazu wird in Absatz 2 ausdrücklich auf die Möglichkeit des Abschlusses von Vereinbarungen verwiesen. Durch solche Vereinbarungen können die Voraussetzungen für eine weitere gute Entwicklung der Beziehungen der Kirchen zum sozialistischen Staat geschaffen werden (a.a.O. S. 171 ff.).

Literatur

Programmatische Erklärung des Vorsitzenden des Staatsrates der Deutschen Demokratischen Republik, *Walter Ulbricht*, vor der Volkskammer am 4. Oktober 1960, Schriftenreihe des Staatsrates der DDR, Nr. 2, Berlin 1960.

„Sozialisten und Christen verbinden gemeinsame Ideale und Ziele.“ Aus dem Gespräch des Vorsitzenden des Staatsrates der Deutschen Demokratischen Republik, *Walter Ulbricht*, mit einer Delegation von Theologen, kirchlichen Amtsträgern und christlichen Bürgern am 9. Februar 1961, in: *Marxisten und Christen wirken gemeinsam für Frieden und Humanismus*, Schriftenreihe des Staatsrates der DDR, Nr. 5, Berlin 1964.

„Unsere Gemeinsamkeit in der Wahrnehmung humanistischer Verantwortung ist von großer nationaler Bedeutung.“ Ausführliche Fassung des Gesprächs des Vorsitzenden des Staatsrates der Deutschen Demokratischen Republik, *Walter Ulbricht*, mit dem Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche Thüringen, D. Dr. *Moritz Mitzenheim*, auf der Wartburg bei Eisenach am 18. August 1964, in: *Marxisten und Christen wirken*

** Neues Deutschland vom 1. 3. 1968, S. 6.

gemeinsam für Frieden und Humanismus. Schriftenreihe des Staatsrates der DDR, Nr. 5, Berlin 1964.

Gerald Götting: Der Christ beim Aufbau des Sozialismus, Berlin 1965.

Gerald Götting: Christliche Mitverantwortung im Sozialismus, Berlin 1965.

Auf dem Wege zur gemeinsamen humanistischen Verantwortung. Eine Sammlung kirchenpol. Dokumente 1945–1966, Berlin 1967.

Zum üblichen Erscheinungsbild im Leben der DDR gehört eine kaum jemals abreißende Kette von historischen Gedenktagen, Erinnerungstagen an bedeutende Persönlichkeiten, Tagungen einer verwirrenden Fülle von Gremien der Parteien und Massenorganisationen und schließlich eine Unzahl von Kongressen der Jugend und der Frauen, der Bauern und der Lehrer, der Künstler und der Handwerker. Immer dienen diese Veranstaltungen der Selbstdarstellung der DDR, des Nachweises der Richtigkeit ihrer Politik, der programmatischen Formulierung ihrer Ziele. Gerade dieses programmatischen Charakters wegen werden diese Veranstaltungen meistens bis ins einzelne vorbereitet und in gezielter Weise der Öffentlichkeit nahegebracht.

Auch ein wichtiger Teil der staatlichen Kirchenpolitik wird in dieser Weise gestaltet und wahrgenommen. Von daher erklärt sich die Fülle von Veranstaltungen und Veröffentlichungen verschiedener Art, mit denen die Organe der DDR durch den Staatssekretär für Kirchenfragen und seine Mitarbeiter, durch die CDU und den Evangelischen Pfarrerbund, durch einzelne Pfarrer und Laien immer wieder im Sinne der Generallinie der staatlichen Kirchenpolitik auf das kirchliche Geschehen selbst einzuwirken versuchen. Das Jahr 1969 sollte einem seit langem verfolgten wichtigen Ziel dieser Politik endlich zum Erfolg verhelfen, nämlich der Trennung der evangelischen Kirchen in der DDR von der gesamtkirchlichen Gemeinschaft nach Ost und West, die in der EKD bisher durchgehalten werden konnte.

So erklärt es sich, daß die geschilderte Reihe von Veranstaltungen im Jahre 1969 immer nur das mehr oder weniger deutlich ausgesprochene Ziel hatte, die kirchliche Trennung nach Ost und West mit staatlichen und politischen, besonders aber mit propagandischen Mitteln zu fördern und zu beschleunigen. Wenn dennoch manches an programmatischen Äußerungen dieser Art unklar blieb, so findet dies seine Erklärung darin, daß die von kirchlicher Seite betriebene Gründung einer alle Kirchen in der DDR umfassenden kirchlichen Gesamtorganisation in einem „Bund der evangelischen Kirchen in der DDR“ nicht gerade den eigentlichen Zielen der staatlichen Kirchenpolitik entsprach. Es kann schon jetzt gesagt werden, daß die staatliche Seite bis zum Ende der Berichtszeit dem zustande kommenden und zustande gekommenen neuen Kirchenbund gegenüber eine letzte Reserve bewahrt hat. Eine Trennung der Gliedkirchen in der DDR von der EKD, ohne zugleich zu einer neuen gesamtkirchlichen Gemeinschaft in der DDR zu führen, hätte den Vorstellungen des Staates eher entsprochen.

Im folgenden soll die staatliche Kirchenpolitik des Jahres 1969 mit den wichtigsten Dokumenten, die aus der Fülle des Materials nur eine Auswahl darstellen, belegt werden. Zum vollen Verständnis der Vorgänge und auch einzelner Äußerungen ist die kirchliche Entwicklung, die im nächsten Kapitel dargelegt wird, immer schon mit heranzuziehen.

Ein Gespräch des Chefredakteurs des Organs der CDU „Neue Zeit“, Her-

mann Kalb, mit dem thüringischen Landesbischof Moritz Mitzenheim kann als eine Art Ouverture zum kirchenpolitischen Jahr 1969 betrachtet werden:

AN DER SCHWELLE DES JUBILÄUMSJAHRES:
EIN GESPRÄCH DER „NEUE ZEIT“ MIT LANDESBISCHOF D. DR. MITZENHEIM

(„Neue Zeit“ Nr. 1 vom 1. Januar 1969, S. 3)

Hermann Kalb: Herr Landesbischof, das neue Jahr wird uns den 20. Jahrestag unserer Republik bringen. Sie gehören zu dem Komitee, das zur Vorbereitung dieses bedeutsamen Tages gebildet wurde. An der Schwelle zum Jubiläumsjahr 1969 ergibt sich die Gelegenheit, einen Rückblick auf die hinter uns liegenden zwei Jahrzehnte zu tun. Sie haben von 1945 an als Thüringer Bischof den antifaschistisch-demokratischen Neuaufbau in unserem Teile Deutschlands in Wahrnehmung einer politischen Diakonie begleitet. Dürfen wir mit der Frage beginnen, wie Sie die 1949 erfolgte Gründung der Deutschen Demokratischen Republik beurteilen?

D. Mitzenheim: Lieber Herr Kalb, Sie erinnern mit Recht an die ersten Jahre nach 1945. Nur wer sich vor Augen hält, daß es damals galt, die geistigen und materiellen Trümmer des Nationalsozialismus zu beseitigen und den richtigen Weg zu einem völligen Neuaufbau zu finden, kann ermessen, wie bedeutungsvoll die Entstehung und Entwicklung eines in jeder Hinsicht so neuartigen Staatswesens war, wie es die Deutsche Demokratische Republik in der deutschen Geschichte darstellt. Wer sich in jenen Jahren für den kirchlichen Wiederaufbau mitverantwortlich wußte, der konnte gar nicht anders, als sich auch für das Entstehen einer guten Ordnung des Friedens und der sozialen Gerechtigkeit im Leben unseres Volkes einzusetzen.

Der von Ihnen erwähnte Begriff „politische Diakonie“ ist zwar von mir erst später wohl auf einer Veranstaltung der Christlichen Friedenskonferenz gebraucht worden, aber der Sache, die er umschreibt, wußte ich mich von Anfang an verpflichtet. Bereits 1946 forderte ich in einer Rundfunkansprache zur Mitarbeit auf: „Unser Volk ist am Werke, sein Leben neu zu ordnen. Da sollen und dürfen die Kräfte nicht fehlen, die aus dem christlichen Glauben kommen. Ein Neues tut not, wohin wir blicken.“

Aber bald zeigte sich, daß der Wille zum wirklich umfassenden Neuanfang nur in unserem Teil Deutschlands zum Tragen kam. Gewiß fehlte es auch in Westdeutschland nicht an Versuchen, das schuldhafte Erbe der Vergangenheit zu bewältigen. Aus dem kirchlichen Raum seien nur das Stuttgarter Schuldbekenntnis und das Darmstädter Wort des Reichsbruderrates erwähnt. Indessen gelangte die Macht nur zu bald in die Hände von Politikern, die dem alten unseligen deutschen Machtdenken verhaftet blieben. Vergeblich mahnten wir sie – etwa auf dem 1. Deutschen Volkskongreß 1947 – zu Frieden und Verständigung auf deutschem Boden. Sie hörten aber nicht auf unser Wort, sondern gründeten einen westdeutschen Staat, der von Anfang an unter dem Unstern einer „Politik der Stärke“ stand, die danach trachtete, die Ergebnisse des letzten Weltkrieges rückgängig zu machen.

Damals sahen viele von uns die Gründung der DDR als eine notwendige Reaktion auf die zuvor erfolgte westdeutsche Separation. Heute wissen wir aus vielfältigen Gesprächen mit Gästen aus der Ökumene, daß unser Staat immer deutlicher als eine notwendige Alternative zu verstehen ist, als eine Alternative zu dem, was dem westlichen Teil Deutschlands mit seinen Rüstungs- und Gebietsansprüchen, seinem Antisozialismus und Neonazismus weithin sein Gepräge gibt, wie auch besondere Beobachter aus westlichen Ländern zunehmend erkennen. Während der Reformationsgedenkfeier in Wittenberg 1967 hat Metropolit Nikodim diesen Alternativcharakter der DDR einprägsam und verpflichtend dadurch formuliert, daß er unseren Staat „eine Bastion des Friedens in Europa“ nannte.

Das Zukunftsträchtige unserer Republik liegt in der Tatsache, daß mit ihr zum ersten Male in der deutschen Geschichte ein Staatswesen entstanden ist, das sich der Erhaltung des Friedens und dem Aufbau einer sozial gerechten Gesellschaftsordnung besonders verpflichtet weiß.

Hermann Kalb: Sie haben, Herr Landesbischof, mit Nachdruck hervorgehoben, daß unserer Republik der Rang des ersten Friedensstaates in der deutschen Geschichte zukommt. Welche Erfahrungen sind es, die Sie zu dieser Feststellung bewegen?

D. Mitzenheim: Vor allem ist hier an die zahlreichen Friedensinitiativen unseres Staates zu denken, an seine programmatischen Vorschläge, die auf die Sicherung des Friedens in Europa zielen: Atomwaffenverzicht und Rüstungsbeschränkung der beiden deutschen Staaten, Anerkennung der bestehenden Grenzen in Europa, Normalisierung der Beziehungen zwischen beiden deutschen Staaten auf vertraglicher Grundlage.

Wie bekannt ist, haben seit vielen Jahren Männer der Kirche in der DDR sich immer wieder verpflichtet gefühlt, politisch vernünftige Friedensvorschläge der DDR und anderer befreundeter sozialistischer Staaten in der Öffentlichkeit zu unterstützen. Wie Sie sich erinnern werden, tat auch ich dies. So wies ich im August 1952 den Landesbischof von Hannover auf das damalige Verhandlungsangebot unseres Staates gegenüber der Bundesregierung in Bonn hin.

In Interviews bekannte ich mich schon vor 13 Jahren zur Forderung: „Keine Atomwaffen auf deutschem Boden“. Auf Veranstaltungen des Nationalrates der Nationalen Front des demokratischen Deutschland, der Christlich-Demokratischen Union Deutschlands, der Christlichen Friedenskonferenz, auf Empfängen und bei Begegnungen, selbstverständlich auch im Raum unserer Thüringer Kirche, auf Tagungen, in Kanzelabkündigungen an die Gemeinden habe ich diese Haltung zum Ausdruck gebracht.

Dies geschah, weil ich mich innerlich genötigt sah, um unsers Volkes willen meine Zustimmung zu begrüßenswerten Initiativen unseres Staates nicht für mich zu behalten, sondern sie freimütig zu bekennen. Als ich vor nunmehr zehn Jahren Ministerpräsident Otto Grotewohl in einem Offenen Brief dankbar versicherte, daß ich in einem damaligen Friedensvorschlag unserer Regierung an den westdeutschen Bundeskanzler den Ausdruck eines „neuen Ethos“ im zwischenstaatlichen Verkehr erblicke, erfuhr diese Stellungnahme in der westdeutschen Presse harte Kritik. Heute ist das „neue Ethos“ Tatsache in der „gemeinsamen humanistischen Verantwortung“, wie der Staatsratsvorsitzende Walter Ulbricht bei der Begegnung auf der Wartburg es formulierte. Christen und Marxisten in unserer Republik wissen sich zu vereintem Einsatz für den Frieden verbunden.

Hermann Kalb: Dieses Bündnis, das Sie soeben kennzeichneten, hat sich bewährt. Es bewährt sich täglich, nicht nur im gemeinsamen Kampf gegen die Mächte des Krieges, sondern auch in der schöpferischen Mitarbeit der christlichen Bürger, bei der weiteren Gestaltung des entwickelten gesellschaftlichen Systems des Sozialismus. Welche Aufgaben ergeben sich nach Ihrer Meinung für den Dienst der Kirche in einem Staat, dessen Bürger sich dem Aufbau einer sozialistischen Gesellschaftsordnung verpflichtet wissen?

D. Mitzenheim: Bereits in dem bekannten Kommuniqué vom Juli 1958 wurde betont, daß unsere Kirchen die Entwicklung zum Sozialismus respektieren. Es ist nicht unsere Aufgabe, Kirche gegen den Sozialismus zu sein, sondern Kirche für die Menschen, die in einer sozialistischen Gesellschaftsordnung Christen sein und bleiben wollen. Die Kirche hat durch die Verkündigung des Evangeliums in Predigt, Unterricht und Seelsorge unseren Bürgern Lebenshilfe, Zuspruch und Wegweisung zu freudigem Dienst an unserem Volke zu geben. Dabei soll sie sich offen erweisen für all die Aufgaben, die sich ihren Gliedern beim Aufbau einer sozial gerechten neuen Gesellschaft ergeben.

Und daß zur Freude bei diesem Dienst genug Grund gegeben ist, zeigt uns doch der Rückblick, den wir in diesem Jubiläumsjahr unseres Staates tun dürfen. Was hat in den hinter uns liegenden beiden Jahrzehnten der Fleiß unserer Bürger nicht alles erstehen

lassen: gewaltige Industrieanlagen, großräumige Landwirtschaftskulturen, neue Städte, Schulen, Krankenhäuser, Kindergärten. Aber das Wichtigste, so scheint mir, sind nicht einmal all diese Werke, sondern die Menschen, die sie schufen. Denn sie haben sich gewandelt. Sie sind mit den Aufgaben der neuen Gesellschaft selbst gewachsen, haben neue zwischenmenschliche Beziehungen entfaltet, sind einander nähergekommen.

An all dem haben unsere christlichen Bürger ihren Anteil. Bei meinen häufigen Besuchen in Thüringer Gemeinden habe ich oft festzustellen Gelegenheit, daß Kirchengemeinde und Ortsgemeinde nicht beziehungslos nebeneinander oder gar gegeneinander, sondern freundschaftlich miteinander leben. Der Bürgermeister und der Pfarrer haben es ja auch weithin mit denselben Menschen zu tun. In einer Neujahrsbotschaft hat der Vorsitzende des Staatsrates diese Herausbildung einer humanistischen Menschengemeinschaft als wertvollste Errungenschaft beim Aufbau des Sozialismus bezeichnet. Dieses Wort darf ich gerade im Blick auf das nun beginnende Jubiläumsjahr unserer Republik dankbar aufgreifen.

Hermann Kalb: Ihr Hinweis auf den Wandlungsprozeß christlicher Menschen in unserem Staat zu bewußten Mitarbeitern am Aufbau des Sozialismus unterstreicht die von Ihnen während der Volksaussprache über unsere neue sozialistische Verfassung getroffene Feststellung, daß die Christen in der DDR als gleichberechtigte und gleichverpflichtete Bürger ihren Mann stehen und daß die Kirchen mit ihrer Arbeit in unserer sozialistischen Gesellschaft dienen, nichts als dienen wollen. Liegt nicht gerade hier der Grund für jene staatsrechtlichen Konsequenzen, die Sie bei der Bürgerversammlungskonferenz in Weimar auf die Formel brachten: „Die Staatsgrenzen der Deutschen Demokratischen Republik bilden auch die Grenze für die kirchlichen Organisationsmöglichkeiten“?

D. Mitzenheim: Diesen Satz habe ich zwar hauptsächlich, aber nicht ausschließlich unter juristischen Aspekten formuliert. Daß die Staatsgrenzen der DDR als Grenzen eines souveränen Staates auch für die Kirche als Institution gelten, ist, wie der Vorsitzende des Staatsrates in seiner Antwort auf meine damaligen Ausführungen bemerkte, selbstverständlich. Dies entspricht auch ökumenischen Erkenntnissen, wie unlängst in ihrer Zeitung der amerikanische Methodistenpastor Dr. Carl Soule festgestellt hat, als er daran erinnerte, in ökumenischen Kreisen gäbe es „einen klaren Trend hin zur kirchlichen Autonomie innerhalb staatlicher Grenzen“. Bei der Gestaltung ihrer Strukturen werden es die Kirchen in der DDR sichtbar machen müssen, daß sie ihren Dienst selbständig und unabhängig von Instanzen außerhalb der Grenzen unseres Staates wahrnehmen.

Die Beachtung dieser staatsrechtlichen Grundsätze ist nur die eine Seite. Noch wichtiger erscheint mir der kirchlich-seelsorgerliche Aspekt: Die Christen in unserem Staat stehen in einer anderen Wirklichkeit als die Bürger der Bundesrepublik. Deshalb müssen die Diener der Kirche eine Sprache sprechen, die ihren Problemen, ihren Plänen, ihren Zukunftshoffnungen Rechnung trägt.

Unsere Verkündigung muß – im Hören auf das ewig gültige Wort Gottes – aus unserer eigenen Situation erwachsen und ihr gerecht werden. Dies schließt eine ökumenische Kommunikation nicht aus. Im Gegenteil! Die speziellen Erfahrungen einer Kirche im Sozialismus können die Ökumene anregen. Das gilt sowohl für das theologische Gespräch als auch für den Beitrag, den heute Christen in aller Welt im Ringen um Frieden und soziale Gerechtigkeit leisten.

Der Auftrag der Kirche, das ewige Evangelium in die Umwelt hineinzusagen, ist göttlichen Ursprungs und darum unveränderbar. Das Organisatorische an der Kirche ist menschlicher Art und darum veränderbar. Es muß verändert werden, wenn eine bessere Ausrichtung des Auftrages es erforderlich macht. Auch bei Veränderungen der kirchlichen Organisation, wie sie gegenwärtig in den Kirchen der DDR zur Diskussion stehen, bleibt die Verbundenheit im Glauben, in der Fürbitte und in der helfenden Liebe über irdische Grenzen hinweg bestehen. Dies gilt in besonderer Weise für unser Verhältnis

zum Protestantismus in Westdeutschland, mit dem uns ja nicht nur ein jahrhundertealtes geschichtliches Erbe, sondern auch das Gebot zu einer zeitgemäßen Konkretion des Friedensauftrages des Evangeliums verbindet. Auch im neuen Jahr haben wir einander immer wieder an diesen Auftrag zu erinnern, der uns Christen in der DDR wie unsere westdeutschen Glaubensbrüder zu verstärktem Einsatz für Frieden und europäische Sicherheit verpflichtet.

Hermann Kalb: Darf ich Sie zum Schluß bitten, in einem persönlichen Wort zusammenzufassen, worauf nach Ihrer Meinung christliche Bürger unseres Staates bei der Vorbereitung des 20. Jahrestages der DDR ihren Einsatz vornehmlich richten sollen?

D. Mitzenheim: In einem Satz unserer neuen Verfassung ist gesagt, worauf es in unserem Staat heute ankommt. Ich meine den in Artikel 3 formulierten Grundsatz, „daß jeder Verantwortung für das Ganze trägt“. Das heißt also: auch jeder Christ! Jeder von uns ist aufgefordert, Gegenwart und Zukunft unseres Volkslebens mit zu gestalten. Diese Erwartung verpflichtet zu einer noch umfassenderen Wahrnehmung staatsbürgerlicher Verantwortung. Was ich vor Jahren einmal in einer Rundfunkansprache sagte, möchte ich heute im Rückblick auf zwei Jahrzehnte unseres Staates eindringlich wiederholen: „Fühlt euch mitverantwortlich für die neue demokratische Gestaltung des politischen Lebens in eurer Stadt, in eurem Dorf! Es geht um unserer Kinder Land!“ Heute möchte ich hinzufügen: Es geht um die weitere Konsolidierung und Stärkung unseres Staates zu einer Bastion des Friedens und der sozialen Gerechtigkeit in Europa!

Kurz darauf kam die thüringische Stimme anläßlich einer Begegnung des Staatssekretärs für Kirchenfragen mit dem Thüringer Landeskirchenrat zur Geltung. Die „Neue Zeit“ brachte darüber den nachstehenden Bericht:

UNVERBRÜCHLICHE GEMEINSAMKEIT

*Begegnung Staatssekretär Seigewassers mit dem Thüringer Landeskirchenrat –
Bedeutsame Feststellungen D. Mitzenheims –
Hermann Kalb über Erfahrungen unserer Partei*

(„Neue Zeit“ Nr. 9 vom 11. Januar 1969, S. 1)

Eisenach (NZ). „Die Beziehungen der evangelischen Kirchen in der DDR zu unserem sozialistischen Staat werden sich immer vertrauensvoller entwickeln, wenn sie sich, wie bei der Thüringer Kirche, auf eine umfassende Bejahung unserer sozialistischen Verfassung gründen und von dem glaubwürdigen Bestreben begleitet sind, jegliche kirchliche Bevormundungsversuche aus dem westdeutschen Staat zurückzuweisen.“ Dies erklärte der Staatssekretär für Kirchenfragen, Hans Seigewasser, zum Abschluß der traditionellen Neujahrsbegegnung mit den Mitgliedern des Thüringer Landeskirchenrates, an ihrer Spitze Landesbischof D. Dr. Mitzenheim, und weiteren leitenden Amtsträgern der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Thüringen.

An dem Beisammensein, das am Donnerstag auf dem Berghof bei Eisenach stattfand, nahmen neben dem Stellvertreter des Staatssekretärs, Fritz Flint, auch die Stellvertreter der Vorsitzenden der Räte der Bezirke Erfurt, Gera und Suhl, Herrmann, Schumann und Sauerbrey, teil. Die Anwesenheit des Mitgliedes des Präsidiums des Hauptvorstandes der Christlich-Demokratischen Union Deutschlands, Hermann Kalb, wie auch der Vorsitzenden der drei thüringischen CDU-Bezirksverbände, Franz Kirchner, Werner Behrend und Heinz Büttner, unterstrich die herzliche Verbundenheit unserer Partei mit dem amtsältesten evangelischen Bischof in der DDR.

Zu Beginn des Gesprächs gab der Stellvertreter des Vorsitzenden des Rates des Bezirkes Gera, Walter Schumann, einen Einblick in die großen ökonomischen und gesell-

schaftlichen Aufgaben, die dem thüringischen Bezirk im Jubiläumsjahr unserer Republik und im Perspektivzeitraum bis 1975 gestellt sind. Dabei wies er vor allem auf die umfangreichen Planobjekte des Aufbaus von Jena/Lobeda hin.

Darauf ergriff der Thüringer Bischof das Wort zu einigen grundsätzlichen Feststellungen: „Wir sind unserer Regierung“, so betonte D. Mitzenheim, „sehr dankbar, daß sie im Bündnis mit den sozialistischen Staaten konsequent bemüht ist, den Frieden in der Völkerwelt zu erhalten.“ Der Bischof erinnerte an die zahlreichen Friedensinitiativen, die in den letzten 20 Jahren von unserem Staat ausgingen. In seinem Neujahrsinterview mit der „Neuen Zeit“ habe er auf die Zustimmung hingewiesen, mit der Männer der Kirche in der DDR seit langem die wegweisenden Friedensvorschläge unseres Staates unterstützen. Die Anerkennung der staatlichen Souveränität der DDR, so erklärte der Bischof, sei von großer Bedeutung für die Sicherung des Friedens in Europa. „Von den Staaten des Westens erwarten wir, daß die DDR, die ohne jeden Zweifel ein Staat ist, auch als Staat anerkannt wird.“ Eine Normalisierung des Verhältnisses der beiden deutschen Staaten setze die Aufgabe des Bonner Alleinvertretungsanspruches voraus.

Bei einem Rückblick auf den 20jährigen Weg unseres Staates stellte D. Mitzenheim mit tiefer Genugtuung fest: „Neues Leben ist auf allen Gebieten gewachsen. Den Männern unseres Staates danken wir. Aber unser Dank gilt auch all den ungezählten Bürgern, darunter von Anfang an auch den christlichen Bürgern, die ihre Gaben und Kräfte im Beruf und im öffentlichen Leben unermüdlich eingesetzt haben für den Neuaufbau unseres Volkslebens.“ Als weitsichtig bezeichnete der Bischof die in unserem Staat gültige Ordnung, nach der „in demokratischer Weise unter der Führung der Partei der Arbeiterklasse die Blockparteien zusammenarbeiten“. Dieses System sei eine wichtige Voraussetzung dafür, „daß in unserem Staat auch christliche Bürger im öffentlichen Leben freudig mitarbeiten und sich wohlfühlen können“. D. Mitzenheim schloß, indem er seiner zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck gab, daß unser Land der Friede erhalten bleiben möge, sei doch unser Staat eine „Burg des Friedens, ein Land, in dem aus Verantwortung für das Ganze alle Bürger, Christen und Nichtchristen, zusammenarbeiten“.

Hilfsbereites Miteinander

Oberkirchenrat Sieber (Gera) erinnerte daran, daß all die Hemmungen und inneren Reserven, mit denen in den ersten Jahren unserer Republik manch Pfarrer und Superintendent ins Gespräch mit Vertretern des Staates gegangen waren, seit langem einer Haltung sachlicher Offenheit und hilfsbereiten Miteinanders gewichen sei. Heute sei es zu einer Selbstverständlichkeit geworden, daß die Amtsträger der Kirche zu den Aufgaben in unserem Staat ein bewußtes Ja sagen und daß sich die christlichen Gemeindeglieder als verantwortliche Mitarbeiter der neuen Gesellschaft und ihrer gewaltigen Entwicklungsvorhaben bewähren.

Hermann Kalb griff diese Feststellung auf, als er auf die gewachsene politisch-moralische Einheit unserer Bürger hinwies. Der 12. Parteitag der CDU im vergangenen Jahr habe das vertiefte Miteinander von Christen und Marxisten erneut eindrucksvoll dokumentiert. Mit Recht habe Hermann Matern in seinem Grußwort vermerkt, daß der Weg zur Gemeinsamkeit kompliziert gewesen sei. Es galt, Vorbehalte zu überwinden. Doch indem Christen und Marxisten voneinander lernten, fanden sie zu einer unverbrüchlichen Kooperation zusammen. Die Anerkennung der führenden Rolle der Partei der Arbeiterklasse, so betonte das Mitglied des Präsidiums des Hauptvorstandes, habe nicht etwa zu einer Einengung der eigenen Wirkungsmöglichkeiten geführt, vielmehr sei mit der Ausprägung dieser Führungsrolle der Raum für die schöpferische Mitarbeit von Christen in unserem Staat immer größer geworden, was sich nicht zuletzt auch in dem wachsenden Staatsbewußtsein unserer christlichen Bürger widerspiegele.

Daß dies Staatsbewußtsein auch klare Konsequenzen für die gegenwärtigen innerkirchlichen Strukturdebatten hat, unterstrich Oberkirchenrat Gerhard Lotz. Ausgehend von dem bekannten Wort D. Mitzenheims aus der Verfassungsdiskussion, daß die Staatsgrenzen der DDR auch die Grenzen für die kirchlichen Organisationsmöglichkeiten bilden, bezeichnete es der Redner als einen Verfassungsauftrag für die Kirchen der DDR, eine klare organisatorische Trennung von den Kirchen in Westdeutschland herbeizuführen. An der „Einheit der EKD“ festzuhalten, sei nicht nur politisch, sondern auch kirchlich illegitim. Was eine organisatorische Kooperation der acht evangelischen Landeskirchen in der DDR untereinander betreffe, so dürfe sie nicht zu einer Majorisierung der einzelnen Kirchen führen.

Vereinigte lutherische Kirchen der DDR

„Eine Vereinigung von Kirchen über Grenzen des Staates hinweg ist nicht möglich.“ Dies erklärte auch Oberkirchenrat Ingo Braedeklein. Er berichtete, daß es die Realisierung dieser Erkenntnis war, die Ende vorigen Jahres zur Bildung einer „Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche in der DDR“ geführt hat. Dieser von den drei lutherischen Kirchen in der DDR frei und selbständig gefaßte Beschluß sei in aller Deutlichkeit den lutherischen Kirchen in Westdeutschland mitgeteilt worden. Von nun an hätten die lutherischen Kirchen in der DDR einen leitenden Bischof, einen eigenen Synodal-Präsidenten und ein eigenes Kirchenamt, das nicht mehr nur als Ableger des lutherischen Kirchenamtes in Hannover fungiere.

Rektor Dr. Walter Saft (Evangelisches Predigerseminar) wies in seinem Beitrag auf die reichen Erfahrungen der Russischen Orthodoxen Kirche bei der Erziehung der Gläubigen zu einem sozialistischen Patriotismus hin. Hier böten sich gerade auch für die Kirchen in der DDR wertvolle Impulse.

Theologie sozialer Gerechtigkeit

Über den Beitrag, den unsere Kirchen als Kirchen eines sozialistischen Landes mittels einer Theologie der sozialen Gerechtigkeit ins ökumenische Gespräch einzubringen haben, sprach Rektor Dr. Walter Grundmann (Katechetenseminar).

Beispiele einer Zusammenarbeit zwischen evangelischer Anstaltsdiakonie und staatlichen Dienststellen nannte der Rektor des Weimarer Sophienhauses, Bernhard von Breitenbuch. „Gemeinsame Ziele nötigen zu gemeinsamer Arbeit“, bekannte er. Das reiche Maß an Hilfe und Verständnis, das er in den vergangenen 15 Jahren bei staatlichen Dienststellen erfahren habe, verpflichte ihn zu herzlicher Dankbarkeit. Seine Erfahrungen über die gute Zusammenarbeit mit unserem Staat vermittele er anderen Christen und kirchlichen Amtsträgern in der Arbeitsgruppe „Christliche Kreise“ beim Bezirksausschuß der Nationalen Front, die er seit ihrem Bestehen leitet.

Ein Blick in den Jahrgang 1949 des Thüringer Kirchenblattes „Glaube und Heimat“, so äußerte sein Chefredakteur Kirchenrat Dr. Herbert von Hintzenstern, zeige schlaglichthaft die großen Erfolge und Fortschritte, die wir in den letzten beiden Jahrzehnten erreicht haben. Damals habe es noch viele Kirchenleute gegeben, die restaurativen Vorstellungen verhaftet waren. Inzwischen aber hätten sich in den Kirchen jene Kräfte immer mehr durchgesetzt, die sich – wie D. Mitzenheim bereits vor der Gründung unserer Republik – zum Handanlegen beim Aufbau unserer neuen Gesellschaft bekennen.

Daß sich dieses Bekenntnis heute in bewußter Übernahme gesellschaftlicher Mitverantwortung manifestiert, veranschaulichte Kreiskirchenrat Hartmut Mitzenheim an der gegenwärtigen Wahlbewegung der Nationalen Front. Die aktive Teilnahme zahlreicher Gemeindemitglieder und Pfarrer zeige, daß sich kein christlicher Bürger und kirchlicher Amtsträger dieser Mitverantwortung entziehen könne.

Das Jahr 1969, so hob Staatssekretär Hans Seigewasser in seinem Schlußwort hervor, werde ein Jahr großer Entscheidungen sein. „Jeder unserer Bürger ist aufgerufen, seine Fähigkeiten voll und ganz zum Einsatz zu bringen, um der Sache unserer sozialistischen Gemeinschaft zu weiteren großen Erfolgen zu verhelfen.“ Bei der Praxis der gemeinsamen Arbeit, in der sich Marxisten und Christen täglich begegnen, sei nicht die Weltanschauung entscheidend, sondern die Tat für den Sozialismus. „Wir sind froh und glücklich, daß in der sozialistischen Industrie und Landwirtschaft, in unseren Forschungsstätten und an ungezählten anderen Arbeitsplätzen Christen mit in den ersten Reihen ihren Mann stehen bei der Meisterung der Probleme der wissenschaftlich-technischen Revolution.“

Was die innerkirchlichen Strukturfragen betrifft, so habe sich der „Thüringer Weg“ – also die bewußte Bindung an die Verfassung und die Absage an alle westdeutschen Bevormundungsversuche – als eine Orientierung erwiesen, die jetzt auch von einer immer größer werdenden Zahl kirchlicher Amtsträger in den anderen Landeskirchen als richtig angesehen werde. „Manche“, so bemerkte der Staatssekretär, „hätten rechtzeitig auf den Ratschlag der Thüringer Kirche hören sollen.“ Als besonders wertvoll bei der Begegnung in Eisenach nannte Hans Seigewasser die Tatsache, daß das Gespräch die innere Geschlossenheit der leitenden Amtsträger der Thüringer Kirche widerspiegele. „Dieses Erlebnis einer Art kollektiver Meinungsäußerung einer Kirche ist sehr eindrucksvoll, besonders dann, wenn diese Meinungsäußerung auch für die anderen evangelischen Kirchen in der DDR von wegweisender Kraft ist.“

Nicht ohne Interesse ist es, daß auch das Zentralorgan der SED „Neues Deutschland“ über diese Begegnung kurz berichtet:

GESPRÄCH IN DER WARTBURGSTADT

Freundschaftliche Begegnung Hans Seigewassers mit Dr. Moritz Mitzenheim und weiteren Amtsträgern der evangelisch-lutherischen Kirche Thüringens

(„Neues Deutschland“ vom 10. Januar 1969, Nr. 10, Seite 2)

Eisenach (ADN/ND). Zu einer freundschaftlichen Begegnung hatte der Staatssekretär für Kirchenfragen, Hans Seigewasser, am Donnerstag in der Wartburgstadt Eisenach den Landeskirchenrat der evangelisch-lutherischen Landeskirche Thüringen, weitere kirchliche Amtsträger und Vertreter der staatlichen Organe der Bezirke Erfurt, Gera und Suhl, eingeladen. Während des mehrstündigen Gesprächs wurden von Staatssekretär Hans Seigewasser, Landesbischof D. Dr. Moritz Mitzenheim und vom Mitglied des Präsidiums des CDU-Hauptvorstandes Hermann Kalb die Erfolge des langjährigen gemeinsamen Wirkens bei der Festigung der sozialistischen DDR und der Herausbildung der sozialistischen Menschengemeinschaft gewürdigt.

Staatssekretär Seigewasser konnte u. a. feststellen, daß die führenden Kräfte des Staates und der Kirche in humanistischer Verantwortung jahrelang den komplizierten Entwicklungsprozeß beeinflussen und breite Kreise der christlichen Bevölkerung für die verantwortungsbewußte Mitarbeit zur Lösung der ökonomischen und gesellschaftlichen Aufgaben gewinnen konnten. Er bat die kirchlichen Amtsträger, im Jubiläumsjahr der DDR ihr ganzes Können dafür einzusetzen, daß die christlichen Bürger ihren großen Ideenreichtum der sozialistischen Menschengemeinschaft zur Verfügung stellen.

Landesbischof D. Dr. Moritz Mitzenheim erklärte in der Aussprache u. a.: „Wir sind unserer Regierung sehr dankbar, daß sie im Bündnis mit den sozialistischen Staaten konsequent mit ihren Initiativen und Vorschlägen bemüht gewesen ist, für soziale Gerechtigkeit in unserem Volk einzutreten und den Frieden in der Völkerwelt zu erhalten. Es ist unsere Bitte an die Männer des Staates, nicht nachzulassen in ihren Bemühungen

um eine internationale Friedensordnung besonders in Europa, aber darüber hinaus in der ganzen Welt. Die DDR soll sein und bleiben ein Land des Friedens, eine Burg des Friedens. Von den Staaten des Westens erwarten wir, daß die DDR, die ohne jeden Zweifel ein Staat ist, auch als Staat anerkannt wird.“

Der 9. Februar gehört seit dem Jahre 1961 in Erinnerung an das damalige Gespräch zwischen Walter Ulbricht und einer Delegation christlicher Persönlichkeiten unter Leitung von Prof. D. Ernst Fuchs zu den rituellen Daten der staatlichen und öffentlichen Kirchenpolitik. Auch in diesem Jahr veranstaltete die CDU, in Halle, wiederum eine Gedenktagung. Bei dieser Gelegenheit kam es zu einer Erklärung des Staatssekretärs Seigewasser, in der es unter anderem hieß (entnommen den „Lutherischen Monatsheften“ Heft 3, März 1969, S. 143 f.):

Manche dieser Herren in der EKD, die heute so laut den Verlust der Einheit der EKD beklagen und vergeblich versuchen, die Regierung der DDR dafür verantwortlich zu machen, haben viele Jahre hindurch die revanchistische Einheitskonzeption des Bonner Staates gefördert. Sie haben die Einheit der EKD verspielt, weil sie sich mit den Spaltern Deutschlands verbündeten. Damit haben sie nicht nur die nationalen, sondern auch die kirchlichen Interessen und Grundlagen verraten. Sie schufen keine Kirche des Friedens, sondern eine Militärkirche. Sie redeten und reden zwar viel vom Frieden, rechtfertigten oder tolerieren aber in der Praxis die Alleinvertretungsanmaßung des Bonner Regimes und damit die permanente Kriegserklärung gegen unsere Republik.

In jener Zeit der ideologischen Klärung besetzten viele Vertreter der politisch-klerikalen Reaktion führende Plätze der 1948 in Eisenach gegründeten EKdD. Der Westberliner Bischof Dibelius, ausgesprochener Feind des Sozialismus, profilierter Antikommunist und Gegner der Sowjetunion, wurde bekanntlich im Jahre 1949 zum Vorsitzenden des Rates der EKdD gewählt.

Eine seiner verhängnisvollsten Amtshandlungen für die Kirche war bekanntlich der Abschluß des Militär-Seelsorge-Vertrages, der die Kirchen Westdeutschlands erneut in den Herrschaftsmechanismus des Bonner Regimes einbezog. Von dieser Tat an sind alle EKD-Dokumente und -Entscheidungen ein klarer Beweis für das Engagement der EKD im Dienste der westdeutschen Revanchepolitik und der Bundeswehr mit den Hitlergenerälen an der Spitze. Das gilt für die kirchlich modifizierte Hallstein-Doktrin der Beschlüsse von Bethel (1963) ebenso wie für die direkte Unterstützung der sogenannten neuen Ostpolitik Bonns in der Denkschrift zu den Grenzfragen an Oder und Neiße (1965), wie auch für die Denkschrift über die Friedensaufgaben der Deutschen (1968). Alle Dokumente widerspiegeln deutlich genug die Alleinvertretungspolitik Bonns.

Die Herren Kiesinger, Strauß, Brandt, Wehner können wahrlich mit ihrer EKD zufrieden sein, denn deren gesamtdeutsche Konzeption ist völlig synchron mit der Plattform des revanchistischen „Kuratoriums Unteilbares Deutschland“. In Ausübung dieser Funktion haben die EKD und ihr Rat über Jahre hinweg eine offene und direkte Einmischung in die Angelegenheiten der Landeskirchen der DDR betrieben.

Zusammengeschlossen in der Nationalen Front des demokratischen Deutschland, rüstet unsere Bevölkerung für den 20. Jahrestag ihrer Republik. In Stadt und Land wächst die moralisch-politische Einheit, festigt sich die sozialistische Menschengemeinschaft, werden neue große Taten auf dem Gebiet der Ökonomie, der Kultur und der Verteidigungsbereitschaft vollbracht. Christen und Nichtchristen stehen in einem vertrauensvollen Verhältnis zusammen, wie es die deutsche Geschichte bisher nicht gekannt hat.

Das ist unsere Verfassungswirklichkeit. Sie zwingt jeden – je länger, desto mehr – zur Entscheidung. Auch die Kirchen in der DDR können sich dieser Entwicklung nicht entziehen. Wir beobachten mit Interesse und Freude, daß sich jene Kräfte in den Kirchen mehren, die aus der Verfassung für die Existenz der Kirchen im Sozialismus ver-

nünftige Schlußfolgerungen zu ziehen bereit sind, die in der Anerkennung der Realitäten Ausdruck finden.

Wir beobachten innerkirchliche Bestrebungen zur kirchenorganisatorischen Verselbständigung der Landeskirchen in der DDR.

Andererseits sehen wir aber auch, wie durch strukturpolitische Manipulationen die längst fällige konsequente Trennung der Landeskirchen der DDR von der EKD hintertrieben werden soll. Uns scheint, die Kirchenleitungen in der DDR wären gut beraten, wenn sie die Feststellung von Landesbischof Mitzenheim, daß Staatsgrenzen auch die Grenzen kirchenorganisatorischer Möglichkeiten sind, beherzigen und anerkennen würden. Jedes Lavieren gereicht den Kirchen in der DDR nicht zum Nutzen; schließlich ist es aussichtslos, es beiden Seiten recht machen zu wollen, den Imperialisten in Bonn und den Sozialisten in der DDR. In dieser Frage gibt es nur ein Entweder-Oder! Ein Mittelweg ist ausgeschlossen.

Wer sich unter den Amtsträgern der Kirchen in der DDR Sinn für realistisches Denken bewahrt hat, sollte sich an die Worte des Landesbischofs Mitzenheim halten, die er in sein Grußwort an den 12. Parteitag der CDU aufgenommen hat:

„Die Christen in der Deutschen Demokratischen Republik sind nicht eine abseits stehende Sondergruppe. Sie stehen an vielen Plätzen in unserem gemeinsamen gesellschaftlichen Leben ihren Mann und sind bemüht, das Programm, das unsere neue Verfassung entwirft, auf den verschiedensten Lebensgebieten zu verwirklichen. Die Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik tun gut daran, wenn sie diese Wirklichkeit nicht übersehen und bei der Gestaltung der Struktur ihres Dienstes sich darüber klar sind, daß die Kirchen für die Bürger eines sozialistischen Staates da sind.“

Das ist in der Tat das Entscheidende. Jeder Geistliche muß heute wissen, daß sein persönlicher Auftrag als Seelsorger nur dann im Interesse der ihm anvertrauten Gläubigen wahrgenommen werden kann, wenn er sich nicht in eine selbstverschuldete Isolierung von der sozialistischen Umwelt begibt. Was für den einzelnen Geistlichen gilt, trifft in noch höherem Maße auf die Haltung der Kirchenleitungen zu.

Bischof D. Schönherr hat kürzlich in einem ENA-Interview jener bedeutungsvollen Formulierung des Landesbischofs D. Mitzenheim: „Die Grenzen der DDR sind auch die Grenzen kirchlicher Organisationsmöglichkeiten“ zugestimmt und selbst die Erkenntnis hinzugefügt, „daß zwischen der DDR und der BRD nicht eine beliebige Staatsgrenze, sondern die Grenze zweier antagonistischer Gesellschaftsordnungen verläuft“.

Die Landeskirchen in der DDR tragen also eine sehr große Verantwortung. Sie sollen im 20. Jahr der Republik den Blick nach vorn richten, zumal es offensichtlich ist, daß die Mehrheit der kirchlichen Amtsträger vom Ende der politischen Konzeption der EKD ebenso überzeugt ist wie vom Ende der gesamtdeutschen Konzeption des Bonner Regimes selbst.

Die Thesen des Komitees zur Vorbereitung des 20. Jahrestages stellen dar, daß sich in unserer Republik der große humanistische Gedanke der Selbstverwirklichung des Menschen erfüllt und der alte Traum von der Einheit von Geist und Macht zur Realität wird. Es vollzieht sich der revolutionäre Prozeß des Anderswerdens auf allen Gebieten unseres Lebens.

Wir sind überzeugt, an diesem historischen Ergebnis können auch die Kirchen und ihre Amtsträger nicht vorübergehen. Unsere gemeinsame Aufgabe muß es sein, ihnen dabei zu helfen und immer wieder beizustehen. Der Erfolg auch auf diesem Gebiet unserer Arbeit steht außer Zweifel. Auf unserer Seite steht die Wahrheit, steht ein echtes und großes humanistisches Ziel: Die Welt der Menschenwürde und der sozialen Gerechtigkeit.

Ein weiteres wichtiges Datum der staatlichen Kirchenpolitik, das immer wieder neu vergegenwärtigt und als Gedenktag begangen wird, ist das Gespräch zwi-

schen Walter Ulbricht und Landesbischof Mitzenheim auf der Wartburg am 18. August 1964. Im Berichtsjahr sollte es zu einer besonders vorbereiteten und bis ins einzelne wohlüberlegten Gedenkveranstaltung zum fünfjährigen Jubiläum dieses Gespräches kommen. Zu der diesjährigen Veranstaltung hatten der Nationalrat der Nationalen Front und der Staatssekretär für Kirchenfragen auf die Wartburg eingeladen. An ihr nahmen erstmals auch leitende kirchliche Persönlichkeiten aus Mecklenburg und Anhalt teil. Der Bericht der „Neuen Zeit“ über den äußeren Verlauf dieser Jubiläumsveranstaltung lautet:

ERFOLGREICHER WEG IN HUMANISTISCHEM MITEINANDER

Bedeutende Veranstaltung auf der Wartburg anläßlich des fünften Jahrestages des Gesprächs zwischen Walter Ulbricht und Bischof Mitzenheim

(„Neue Zeit“ Nr. 194 vom 20. August 1969, S. 1)

Eisenach (NZ). Humanistische Verantwortung heute und hier bedeutet: um der Menschen willen für den Sozialismus zu wirken, dem die Zukunft gehört! Diese Grunderkenntnis, die Christen und Marxisten beim Aufbau unseres 20jährigen Friedensstaates zu einer sich ständig vertiefenden, unverbrüchlichen Gemeinsamkeit vereint hat, bestimmte den Verlauf einer Festveranstaltung, zu der sich anläßlich des 5. Jahrestages des historischen Gesprächs Walter Ulbrichts mit Landesbischof D. Dr. Mitzenheim kirchliche Persönlichkeiten und Vertreter der demokratischen Öffentlichkeit auf Einladung des Nationalrates der Nationalen Front und des Staatssekretärs für Kirchenfragen gestern im Palas der Wartburg versammelten. Höhepunkte der vom Vizepräsidenten des Nationalrates Werner Kirchhoff eröffneten Zusammenkunft waren ein Grußwort Landesbischof D. Dr. Mitzenheims, ein Grundsatzreferat Staatssekretär Seigewassers, dem sich ein Referat von Superintendent Carmesin anschloß, die Verabschiedung eines Briefes der Teilnehmer an Walter Ulbricht sowie Ansprachen des Sekretärs des Staatsrates, Otto Gotsche, und des Mitglieds des Präsidiums des Hauptvorstandes der CDU Wolfgang Heyl.

Unter den Repräsentanten der demokratischen Öffentlichkeit befanden sich neben dem Sekretär des Staatsrates, dem Staatssekretär für Kirchenfragen und Wolfgang Heyl der Leiter der Arbeitsgruppe Kirchenfragen beim Zentralkomitee der SED, Willi Barth, die Mitglieder des Präsidiums des Hauptvorstandes der CDU Hermann Kalb und Günther Grewe, der Stellvertreter des Staatssekretärs für Kirchenfragen, Fritz Flint, Vertreter der Bezirksleitung der SED Erfurt, des Rates des Bezirkes Erfurt, des Bezirksausschusses Erfurt der Nationalen Front und des Bezirksvorstandes Erfurt der CDU.

Zu den rund 80 Teilnehmern aus dem Bereich der evangelischen Landeskirchen gehörten neben Landesbischof D. Dr. Mitzenheim die Thüringer Oberkirchenräte Dörre, Köhler, Krannich, Köhlke, Lotz, Sieber und Stegmann und die Kirchenräte Dr. von Hintzenstern und Dr. Saft, der Präsident des mecklenburgischen Oberkirchenrates, Dr. Müller, der Schweriner Oberkirchenrat Gasse, der Präsident der Landessynode Anhalts, Kootz, der Dessauer Oberkirchenrat Lic. Dr. Kars, Oberkonsistorialrat Stolpe (Berlin), Moderator Langhoff (Brandenburg), der Vorsitzende des Bundes Evangelischer Pfarrer in der DDR, Pfarrer Schäfer, sowie zahlreiche Superintendenten, Gemeindepfarrer und Universitätstheologen.

Das Wort von der gemeinsamen humanistischen Verantwortung, so betonte *Werner Kirchhoff* in seiner Eröffnungsansprache, habe sich in den vergangenen fünf Jahren vieltausendfach im Leben bestätigt und reiche Früchte zu unser aller Nutzen getragen. „Sie,

verehrter Herr Landesbischof“, so wandte sich der Vizepräsident des Nationalrates an D. Mitzenheim, „gehören zu den Pionieren dieses guten Weges. Auf die Erfahrungen eines langen Lebens zurückblickend, traten Sie an der Seite aller in der Nationalen Front vereinten Kräfte seit Beginn der Volkskongreßbewegung unbeirrt für Frieden, Demokratie, Menschlichkeit und soziale Gerechtigkeit ein. Ihre politischen Entscheidung und Ihr tätiges Handeln für das Volk und seinen Staat ermutigten viele kirchliche Amtsträger, ebenfalls den Weg der Gemeinsamkeit mit allen fortschrittlichen Kräften zu gehen.“

Humanistische Verantwortung, so hob Landesbischof D. Dr. *Mitzenheim* in seiner Grußansprache hervor, sei nicht Besitz, sondern Verpflichtung. Die uns gegebenen Aufgaben und Verpflichtungen beschreibe unsere Verfassung in ihrer Präambel: „den Weg des Friedens, der sozialen Gerechtigkeit, der Demokratie, des Sozialismus und der Völkerfreundschaft in freier Entscheidung unbeirrt weiterzugehen“. Unser sozialistischer Staat sei auch der Staat der Christen, indem sie täglich ihre humanistische Verantwortung bewährten. „Humanistische Verantwortung heute bedeutet, aus Menschlichkeit und um der Menschen willen sich zu entscheiden für den Weg des Sozialismus, der – wie unsere Verfassung aussagt – in eine Zukunft des Friedens führt.“

Gemeinsame humanistische Verantwortung, dieses Gebot der Vernunft, so unterstrich in seinem Grundsatzreferat Staatssekretär *Hans Seigewasser*, sei seit dem Wartburggespräch Richtschnur unseres politischen Denkens und Handelns. Ausführlich beschäftigte sich der Staatssekretär mit aktuellen Fragen hinsichtlich des Charakters des neugegründeten Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR. Dieser Bund, so betonte er, könne seine Aufgaben nur dann erfüllen, wenn er sich kirchenorganisatorisch, kirchenrechtlich und geistig-ideologisch konsequent von allen Bindungen an die EKD trenne. Der Aufruf zur gemeinsamen Aktion gegen den Imperialismus, wie er in den Dokumenten der Moskauer Beratung der kommunistischen und Arbeiterparteien enthalten sei, gelte auch den Kirchen und ihren Amtsträgern in unserer Republik. Was den westdeutschen Imperialismus betrifft, so sei der Fall des blutbefleckten Hitlerhauptmanns und jetzigen Weihbischofs Defregger ein erneuter Beweis für den in Westdeutschland fortschreitenden Verfall all dessen, was sich an humanistischem Ideengehalt mit dem Christentum verbindet ...

Brief an Walter Ulbricht

Zum Abschluß der festlichen Veranstaltung, der die Landeskapelle Eisenach durch eine meisterhafte Darbietung des 1. Satzes aus dem 3. Brandenburgischen Konzert Johann Sebastian Bachs und der Egmont-Ouvertüre von Ludwig van Beethoven Einstimmung und Ausklang gab, verabschiedeten die Teilnehmer einen Brief an den Vorsitzenden des Staatsrates, Walter Ulbricht, in dem sie dankbar feststellen, daß das Bewußtsein der gemeinsamen humanistischen Verantwortung mehr und mehr maßstabsetzendes Motiv des politischen und gesellschaftlichen Handelns aller Bürger geworden ist.

Bei einem anschließenden Essen ergriff der Sekretär des Staatsrates, *Otto Gotsche*, das Wort. Dem vereinten Bemühen Walter Ulbrichts und Landesbischof D. Dr. Mitzenheims, so betonte er, ist es zu danken, daß sich die Kirchen der DDR aus der unheilvollen Verstrickung mit den reaktionären politischen und kirchlichen Kräften Westdeutschlands lösen konnten. „Nur dadurch aber konnten sie die inneren und äußeren Voraussetzungen schaffen, konnten sie wahrhaft frei werden für den Dienst an Christen, die bewußt und schöperisch an der Gestaltung unserer neuen Gesellschaft mitwirken.“

In einer weiteren Ansprache wies *Wolfgang Heyl*, Mitglied des Präsidiums des Hauptvorstandes der CDU, darauf hin, daß das ergebnisreiche und zukunftssträchtige Bündnis von Marxisten und Christen in unserem Staat immer mehr fortschrittliche christliche Kräfte in Westdeutschland auf unsere Republik schauen lasse. „Wir wollen den west-

deutschen Christen helfen, zu klaren politischen und gesellschaftlichen Konsequenzen zu gelangen.“ Aus dieser Verantwortung habe sich unsere Partei mit einem Offenen Wort an die Christen in der Bundesrepublik gewandt und sie besonders vor der bedrohlichen neofaschistischen Entwicklung und vor neuer falscher Frontbildung im Zeichen eines immer noch virulenten Antikommunismus gewarnt.

Zum Verständnis der auf der Wartburg gehaltenen, offenbar sehr sorgfältig vorbereiteten und aufeinander abgestimmten Reden ist zu bedenken, daß es sich hier um den staatlichen Auftakt zu der am 10. September 1969 zu ihrer konstituierenden Sitzung zusammentretenden Synode des neu zu gründenden Kirchenbundes in der DDR handelte. Wenn sich schon die Gründung einer neuen kirchlichen Organisation in der vorgesehenen Form nicht verhindern ließ, so war es der staatlichen Seite doch außerordentlich unbequem, daß mit der Gründung des neuen Bundes keineswegs eine totale Absage an jede Form geistlicher Gemeinschaft mit den Kirchen und Christen Westdeutschlands verbunden sein sollte. Offenbar hält man auf staatlicher Seite die volle ideologische Integration der Kirchen und der Christen in Staat und Gesellschaft der DDR für nicht erreichbar, solange die Kirchen und Christen in der DDR zwar eine kirchenorganisatorische Trennung von der übrigen EKD durchsetzen, mit dieser aber doch eine Gemeinschaft besonderer Art im geistlichen Sinne beibehalten wollen. Hier wird erkennbar, daß die staatlichen Ziele mit den Kirchen und ihren Gliedern weit über organisatorische Fragen hinausgehen.

Den Auftakt zu der Wartburg-Veranstaltung 1969 bildete eine Grußansprache von Landesbischof Mitzenheim:

DEM SOZIALISMUS GEHÖRT DIE ZUKUNFT

Von Landesbischof D. Dr. Mitzenheim

(„Neue Zeit“ Nr. 194 vom 20. August 1969, S. 1)

In folgendem veröffentlichen wir den Wortlaut der Grußansprache von Landesbischof D. Dr. Mitzenheim bei der Veranstaltung anlässlich des 5. Jahrestages des Wartburg-Gespräches:

Nicht ohne ein gewisses Zögern trete ich an das Rednerpult, und ich hoffe, Sie werden diese meine Befangenheit verstehen, geht es doch heute darum, anzuknüpfen an ein Gespräch, dessen Teilnehmer ich vor fünf Jahren sein durfte.

Befangen bin ich in einer doppelten Bedeutung dieses Wortes: einmal im streng juristischen Sinn des Terminus, mit dem einem Rechtsgenossen, der an einer zur Erörterung stehenden Frage persönlich beteiligt war, nachgesehen wird, ja von ihm im gewissen Sinne sogar erwartet wird, daß ihm das kühl abwägende, distanzierte Urteil nicht möglich sei. Befangen bin ich aber auch noch in dem anderen Sinne, daß mich die Sache, um die es an jenem 18. August 1964 in dem Gespräch zwischen dem Vorsitzenden des Staatsrates, Walter Ulbricht, und mir ging, noch und noch immer gefangenhält, daß ich mit engagierter Parteinahme in dem Entwicklungsprozeß stehe, der damals zwar nicht erst begann, in dem aber das Gespräch auf dieser Burg eine wichtige Markierung und einen richtunggebenden Impuls bedeutete.

Solche Befangenheit im Sinne des Befäht- und Beschäftigtseins mit den Gegenständen und Fragen, die damals Inhalt des Gesprächs waren, und die Gewißheit, daß viele Bürger unserer Republik, Christen und Marxisten, gleich mir mit denselben Problemen befaßt sind, ist der einzig kontingente Grund unserer heutigen Veranstaltung; denn es

geht nicht um das Beschwören einer interessanten Szene der jüngeren Vergangenheit und schon gar nicht um Rühmen und Feiern.

Es ging, von den damals besonders aktuellen Einzeldingen abgesehen, in diesem Gespräch auf der Wartburg vor fünf Jahren um die echte Gemeinschaft von Menschen mit verschiedenen Weltanschauungen, von Marxisten und Christen, in unserem Staat. Die Basis dieser sich entwickelnden Gemeinsamkeit ist nicht eine Negation weltanschaulicher Unterschiede, sondern die Erkenntnis, daß der gemeinsame Kampf um gemeinsame Lebensinteressen diese Gemeinschaft zwingend fordert. Diese Gemeinschaft ist jedoch nicht etwa ein vordergründiges pragmatisches Zweckbündnis zur Bearbeitung akuter Probleme in Kooperation. Diese Gemeinschaft wurzelt tiefer. Entscheidend erscheint mir, daß gerade in dem Gespräch vor fünf Jahren ihr tragender Grund gültig formuliert wurde: „Die gemeinsame humanistische Verantwortung verbindet uns alle.“ Diese Feststellung und Proklamierung der gemeinsamen humanistischen Verantwortung steht im Kontext mit der Programmatischen Erklärung des Staatsratsvorsitzenden vor der Volkskammer am 4. Oktober 1960; sie ist zusammenzusehen mit dem Grundgedanken des Gespräches, das der Staatsratsvorsitzende mit der von Professor Fuchs geleiteten Delegation am 9. Februar 1961 führte, und wenn man aufmerksam die 20jährige Entwicklung unserer Republik betrachtet und bedenkt, wird man immer wieder auf diesen Gedanken der gemeinsamen Verantwortung stoßen, der Grundlage und Impuls für die große Arbeit war, auf deren Ergebnisse wir in diesem Jubiläumsjahr mit Dankbarkeit blicken. Aus solcher humanistischen Verantwortung handelten und kämpften in der Zeit der nationalsozialistischen Barbarei, wenn auch nicht gemeinsam, so doch nebeneinander, der Pfarrer Paul Schneider und der Kommunist Ernst Thälmann und bewährten ihre humanistische Verantwortung bis zum Tode im Konzentrationslager Buchenwald.

Humanistische Verantwortung ist nicht Besitz, sondern Verpflichtung. Wenn wir uns heute auf der Wartburg, dieser mit kulturellen Höhepunkten in der Geschichte unseres Volkes so eng verbundenen Stätte, zusammengefunden haben, so kann diese Begegnung nur sinnvoll sein, wenn wir uns deutlich machen, was humanistische Verantwortung für uns heute und hier bedeutet, welche Aufgaben und Verpflichtungen uns gegeben sind.

Die Verfassung, die unser Volk mit überzeugender Einmütigkeit im vergangenen Jahr beschlossen hat, beschreibt schon in der Präambel diese Aufgaben: „den Weg des Friedens, der sozialen Gerechtigkeit, der Demokratie, des Sozialismus und der Völkerfreundschaft in freier Entscheidung unbeirrt weiterzugehen“. An diesen Aufgaben wirken gleichberechtigt und gleichverpflichtet Christen und Marxisten nebeneinander und miteinander. Zusammengeschlossen in der Nationalen Front arbeiten sie an der Entwicklung der sozialistischen Gesellschaft und an der Festigung und am Ausbau des sozialistischen Friedensstaates.

Eindrucksvolle Dokumentation dieses gemeinsamen Wollens und Handelns waren – um nur zwei Beispiele aus jüngster Zeit zu nennen – der große Kongreß der Nationalen Front im März dieses Jahres und das Welttreffen für den Frieden im Juni in Berlin. Das Entscheidende geschieht jedoch nicht in der Hochstimmung solcher Kongresse, sondern in den Fabriken und auf den Feldern, in den Bergwerken, den Laboratorien, in den Hörsälen und Büros, überall da, wo Christen und Marxisten in der treuen Erfüllung der Forderung des Tages zusammenarbeiten und ihren sozialistischen Staat gestalten und stärken.

Der sozialistische Staat Deutsche Demokratische Republik ist auch der Staat der Christen. In ihm bewähren sie täglich ihre humanistische Verantwortung. Sie wissen, daß nicht eine Gesellschaftsordnung, die den Egoismus, die Ausbeutung und Unterdrückung, den Konkurrenzkampf als tragende Strukturprinzipien hat, die Gesellschaft der Zukunft formen kann. Die kapitalistische bürgerliche Gesellschaft und ihre staatliche Ausformung hat die Weltprobleme nicht lösen können. Die kapitalistische Methode kann vielleicht

für die wenigen Reichtum, Luxus und Macht bedeuten. Sichere Perspektiven für alle und eine umfassende Friedenskonzeption für die Welt hat sie nicht entwickeln können.

Mit tiefer Sorge müssen wir täglich feststellen: Unsere Welt ist nicht in Ordnung. Der unmenschliche, blutige Krieg in Vietnam dauert an. Schüsse fallen täglich am Suezkanal. Junge afrikanische Staaten werden in Nachwirkung kolonialistischer Unterdrückungsmethoden von Krisen geschüttelt. Große Teile der Welt sind chronische Hungergebiete. Und auch in unserem kleinen alten Europa bestehen noch immer beunruhigende Spannungen, die in einen unvorstellbaren Vernichtungskrieg umschlagen können. Alle diese Phänomene können nicht isoliert betrachtet werden. Sie hängen im tiefsten Grunde zusammen. Sie sind das Ergebnis und die Hinterlassenschaft einer kapitalistisch bestimmten Ordnung.

Humanistische Verantwortung heute bedeutet, aus Menschlichkeit und um der Menschen willen sich zu entscheiden für den Weg des Sozialismus, der – wie unsere Verfassung aussagt – in eine Zukunft des Friedens führt.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich darf Sie auf der Wartburg in Luthers lieber Stadt Eisenach herzlich willkommen heißen und dem Wunsche Ausdruck geben, unsere Begegnung heute möchte, würdig des Anlasses, uns allen dazu helfen, klar, bewußt und freudig weiter voranzuschreiten auf dem Weg, den das Gespräch vor fünf Jahren bezeichnete. Dieses Gespräch schloß mit den Worten: „Der Sache des Friedens und des Sozialismus gehört die Zukunft.“ Wir wissen, daß dieser Satz gültig bleibt.

Im Mittelpunkt stand naturgemäß ein Referat von Staatssekretär Hans Seigewasser, dem es offensichtlich um die Früchte und um die Bestätigung der von ihm vertretenen Kirchenpolitik ging. Seine Ausführungen zu dem umstrittenen Artikel 4 Abs. 4 der Ordnung des neuen Kirchenbundes konnten nur so verstanden werden, daß er sich anscheinend auch mit einer bestimmten, den staatlichen Vorstellungen entgegenkommenden Interpretation zufriedengeben würde. In der Tat wurde auch in der Vorbereitungszeit der kommenden Synodaltagung eine solche Interpretation von staatlicher Seite und von Befürwortern der staatlichen Kirchenpolitik betrieben und vertreten, wenn sich schon eine Neuformulierung oder gar eine Streichung nicht erreichen lassen würde. Weitergehende Zielsetzungen der staatlichen Kirchenpolitik werden ebenfalls mit den Ausführungen Seigewassers zur EKD und zur Evangelischen Kirche von Berlin-Brandenburg angesprochen.

VERTRAUENSVOLLES MITEINANDER VERTIEFEN

*Staatssekretär Hans Seigewasser in seinem Referat bei der
Veranstaltung auf der Wartburg
(„Neue Zeit“ Nr. 194 vom 20. August 1969, Seite 3)*

Es gibt Ereignisse, die bereits Vergangenheit geworden sind, deren zeitliche Aussagekraft aber die Gegenwart, ja selbst noch die Zukunft bestimmt. Zu ihnen dürfen wir mit Recht das denkwürdige Gespräch zwischen dem Vorsitzenden des Staatsrates der DDR, Walter Ulbricht, und dem Herrn Landesbischof D. Dr. Mitzenheim zählen, das wir heute an dieser historischen Stätte würdigen.

Die Wartburg-Begegnung des führenden Repräsentanten unseres sozialistischen Staates mit dem hohen Würdenträger der evangelischen Kirche gehört mit zu dem großen Erleben auf unserem gemeinsamen Weg zur sozialistischen Menschengemeinschaft.

Sie kam in der gesunden Atmosphäre des aufrichtigen Vertrauens zueinander zustande und schuf durch die Freimütigkeit des Gedankenaustausches, im besonderen aber

durch das Bekenntnis zur gemeinsamen humanistischen Verantwortung die feste Basis für freundschaftliche Beziehungen.

Die Bedeutung jenes grundsätzlichen Gespräches über das Verhältnis der Christen zu ihrem sozialistischen Staat liegt zweifellos in dem Nachweis, daß es nicht nur dringend erforderlich, sondern auch möglich ist, aus den gemeinsamen Interessen von Marxisten und Christen in der Epoche des Übergangs der Menschheit vom Kapitalismus zum Sozialismus, den elementaren Lebensinteressen nach Frieden und Sicherheit, zu gemeinsamem Handeln zu kommen.

Das war 1964, das ist auch heute noch zwingendes Gebot für alle Menschen guten Willens, die ihre Kräfte einen und mobilisieren, um den Mächten des Krieges und der Zerstörung den Weg in eine neue, eine dritte Kriegskatastrophe dieses 20. Jahrhunderts zu verlegen.

An diesem Ort formulierte der Staatsratsvorsitzende das zum politischen Programm gewordene Wort von der „gemeinsamen humanistischen Verantwortung, die uns alle verbindet“. Dieser fundamentalen Erkenntnis hat Landesbischof Mitzenheim nicht nur für sich und die von ihm repräsentierte Kirche, sondern im Namen vieler Christen in der Republik seine vorbehaltlose Zustimmung gegeben.

Gemeinsame humanistische Verantwortung, dieses Gebot der Vernunft ist seither Richtschnur unseres politischen Denkens und Handelns. Über allen Entscheidungen steht dieses Wort, es hat seine volle Bedeutung behalten, auch jetzt, da wir in unserer Deutschen Demokratischen Republik dabei sind, gemeinsam das entwickelte System der sozialistischen Gesellschaft in die lebendige Wirklichkeit umzusetzen.

Gemeinsame humanistische Verantwortung – das berührt das innerste Wesen unserer wachsenden sozialistischen Menschengemeinschaft, die das glückliche Ergebnis des revolutionären Prozesses ist, der sich bei uns vollzog und immer noch vollzieht. In den Thesen zum 20. Jahrestag der DDR wird dargestellt, wie in diesem Prozeß Menschen der verschiedensten sozialen Herkunft und Lebenserfahrung, einschließlich der Christen, oft nach konfliktreichem Weg der Wandlung vom „Ich“ zum „Wir“, ihre politische Heimat in der DDR gefunden haben. Häufig ist dieses „Anderswerden“ der Menschen mit grundlegenden Veränderungen ihrer Stellung im Sozialismus, ihrer überkommenen Vorstellungs- und Gefühlswelt verbunden. Daß sie trotz aller Schwierigkeiten und persönlichen Konflikte dennoch zu Trägern der neuen sozialistischen Gesellschaftsordnung und zu aktiven Mitgestaltern der sozialistischen Menschengemeinschaft werden, das ist der größte Erfolg der nunmehr 20jährigen Entwicklung der DDR.

So ist jene Begegnung in den Augusttagen vor fünf Jahren keineswegs überbewertet, wenn wir heute feststellen, daß ihre geistige Orientierung es vielen Christen – einschließlich vieler Amtsträger der Kirchen – erleichtert hat, den Weg in unsere sozialistische Menschengemeinschaft zu finden und sich voll in diese Gemeinschaft hineinzu-leben.

Bei einem Rückblick auf die erfolgreiche Entwicklung unseres Staates in den zwanzig Jahren seines Bestehens hob Hans Seigewasser hervor, daß die christlichen Bürger „nicht bei einem Bekenntnis zu den allgemeinen Prinzipien des Humanismus und des Friedens stehengeblieben sind, sondern in der sozialistischen Menschengemeinschaft auch die Sache des Sozialismus zu ihrer Sache gemacht haben“. Dies sei „das Resultat eines umfassenden gemeinsamen Erziehungsprozesses unter den Bedingungen des gemeinsamen Wirkens in der Nationalen Front, an dem insbesondere unsere Freunde von der CDU einen hervorragenden Anteil haben“, betonte der Staatssekretär, um sodann zu einigen aktuellen Grundsatzfragen in den Beziehungen der evangelischen Kirchen in der DDR zu unserem sozialistischen Staat Stellung zu nehmen:

Bei allen bemerkenswerten Fortschritten in den Beziehungen unseres Staates zu den Kirchen und ihren Repräsentanten müssen wir doch sehen, daß es auch bei uns noch einige kirchliche Amtsträger gibt, die sich augenscheinlich außerstande sehen, ihr tief

ingenistetes Mißtrauen gegenüber dem Sozialismus zu überwinden, um mutig den von vielen Geistlichen bereits erprobten Weg der Gemeinsamkeit zu beschreiten.

Wir schätzen deshalb sehr hoch ein, daß der Repräsentant der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Thüringen, Herr Landesbischof D. Mitzenheim, aus persönlicher Entscheidung seine Amtsbrüder ermuntert hat, den Weg der Vernunft und des vertrauensvollen Miteinanders zu gehen.

Unter seiner Leitung haben die verantwortlichen Leiter der Thüringer Kirche richtige Normen kirchlicher Existenz in der sozialistischen Gesellschaft der DDR aufgezeigt. Sie haben damit das getan, was Zeit und Stunde fordern, was ganz im Interesse vor allem der Kirche und ihrer Gläubigen selbst liegt und ihnen zum Nutzen auf Dauer gereichen wird.

Es ist eine internationale Erscheinung, daß in allen Ländern der Welt auch immer mehr Christen begreifen, daß die Menschheit sich unaufhaltsam auf dem Wege vom Kapitalismus zum Sozialismus bewegt und daß sich dieser Prozeß als ein Prozeß der politischen und sozialen Befreiung, gestützt auf den Klassenkampf der internationalen Arbeiterklasse und ihre Vorhut, die kommunistischen und Arbeiterparteien, und unter ihrer Führung, vollzieht.

Auf deutschem Boden wird die Auseinandersetzung mit dem Imperialismus zwischen dem imperialistischen System Westdeutschlands und der sozialistischen DDR ausgetragen. Wer sich in der DDR bewußt zum Sozialismus bekennt, sagt mit dieser Entscheidung dem Imperialismus den Kampf an. Er tut es nicht zuletzt aus der durch die Erfahrungen von vielen Jahrzehnten gewonnenen Erkenntnis, daß Sozialismus und Humanismus zusammengehören, Imperialismus und Humanismus sich aber wie Feuer und Wasser zueinander verhalten.

Das gilt auch für viele verantwortliche Persönlichkeiten der Kirchen in der DDR. Sie suchten und fanden mit ihren Kirchen einen sicheren Platz in der sozialistischen Gesellschaft. Sie begrüßen dankbar die Rechte und Freiheiten, die unsere sozialistische Verfassung unter Betonung der Glaubens- und Gewissensfreiheit allen ihren Bürgern einräumt. Sie gestalten ihr Verhältnis zum sozialistischen Staat, als der sie umgebenden Realität, was gravierende Konflikte ausschließt und zu einem harmonischen und vertrauensvollen Miteinander führt.

Mir ist es ein echtes Bedürfnis, zu erklären, daß es achtungsgebietend ist zu sehen, wie kirchliche Kreise durch ihre eigenen Erfahrungen die Realität der tatsächlichen Verhältnisse erkennen und immer stärker in unserer sozialistischen Menschengemeinschaft mitarbeiten. Sie erkennen immer besser, daß der Einfluß der dem Bonner Staate willfährigen klerikalen Kräfte und Kreise, die die Kirchen der DDR in der Abhängigkeit von der westdeutschen EKD halten wollen, der eigenen Kirche schadet und der Praktizierung der Alleinvertretungsanmaßung der Bonner Regierungskoalition dient.

Die herrschenden Kreise in der westdeutschen Bundesregierung haben ihre Versuche, die sozialistische Entwicklung in der DDR aufzuhalten oder zu korrigieren, trotz aller bisherigen Fehlschläge nicht aufgegeben. Nachdem die rabiaten ökonomischen Erpressungen an der inneren Stabilität der DDR gescheitert waren, wurde der Kampf gegen die DDR primär auf das ideologische Gebiet verlegt. Professor Kurt Hager hat in seinem großen Referat auf der 17. Tagung des Staatsrates der DDR über die „Grundfragen des geistigen Lebens im Sozialismus“ auf diese neue Situation mit Nachdruck verwiesen. Er zeigte auf, daß der Kapitalismus den ideologischen Kampf gegen den Sozialismus verstärkt, ideologische Diversionen und psychologische Kriegführung betreibt. Denk- und Verhaltensweisen der kapitalistischen Vergangenheit zu konservieren oder zu restaurieren sucht und die antihumane Weltanschauung und Lebensweise des amerikanischen und westdeutschen Imperialismus verbreitet, um seine aggressiven Pläne weiter zu verfolgen.

Es ist eine Binsenwahrheit und kann ernsthaft gar nicht bestritten werden, daß sich

das westdeutsche Monopolkapital des politischen Klerikalismus im psychologischen Krieg gegen die DDR bedient. Herrn Adenauer ging Herr Dr. Dibelius zur Hand, um die aggressive und antikommunistische Konzeption des Rollback über die Kanäle der Kirchen zu fördern.

Im Zeichen der sogenannten flexibleren Ostpolitik der Bonner Koalition der Herren Kiesinger, Strauß und Wehner ging die Leitung der EKD mit Leuten wie Herrn Dr. Kurt Scharf u. a. dazu über, die gleiche Politik mit geschmeidigeren und stärker getarnten Methoden durchzuführen. Es ist deshalb nur zu verständlich, daß in den Kirchen der DDR die Kräfte wachsen, die die Realität der völlig entgegengesetzten Entwicklung in beiden deutschen Staaten erkennen, die Manipulierung der Landeskirchen in der DDR durch die westdeutsche EKD ablehnen und sich gegen den Mißbrauch der Kirchen in der DDR wenden.

Auf dem Boden dieser Erkenntnisse und unserer sozialistischen Verfassungswirklichkeit entstand der Gedanke der Schaffung eines Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR. Es ist davon auszugehen: Die Kirchen in der westdeutschen Bundesrepublik leben im staatsmonopolistischen Kapitalismus. Mehr noch – die Leitung der EKD – das braucht hier nicht besonders bewiesen zu werden, ist integrierender Teil des staatsmonopolistischen Herrschaftssystems. Sie führt dessen Politik durch und verfolgt in bezug auf die evangelischen Kirchen in der DDR die Politik der Einmischung und Manipulierung. Die Kirchen in der DDR dagegen leben und wirken in der sozialistischen Gesellschaft. Den Interessen der Gläubigen und der Kirchen in der DDR zu dienen, den gesellschaftlichen und historischen Realitäten zu entsprechen und der sozialistischen Verfassungswirklichkeit gerecht zu werden, verlangt daher eine klare allseitige Trennung von der EKD und ihren Organen.

Es ist daher offenkundig, daß die von der westdeutschen EKD inspirierte „Fürstenwalder Erklärung“ den Realitäten völlig widerspricht und von ihnen widerlegt wurde. Es liegt daher im Interesse der evangelischen Kirchen der DDR selbst, klare und eindeutige Verhältnisse zu schaffen. Der Bund evangelischer Landeskirchen in der DDR wird und kann seine Aufgaben nur dann erfüllen, wenn er sich kirchenorganisatorisch, kirchenrechtlich und geistig konsequent von allen Bindungen an der EKD trennt.

Die nach der Annahme der sozialistischen Verfassung in Gang gekommenen Bestrebungen zur Verselbständigung der Landeskirchen der DDR wurden zu Recht von den realistisch denkenden Kräften in den Kirchen als ausschließliche Angelegenheit der Landeskirchen in der DDR betrachtet. Im Widerspruch dazu unternahmen und unternahmen die mit dem imperialistischen westdeutschen System liierten Kräfte der westdeutschen EKD alles, um die längst fällige Verselbständigung der DDR-Landeskirchen zu verhindern oder zumindest den Anschein zu erwecken, als handele es sich um kirchenstrukturelle Veränderungen im Rahmen der EKD. Im Kern ging und geht es diesen Kräften darum, sich die Möglichkeit zu erhalten, die Landeskirchen der DDR im Interesse der EKD und ihrer mit den herrschenden Kreisen Westdeutschlands liierten Politik weiter beeinflussen zu können.

Diesen Leuten ist der Gedanke unerträglich, daß die evangelischen Kirchen in der DDR sich im vollen Umfange ihrer Verantwortung als Kirchen in einem sozialistischen souveränen Staat bewußt werden, ihre Verhältnisse entsprechend der Verfassung und der Gesetze der DDR regeln und sich deshalb vom Einfluß der westdeutschen EKD frei machen. Die klerikalen Verfechter der Bonner Alleinvertretungsanmaßung entwickelten deshalb Konzeptionen, die ihrer Politik entsprechen und gegen die Interessen der evangelischen Kirchen der DDR gerichtet sind. Dazu gehört z. B. die sogenannte „Zwillingskirchen-Theorie“, die den Bund evangelischer Landeskirchen in der DDR zu einer kirchlichen Filiale der EKD degradieren würde.

Die Absicht dieser EKD-Kreise hat die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ in einem Artikel vom 20. 3. 1969 unverblümt ausgeplaudert. Dort hieß es: „Die evangelische

Kirche wird künftig in der DDR keine Rechte mehr wahrnehmen. Ihre Funktion dort wird ruhen, da die 8 Landeskirchen sich neben dem festen Haus, das die EKD nach wie vor im übergeordneten Sinne bildet, eine Baracke errichtet haben, die genügend Schutz vor allzu großem Frost bietet, in der man für längere Zeit überwintern kann. Nicht mehr, aber auch nicht weniger sollte mit dem Bund evangelischer Kirchen in der DDR bewirkt werden.“

Hier wird offensichtlich, wie Kreise der EKD verhindern wollen, daß die evangelischen Kirchen der DDR ihre Verhältnisse in der Erkenntnis regeln, daß die sozialistische Gesellschaftsordnung die endgültige und stabile gesellschaftliche und politische Realität ist, in der die Kirchen in der DDR ihren Dienst zu verrichten haben.

Die christlichen Staatsbürger in der DDR verwahren sich entschieden gegen alle derartigen Einmischungsversuche westdeutscher EKD-Kreise in die Angelegenheit der Landeskirchen in der DDR. Man möge zur Kenntnis nehmen, daß die Befugnisse der EKD an der Staatsgrenze der DDR enden.

Manche bisherige Interpretation des Artikels 4, Abs. 4 der Ordnung des Bundes läßt allerdings noch nicht darauf schließen, daß diese Erkenntnisse schon bei allen kirchenleitenden Amtsträgern Eingang gefunden haben.

Die Realitäten geben aber Landesbischof D. Mitzenheim recht, der sagte, daß die Kirchen der DDR in ihrem Wirken und ihren Strukturen sichtbar machen müssen, daß sie „ihren Dienst selbständig und unabhängig von den Instanzen außerhalb der Grenzen der DDR wahrnehmen“. Er begründete das in seinem Interview mit der Zeitung „Neue Zeit“ in der Nummer 1/1969 schlüssig damit, daß „die Christen in unserem Staat in einer anderen Wirklichkeit stehen als die Bürger der Bundesrepublik; deshalb müssen die Diener der Kirche eine Sprache sprechen, die ihren Problemen, ihren Plänen, ihren Zukunftshoffnungen entspricht“.

In der Tat erweitert sich ständig der Kreis der Geistlichen, die schon in dieser anderen, ich möchte sagen, in einer neuen Sprache sprechen. Trotzdem können und wollen wir nicht übersehen, daß es auch noch einige kirchliche Amtsträger gibt, die bisher nicht bereit sind, eine der Wirklichkeit entsprechende Sprache für ihren Dienst an den Menschen der sozialistischen Gesellschaft anzuwenden. Diese kirchlichen Amtsträger wären gut beraten, wenn sie den fundamentalen Satz des Herrn Landesbischofs Mitzenheim überdenken würden, daß „Staatsgrenzen auch Grenzen für die kirchlichen Organisationsmöglichkeiten“ sind, der kirchlicherseits heute allgemein anerkannt wird. Wir sind fest davon überzeugt, daß sich auf einer solchen klaren Grundlage bald eine weitere Vertiefung des vertrauensvollen Verhältnisses der Kirchen zu unserem sozialistischen Staat ergeben wird. Diese Überzeugung sollte uns gemeinsam leiten, denn es ist nicht in erster Linie der Staat, sondern es sind die Kirchen, die den eigentlichen Nutzen hätten.

Gute Beziehungen zwischen Staat und Kirche sind keine Illusionen, sondern können, wenn sie auf der Basis echten Vertrauens zueinander beruhen, zu einer Realität werden. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint es mir notwendig, wesentliche Fragen der gegenwärtigen Diskussion um den Charakter des Bundes der evangelischen Landeskirchen in der DDR klar zu beantworten:

Entsprechend der sozialistischen Verfassung der DDR und in Übereinstimmung mit der Mehrheit der kirchlichen Amtsträger, die die bisherige Organisationsform der EKD mit Recht als Anachronismus ansehen, ist in der Ordnung des Bundes die vollständige Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Landeskirchen der DDR eindeutig zu bestimmen.

Als Konsequenz ergibt sich daraus die Schlußfolgerung, daß alle Ämter, die von Bürgern der DDR in der EKD wahrgenommen worden sind, seien es Ratsfunktionen, Synodalämter oder andere Funktionen, niedergelegt sowie Dienststellen der EKD, die in der DDR keine Existenzberechtigung haben, aufgelöst werden. Das gilt logischerweise auch für die EKU und ihre Dienststellen.

Ich halte es in diesem Zusammenhang für sinnvoll, ein weiteres Problem aufzuwerfen. Die gegenwärtige Ordnung der berlin-brandenburgischen Kirche widerspricht doch zweifellos den Realitäten und erst recht der Verfassungswirklichkeit der DDR. West-Berlin ist bekanntlich ein besonderes politisches Gebiet. Es ist unerträglich, daß die Berlin-Brandenburger Kirche einer Ordnung unterliegt, nach der sie Teil der westdeutschen EKD ist. Im Interesse der Glaubwürdigkeit des Bundes evangelischer Landeskirchen in der DDR ist also eine klare Entscheidung hinsichtlich der völligen Selbständigkeit in Leitung und Struktur dieser Kirche nötig.

Im übrigen darf ich feststellen, daß sich die Beziehungen der evangelischen Landeskirchen in der DDR zu den staatlichen Organen, insbesondere auch zu den Räten der Bezirke positiv entwickelt haben. Deshalb werden wir entsprechend diesen guten Erfahrungen der Zusammenarbeit sowie entsprechend dem Staatsaufbau der Deutschen Demokratischen Republik und den Rechten der örtlichen Organe der Staatsmacht die bewährte Praxis fortsetzen.

Auf die Gefahren eingehend, die von den imperialistischen Staaten, den USA und Westdeutschland an der Spitze, für den Weltfrieden heraufbeschworen werden, erklärte der Staatssekretär u. a.:

Auch unsere Kirchen und alle ihre Amtsträger sollten begreifen, daß eine Politik der schönen Worte noch längst keine Friedenspolitik ist. Auch an ihre Adresse und an ihr Ohr ist der Aufruf zur gemeinsamen Aktion gegen den Imperialismus gerichtet. Auch für sie gilt die Feststellung, daß der Imperialismus unserer Tage aggressiver, wenngleich auch nicht stärker geworden ist. Vietnam, der mit Billigung und Unterstützung der USA und Westdeutschlands geführte Krieg Israels im Nahen Osten, imperialistische Machenschaften in Afrika, Asien, Lateinamerika, in Griechenland, alles zeugt davon, daß der Weltimperialismus mit dem Feuer spielt. Es ist nicht das Verdienst der Herren in Washington und Bonn, wenn aus kleinen Feuern noch kein neuer Weltenbrand entstanden ist. Er könnte jedoch leicht entstehen, wenn die Völker in ihrer Abwehrbereitschaft der imperialistischen Kriegslüsterheit nachlassen würden.

Unsere Deutsche Demokratische Republik – das macht uns alle glücklich – steht auf der richtigen Seite der weltweiten Front des Kampfes für das bessere und in Frieden gesicherte Leben aller Menschen auf der Erde. Es ist zu wünschen, daß auch die Kirchen der DDR und alle ihre Amtsträger das Neue in unserer Wirklichkeit erfassen und jene Wende herbeiführen, zu der sie von der großen Mehrheit der Gläubigen und aus ihren eigenen Reihen schon lange und mit Nachdruck aufgefordert werden. Die Tatsache, daß unser Staat als stabiler Faktor des Friedens und der Sicherheit der Völker Europas ständig mehr an internationaler Autorität gewinnt, daß ihm zunehmend festes Vertrauen und hohe Achtung der friedliebenden Menschheit entgegengebracht werden, sollte ihnen diese Wende erleichtern.

Die hohe Einschätzung, die dieses Wartburg-Gespräch bei seinen Veranstaltern erfuhr, wurde an dem von ihnen veranstalteten Briefwechsel mit dem Vorsitzenden des Staatsrats Walter Ulbricht deutlich.

UNVERBRÜCHLICHE GEMEINSCHAFT

*Brief der Teilnehmer an der Veranstaltung auf der Wartburg an Walter Ulbricht
(„Neue Zeit“ Nr. 194 vom 20. August 1969, S. 1)*

Hochverehrter Herr Vorsitzender des Staatsrates!

Am 5. Jahrestag des Gesprächs, das Sie, hochverehrter Herr Vorsitzender des Staatsrates, mit dem thüringischen Landesbischof D. Mitzenheim führten, sind wir Bürger der Deutschen Demokratischen Republik, Marxisten und Christen, Vertreter der Staats-

organe und der Nationalen Front, Theologen und christliche Laien, auf der Wartburg zu Eisenach zusammengekommen.

Die von Ihnen 1964 geprägte wegweisende Feststellung „Die gemeinsame humanistische Verantwortung verbindet uns alle“ war das Thema unserer Begegnung.

Wir haben dankbar festgestellt, daß das Bewußtsein dieser gemeinsamen humanistischen Verantwortung mehr und mehr maßstabsetzendes Motiv des politischen und gesellschaftlichen Verhaltens und Handelns aller Bürger geworden ist. Gemeinsame verantwortliche Arbeit für ein schöneres, kulturvolles Leben in einem Staat, der jedem Bürger soziale Sicherheit und persönliche Perspektiven für sich und seine Familie gewährleistet, hat uns gemeinsam die Erfolge erreichen lassen, auf die wir im 20. Jahre unserer Republik mit Stolz blicken können.

Unsere neue sozialistische Verfassung, die sich unser Volk mit eindrucksvoller Mehrheit gab, ist eine überzeugende Dokumentation des von humanistischer Verantwortung getragenen gemeinsamen politischen Willens und Handelns. Humanistische Verantwortung heute und hier wahrnehmen heißt: um der Menschen willen für Sozialismus und Frieden eintreten. Der Kongreß der Nationalen Front im März dieses Jahres hat diese politisch-moralische Einheit repräsentiert, in der alle Bürger unserer Republik zusammenstehen.

Es ist unser Vorsatz und Wille, in dieser Gemeinschaft, jeder an seinem Platz, zum Besten unseres Volkes am Aufbau unseres gesellschaftlichen Lebens und an der Stärkung unserer sozialistischen Deutschen Demokratischen Republik mitzuwirken. Die DDR, die allen ihren Bürgern Glaubens- und Gewissensfreiheit gewährleistet, ist der Staat, in dem auch die christlichen Bürger ihre humanistische Verantwortung wahrnehmen. Im Dienst am Nächsten und für den Frieden können sie ihre ethischen Verpflichtungen erfüllen.

In Ihrer Grußbotschaft an das Welttreffen für den Frieden in unserer Hauptstadt haben Sie, sehr verehrter Herr Vorsitzender des Staatsrates, auch über die „vertrauensvolle Zusammenarbeit von Christen und Marxisten-Leninisten auf allen Ebenen des gesellschaftlichen Lebens, in den Bereichen von Politik und Wirtschaft, Kultur und Erziehung“ gesprochen und auch den Grund hierfür genannt: Es geht beiden, den Marxisten wie den Christen, „um den Menschen, um die Gestaltung einer brüderlichen Menschengemeinschaft, in welcher einer des anderen Freund und Helfer ist“. Wir wollen in unverbrüchlicher Gemeinschaft auch im dritten Jahrzehnt unserer Republik für dieses schöne Ziel arbeiten.

Das Gespräch vor fünf Jahren beschlossen Sie, sehr verehrter Herr Vorsitzender des Staatsrates, mit dem Satz: „Der Sache des Friedens und des Sozialismus gehört die Zukunft.“ Wir wissen, daß dieser Satz gültig bleibt.

Genehmigen Sie, Herr Vorsitzender des Staatsrates, den Ausdruck unserer Verehrung und Dankbarkeit!

GEMEINSAME VERANTWORTUNG VERBINDET UNS ALLE

*Antwortschreiben Walter Ulbrichts an Landesbischof D. Dr. Mitzenheim
und die Teilnehmer der Begegnung auf der Wartburg
(„Neue Zeit“ vom 21. August 1969 Nr. 195, S. 1)*

Berlin (ADN). In einem an den thüringischen Landesbischof D. Dr. Mitzenheim gerichteten Brief wandte sich der Vorsitzende des Staatsrates der DDR, Walter Ulbricht, an die Teilnehmer der Begegnung auf der Wartburg am 19. 8. 1969. Die dort versammelten hervorragenden Vertreter von Kirche und Staat hatten auf der Veranstaltung zum 5. Jahrestag des denkwürdigen Wartburg-Gesprächs ein Schreiben an Walter Ulbricht verabschiedet.

Der Antwortbrief des Staatsratsvorsitzenden hat folgenden Wortlaut:

*Sehr geehrter Herr Landesbischof!
Verehrte Teilnehmer der Veranstaltung!*

Es ist mir ein Bedürfnis, Ihnen für Ihren Brief von der Wartburg vom 19. August 1969 herzlich zu danken.

Sie haben das Gespräch vor fünf Jahren zum Anlaß genommen, um zu bestätigen, daß die gemeinsame humanistische Verantwortung von Christen und Marxisten für die Erhaltung des Friedens und die weitere Gestaltung des Sozialismus uns verbindet und zur Entwicklung der sozialistischen Menschengemeinschaft beigetragen hat. Auch deshalb konnten die Bürger unseres Staates, unbeschadet der Unterschiede in der Weltanschauung, sich in Einmütigkeit eine sozialistische Verfassung geben, die sie täglich durch ihre schöpferischen Leistungen für die Stärkung der Deutschen Demokratischen Republik in die Tat umsetzen.

Wenige Wochen vor dem 20. Jahrestag unseres sozialistischen Staates können wir feststellen – und das gehört zu unser aller Erfolgsbilanz –, „daß das Bewußtsein dieser gemeinsamen humanistischen Verantwortung mehr und mehr maßstabsetzendes Motiv des politischen und gesellschaftlichen Verhaltens und Handelns aller Bürger geworden ist“, wie Sie es in Ihrem Brief anführen. Das zeichnet unsere sozialistische Gesellschaftsordnung gegenüber allen bisher gewesenen und noch bestehenden, wie z. B. in Westdeutschland, aus, daß der Sinn des Lebens bei uns im Miteinander und Füreinander, in der Verantwortung für das Wohl und Glück der Mitmenschen, in der Beseitigung aller Ursachen von Kriegsgefahr und Krieg beruht.

Wie aktuell diese Frage ist, zeigt auch die Tatsache, daß die revanchistischen und militaristischen Kräfte in Westdeutschland eine aggressive Politik, in erster Linie gegen die sozialistischen Staaten, betreiben und sich der Neofaschismus immer mehr ausbreitet.

Es ist unsere verpflichtende gemeinsame Aufgabe, unabhängig von der Weltanschauung die Positionen des Friedens in Europa zu stärken, um die Pläne der Kriegstreiber zu durchkreuzen.

Ich begrüße Ihre Worte, daß es Ihr Vorsatz und Wille ist, „zum Besten unseres Volkes am Aufbau unseres gesellschaftlichen Lebens und an der Stärkung unserer sozialistischen Deutschen Demokratischen Republik mitzuwirken“.

Die gemeinsame Verantwortung und die gemeinsame Tat für den Frieden und den Sozialismus verbindet uns alle.

Dafür wünsche ich Ihnen viel Erfolg.

Mit freundlichen Grüßen
Berlin, den 20. August 1969

W. Ulbricht

Das Wartburg-Gespräch fand auch in einigen Kirchenblättern eine Darstellung und Kommentierung. Der Chefredakteur der „Mecklenburgischen Kirchenzeitung“ kommentiert in folgender Weise:

WARTBURG-GESPRÄCHE

(„Mecklenburgische Kirchenzeitung“ Nr. 34 vom 31. August 1969, S. 1/2)

Die Tageszeitungen haben ausführlich über die Veranstaltung auf der Wartburg berichtet, die am 5. Jahrestag des Gespräches zwischen dem Staatsratsvorsitzenden Walter Ulbricht und dem thüringischen Landesbischof D. Mitzenheim stattfand. Auf Einladung des Nationalrates der Nationalen Front und des Staatssekretärs für Kirchen-

fragen trafen Vertreter des Staates und gesellschaftlicher Organisationen mit Persönlichkeiten des kirchlichen Lebens am 19. August in repräsentativem Rahmen zusammen. Aus der mecklenburgischen Landeskirche waren unter anderem Oberkirchenratspräsident Dr. Müller und Oberkirchenrat Dr. Gasse dazu eingeladen.

Es verdient bemerkt zu werden, daß solche Begegnungen für die Beziehungen zwischen Staat und Kirche von Bedeutung sind. Beiden Seiten muß daran gelegen sein, ins Gespräch zu kommen und im Gespräch zu bleiben.

Dabei bedenken wir, daß das Verhältnis zwischen Staat und Kirche je nach den geschichtlichen Umständen verschieden gestaltet sein kann. Frühere Zeiten und die derzeitigen Beispiele aus anderen Ländern der Welt zeigen das sehr deutlich. Die Staatskirche gehört in Deutschland noch nicht lange der Vergangenheit an. Erst in diesem Jahrhundert hörte bei uns die Bindung der Kirche an den Staat ganz auf. In der DDR ist die Trennung von Staat und Kirche durch die Verfassung festgelegt. Die Eigenständigkeit der Kirche wird von den Staatsorganen respektiert.

Aus den Ausführungen, die Staatssekretär Seigewasser in seiner Rede auf der Wartburg machte, entnehmen wir insbesondere, daß unser Staat es mit einer Kirche zu tun haben möchte, die nunmehr auch in spezieller kirchenrechtlicher Hinsicht ihre Angelegenheiten unabhängig, in eigener Verantwortung und mit selbständigen Organen ordnet. Auf dieser Basis würden gute Beziehungen zwischen Staat und Kirche keine Illusion sein, sondern die Entwicklung der Beziehungen könnte sich als positiv erweisen.

Von daher sind die Erwartungen bestimmt, die auf den Bund der evangelischen Kirchen in der DDR gesetzt werden. Dieser Kirchenbund, dessen konstituierende Synode im September in Potsdam-Hermannswerder zusammentritt, stellt die Gemeinschaft der evangelischen Landeskirchen in der DDR auf eigene Füße. Er wird die Existenz der Kirche im sozialistischen Staat zu praktizieren haben.

Damit ist schon gesagt, daß der Kirche die Umwelt und die Verhältnisse, in denen sie lebt, nicht gleichgültig sein können. Sie hat allen Grund, die Realitäten zu sehen und ernst zu nehmen. Christen und Marxisten leben zusammen in einer Welt, und sie arbeiten überall miteinander zum Wohle der menschlichen Gesellschaft. Es gibt eine gemeinsame Verantwortung aller Menschen für die großen gesellschaftlichen Aufgaben im eigenen Lande und in der weiten Welt. Sie kann nur im Miteinander wahrgenommen werden, wenn nicht die Menschheit einer Katastrophe entgegengehen will.

Gespräche schaffen die Voraussetzung für ein vertrauensvolles Miteinander und vertiefen es. Sie können nur in aller Offenheit, in gegenseitiger Achtung und bei völliger Klarheit der Glaubensstandpunkte geführt werden. Dann helfen sie dazu, daß falsche Vorstellungen, die sich angesammelt haben, abgebaut werden und daß Mißverständnisse, die immer wieder entstehen, beseitigt werden. Solche Gespräche gibt es hier und da auf allen Ebenen. Sie vollziehen sich durchweg nicht in so repräsentativer Form wie auf der Wartburg und sind im allgemeinen nicht dazu angetan, Schlagzeilen in der Zeitung zu machen. Aber es ist gut, daß wir miteinander sprechen können und sprechen.

Bei Worten wird es nicht bleiben dürfen. Es wird darauf ankommen, daß praktische Konsequenzen aus dem vertrauensvollen Miteinander gezogen werden. Bei der Veranstaltung auf der Wartburg ist nicht versäumt worden, auch konkrete kirchliche Anliegen, die uns derzeit Sorgen machen, gesprächsweise vorzubringen. Andererseits wird erwartet, daß die Kirche ihre leitenden Organe, ihre Diener und Glieder, sich den Realitäten nicht verschließen, sondern ihnen vornehmlich auch in der Praxis Rechnung tragen. Schließlich wirkt sich an Ort und Stelle, in den Bezirken, in den Kreisen und in den Gemeinden, aus, in welcher Weise die Kirche im sozialistischen Staat Raum hat. *Schn.*

Als außerordentlich bedeutsam ist zu werten, daß das Mitglied des Politbüros der SED Hermann Matern kurze Zeit nach der ersten Tagung der Synode des neu gegründeten Bundes in einer vor führenden Funktionären gehaltenen Rede

den ganzen Fragenbereich des Verhältnisses von Marxisten und Christen umriß. Diese sehr breit angelegten Ausführungen gehen offenbar auf einen besonderen Auftrag des Politbüros zurück, um die Politik der SED gegenüber den Kirchen und der christlichen Bevölkerung in der DDR neu zu formulieren. Dabei spielte Matern nur zurückhaltend auf frühere Auseinandersetzungen zwischen Staat und Kirche in der DDR an und vermied jede Kritik an der gegenwärtigen Haltung kirchlicher Persönlichkeiten. Die Rede stand offenbar im Zusammenhang der Bemühungen von Partei und Staat in der DDR, die Christen mit der Zeit sozusagen nahtlos in die sozialistische Menschengemeinschaft der DDR einzufügen.

20 JAHRE DDR – DIE ENTWICKLUNG EINER FESTEN ZUSAMMENARBEIT VON
MARXISTEN UND CHRISTEN UND UNSER GEMEINSAMER WEG ZUR
SOZIALISTISCHEN MENSCHENGEMEINSCHAFT

*Aus der Rede Hermann Materns vor führenden Funktionären der CDU
("Neue Zeit" vom 27. September 1969 Nr. 227, S. 3/4)*

Das Jahr 1969 hat für uns alle außerordentliche Höhepunkte, und man kann sagen, auch bedeutende Erfolge gebracht. Hinter uns liegen solche Ereignisse wie die Moskauer Beratung der kommunistischen und Arbeiterparteien mit ihren beeindruckenden Ergebnissen. Sie hat überzeugend bestätigt, daß die Politik unserer Partei und Regierung völlig übereinstimmt mit den Interessen der kommunistischen Weltbewegung.

In diesem Jahr wurde unsere Republik durch sieben nichtsozialistische Staaten diplomatisch anerkannt. Erwähnen möchte ich auch die Weltfriedenstagung, die in Berlin, der Hauptstadt der DDR, durchgeführt wurde, und den Kongreß der Nationalen Front des demokratischen Deutschland. Zugleich möchte ich daran erinnern, daß alle Bevölkerungsschichten im Wettbewerb zu Ehren des 20. Jahrestages unserer Republik außerordentlich große Leistungen vollbracht haben.

In Industrie und Landwirtschaft werden Ergebnisse erzielt, die sich auf dem Weltmarkt sehen lassen können, ja, die selbst unseren Gegnern Respekt abverlangen. Das wurde unter anderem auf der diesjährigen Leipziger Frühjahrs- und Herbstmesse und bei anderen Gelegenheiten deutlich unter Beweis gestellt. Trotz aller Schwierigkeiten, die uns der vergangene Winter, das Frühjahr sowie der mehr als heiße Sommer gebracht haben, konnten wir alle gemeinsam Großes vollbringen.

Das größte Ereignis dieses Jahres, der 20. Jahrestag unserer Republik, steht aber noch bevor.

Was bedeuten 20 Jahre DDR?

20 Jahre DDR, das ist die Krönung des Kampfes der deutschen Arbeiterklasse und der fortschrittlichen Kräfte für Frieden, Demokratie und Sozialismus.

20 Jahre DDR, das ist für immer die Überwindung der fluchbeladenen imperialistischen Vergangenheit.

Bei uns wurde die historische Aufgabe der Arbeiterklasse und damit das Vermächtnis aller Kämpfer für Frieden, Demokratie und gesellschaftlichen Fortschritt erfüllt. Alles das, wofür Kommunisten, Sozialdemokraten, Christen und bürgerliche Patrioten im antifaschistischen Widerstandskampf Kerker, Tod, Folter und Emigration auf sich nahmen, das alles ist in der DDR verwirklicht worden.

Ein Ereignis von historischer Tragweite

20 Jahre DDR, das sind 20 Jahre Festigung der brüderlichen Beziehungen mit allen Völkern der Sowjetunion und der anderen sozialistischen Staaten. Das sind 20 Jahre

Politik des Friedens, der Entwicklung des Vertrauens und der Freundschaft mit allen Völkern.

Die Voraussetzung für den Sieg über den Imperialismus und Militarismus und für den Aufbau unserer sozialistischen Gesellschaftsordnung war die Einigung der Arbeiterklasse. Die Gründung der SED war ein Ereignis von historischer Tragweite. Sie ist die größte Errungenschaft der deutschen Arbeiterklasse und war die Grundbedingung für die geschichtliche Wende auf deutschem Boden und für den Zusammenschluß aller antifaschistisch-demokratischen Kräfte. Die SED hat es verstanden, den Marxismus-Leninismus schöpferisch auf die konkreten Bedingungen in einem Teil Deutschlands anzuwenden. Der erfolgreiche Weg, den wir gemeinsam zurücklegten, ist das Ergebnis einer klugen, kontinuierlichen, wissenschaftlich begründeten Politik.

Es ist wenige Tage vor dem 20. Jahrestag unserer Republik angebracht, über bestimmte Fragen, Erscheinungen und Zusammenhänge, wenn Sie wollen, auch über bestimmte Gesetzmäßigkeiten nachzudenken, Rückschau und Ausblick zu halten und auszusprechen, was an Erkenntnissen vorhanden ist.

Ich mache mir oftmals Gedanken über Erscheinungen, die es in unserem Leben, in unserer Gesellschaft, in unserem Staat gibt, und möchte darüber zu Ihnen sprechen.

Eines der interessantesten Ergebnisse unserer 25jährigen Politik – ich meine seit 1945 – war und ist das Zusammenarbeiten der fünf bei uns bestehenden befreundeten Parteien, die Entwicklung normaler Beziehungen zwischen Staat und Kirche in der DDR und die Herausbildung der sozialistischen Menschengemeinschaft.

Nachdem die Deutsche Demokratische Republik 20 Jahre existiert und seit über 25 Jahren der zweite Weltkrieg vorüber ist, kann man die Schlußfolgerung ziehen, daß in diesen Jahren ein ganz gewaltiger Umdenkungsprozeß, ein ganz gewaltiger Umerziehungsprozeß vor sich gegangen ist, an dem wir alle mitgewirkt haben. Jeder an seinem Platz und jeder mit konkreten Aufgaben.

Mit vollem Recht kann man sagen, daß wir dabei alle sehr viel gelernt haben. Uns kam es immer darauf an, gemeinsam mit unseren Freunden nach vorn zu schauen, damit wir die vor uns stehenden Aufgaben lösen konnten.

Unsere Zusammenarbeit hat sich gefestigt

An bestimmten Punkten des Lebens, in der Arbeit und in der Entwicklung der Gesellschaft muß man Bilanz ziehen und den weiteren Weg abstecken. Der 20. Jahrestag unserer Republik ist ein solcher Abschnitt, ein solcher Meilenstein, der dazu Anlaß gibt.

Bereits im Bericht des Zentralkomitees der SED an den VII. Parteitag wurde festgestellt, daß im Prozeß der Entwicklung unserer sozialistischen Menschengemeinschaft Menschen mit unterschiedlicher Weltanschauung es gelernt haben, vertrauensvoll zusammenzuarbeiten. Durch die Einbeziehung der religiös gebundenen Bürger in den umfassenden Aufbau des Sozialismus ist die Gemeinsamkeit des humanistischen Denkens und Handelns von Marxisten und Christen in unserem Staat gefestigt.

Es wird als charakteristisch bezeichnet, daß die große Mehrheit der religiös gebundenen Bürger, darunter viele Amtsträger der Kirche, sich als gute Staatsbürger der Deutschen Demokratischen Republik erweisen.

Der Bericht verschweigt aber auch nicht, daß sich dieser Prozeß unter den Bedingungen eines scharfen ideologischen Kampfes vollzog. Er geht unter den ständigen Versuchen reaktionärer westdeutscher kirchlicher Kreise, die Kirchen in der DDR politisch zu mißbrauchen, die religiös gebundenen Bürger der DDR in Widerspruch zu ihrem sozialistischen Staat zu bringen, vor sich.

Seit dem VII. Parteitag hat sich spürbar die positive Entwicklung weiter fortgesetzt. Es festigte sich die sozialistische Menschengemeinschaft. Die Entwicklung der Beziehun-

gen zwischen Staat und Kirche hat weiter für uns alle einen günstigen Verlauf genommen. So haben sich zum Beispiel in der Volksaussprache und dem Volksentscheid über die sozialistische Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik christliche Bürger der DDR und auch die Kirchen aktiv beteiligt. Bestimmte Vorschläge und Anregungen aus christlichen Kreisen wurden in die Verfassung aufgenommen. In die einmütige Zustimmung unserer Bevölkerung zur Verfassung sind auch die christlichen Bürger eingeschlossen. Sie haben ihr klares Ja zur Gestaltung des umfassenden gesellschaftlichen Systems des Sozialismus und zur Politik unserer Partei gegeben. Vereinzelte Kräfte in den Kirchen, die vom Standpunkt der bürgerlichen Demokratie, Freiheit und Gewaltenteilung, vom Standpunkt der Liberalisierung des Verfassungswerk angriffen, hatten keinen Erfolg. Es gelang dem Gegner auch trotz eifriger Bemühungen nicht, im Zusammenhang mit den Ereignissen 1968 in der CSSR, die Kirchen in der DDR zu Aktionen der Unterstützung der Konterrevolution zu mißbrauchen.

In dieser komplizierten Situation der Verschärfung des Klassenkampfes besonders auf ideologischem Gebiet bewährte sich erneut die vertrauensvolle Zusammenarbeit von Marxisten und Christen in der DDR.

Ich möchte noch ein anderes Beispiel der aktiven Beteiligung von Amtsträgern, Theologen und Mitgliedern von Gemeindekirchenräten in der Nationalen Front nennen. In den Orts- und Kreisausschüssen arbeiten 192 Geistliche und 1515 Mitglieder der Gemeindekirchenräte mit.

Hermann Matern betonte im weiteren Verlauf seiner Ausführungen die Kontinuität der Politik der Partei der Arbeiterklasse gegenüber den Christen und führte weiter aus:

Im Widerstandskampf gegen Hitler, insbesondere auf der Brüsseler und Berner Parteikonferenz, erarbeitete die KPD die wesentlichsten wissenschaftlichen Prinzipien für den gemeinsamen Kampf von Marxisten und Christen. Diese Prinzipien, die auch nach der Zerschlagung des Hitlerfaschismus verwirklicht wurden, bestanden im folgenden:

1. Marxisten und Christen verbinden im Kampf gegen den deutschen Imperialismus gemeinsame Lebensinteressen;

2. die Unterschiede in der Weltanschauung sind kein Hinderungsgrund für das Zusammenwirken von Marxisten und Christen im Kampf um die Demokratie, den Frieden und gesellschaftlichen Fortschritt;

3. der gemeinsame Kampf für Demokratie und Frieden und gesellschaftlichen Fortschritt bedeutet nicht die Preisgabe oder Verleugnung der jeweiligen unterschiedlichen Weltanschauung;

4. die Marxisten werden beim Aufbau eines demokratischen Deutschlands für legale Möglichkeiten der Arbeit der Kirchen eintreten und ihre Mitarbeit bei der Gestaltung eines neuen besseren Deutschlands anstreben.

Ein sichtbares Resultat der Bemühungen der KPD um die Zusammenarbeit von Marxisten und Christen war die Einbeziehung kirchlicher Amtsträger – ehemaliger Wehrmachtsgeistlicher – in die Tätigkeit des 1943 gegründeten „Nationalkomitee freies Deutschland“. Auf der 10. Vollsitzung des „Nationalkomitees freies Deutschland“ im Juni 1944 – vorausgegangen waren Beratungen zwischen Kriegsgefangenen und Geistlichen, kirchlichen Laien beider Konfessionen und bewährten Führern und kommunistischen Schriftstellern der KPD – konnte der „Arbeitskreis für kirchliche Fragen“ beim „Nationalkomitee freies Deutschland“ gebildet werden.

Die in der Bewegung des „Nationalkomitee freies Deutschland“ verwirklichte Zusammenarbeit von Marxisten und Christen war das Ergebnis der von der KPD seit der Brüsseler Parteikonferenz konsequent verfolgten Politik der Einigung aller Gegner der Hitlerdiktatur. Diese Zusammenarbeit wurde durch das Verständnis und die Unterstützung seitens der Sowjetunion, durch die militärischen Siege der Roten Armee und die sich abzeichnende Niederlage des Hitlerfaschismus ohne Zweifel begünstigt.

Entscheidend aber für die Erreichung der vertrauensvollen Zusammenarbeit zwischen Marxisten und Christen im antifaschistischen Kampf war die Tatsache, daß das Zentralkomitee der KPD über eine klare Konzeption in allen politischen und theoretischen Fragen, die das Zusammenwirken von Marxisten und Christen aufwarf, verfügte. Immer wieder hoben wir – ausgehend von einer wissenschaftlichen Analyse des Wesens des Hitlerfaschismus und auf Grund von Kenntnissen der politischen und weltanschaulichen Gegensätze zwischen kirchlichen Kreisen und dem Naziregime die übereinstimmenden Interessen zwischen Marxisten und Christen im Kampf gegen den Hitlerfaschismus und beim Aufbau eines demokratischen antifaschistischen Deutschlands hervor.

Die vertrauensvolle Zusammenarbeit von Marxisten und Christen in der Bewegung des „Nationalkomitee freies Deutschland“, die sich auch in anderen Emigrationsländern wie der Schweiz und Mexiko, in den Widerstandsgruppen und in den Konzentrationslagern in Deutschland entwickelte, brachte den Beweis, daß es möglich ist, gemeinsam für Demokratie, Frieden und sozialen Fortschritt zu kämpfen. Gerade durch den gemeinsamen Kampf, die gemeinsamen praktischen Aktionen und durch gemeinsame Opfer war es möglich, daß Vorbehalte und Mißtrauen überwunden wurden.

Diese Zusammenarbeit half den Christen zu einem tieferen Verständnis des Wesens des Hitlerfaschismus. Bisherige Auffassungen über die Nation, über Recht und Ehre, über den Marxismus und über den ersten sozialistischen Staat der Welt, die Sowjetunion, begannen sich zu verändern. Gleichzeitig reifte die Erkenntnis, daß die Bindungen der Kirchen an die herrschenden Ausbeuterklassen, ihre Liiierung mit dem Geist des Nationalismus, Militarismus, Chauvinismus und Antikommunismus falsch waren und überwunden werden müssen. Das alles vollzog sich natürlich in einem konfliktreichen Prozeß des Umdenkens.

Die Erfahrungen und Prinzipien des gemeinsamen Kampfes von Marxisten und Christen in der Nacht des Faschismus waren ein gewisses Modell für die Gestaltung der Zusammenarbeit zwischen Marxisten und Christen, für die Regelung der Beziehungen zwischen den neuen Verwaltungsorganen und den Kirchen nach der Zerschlagung des Hitlerfaschismus.

Großes Verständnis gegenüber den Kirchen

Das Ausmaß der furchtbaren Hinterlassenschaft des deutschen Imperialismus 1945 erforderte, diese Zusammenarbeit auf einer viel breiteren Basis zu verwirklichen. Es ist bekannt, daß 1945 die Einbeziehung christlicher Menschen in die Lösung der Aufgaben der antifaschistisch-demokratischen Umwälzung erfolgte. Dies geschah im Kulturbund, in den Gewerkschaften, beim Aufbau der demokratischen Jugendorganisationen und der Selbstverwaltungsorgane und im Block der antifaschistisch-demokratischen Parteien.

Wir Kommunisten suchten auch die Zusammenarbeit mit christlichen Politikern des früheren Zentrums und der christlichen Gewerkschaften, obwohl ein Teil dieser Kräfte darauf setzte, erneut eine bürgerlich-demokratische Entwicklung herbeizuführen, wie Jacob Kaiser, Ernst Lemmer und andere.

Unsere Partei hat ihr im antifaschistischen Kampf gegebenes Versprechen, Glaubens- und Gewissensfreiheit sowie die legale Tätigkeit der Kirchen wieder herzustellen, nicht nur erfüllt, wir haben sogar den Kirchen materielle Hilfe bei der Inangsetzung des kirchlichen Lebens gegeben. Einer der ersten Befehle der SMAD gestattete die Durchführung von Gottesdiensten.

Selbst erklärte Gegner müssen bestätigen, daß die SMAD den Kirchen großes Verständnis entgegenbrachte. Bei der Durchführung der Bodenreform wurde bekanntlich der kirchliche Grundbesitz nicht enteignet. Es entwickelte sich in den ersten Nachkriegsjahren ein gutes Verhältnis zwischen Staat und Kirche. Nicht wenige kirchliche Amts-

träger, besonders in Mecklenburg, unterstützten die Durchführung der Bodenreform, erklärten, daß dieser Schritt sittlich gerechtfertigt sei, und betätigten sich zum Teil selber bei der Aufteilung des Bodens der Junker. In Sachsen unterstützten die Kirchen die Durchführung des Volksentscheides zur Enteignung der Kriegsverbrecher. In der Volkskongreßbewegung wirkten nicht wenige Geistliche mit, wie zum Beispiel der jetzige Bischof in Mecklenburg, Beste.

Natürlich waren die in Aktionseinheit handelnden Arbeiterparteien, und das haben wir vorher nie verschwiegen, entschlossen, die Religions- und Gewissensfreiheit im vollen Umfange beim Aufbau der antifaschistisch-demokratischen Ordnung zu verwirklichen. Das erforderte eine klare Trennung von Staat und Kirche, von Kirche und Schule. Was damals manchem vielleicht nicht ganz klar war, sieht heute jeder ein, daß es eigentlich die Kommunisten waren, die damit den Kirchen wirklich und erstmalig Freiheit und Eigenständigkeit gaben und dafür sorgten, daß dem Mißbrauch von Religion und Kirche für politische Zwecke, dem Gewissenszwang endgültig ein Ende gesetzt wurde. Wie ja auch feststeht, daß die Gleichberechtigung der katholischen Kirche und der kleinen Religionsgemeinschaften unter den neuen demokratischen Verhältnissen hergestellt wurde.

Von uns Marxisten wurde das Prinzip der Glaubens- und Gewissensfreiheit nicht verlassen. Es waren imperialistische Kräfte der damaligen CDU, die im Zusammenhang mit den Gemeinde- und Landtagswahlen 1946 unter anderem durch die Propagierung des sogenannten „christlichen Sozialismus“ aus dem christlichen Glauben politisches Kapital schlagen wollten und versuchten, der SED einen Weltanschauungskampf aufzuzwingen. Wir ließen uns jedoch die falsche Alternative „Christentum oder Marxismus“ nicht aufzwingen, deren politisches Ziel darin bestand, von den grundlegenden antiimperialistischen Umwälzungen abzulenken und die Arbeiterklasse zu spalten. Mit Hilfe der ehrlichen Kräfte in der CDU gelang es, diesen Angriff zurückzuweisen und Klarheit zu schaffen, daß Christentum und Sozialismus keine Gegensätze sind und daß es nur einen Sozialismus geben kann, den wissenschaftlichen Sozialismus von Marx und Lenin.

Die geschichtliche Entwicklung, der Sieg der sozialistischen Produktionsverhältnisse in der DDR, die Entwicklung der DDR zu einem modernen Industriestaat mit einer leistungsfähigen Landwirtschaft, mit einem international anerkannten fortschrittlichen Bildungssystem hat denjenigen Christen recht gegeben, die weitsichtig und verantwortungsbewußt ihren Platz in der sozialistischen Gesellschaft einnahmen und vertrauensvoll mit ihren marxistischen Freunden für die glückliche Zukunft des Volkes zusammenarbeiteten.

Hervorragende Arbeit mit dem Menschen

Daß dies heute die überwiegende Mehrheit der christlichen Bürger unseres Staates ist, daran haben die Freunde der CDU, die anderen Blockparteien und Massenorganisationen einen bedeutenden Anteil. Sie haben sich große Verdienste bei der Entwicklung des sozialistischen und staatsbürgerlichen Denkens und Verhaltens unter der christlichen Bevölkerung erworben.

Ich möchte sagen, was die Mitglieder der CDU und ihre Anhänger in der DDR seit 1949 geleistet haben, ist eine hervorragende Arbeit mit den Menschen. Hier wurde bewiesen, daß es an der Seite der Arbeiterklasse unter Führung der marxistisch-leninistischen Partei möglich ist, den gewaltigen Umerziehungsprozeß erfolgreich zu gestalten. Sie haben durch ihre Tätigkeit den Beweis erbracht, daß unsere These „Wir nehmen alle mit in den Sozialismus“ eine ernst zu nehmende Tatsache ist.

Sie wird im weiteren Verlauf der Geschichte auch in Westdeutschland ihre Nachfolger finden. Sie haben richtig verstanden, daß wir mit der sozialistischen Menschengemeinschaft auch – natürlich auf einer anderen Stufe – die Losung „Einer für alle – alle für einen“ verwirklichen. Daß Ihre Partei dabei mitgewirkt hat, daß jeder von Ihnen dazu

seinen Beitrag leistete, dafür danken wir Ihnen. Wir wissen, daß Sie diesen Weg mit uns zum Wohle der Menschheit, des Friedens und des Sozialismus weitergehen werden.

Im Grußschreiben Ihres Hauptvorstandes an den Ersten Sekretär des Zentralkomitees der SED und Vorsitzenden des Staatsrates, Genossen Walter Ulbricht, wird dieser Gedanke besonders hervorgehoben.

Lobenswerte Initiativen für unser aller Werk

Darin heißt es: „Die Erfahrungen der vergangenen Jahre haben uns in der Überzeugung bekräftigt, daß der Sozialismus die Ordnung des dauerhaften Friedens ist, daß er nur im Frieden umfassend errichtet und zum Siege geführt werden kann, daß er im Frieden triumphieren wird. Darum haben wir christlichen Demokraten uns in unserem gesellschaftlichen Handeln mit allen Kräften dem Sozialismus verschrieben, weil er uns ermöglicht, das christliche Friedensethos endlich auch im gesellschaftlichen Raum vollgültig zu bezeugen und in die Wirklichkeit des gesellschaftlichen Lebens umzusetzen, weil er uns die Möglichkeit gibt, in unserer humanistischen Menschengemeinschaft für das Glück unserer Mitmenschen zu wirken.“

Unsere Partei und Regierung der DDR messen dieser Zusammenarbeit allergrößte Bedeutung im Hinblick auf unseren gemeinsamen Weg und auch im Hinblick auf die Entwicklung in Westdeutschland bei. Deshalb hat Genosse Walter Ulbricht in seinem Antwortschreiben an Sie folgendes betont:

„Ich bin gewiß, daß die CDU gemeinsam mit allen in unserer sozialistischen Volksbewegung vereinten Kräften neue Initiativen bei der Gestaltung des entwickelten gesellschaftlichen Systems des Sozialismus zum Wohle unserer Heimat und zur weltweiten Auseinandersetzung zwischen Sozialismus und Imperialismus leisten wird.“

Unsere sozialistische Menschengemeinschaft ist unser gemeinsames Werk, auf das wir zu Recht stolz sind. Es entsprechend den Beschlüssen des VII. Parteitages weiterzuführen, erfordert auch in den folgenden Jahren gemeinsame große Anstrengungen.

Infolge der konsequenten, auf die Erhaltung des Friedens, den Wohlstand und die allseitige Entwicklung der Menschen und die Entwicklung der sozialistischen Menschengemeinschaft gerichteten Politik der SED und ihrer Verbündeten konnte es nicht ausbleiben, daß in immer größerem Maße christliche Bürger, kirchliche Amtsträger und Theologen erkannten, daß im sozialistischen Weg der DDR auch ihre christlich-humanistischen Anliegen Verwirklichung finden.

Bedeutende Impulse erhielt dieser Prozeß durch die programmatische Erklärung des Vorsitzenden des Staatsrates der DDR, Genossen Walter Ulbricht, vom 4. Oktober 1960, in der nachgewiesen wurde, daß das Christentum und die humanistischen Ziele des Sozialismus keine Gegensätze sind.

Die historische Begegnung zwischen dem verdienstvollen Nestor der evangelischen Theologie, Professor Emil Fuchs, am 9. Februar 1961 und dem Vorsitzenden des Staatsrates verdeutlichte das wachsende Vertrauen der christlichen Bürger in die Politik der Partei und Regierung.

In diesem Gespräch, in dem Emil Fuchs dem Staatsratsvorsitzenden im Namen der überwiegenden Mehrheit der christlichen Bürger der DDR deren volle Zustimmung zur Friedenspolitik der Regierung und deren tatkräftige Mitwirkung beim Aufbau des Sozialismus versicherte, wurde unter anderem begründet, warum im Sozialismus die humanistischen christlichen Ideale ihre Verwirklichung finden werden. Einen neuen Abschnitt in der vertrauensvollen Zusammenarbeit von Marxisten und Christen und der Entwicklung normaler Beziehungen zwischen Staat und Kirche leitete das Gespräch zwischen Walter Ulbricht und dem Landesbischof der Evangelischen Kirche Thüringens, D. Moritz Mitzenheim, am 18. August 1964 auf der Wartburg ein.

Der verdienstvolle Kirchenmann, Bischof D. Moritz Mitzenheim, und der Vorsitzende

des Staatsrates, der Marxist-Leninist Walter Ulbricht, bekräftigten in diesem Gespräch, daß die gemeinsame humanistische Verantwortung die Grundlage der vertrauensvollen Zusammenarbeit von Staat und Kirche, Marxisten und Christen darstellt.

Heute wird unter kirchenleitenden Persönlichkeiten der DDR eingesehen, daß der Weg der Evangelischen Landeskirche Thüringens der richtige war, der die Zustimmung der überwiegenden Mehrheit der christlichen Staatsbürger der DDR und das wachsende Interesse ökumenischer Kreise findet.

Diversionsversuche zum Scheitern verurteilt

Ich habe etwas ausführlich den Weg der Zusammenarbeit von Marxisten und Christen in unserem Staat dargestellt, um deutlich zu machen, daß alle alten und gegenwärtigen Versuche, die christlichen Bürger von ihrem Staat zu trennen und ihr Vertrauen in die marxistische Partei zu trüben, ein für allemal zum Scheitern verurteilt sind.

Die Versuche des Gegners, die vorhandenen weltanschaulichen Unterschiede in den Rang eines grundlegenden gesellschaftlichen Antagonismus zu erheben, der angeblich die Mitarbeit der Christen in der DDR an der Entwicklung des umfassenden gesellschaftlichen Systems des Sozialismus verhindere, werden ein Wunschtraum und eine Spekulation bleiben. Wir werden auf der Grundlage der Thesen zum 20. Jahrestag der Deutschen Demokratischen Republik unseren erfolgreichen Weg fortsetzen und unsere vertrauensvolle Zusammenarbeit weiter festigen.

Liebe Freunde!

Wir haben uns im gemeinsamen Ringen für die glückliche Zukunft unseres Volkes kennen und schätzen gelernt. Und ich weiß, daß es nicht wenige unter Ihnen gibt, die besonders die Offenheit schätzen, mit der wir unseren weltanschaulichen Standpunkt vertreten. Umgekehrt hat das Bekenntnis vieler Christen zu ihren religiösen Überzeugungen unser Vertrauen in unsere christlichen Mitstreiter nie beeinträchtigen können.

Viele Christen haben im gemeinsamen Kampf die Erfahrung gemacht, daß die marxistisch-leninistische Gesellschaftstheorie, also die Gesellschaftsprognose, im Leben bestätigt wurde. Deshalb haben sich Christen bestimmte gesellschaftswissenschaftliche Erkenntnisse des Marxismus, wie zum Beispiel die Leninsche Imperialismusanalyse, die marxistische Analyse des Charakters des deutschen Imperialismus und Faschismus oder die marxistische Einschätzung des staatsmonopolistischen kapitalistischen Systems in Westdeutschland zu eigen gemacht. Das bedingte keine Abkehr der Christen von ihrem Glauben oder ihren weltanschaulichen Überzeugungen. Wir haben die Preisgabe dieser Überzeugung weder zur Bedingung noch zum Ziel unserer Bündnispolitik gemacht.

Im Interesse dieser Offenheit und Sauberkeit der Beziehungen zwischen Marxisten und Christen, die ein Fundament des gegenseitigen Vertrauens sind, möchte ich mich zu einigen Erscheinungen des Revisionismus auf dem Gebiet der marxistischen Bündnispolitik und des wissenschaftlichen Atheismus äußern. Ich tue dies vor allem deshalb, weil der ideologische Klassenkampf alle Bereiche erfaßt und zu einer Hauptform der Auseinandersetzung zwischen Sozialismus und Imperialismus geworden ist.

Das Wissen um die Stoßrichtung der imperialistischen Ideologie, einen festen Standpunkt in der Auseinandersetzung mit ihr, insbesondere den heutigen revisionistischen Theorien zu beziehen, ist nicht nur eine Sache der Marxisten, sondern auch der christlichen Bürger.

Es ist doch klar, die ideologische Offensive des Imperialismus richtet sich gegen den Sozialismus, den wir gemeinsam gestalten.

Dann setzte sich Hermann Matern mit imperialistischen und revisionistischen Theorien auseinander, die heute von bestimmten Kreisen in der westlichen Welt zur Aufweichung des sozialistischen Lagers propagiert werden.

Das Studium der marxistischen Gesellschaftswissenschaften gab uns, so scheint mir,

auch Aufschluß über die Problematik der gemeinsamen Perspektiven von Marxisten und Christen.

Einige westliche Zeitungen sind offensichtlich der Meinung, daß die wachsende politisch-moralische Einheit der Menschen in den sozialistischen Ländern dadurch gestört werden kann, indem sie uns die weltanschauliche Uniformierung der Bündnispartner und ihre geistig-weltanschauliche Nivellierung anhängen.

Das ist allerdings primitiv. Wir alle wissen, daß der wirkliche Prozeß der Herausbildung der moralisch-politischen Einheit ein sehr vielseitiger, langwieriger Prozeß des ideologischen Wachsens und Reifens war, der niemals durch Dirigismus in weltanschaulichen Fragen oder durch weltanschauliche Uniformierung gekennzeichnet war.

Wir betonen, daß es gerade ein Erfolg unserer Bündnispolitik ist, daß Menschen mit unterschiedlicher Weltanschauung zusammenfanden und vertrauensvoll bei der Lösung der gesellschaftlichen Entwicklungsprobleme zusammenarbeiten.

In der DDR hat die CDU beispielsweise durchaus ihre geistige weltanschauliche Spezifik. Sie hat sich unter anderem auch der Pflege der humanistisch-christlichen Traditionen gewidmet und verfügt dazu über die erforderlichen materiellen Mittel und Voraussetzungen. Ähnlich ist es auch in anderen Parteien. Wir haben das nie als Nachteil, sondern eher als Vorteil für die Entwicklung unserer vertrauensvollen Zusammenarbeit und die Herausbildung der politisch-moralischen Einheit betrachtet. Bekanntlich verfügen auch die Kirchen in der DDR über Publikationsorgane, Verlage und so weiter, die ihnen die Möglichkeit geben, religiöse Überzeugung zu publizieren.

Die Blockpolitik der DDR, die Respektierung der geistigen weltanschaulichen Besonderheiten der Bündnispartner beweist, daß die Charakterisierung unserer Bündnispolitik als monolithisches System keiner Prüfung in der Praxis standhält.

Wir schätzen jedenfalls den selbständigen Beitrag sehr hoch ein, den die Blockparteien in der Umerziehung unseres Volkes und in der Auseinandersetzung mit der imperialistischen Ideologie geleistet haben.

Aber die „Theoretiker“ des „pluralistischen Systems“ unterziehen sich nicht der Mühe eines objektiven Studiums dieses Prozesses. Ihnen geht es ganz einfach um die Liquidierung der führenden Rolle der Arbeiterklasse, ihrer Partei und Weltanschauung. Es geht um die Einschleusung bürgerlicher Demokratie- und Freiheitsauffassung unter der verschwommenen Bezeichnung des Pluralismus. Um es ganz einfach zu sagen – um Zersetzung. Die vorjährigen Ereignisse in der CSSR haben deutlich gezeigt, daß die sogenannte weltanschauliche Pluralität nur als Deckmantel diene für die Popularisierung aller möglichen imperialistischen Theorien samt ihrer antikommunistischen Zielsetzung.

Demgegenüber betonen wir, daß die führende Rolle der Arbeiterklasse und ihrer wissenschaftlichen Theorie und Weltanschauung den festen Grundsatz unserer Beziehungen darstellt.

Die Anerkennung dieses Prinzips durch unsere Blockfreunde hat nicht das Geringste mit Dirigismus und Kommandieren durch die marxistisch-leninistische Partei zu tun, sondern gründet sich auf der geschichtlichen Erfahrung unserer Bündnispartner und auf der Anerkennung der historischen Leistungen der SED. Man kann sogar sagen, daß die humanistischen Geisteshaltungen erst unter der führenden Rolle der Arbeiterklasse wirksam wurden, weil die gesellschaftlichen Verhältnisse dazu die Voraussetzungen boten.

Neuorientierung der Gläubigen in aller Welt

Dagegen sind die Vertreter nichtmarxistischer humanistischer Geisteshaltungen unter den Bedingungen der imperialistischen Herrschaft zu einer zwar mutigen und ehrenhaften, aber die Verhältnisse nicht verändernden Opposition verurteilt, was nicht selten zu Resignation führt.

In den Klassenkämpfen unserer Tage zeigt sich ein höchst bemerkenswerter Vorgang,

die Tatsache nämlich, daß in vielen Teilen der Erde Gläubige der verschiedenen Konfessionen in Bewegung geraten sind, antiimperialistische Positionen beziehen und sich dabei den politischen Forderungen der marxistischen Parteien annähern. In Spanien kämpfen katholische Priester mit in den Arbeiterkommissionen gegen die Franco-Diktatur. In Lateinamerika unterstützen Teile der Geistlichkeit die Forderungen der Werktätigen nach menschenwürdigen Lebensbedingungen und kritisieren scharf die konservative Haltung des hohen Klerus.

Wir Marxisten schenken solchen Bewegungen und Vorgängen große Beachtung. Das kam zum Beispiel auch im Hauptdokument der kommunistischen und Arbeiterparteien, das in Moskau angenommen wurde, deutlich zum Ausdruck.

Was beweisen die eingangs erwähnten Vorgänge der Revolutionierung religiöser Menschen in verschiedenen Teilen der Erde? Sie beweisen nicht, daß sich das Wesen der Religion und ihre soziale Funktion in der von Marx geschilderten Weise verändert hat.

Ursächlich ist die fortschrittliche Haltung solcher religiös gebundenen Menschen nicht dadurch bedingt, daß sie Träger religiöser Überzeugungen, sondern weil sie gesellschaftliche Wesen sind. Ihr fortschrittliches Denken und Handeln resultiert primär aus ihrer wirklichen Lebenslage, aus ihren realen Lebensbedingungen.

Liebe Freunde!

Im Prozeß unseres gemeinsamen Kampfes haben wir Großes erreicht. Wir haben nicht nur unsere Deutsche Demokratische Republik allseitig gestärkt und sie zu einem anerkannten Friedensfaktor in Europa gemacht, wir haben auch alle imperialistischen Versuche zunichte gemacht, die DDR und andere sozialistische Staaten im frontalen Angriff zu liquidieren. Wir haben gemeinsam den brutalen unverhüllten Antikommunismus bekämpft und uns dabei fest auf das Bündnis mit der Sowjetunion und auf die Stärkung aller unserer Erfolge und Siege gestützt.

Gemeinsame Abwehr feindlicher Theorien

Wir haben alle Versuche des westdeutschen Imperialismus, mit der ideologischen Diversion, der ideologischen Aufweichung zum Zuge zu kommen, vereitelt.

Die stabile Gemeinschaft aller in der Nationalen Front vereinigten Kräfte, die vertrauensvolle Zusammenarbeit von Marxisten und Christen wird auch weiterhin den Angriffen unserer imperialistischen Gegner ausgesetzt sein. In der gemeinsamen entschlossenen Abwehr aller antisozialistischen Theorien wird sich, davon bin ich überzeugt, unsere vertrauensvolle Zusammenarbeit weiter festigen.

Die grundlegenden Veränderungen des Kräfteverhältnisses in der Welt zugunsten des Sozialismus drücken allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens ihren Stempel auf. Sie beeinflussen auch die Politik internationaler kirchlicher Gremien. Das ist besonders in den letzten zehn Jahren sichtbar geworden.

Liebe Freunde!

Der Sozialismus in der Deutschen Demokratischen Republik ist das Ergebnis unzähliger guter und aufopferungsvoller Taten von Millionen Menschen. In der Geschichte Deutschlands hat es noch nie einen Staat gegeben, der sich so wie unsere Republik umfassend auf die demokratische Aktivität und Mitverantwortung seiner Bürger stützen kann.

Die schwierigste Aufgabe, die wir lösten, bestand zweifellos darin, den Sozialismus mit allen Menschen aufzubauen, auch mit denen, die der faschistischen Ideologie erlegen waren.

Schlimmer als das materielle Chaos des Zweiten Weltkrieges waren ja die geistig-moralischen Trümmer und die ideologische Verwirrung der Menschen. Es mußten viele reaktionäre Auffassungen überwunden werden, und Sie wissen selbst, welch harter Kampf auch in Ihren Reihen um demokratische Reformen wie Boden- und Schulreform geführt werden mußte.

Die feste Zusammenarbeit unserer Partei mit der CDU und den anderen demokratischen Parteien und Massenorganisationen gab den fortschrittlichen Kräften den nötigen Rückhalt, um in diesen komplizierten Situationen die Oberhand zu gewinnen.

Es ist unser gemeinsames Verdienst, wenn das sozialistische Bewußtsein in unserer Bevölkerung verwurzelt ist. Das findet seinen konkreten Ausdruck darin, daß heute neben der Arbeiterklasse auch die Genossenschaftsbauern, die Intelligenz und die Angehörigen der anderen werktätigen Schichten ihr Denken, Fühlen und Handeln mit der sozialistischen Perspektive der DDR und mit der Entwicklung der sozialistischen Menschengemeinschaft verbinden. Das konnten wir erreichen, weil wir zu keiner Zeit unsere Bündnisbeziehungen aufgeben haben. Unsere Bündnispartner hatten die Möglichkeit, sich in der Praxis von der Richtigkeit unseres Weges zu überzeugen.

Die Grundlage für unsere Zusammenarbeit bildeten die gemeinsamen Interessen der Arbeiterklasse und aller Werktätigen. Die Gemeinsamkeit ergibt sich vor allem daraus, daß die Klasseninteressen der Arbeiterklasse die Erfordernisse des gesellschaftlichen Fortschritts zum Ausdruck bringen und deshalb objektiv auch mit den Lebensinteressen aller anderen Werktätigen identisch sind.

Das bedeutet nicht, daß von vornherein für alle die sozialistischen Ziele der Arbeiterklasse verständlich waren. Dazu bedurfte es der marxistisch-leninistischen Bündnispolitik, die stets von den Fragen ausging, in denen es zwischen Arbeiterklasse und den anderen befreundeten Klassen und Schichten Übereinstimmung gab. Wir sind jedoch nicht dabei stehengeblieben. Durch die Bündnispolitik schufen wir gleichzeitig die ökonomischen, politisch-ideologischen und geistig-kulturellen Voraussetzungen dafür, daß die Übereinstimmung zwischen der Arbeiterklasse und den Bündnispartnern ständig größer wurde.

Die Partei der Arbeiterklasse schlug zu gegebener Zeit für alle Schichten der Bevölkerung annehmbare Lösungen vor. Wir gingen zum Beispiel davon aus, daß die Bauern den genossenschaftlichen Zusammenschluß selbst vollziehen müssen. Das bedeutete aber keineswegs, daß wir die Entwicklung auf dem Lande dem Selbstlauf überließen. Durch die schöpferische Anwendung des Leninschen Genossenschaftsplanes wiesen wir den Bauern den günstigsten Weg, um die Schranken der kleinen Warenproduzenten selbst zu überwinden. Wir berücksichtigten die Traditionen, die Mentalität und den Bewußtseinsstand der Bauern, indem wir drei Typen von LPG schufen.

Auf der 3. Parteikonferenz im März 1956 gab die SED eine klare Antwort auf die Fragen, wie in einem hochentwickelten Industrieland die Handwerker, Gewerbetreibenden und privaten Unternehmer zum Sozialismus gelangen. Auch bei den Handwerkern entwickelten sich ähnlich wie bei den Bauern Formen der genossenschaftlichen Arbeit. Es entstanden die Produktionsgenossenschaften des Handwerks, und bei den Einzelhändlern wurde der Kommissionshandel geschaffen.

Was die kleinen und mittleren Kapitalisten betrifft, so gingen wir davon aus, daß auch hier die Herstellung fester Bündnisbeziehungen, auch mit den privaten Unternehmern, notwendig wurde. Bekanntlich griffen wir Vorschläge der CDU auf, und die ersten Unternehmer, die staatliche Beteiligung aufnahmen, waren Mitglieder ihrer Partei.

Bei der Suche nach zweckmäßigen Formen für die ökonomische Zusammenarbeit mit diesen Schichten haben alle befreundeten Parteien einen schöpferischen Beitrag geleistet. Ihre Mitglieder gingen oft beispielgebend voran und halfen, den ideologischen Einfluß des Imperialismus abzubauen. Durch unsere Politik wurde die Lüge der Imperialisten, wonach der Sozialismus für die Mittelschichten den Ruin bedeute, widerlegt. Es wurde bewiesen, daß nur unter der Führung der Arbeiterklasse und ihrer Partei diese Schichten eine gesicherte Perspektive haben.

Mit dem Sieg der sozialistischen Produktionsverhältnisse und der Sicherung der Staatsgrenze im August 1961 begann eine neue Periode unserer Bündnispolitik.

Die sozialistischen Produktionsverhältnisse und das sozialistische Wirtschaftssystem

bilden das feste Fundament, auf dem sich das Zusammenwirken aller Klassen und Schichten weiterentwickeln konnte.

Von den allgemeinen Gesetzen der gesellschaftlichen Entwicklung geleitet, arbeitete unsere Partei das Programm des Sozialismus aus und konnte auf dem VII. Parteitag die Aufgabe stellen, das entwickelte gesellschaftliche System des Sozialismus mit seinem Kernstück, dem ökonomischen System, zu gestalten.

Ein verfassungsrechtlich fixiertes Bündnis

In den Mittelpunkt unserer gemeinsamen Arbeit wurde dabei die Aufgabe gestellt, die DDR allseitig zu stärken und fest mit der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Bruderländern zu verbinden. Es ging darum, die Überlegenheit der sozialistischen Gesellschaftsordnung gegenüber dem Kapitalismus noch sichtbarer zu machen.

Die Grundlage für die Lösung dieser Aufgaben bildet die vom ganzen Volk beratene und durch Volksentscheid beschlossene sozialistische Verfassung. In ihr wird „das feste Bündnis der Arbeiterklasse mit der Klasse der Genossenschaftsbauern, den Angehörigen der Intelligenz und den anderen Schichten des Volkes“ als eine „unantastbare Grundlage der sozialistischen Gesellschaftsordnung“ bezeichnet. Zum ersten Male in Deutschland wird das gemeinsame Handeln aller Kräfte des Volkes, das in der Nationalen Front seinen organisierten Ausdruck findet, als Grundsatz des gesellschaftlichen Zusammenlebens charakterisiert.

Unsere Politik ist immer darauf gerichtet, daß jeder Schritt zur weiteren Entfaltung unseres gesellschaftlichen Systems von der Einsicht, der Überzeugung und der Bewußtheit unserer Bürger getragen wird. Dadurch haben sich völlig neue Klassenbeziehungen entwickelt. Der Klassenantagonismus ist beseitigt. „Jede Klasse und Schicht durchläuft eine Höherentwicklung“, sagte Genosse Walter Ulbricht auf dem VII. Parteitag der SED.

Die Arbeiterklasse ist die führende Kraft der Gesellschaft und bildet den Kern der sich entwickelnden sozialistischen Menschengemeinschaft. Dadurch, daß die Arbeiterklasse im entwickelten gesellschaftlichen System des Sozialismus einerseits Hauptproduzent der gesellschaftlichen Reichtümer ist und andererseits Haupteigentümer der Produktionsmittel, wächst ihre führende Rolle. Sie ist die politische Macht ausübende sowie die wirtschaftlich und kulturell leitende Kraft der Gesellschaft. Damit wird keineswegs die Rolle der Bündnispartner herabgemindert. Das Klassenbündnis mit den Genossenschaftsbauern und den anderen werktätigen Schichten ist auch heute und in der Zukunft die stabile Grundlage unserer Arbeiter-und-Bauern-Macht.

Die Arbeiterklasse und ihre Verbündeten haben ein gemeinsames Interesse daran, daß die ökonomischen Gesetze des Sozialismus voll durchgesetzt werden, daß das sozialistische Eigentum vermehrt, daß der wissenschaftlich-technische Höchststand erreicht, die Arbeitsproduktivität gesteigert und die Selbstkosten gesenkt werden.

Welcher Weg dazu notwendig ist, wurde auf dem Kongreß der Nationalen Front des demokratischen Deutschland und der 9., 10. und 11. Tagung des Zentralkomitees der SED klar herausgearbeitet.

Unsere Orientierung geht dahin, zum Beispiel durch die Bildung und Festigung volkseigener Kombinate und volkseigener Betriebe leistungsstarke Wirtschaftseinheiten zu schaffen, die mit Hilfe ihrer wissenschaftlich-technischen Kapazitäten und durch Anwendung wissenschaftlicher Führungsmethoden die Produktion hochwertiger Erzeugnisse und besonders den Anteil von Spitzenerzeugnissen in großen Serien sichern. Mit der Herausbildung leistungsstarker volkseigener Kombinate und Betriebe entstehen günstige Bedingungen für die Kooperation mit halbstaatlichen Betrieben. Gemeinsam kann dadurch eine bedeutende Steigerung der Produktion erzielt werden. Allein sind die Betriebe mit staatlicher Beteiligung und Genossenschaften nicht in der Lage, eine höhere

Arbeitsproduktivität sowie Spitzen- und Pionierleistungen zu erreichen. Wir sind bestrebt, diese Betriebe auf der Basis langfristiger Verträge zu zuverlässigen Kooperationspartnern zu machen. Dieser Weg liegt im Interesse der höheren Effektivität unserer Wirtschaft, wobei ich betonen möchte, daß die Komplementäre diese Schritte unter der Beachtung des Prinzips der Freiwilligkeit und der juristischen Selbstständigkeit gehen.

Ich glaube, daß es auch notwendig ist, den Inhabern von Privatbetrieben, die auf Grund der Leistungsfähigkeit und der volkswirtschaftlichen Bedeutung für die sozialistische Kooperation geeignet sind, noch überzeugender die Bedeutung der Aufnahme der staatlichen Beteiligung darzulegen.

Maßstab ist vor allem das gesellschaftliche Bedürfnis

In diesem Zusammenhang möchte ich nochmals darauf hinweisen, daß die Weiterentwicklung der Erzeugnisgruppenarbeit prinzipielle Bedeutung hat und der Weg ist, um das Leistungsvermögen spürbar zu erhöhen.

Die bessere Versorgung mit Reparatur- und Dienstleistungen erfordert, daß auch im Handwerk alle Reserven aufgedeckt und genutzt werden. Um den erhöhten Anforderungen und den wachsenden Bedürfnissen unserer Bürger auf diesem Gebiet gerecht zu werden, haben die Genossenschaftshandwerker große Anstrengungen unternommen und ihre Leistungen im Verhältnis zu den einzeln arbeitenden Handwerkern beträchtlich gesteigert. Es hat sich gezeigt, daß der Eintritt in die PGH für jeden einzelnen und für die Gesellschaft von Vorteil ist.

Gestatten Sie mir eine Nebenbemerkung: Wir sollten trotzdem darauf achten, daß dabei der Vorteil für die Gesellschaft an erster Stelle steht und sich kein ungesunder Wohlstand für einzelne entwickelt.

Durch sozialistische Gemeinschaftsarbeit in den Kooperationsgemeinschaften, Erzeugnisgruppen und Produktionsgenossenschaften wird die Tatkraft der Handwerker, Komplementäre und privaten Unternehmer im Interesse steigender gesellschaftlicher Produktivität der schrittweisen Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen entwickelt. Es geht also darum, die Leistungen nicht nur allein am Gewinn zu messen, sondern vor allem daran, wie sie echte gesellschaftliche Bedürfnisse befriedigen. Es geht darum, diese Schichten zu überzeugen, daß auf diesem Weg am besten die Übereinstimmung von gesellschaftlichen Erfordernissen und kollektiven und persönlichen Interessen erreicht wird.

Diese Aufgabe verlangt von den befreundeten Parteien eine große politisch-ideologische Überzeugungsarbeit.

Im Hauptdokument der Moskauer Beratung wird dazu gesagt:

„Die sozialistische Welt ist jetzt in eine Entwicklungsphase eingetreten, in der sich die Möglichkeit bietet, wesentlich umfassender die gewaltigen Reserven zu nutzen, die die neue Ordnung mit sich bringt“, das heißt also: Je besser, je qualifizierter jeder einzelne an seinem Arbeitsplatz die neuen Aufgaben löst, je stärker sich die sozialistische Gemeinschaftsarbeit entwickeln wird, desto schneller geht es voran.

In diesem Zusammenhang ein Wort zur weiteren Arbeit in den Ausschüssen der Nationalen Front. Es ist erforderlich, daß die Mitglieder aller Parteien bei der schönen Gestaltung der Heimat und der Entwicklung des geistig-kulturellen Lebens in den Städten und Dörfern auch in Zukunft mithelfen. Das ist eine große Aufgabe. Sie erfordert, unsere Menschen mit der weiteren Entwicklung unserer Wirtschaft und mit der gesellschaftlichen Entwicklung vertraut zu machen. Wir müssen die gesellschaftlichen Zusammenhänge so erläutern, damit jeder selbst berechnen kann, wie mit den vorhandenen Kräften das Leben in den Städten und Gemeinden noch schöner zu gestalten ist. Die Ausschüsse der Nationalen Front haben große Möglichkeiten, die allseitige Entwicklung der sozialistischen Menschengemeinschaft zu fördern und das sozialistische Bewußtsein aller Bürger zu festigen.

Auch in Westdeutschland haben die Arbeiterklasse und die anderen Werktätigen in schwerer und harter Arbeit die materiellen Trümmer des Zweiten Weltkrieges beseitigt. Die Früchte ihrer Leistungen wurden ihnen jedoch von der herrschenden Klasse des Großkapitals im Bunde mit den imperialistischen Besatzungsmächten geraubt. Die Macht geht dort nicht vom Volke aus. Es regieren die reaktionären Kräfte der Monopole. Dort herrscht der Geist des Revanchismus und der Alleinvertretungsanmaßung. Ja, die Bonner Regierung wendet sich beharrlich gegen den Atomwaffensperrvertrag und eine europäische Sicherheitskonferenz.

Bei dieser Gelegenheit ist es gut, die Frage zu beantworten, was aus dem Programm der westdeutschen CDU – dem Ahlener Programm – geworden ist, das 1947 verkündet wurde. Damals wurde die Verstaatlichung der Schlüsselindustrie gefordert. Ein heutiger Rückblick beweist die Heuchelei, Demagogie und den Volksbetrug im wahrsten Sinne des Wortes. Die gesamte Innen- und Außenpolitik des Bonner Staates ist geprägt durch Profitstreben und unbändigen Haß gegen den gesellschaftlichen Fortschritt. Das Monopolkapital verschärft die Ausbeutung der Arbeiterklasse immer mehr und bedroht täglich die Existenz vieler Bauern und Angehörige der Mittelschichten. Mit der zunehmenden Konzentration wirtschaftlicher und politischer Macht in den Händen der Monopolunternehmer verschärfen sich die Gegensätze zwischen den Imperialisten und den kleinen und mittleren Unternehmern immer mehr. Die wissenschaftlich-technische Revolution führt unter kapitalistischen Bedingungen zur weiteren Ruinierung dieser Schichten. Die Großindustrie in Westdeutschland drängt die weniger konkurrenzfähigen Betriebe immer mehr in den Ruin. Darüber können auch die Versprechungen der CDU und der SPD, die jetzt im Bundestagswahlkampf gemacht werden, nicht hinwegtäuschen. Die Masse der kleinen und mittleren Unternehmer kann weder von den Monopolgewaltigen noch von der Bonner Regierung Hilfe erwarten. Der Weg, den bereits 800 000 Bauern in Westdeutschland gegangen sind, nämlich, ihren Grund und Boden aufzugeben, ist auch für große Teile des städtischen Mittelstandes gedacht.

Liebe Freunde!

Unbeirrt geht die Deutsche Demokratische Republik in das dritte Jahrzehnt ihres Bestehens. Die Aufgabe besteht darin, das entwickelte gesellschaftliche System des Sozialismus mit seinem Kernstück, dem ökonomischen System, zu vollenden. Das ist ein großes Ziel. Dabei geht es um ein hohes Niveau und ein rasches Entwicklungstempo der gesellschaftlichen Produktivkräfte, um eine starke sozialistische Staatsmacht und die allseitige Entwicklung der sozialistischen Demokratie. Das erfordert einen hohen Bildungsstand der Werktätigen, die Verbesserung ihrer Arbeits- und Lebensbedingungen und die Durchdringung aller Bereiche des gesellschaftlichen Lebens mit sozialistischer Ideologie und Kultur. Von der Lösung dieser Aufgaben hängt Entscheidendes ab.

Die internationale Beratung der kommunistischen und Arbeiterparteien in Moskau hat festgestellt, daß die Auseinandersetzung zwischen Sozialismus und Imperialismus sich zuspitzt. Es steht außer Zweifel, daß der Imperialismus immer mehr bestrebt sein wird, neue Möglichkeiten zu finden, um seine Existenz zu verlängern. Dabei sind ihm alle Mittel recht, und dabei kalkuliert er auch einen dritten Weltkrieg ein. Die Gefahr eines dritten Weltkrieges ist also noch nicht gebannt. Wir dürfen diese Gefahr nicht unterschätzen. In diesem Zusammenhang sei nur an den verbrecherischen Krieg in Vietnam und an andere Versuche, Kriegsherde zu entwickeln, erinnert.

Unser Weg war, ist und bleibt richtig

Daß dieser aggressiven Politik eine Niederlage beschieden ist, wenn ein Volk konsequent den Kampf gegen den Imperialismus führt und wenn es die Sowjetunion, die sozialistische Staatengemeinschaft und die Friedenskräfte der Welt an seiner Seite hat, ist natürlich die andere Tatsache.

Trotz aller Störversuche des Weltimperialismus konnte das sozialistische Weltsystem als Ganzes in den letzten Jahren weiter wachsen und seinen Einfluß in der Welt erhöhen.

Die weitere Veränderung des internationalen Kräfteverhältnisses zugunsten der Kräfte des Friedens, der Demokratie, der nationalen Unabhängigkeit und des Sozialismus hängt davon ab, wie es gelingt, das politische, militärische und ideologische Bündnis der Staaten der sozialistischen Gemeinschaft weiter zu festigen und die wirtschaftlichen Beziehungen noch enger zu gestalten.

Unsere Zusammenarbeit mit der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Ländern bestätigt, daß der Sozialismus instande ist, jedes Problem aus eigener Kraft zu lösen, wenn die sozialistischen Staaten ihre Anstrengungen vereinen.

Wir haben für den weiteren Weg ein klar umrissenes, wissenschaftlich fundiertes Programm. Gemeinsam werden wir es erfüllen. Unser Weg war, ist und bleibt richtig.

Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen wenige Tage vor dem 20. Jahrestag unserer Republik auf diesem Wege weiterhin viele gute Erfolge wünsche.

Die Bedeutung dieser Rede erfuhr noch eine Bestätigung durch ein Nachwort des vor einiger Zeit zum Präsidenten der Volkskammer der DDR gewählten Vorsitzenden der CDU Gerald Götting, das dieser einer Veröffentlichung des Vortrags von Hermann Matern im Unionverlag beigegeben hat:

WERTVOLLE HILFE

*Aus dem Nachwort Gerald Göttings zu dem im Union Verlag publizierten Vortrag
Hermann Materns vor führenden Funktionären der CDU
(„Neue Zeit“ Nr. 26 vom 31. Januar 1970, S. 5)*

Der hochinteressante und außerordentlich bedeutsame Vortrag von Hermann Matern, Mitglied des Politbüros des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, ist von richtungweisendem Rang für die gemeinsame Arbeit zur weiteren Vertiefung der politisch-moralischen Einheit unseres Volkes und stellt eine wertvolle Hilfe bei der Verwirklichung der spezifischen Aufgabe dar, der sich die CDU innerhalb der Nationalen Front des demokratischen Deutschland verpflichtet weiß. Seine Ausführungen sind eine wissenschaftliche Zusammenfassung und Verallgemeinerung von Erkenntnissen, die in langjähriger kontinuierlicher Arbeit der SED und aller anderen demokratischen Kräfte gewonnen worden sind und mit den Erfahrungen der christlichen Demokraten übereinstimmen. Zugleich verdeutlicht das Referat die weitgesteckten Perspektiven des Weges, den wir in erprobter Zusammenarbeit weiter beschreiten werden.

Dieser Vortrag, gehalten unmittelbar vor dem 20. Jahrestag der Deutschen Demokratischen Republik, ist ein neuerlicher Beweis der ständigen Unterstützung, des klugen Rates und der kameradschaftlichen Hilfe, die wir der Partei der Arbeiterklasse und ihrem Politbüro mit Walter Ulbricht an der Spitze seit langen Jahren zu danken haben. Unvergessen sind uns auch die herzlichen Worte, die Hermann Matern wiederholt an unsere Parteitage – zuletzt 1968 in Erfurt – richtete.

Seine dankenswerte Bereitschaft, der Einladung des Präsidiums des Hauptvorstandes der CDU zu folgen und aus der Sicht der Führung der Partei der Arbeiterklasse grundlegende Fragen der weiteren gesellschaftlichen und politischen Entwicklung in unserer Republik darzulegen, ist ein Ausdruck des unzerstörbaren Bündnisses, das die Arbeiterklasse und ihre Partei mit allen anderen in der Nationalen Front zusammengeschlossenen demokratischen Kräften geschmiedet hat und das sich im gemeinsamen Wirken zur Stärkung unserer Republik, im vereinten Fortschreiten zur sozialistischen Menschengemeinschaft immer wieder hervorragend bewährt.

Schließlich bringen wir abschließend zu dieser Reihe von Dokumenten zur staatlichen Kirchenpolitik noch Äußerungen von Gerald Götting bei einem Berliner Symposium mit kirchlichen Amtsträgern am 1. Dezember 1969. Über diese Veranstaltung mit der Rede Göttings berichtet die „Neue Zeit“ wie folgt:

GEMEINSAME VERANTWORTUNG

*Gerald Götting bei einem Berliner Symposium mit kirchlichen Amtsträgern
(„Neue Zeit“ Nr. 283 vom 2. Dezember 1969, S. 112)*

Berlin (NZ). „Unsere gemeinsame Verantwortung und Tat für Frieden und Sozialismus im III. Jahrzehnt der DDR“ – so lautete das Thema eines Symposiums, an dem gestern auf Einladung des Magistrats von Groß-Berlin und des Bezirksausschusses der Nationalen Front über 70 kirchliche Amtsträger und Universitätstheologen teilnahmen. Lebhaften Beifall der Teilnehmer löste ein Referat aus, mit dem der Präsident der Volkskammer und Vorsitzender der CDU, Gerald Götting, die Veranstaltung einleitete.

Neben dem Vorsitzenden unserer Partei, der bei der Eröffnung vom Sekretär des Bezirksausschusses, Kurt Schumann, herzlich begrüßt worden war, nahmen weitere Repräsentanten der demokratischen Öffentlichkeit an der Veranstaltung teil, unter ihnen der Leiter der Arbeitsgruppe Kirchenfragen beim Zentralkomitee der SED, Willy Barth, der Sekretär der SED-Bezirksleitung Hans Modrow, der Stellvertreter des Staatssekretärs für Kirchenfragen Fritz Flint, der Stellvertreter des Oberbürgermeisters der Hauptstadt Kurt Helbig und der Vorsitzende des CDU-Bezirksverbandes Berlin, Heinz-Rudolf Hoffmann.

Zu Beginn seiner Ausführungen erinnerte *Gerald Götting* an die stolze Bilanz 20jähriger gemeinsamer Arbeit, die die Bürger der DDR im Jubiläumsjahr unserer Republik haben ziehen können. „Daß Bürger unterschiedlicher gesellschaftlicher und geistiger Herkunft, unterschiedlicher Erlebnis- und Erfahrungswelt zu einem echten Miteinander und Füreinander zusammengefunden haben, daß sie gemeinsam das ökonomische und soziale Antlitz unseres Landes verändert und sich dabei selbst gewandelt haben – das ist in diesem Jahr, da wir auf das zweite Dezennium des Bestehens unserer Republik zurückblicken, mit Recht als der größte Erfolg unseres gemeinsamen Weges, als lebendiger Beweis für die politisch-moralische Überlegenheit und historische Zukunftsmission des Sozialismus gewürdigt worden.“

Im weiteren Verlauf seines Referats unterstrich der Volkskammerpräsident die große Verantwortung, die wir Bürger der DDR auch international zu tragen haben. Dabei hob er die Verpflichtung hervor, die weltweite Protestbewegung gegen die Massenmorde der amerikanischen Okkupanten in Südvietnam mit Nachdruck zu unterstützen. „Wir fordern den unverzüglichen Abzug aller Streitkräfte der USA und ihrer Satelliten aus Süd-vietnam und bekennen uns solidarisch zu dem Verlangen, dem südvietnamesischen Volk endlich sein Selbstbestimmungsrecht zu gewähren.“

Bei einer Würdigung des Friedensappells der Moskauer Beratung der kommunistischen und Arbeiterparteien wie der Appelle von Budapest und Prag, wies *Gerald Götting* darauf hin, daß unser Frontabschnitt im antiimperialistischen Kampf vor allem das Ringen um die europäische Sicherheit ist. In diesem Zusammenhang setzte sich der Redner mit der bisherigen Politik der neuen Bonner Regierung auseinander, die – wie er betonte – in den Kernfragen der europäischen Sicherheit nach wie vor auf der Stelle trete. Prüfstein für die Bonner Politik sei „die Anerkennung der Realitäten in Europa, darunter auch und in erster Linie die völkerrechtliche Anerkennung der DDR“.

Zum Schluß seiner Ausführungen ging der Vorsitzende unserer Partei auf Fragen ein, die sich aus der Bildung des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR ergeben. Dabei gab *Gerald Götting* der Hoffnung Ausdruck, daß bis zum Frühjahr des kom-

menden Jahres auch im Bereich der Berlin-Brandenburger Kirche wie auch bei den Kirchen in der DDR die heute noch der sogenannten Evangelischen Kirche der Union angehören, der Prozeß der Angleichung ihres Status an die Normen unserer sozialistischen Verfassung abgeschlossen werden wird.

Die Feststellungen des Volkskammerpräsidenten fanden ihre nachhaltige Unterstreichung in einer lebhaften Aussprache, die in einzelnen Arbeitsgruppen geführt wurde.

Ein besonderes Echo erhielt Gerald Göttings Appell zu verstärkter Solidarität mit dem vietnamesischen Volk. In einer Resolution, die auf Initiative einiger Geistlicher in den Arbeitsgruppen diskutiert und unterzeichnet wurde, verurteilen die Teilnehmer die unmenschlichen Greueltaten der USA-Aggressoren in Vietnam.

Die Rede Göttings setzt sehr klar und unüberhörbar die Akzente zur aktuellen Kirchenpolitik des Staates und der CDU. Sie richtet ihr Augenmerk auf die über die organisatorische Trennung der Kirchen in der DDR hinausgehende „Absage an alle wesensfremden politisch-geistigen Einflüsse“ seitens der westdeutschen Kirchen. Darüber hinaus erwartet diese Kirchenpolitik die gleichen Entscheidungen für die EKV und die Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg.

Wie sich den in unmittelbarer kirchlicher Leitung stehenden Persönlichkeiten der kirchliche Weg im Jahre 1969 hinsichtlich seines Verhältnisses zur Staatlichen Kirchenpolitik darstellt und wie sich darin die Klärung des Verhältnisses von Kirche und Staat sowie von christlichem Glauben und sozialistischer Gesellschaftsordnung vollzieht, zeigt besonders deutlich ein Abschnitt in dem Bericht, den Bischof D. Joachim Fränkel auf der Tagung der Provinzialsynode der Evangelischen Kirche des Görlitzer Kirchengebietes (vom 21. bis 24. März 1969) hielt. Bischof Fränkel, der zeitweilig das Ziel heftiger staatlicher Angriffe und publizistischer Polemik wurde, knüpft dabei an ein Schreiben an, das die Görlitzer Synode ein Jahr zuvor im Rahmen der Diskussion über den Entwurf einer neuen Verfassung der DDR an die Verfassungskommission gerichtet hatte. Er fährt dann fort:

In dem erwähnten Schreiben der Bischöfe wurde positiv von der Aufgabe gesprochen, „den Sozialismus als eine Gestalt gerechteren Zusammenlebens zu verwirklichen“. Von verschiedenen Seiten ist dieser Satz beanstandet worden als eine für Männer der Kirche unzulässige politische Akklamation oder gar Kapitulation vor einem Sozialismus, dessen Ideologie doch eindeutig im Widerspruch zum Evangelium stehe.

Ich halte solche Beanstandungen für unzutreffend. Worum es geht, ist doch dies: Die Christen, die Bürger unseres Staates sind, nehmen die Ordnung, in der sie leben, an als den Raum der Bewährung ihres Dienstes und Zeugnisses. Die Kirche erkennt die Aufgabe, auf der Basis einer sozialistischen Wirtschaftsstruktur das Zusammenleben der Bürger zu gestalten, als eine legitime Aufgabe an. Allen Versuchen, diese Basis zu zerstören, versagt sie sich und läßt sich nicht politisch mißbrauchen. Indem die Bischöfe den Sozialismus als eine Gestalt gerechteren Zusammenlebens angesprochen haben, haben sie keine kritiklose, die Eigenverantwortung preisgebende Akklamation vollzogen, sondern den Sozialismus der Zielsetzung eines gerechteren Zusammenlebens der Menschen unterstellt, auf die hin der Sozialismus sich befragen lassen muß.

Darin liegt ein Angebot des Dialoges zwischen Christen und Marxisten. Nun weiß ich natürlich, daß zur Zeit der Dialog abgelehnt und statt dessen eine Zusammenarbeit gewünscht wird, bei der das Weltanschauliche draußen gelassen werden soll und kein Raum für einen eigenständigen christlichen Beitrag zur Gestaltung der Gesellschaft bleibt. Aber wir dürfen uns dadurch nicht beirren lassen. Der Dialog wird kommen, weil er

im Horizont der einen Welt und Menschheit, auf die wir zugehen, notwendig ist. Wir sollten uns jedoch ernstlich fragen, ob wir für einen solchen Dialog wirklich gerüstet sind.

Wenn die Verwirklichung des Sozialismus, so wie es die Bischöfe getan haben, unter dem Ziel der Gestalt eines gerechteren Zusammenlebens der Menschen gesehen wird, dann ist gerade die Glaubens- und Gewissensfreiheit von eminenter Bedeutung und schlechthin unverzichtbar. Das gilt um so mehr, als der Sozialismus zum mindesten seiner geschichtlichen Herkunft nach von einer Ideologie getragen ist, deren Widerspruch nicht nur zu jeder Art von Idealismus, sondern auch zum christlichen Glauben jedem redlich Denkenden einsichtig ist. Welcher Stellenwert der Glaubens- und Gewissensfreiheit im Ganzen der Verfassung und damit auch in der Wirklichkeit des gesellschaftlichen Lebens zukommt, davon hängt entscheidend die Wahrhaftigkeit und Freude im gesellschaftlichen Einsatz bei allen denen ab, die sich aus innerster Gewissensüberzeugung die Weltanschauung des dialektischen Materialismus nicht zu eigen machen können.

Auf keinen Fall dürfen Glaubens- und Gewissensfreiheit nur ein Dekorum sein. Verwirklichung des Sozialismus als Gestalt eines gerechteren Zusammenlebens zielt darauf, daß mit dem Sozialismus Gerechtigkeit und Freiheit untrennbar verbunden sind. Ich halte es für einen Irrtum, daß eine sozialistische Gesellschaftsordnung ihrem Wesen nach die mit echter Glaubens- und Gewissensfreiheit gegebene Begrenzung des Ideologischen nicht erträgt. Die einen erliegen diesem Irrtum aus der an sich verständlichen Sorge um die Bewahrung der sozialistischen Errungenschaften, die anderen aus einer Resignation, die der Macht des die Geschichte lenkenden Herrn zu wenig vertraut. Im übrigen aber möchte ich ein Beispiel nennen, das in die Richtung dessen, was ich meine, weist, das ist die Bausoldatenordnung von 1964, mit der der Staat in Selbstbegrenzung seines Wollens eine von ihm nicht gebilligte Gewissensentscheidung gesetzlich geschützt hat. Gerade weil ich in dieser Verordnung immer einen gesellschaftspolitisch hoffnungsvollen Ansatz gesehen habe, bedauere ich es um so mehr, daß die Entwicklung inzwischen rückläufig gegangen ist, sofern sich für manche, die den Weg der Bausoldaten gehen wollen, Schwierigkeiten des beruflichen Fortkommens ergeben.

Überhaupt ist ein Trend zu ideologischer Verhärtung nicht zu verkennen.

Die Lage in der Schule macht uns Sorge. Der Satz: es gehe in der Schule um Kenntnis des dialektischen Materialismus, aber nicht um Bekenntnis, trifft so allgemein nicht mehr zu. Wir müssen es erleben – um nur ein Beispiel zu nennen –, daß einem begabten Schüler ideologische Unklarheit im Reifezeugnis bescheinigt wird, weil er in Diskussionen über Fragen wie Frieden und Haß klar die christliche Auffassung vertreten hat. Im Gespräch der Eltern mit dem Schulleiter und den Lehrern wurde offen zugegeben, daß sich die Lage gegenüber früher geändert habe. Nur, wer den Sozialismus voll bejaht, habe ein Anrecht auf den Besuch der Erweiterten Oberschule. Mit dieser vollen Bejahung wird nicht eine theoretische Bejahung des Atheismus zugemutet, wohl aber wird verlangt, die sich aus dem dialektischen Materialismus ergebenden sittlichen Urteile und Zielsetzungen des Handelns sich voll zu eigen zu machen. Mit dieser Forderung wird jedoch übersehen, daß die im Evangelium begründete Lebensgestaltung sich nicht einfach mit derjenigen deckt, die sich aus dem dialektischen Materialismus herleitet. Glaubens- und Gewissensfreiheit beinhalten jedoch nicht nur die Freiheit, eine bestimmte Glaubensüberzeugung zu haben, sondern auch ihr gemäß zu leben. Wird das nicht zugestanden, so ist die Glaubens- und Gewissensfreiheit in Frage gestellt, dann sind die Kinder bewußt christlicher Eltern nicht mehr gleichberechtigt gegenüber anderen Kindern, und ich weiß, wie schwer das viele christliche Eltern belastet.

Aber wir sollten uns dadurch nicht erbittern lassen, auf keinen Fall um äußerer Vorteile willen unseren Herrn verleugnen, sondern in seiner Nachfolge tragen, was uns auferlegt ist und fest darauf vertrauen, daß Gott unsere Kinder recht führen wird, auch wenn bestimmte Berufswünsche sich nicht erfüllen. Das ist das eine, was ich sagen möchte.

Das andere ist dies – und das sage ich um unserer Gesellschaft willen –, es ist niemals für eine Gesellschaft gut, wenn Menschen sich wegen ihrer Überzeugung benachteiligt fühlen; damit werden sie im Innersten verletzt und in der Freudigkeit zur Mitarbeit gelähmt. Darum treten wir als Kirche unbeirrt und entschlossen dafür ein, daß volle Glaubens- und Gewissensfreiheit *allen* gewährt wird. Dazu gehört auch das Recht, seine Meinung und Überzeugung frei zu äußern. Damit ist jedoch nicht eine hemmungslose Freiheit gemeint, die keine Verantwortung gegenüber der Gesellschaft kennt, wohl aber die Freiheit, ohne Furcht vor Nachteilen seine sittlich begründete Meinung und Überzeugung in allen für Staat und Gesellschaft wichtigen Fragen zu äußern, und zwar auch dann, wenn die eigene Meinung mit der offiziell herrschenden nicht in Übereinstimmung steht. Wird diese Freiheit zu sehr begrenzt, dann wird der Mensch in seinem Menschsein getroffen und droht die Gefahr, sich zu Heuchelei verleiten zu lassen. Es gehört zur gesellschaftspolitischen Verantwortung aller Christen, für ein Klima einzutreten, in dem man sich in Offenheit und Wahrhaftigkeit begegnet. Der Freimut, seiner Meinung und Überzeugung auch dann Ausdruck zu verleihen, wenn sie amtlich nicht gedeckt ist, stellt einen sittlichen Wert in jeder Gesellschaft dar und fördert das vertrauensvolle Zusammenarbeiten und Miteinanderleben der Menschen.

Daß diese Erkenntnis gegenüber aller Mißdeutung und Mißtrauen sich durchsetzt, dafür hat die Kirche in ihrem Dienst einzutreten.

Wir verstehen unseren Dienst nicht so, als sei es unsere Aufgabe, die Rolle einer Gouvernante zu spielen, aber eines muß klar sein: wir haben das Wort Gottes in die konkrete gesellschaftliche Situation hinein zu verkündigen. Dabei haben wir uns vor der Versuchung zu hüten, aus Sorge um die Erhaltung der Kirche nur den angenehmen Teil der Wahrheit zu sagen, denn damit würden wir das Evangelium entstellen und uns selbst unglaubwürdig machen.

Wir wünschen uns für den Dienst unserer Kirche gewiß mehr Bewegungsfreiheit, als wir gegenwärtig haben, aber davon will ich jetzt nicht reden. Entscheidend ist, daß wir in der Freiheit beharren, zu der uns Christus befreit hat, nicht müde werden zu tun, was uns geboten ist und den Verheißungen unseres Herrn mehr trauen als den Prognosen der Welt.

„Des Herrn Wort ist wahrhaftig, und was er zusagt, das hält er gewiß!“

Eine in mancher Beziehung andersartige Sicht des Verhältnisses von Kirche und Staat hat seit einer Reihe von Jahren der thüringische Landesbischof Mitzenheim immer wieder vertreten. Die Ära Mitzenheim geht mit dem Jahre 1969 zu Ende. Man wird ihm bestätigen müssen, daß er sich in seiner Haltung und in wichtigen, vielen oft nicht ganz begreiflichen Entscheidungen von kirchlichen Notwendigkeiten leiten ließ, wie sie sich ihm darstellten. Nicht immer ist ihm in Ost und West unter diesem Gesichtspunkt Gerechtigkeit in der Beurteilung widerfahren. Wer Sinn für Nuancen in Formulierungen hatte, erkannte sehr schnell, warum Landesbischof Mitzenheim in ganz bestimmten Situationen bestimmte Äußerungen tat oder auch unterließ. Das diesjährige Kapitel zum Verhältnis von Kirche und Staat, das in den vergangenen Jahren sehr stark durch Landesbischof Mitzenheim mitbestimmt worden ist, kann nicht besser als mit dem Wortlaut der Erklärung beschlossen werden, die dieser am 5. Dezember 1969 vor der Landessynode seiner Kirche abgab:

In diesen Tagen können wir auf 50 Jahre Thüringer Kirche zurückblicken. Am 5. Dezember 1919 vereinigten sich die kleinen Landeskirchen zu einer größeren. Das war ein so bedeutsamer Schritt, daß wir mit Recht dieses Geschehens heute gedenken, nicht um Menschen und ihre Leistungen zu rühmen, sondern um Gott dafür zu danken, daß er in

sehr bewegten, schwierigsten Zeiten den Dienst unserer Kirche unserem Volke erhalten hat, und um aus der Vergangenheit, besonders aus den Fehlern, zu lernen für die Gegenwart.

In dieser Stunde gebe ich unserer Synode bekannt, daß ich die Absicht habe, im Laufe des kommenden Jahres in den Ruhestand zu treten. Von denen, die vor bald 25 Jahren im neugebildeten Landeskirchenrat auf den äußeren und inneren Trümmern unserer Thüringer Kirche ein kirchliches Aufbauwerk auf dem Grunde von Schrift und Bekenntnis begannen und trotz aller Nöte weiterführten, stehen nur noch wenige im Dienst. Die meisten sind verstorben. Wir gedenken der Heimgerufenen in bleibender Dankbarkeit. Ebenso gedenken wir der Synodalen, die in diesen Jahrzehnten in großer Treue ihre Gaben und Kräfte dem Aufbauwerk zur Verfügung gestellt haben. Wir dürfen sie geborgen wissen in der Barmherzigkeit Gottes, die kein Ende hat.

Wenn ich über das Ruhestandsalter hinaus im Dienst geblieben bin, so war für mich das Motiv bestimmend, das Aufbauwerk unserer Thüringer Kirche weiterzuführen und als aktiver Mann zu helfen, daß die Schwierigkeiten bei der Bildung des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR überwunden würden, damit eine bessere Zusammenarbeit der evangelischen Kirchen erreicht und ein offizieller Gesprächspartner zum Staat bestellt wurde. Nachdem nun der Bund zustande gekommen ist und unsere Synode einstimmig den Anschluß unserer Thüringer Kirche beschlossen hat, halte ich den Zeitpunkt für gekommen, von meinem Amt zurückzutreten.

Unsere Thüringer Kirche hat niemals in Verhandlungen mit dem Staat für sich etwas Besonderes herausholen wollen, sondern ist immer für alle Kirchen eingetreten. Ich erinnere nur an das Jahr 1953 mit seinen Schwierigkeiten für die Junge Gemeinde oder an die Lage unserer jungen Männer bei der Einführung der Wehrpflicht oder an die Ordnung des zweiten Weges in das Predigtamt oder an die kostendeckenden Pflegesätze für unsere evangelischen Krankenhäuser und nunmehr auch für unsere Altersheime oder an „Brot für die Welt“. Gar manchmal hat unsere Thüringer Kirche Alleingänge machen müssen, aber immer geschah es zum Besten aller Kirchen aus echt kirchlichen Gründen. Ein Zeichen für die von uns geförderte Zusammenarbeit der Kirchen in der DDR sehe ich auch darin, daß Männer unserer Thüringer Kirche in Ämter des Bundes berufen wurden. Ich sage dies nicht zu unserer Selbstrechtfertigung. Die äußeren organisatorischen Dinge an der Kirche werden von Menschen gemacht, und Menschen können irren und irren oft. Wir tragen es auch niemanden nach, daß einer geirrt hat. Es gehört Mut dazu, einen Irrtum einzusehen und einzugestehen. Ich bin aber angesichts der Weltlage sehr dankbar, daß uns in unserer Thüringer Kirche verhältnismäßig früh z. B. die Einsicht gegeben wurde, daß das Rechnen mit dem Tage X, mit dem Tage der Wiedervereinigung, für das kirchliche Handeln verkehrt war. Kirchenfremde Motive brauchen nicht unehrenhaft zu sein, es sei denn, daß damit eine Diffamierung des Andersdenkenden oder persönliche Vorteile verbunden wären.

Als Lutheraner haben wir, was das Verhältnis von Staat und Kirche betrifft, Luthers Lehre vom weltlichen und geistlichen Regiment, die beide ihren Auftrag von Gott haben, in unserer Gegenwart zu praktizieren. Gewiß haben wir andere Verhältnisse als im 16. Jahrhundert, aber Luthers Erkenntnisse und Weisungen beruhen auf dem Neuen Testament.

Befürchten Sie bitte nicht, daß ich in meinen Ausführungen lediglich zurückblicke auf diese 50 oder 25 Jahre. Es ist vielmehr meine Absicht, Ihren Blick vorwärts zu lenken auf Probleme, die zu lösen sein werden. Aber drei Zahlen will ich doch kurz anführen. 1945 waren 50 Prozent der Pfarrstellen unserer Thüringer Kirche unbesetzt, heute sind es noch 5 Prozent, 1945 hatten wir 25 diakonische Einrichtungen, Anstalten, Heime, heute haben wir dreimal soviel. 1946 hatte „Glaube und Heimat“ eine Auflage von 5000 Stück, heute von 40 000, ein Zeichen, daß unser Sonntagsblatt weit über Thüringen hinaus gern gelesen wird.

Die dunklen ungünstigen Nachwirkungen von 400 Jahren Staatskirchentum sind uns bekannt. Die Volkskirche im alten Sinn, in der fast alle zur Kirche gehörten, aber oft nur wenige sich zur Kirche hielten, ist zu Ende. Aber Kirche im Volk und fürs Volk soll unsere Kirche bleiben. Der wichtigste Dienst ist der Dienst des Pfarrers in seiner Gemeinde. Wenn auch der Dienst in unserer Kirche in unseren Zeiten besonders schwer ist, so halte ich doch den Status unserer Kirchen hier kirchlich für gesunder, als etwa in den äußerlich gesicherten Kirchen des Westens oder in einer Staatskirche. Bei uns sind Kirche und Staat getrennt. Der Staat hat nichts in die inneren Angelegenheiten der Kirche hinzureden. Unsere Kirche ist eine Angelegenheit des öffentlichen Lebens. Die Pfarrer werden zur öffentlichen Verkündigung des Wortes Gottes ordiniert. Nirgends im Neuen Testament ist gesagt, daß die Gemeinde Christi ein unangefochtenes, bequemes Leben haben werde, aber immer wieder werden wir in der Schrift hingewiesen auf die Kraft, die dem Evangelium innewohnt. Diese Kraft wirksam werden zu lassen durch Transponieren der Wahrheit des Evangeliums in die Sprache und in die Situation der Gegenwart, das ist unser Auftrag.

D. Mitzenheim äußerte sich dann über das Generationsproblem, über eine sinnvolle Abgrenzung der Landeskirchen und über die Zurüstung der Gemeinden. Er schloß seine Ansprache mit den Worten:

Luther sagte einmal: Er sei seinen Weg gegangen wie ein blinder Gaul. Er wollte damit sagen: Er sah nicht den Weg, den er geführt wurde, aber er vertraute auf die Führung und den Beistand Gottes. Das wollen auch wir tun. Wir glauben an Gott, den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist, der den rechten Glauben wirkt. Dem Dreieinigem Gott vertrauen wir. Wir sind ihm dankbar, daß er auch uns brauchen will als die Handlanger auf seinem Bauplatz. Gott stärke uns immer von neuem zu diesem Dienst.

3. BUND DER EVANGELISCHEN KIRCHEN IN DER DDR

Dieses Kapitel schließt sich unmittelbar an die entsprechenden Ausführungen im Kirchlichen Jahrbuch 1968, S. 216–253 an. Die eigentlichen Schwierigkeiten des nun endgültig eingeschlagenen Weges zu einem eigenen Kirchenbund in der DDR lagen in dem Verhältnis dieses Kirchenbundes zur EKD und in der Klärung der Zugehörigkeit der künftigen Gliedkirchen dieses Kirchenbundes zur EKD, der sie eben bisher nach ihrem eigenen Verfassungsrecht angehörten. Das Recht der EKD sieht einen so weitgehenden eigenständigen Zusammenschluß von Gliedkirchen, wie er in der DDR erforderlich erschien, ebensowenig wie ein Ausscheiden überhaupt von Gliedkirchen aus der EKD vor. Hielt man an den Plänen fest, war ein Handeln neben dem Recht der EKD oder gar gegen dieses nicht zu vermeiden. Je klarer diese Erkenntnis wurde, desto verantwortlicher mußte dieser Weg immer wieder neu hinsichtlich seiner Motive durchdacht werden. Stand die Orientierung an kirchlichen Erfordernissen unter den Motiven wirklich oben an? Gab man nicht eben doch dem staatlichen Drängen auf kirchliche Spaltung zu sehr nach? Kam man nicht den sicherlich weitergehenden Zielen des Staates, die kirchliche Position im Gefüge der DDR laufend zu schwächen, durch eine organisatorische Nachgiebigkeit geradezu entgegen? Hatten nicht viele die Fürstenwalder Erklärung zur Einheit der EKD vom 5. April 1967 so verstanden, daß ein Festhalten an der verfaßten Einheit der EKD nach Ost und West ein Gebot des Glaubensgehorsams sei? Und stellte sich nicht die Frage

der Einheit oder der Trennung überhaupt als eine Frage des Status confessionis?

Hinzu kam ein anderes Dilemma, das mit Schwierigkeiten der ekklesiologischen und kirchlichen Terminologie zusammenhing. Man wollte die eigene unabhängige Organisation eines neuen gesamtkirchlichen Zusammenschlusses der Kirchen in der DDR, aber man wollte nicht das negative Vorzeichen einer Absage an die übrige EKD mit ihren westlichen Gliedkirchen. Man wollte für alle die evangelischen Kirchen in der DDR und in der Bundesrepublik betreffenden Aufgaben mitverantwortlich bleiben, dabei trotz fehlender gemeinsamer kirchlicher Organe diese Gemeinsamkeit keineswegs spiritualisieren. Man wollte nicht organisatorisch-kirchenrechtliche, aber geistliche Gemeinschaft, diese geistliche Gemeinschaft in leiblicher Gestalt, jedoch ohne organisatorische Form. Man wollte mehr als ökumenische Gemeinschaft, aber weniger als föderative Formen. Die Umschreibung dieses Verhältnisses mit dem Begriff einer „spezifischen“ oder „besonderen“ Gemeinschaft beschreibt eine Aufgabe, ohne ihren Inhalt und ihre Gestalt hinreichend erklären zu können.

Diese Schwierigkeiten waren nicht geeignet, die ohnehin mißtrauische staatliche Seite für die Gründung und die Arbeit des neuen Kirchenbundes sonderlich zu erwärmen. Zwar benötigten die Kirchen keineswegs die Zustimmung des Staates. Es war auch nicht zu erwarten, daß bei genügender kirchlicher Entschlossenheit der Staat diese Gründung mit seinen Mitteln verhindern würde. Aber in einem Staatswesen wie dem der DDR ist die Kirche in so vielfacher Weise auf Duldung des Staates angewiesen, daß ein Handeln gegen den Willen des Staates nur in einem die kirchliche Sache selbst zentral angehenden Konfliktfall geraten ist. Zudem war es mindestens eine unter vielen Komponenten in den Überlegungen zur Gründung eines Kirchenbundes, die kirchliche Kommunikationsfähigkeit mit dem Staat auf gesamtkirchlicher Ebene sicherzustellen.

Man wird im Rückblick sagen müssen, daß die Kirchen in der DDR ihren Weg – auch unter mancherlei Mißverständnissen aus kirchlichen Kreisen der Bundesrepublik – in erstaunlicher Folgerichtigkeit und mit großer Entschlossenheit gegangen sind. Am Ende der Berichtszeit ist das Maß der Auswirkungen auf die verbliebene EKD noch offen und auch die staatliche Seite der DDR übt formell dem Kirchenbund gegenüber Zurückhaltung. Aber es zeichnet sich bereits ab, daß der neue Weg einige Energien zur gemeinsamen Lösung kirchlicher Aufgaben in der DDR freigesetzt hat.

a) Die Gründung des Bundes

Die weitere Entwicklung und die Gründung des „Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR“ verliefen planmäßig und mit großer Präzision, bis zuletzt von den Versuchen staatlicher und politischer Stellen begleitet, diese Gründung zu verhindern oder ihr doch einen der DDR entsprechenden politischen Akzent sowie eine gegen die westdeutschen Gliedkirchen der EKD gerichtete Zielsetzung zu geben. Die acht Kirchenleitungen stimmten, einige schon jetzt auf Grund von Synodalbeschlüssen, dem ihnen im Herbst 1968 vorgelegten Entwurf einer Ordnung des Bundes zu, reichten freilich zugleich insgesamt 118 Abänderungsvor-

schläge ein. Den von der Strukturkommission erneut überarbeiteten Entwurf der Ordnung konnte die Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der DDR bereits in ihrer Sitzung am 5. März 1969 feststellen. In dieser Fassung ist der Entwurf einer „Ordnung des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR“ durch alle folgenden Phasen unverändert geblieben. Eine der wichtigsten Änderungen im Zweiten Entwurf gegenüber dem Ersten betraf das Verhältnis des Bundes zur „ganzen evangelischen Christenheit in Deutschland“ (Art. 4, Abs. 4. Der Text des 1. Entwurfs vom 3. September 1968 findet sich im Kirchl. Jahrbuch 1968, S. 229 ff., der endgültige Wortlaut in diesem Band S. 255).

Noch einmal versammelten sich die in der DDR wohnenden Mitglieder der Synode der EKD zu einer Informationstagung am 8. und 9. März 1969 in Magdeburg. Die Tagung faßte mit 26 Ja-Stimmen bei 7 Ablehnungen und 2 Enthaltungen folgende Entschlieung:

Die in Magdeburg zur Informationstagung versammelten Synodalen der EKD aus den Gliedkirchen in der DDR haben sich mit den Motiven und Zielen der Ordnung dieses Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR eingehend befaßt. Sie sehen im Bund eine Möglichkeit, die Gemeinschaft des Zeugnisses und Dienstes der in ihm zusammengeschlossenen Kirchen zu vertiefen. Sie erkennen, daß seine Ordnung die Fortführung des der Kirche aufgetragenen Christudienstes der Versöhnung in zwei entgegengesetzten Gesellschaftsordnungen, wie er in der Erklärung von Fürstenwalde als unaufgebbar bezeugt wurde, nicht aus-, sondern einschließt. Sie sehen daher keine Veranlassung, der Bildung des Bundes zu widersprechen.“

Die Konferenz der Kirchenleitungen leitete nunmehr den Ordnungsentwurf den Kirchenleitungen zur endgültigen Beschlußfassung durch die Landessynoden zu. Diese hatten bei Zustimmung zugleich die Mitglieder der künftigen Synode des Bundes zu wählen. Alle Landessynoden hielten in den Monaten März bis Mai ihre Tagungen und stimmten der Gründung des Bundes mit der erforderlichen Mehrheit von zwei Dritteln ihrer Mitglieder zu. Bevor wir einige Einzelheiten von den Synodaltagungen berichten und dabei auch einige der wichtigen Dokumente wiedergeben, folgt hier der Abdruck eines Referates, das Bischof Dr. Werner Krusche vor der Landessynode der Provinz Sachsen gehalten hat. Das Referat stellt wohl die überzeugendste Begründung für den Weg der Evangelischen Kirchen in der DDR zu dem neuen Kirchenbund dar. Wegen seiner großen Bedeutung folgt es hier ungekürzt:

EINFÜHRUNG

*in die Sachproblematik des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR
und seiner Ordnung auf der außerordentlichen Synode der Kirchenprovinz Sachsen
in Magdeburg am 12. April 1969*

Von Bischof Werner Krusche

Mir ist als einem der Vertreter unserer Kirchenprovinz in der Strukturkommission durch Beschluß der Kirchenleitung die Aufgabe zugefallen, die Gründe für die beabsichtigte Bildung des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR darzulegen und dabei die theologische und die praktische Sachproblematik aufzuzeigen.

I. Gründe für die geplante Bildung des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR

1. Die Notwendigkeit einer engeren, wirkungsvolleren und gezielteren Zusammenarbeit der evangelischen Kirchen im Staatsbereich der DDR.

Dadurch, daß die acht Gliedkirchen der EKD in unserem Staatsbereich ihr Zeugnis und ihren Dienst in einer gesellschaftlichen und politischen Umwelt auszurichten haben, die sich grundlegend von derjenigen in der BRD unterscheidet, sind sie vor Fragen und Aufgaben ganz eigener Art gestellt. Die Notwendigkeit, um dieses durch die gesellschaftlich-politische Situation eigengearteten Auftrages willen engere Kontakte miteinander zu halten, haben die östlichen Gliedkirchen der EKID von Anfang an in viel stärkerem Maße als die westlichen Kirchen empfunden, für die die gesellschaftlich-politische Situation diese Herausforderung nicht in gleichem Maße sichtbar machte. Ich erinnere daran, daß, schon ehe die Grundordnung der EKID 1948 in Eisenach beschlossen wurde, sich Vertreter der 8 evangelischen Kirchen in der damaligen sowjetischen Besatzungszone, der jetzigen DDR, in der Ostkirchenkonferenz zu gemeinsamen Beratungen trafen. Diese Konferenz, die sich seit 1950 Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen im Gebiet der DDR nannte, blieb auch nach der Gründung der EKID bestehen, obwohl sie als Organ in der Grundordnung der EKID keine rechtliche Verankerung hatte. Die einfache Tatsache des Bestehens dieser Konferenz zeigt, daß die 8 Gliedkirchen der EKID im Staatsgebiet der DDR aus ihrer besonderen Situation erwachsende Aufgaben sahen, die nur durch ein eigenes Organ wahrzunehmen waren. Mit der sich ständig vertiefenden Spaltung Deutschlands gewann die Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der DDR ständig an Bedeutung, während die Bedeutung des Rates der EKID abnahm. Diese Gewichtsverlagerung wird vielleicht durch nichts so erhellt, wie durch die Tatsache, daß ein für unsere Kirchen so entscheidender Akt wie die Verabschiedung der „Zehn Artikel über Freiheit und Dienst der Kirche“ nicht durch den Rat der EKID, sondern durch die Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der DDR erfolgt ist. Auch werden wir uns daran erinnern müssen, daß seit 1958 nicht mehr der Bevollmächtigte des Rates der EKID, sondern nur noch die Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen vom Staat als Gesprächspartner angenommen wurde.

So notwendig und wichtig die Arbeit der Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen gewesen ist, so wenig ist dieses Organ fähig, die vor uns liegenden, immer dringlicher werdenden Aufgaben der Koordinierung unserer Arbeit in der DDR und die Ingangsetzung einer wirksamen Kooperation zu leisten. Daß die Zusammenarbeit der evangelischen Kirchen in der DDR ausreichend sei, wird bei allem Dank für das, was da ist, niemand behaupten wollen, daß sie schon aus ökonomischen Gründen – als Konsequenz des fortschreitenden Schrumpfungsprozesses – einen Dringlichkeitsgrad erster Ordnung hat, wird niemand bestreiten wollen. Die Kirchen in der DDR arbeiten noch immer in einer Weise nebeneinanderher, die theologisch und ökonomisch nicht mehr länger zu verantworten ist. Es bedarf – und zwar ohne Verzug – einer Organisation, die die unabweisbar und unaufschiebbar notwendige Koordinierung unserer Arbeit in der DDR zu leisten, die Kooperation in Gang zu bringen und in Gang zu halten und die sachgemäße, der Herausforderung, durch unsere gesellschaftliche Wirklichkeit entsprechende Ausrichtung unseres Auftrages wahrzunehmen vermag. Die Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen ist dazu nicht in der Lage, a) weil ihr die rechtlichen Kompetenzen einer Kirchenleitung fehlen und vor allem b) weil ihr das synodale Gegenüber fehlt. Für die zur wirksamen Ausrichtung ihres Auftrages dringend erforderliche Zusammenarbeit der 8 Gliedkirchen der EKID im Staatsbereich der DDR bedarf es einer Organisation, in der Synode und Kirchenleitung gemeinsam die Verantwortung wahrnehmen. Eine bloße Verstärkung des Gewichtes der jetzigen Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen wäre also keine Lösung.

2. Die Behinderung der EKD-Organen an der Wahrnehmung ihrer Funktionen.

Ein Uneingeweihter könnte fragen, ob wir denn in den vorhandenen Organen der EKID – vor allem dem Rat und der Synode der EKID – diese Organisation nicht bereits hätten. Wäre die unter 1. als notwendig behauptete und in ihrer Notwendigkeit gar nicht zu bestreitende engere und wirkungsvollere Zusammenarbeit zwischen den 8 Gliedkirchen in der DDR nicht zu leisten durch die regionalen Organe der EKID? Dazu ist zu sagen, daß es die EKD leider unterlassen hat, sich rechtzeitig eine klare regionale Gliederung zu geben. Man meinte, nicht nur an der unaufgebbaren Gemeinschaft der Gliedkirchen festhalten zu sollen, sondern auch die gemeinsame Organisation nicht verfrüht preisgeben zu dürfen. Seit 1961 konnte auf Grund der Maßnahmen der Staatsorgane der DDR die Synode der EKID nur noch an getrennten Orten tagen und der Rat nicht mehr in voller Besetzung zusammenkommen. Anstatt damals in richtiger Einschätzung der uns augenötigten Verhältnisse einen entschlossenen Schritt auf eine regionale Ordnung hin zu tun, wie ihn die VELKD am 14. Juni 1963 getan hat, tat man nur den halben Schritt der Betheler Gesetze vom 13. März 1963, die lediglich die Möglichkeit örtlich getrennter Synodaltagungen vorsahen. Die Begründung für diesen halben Schritt lautete damals: „Wir wissen nicht, wie lange dieser Zustand (nämlich der der Behinderung der östlichen EKID-Synodalen, an der gemeinsamen Synodalarbeit teilzunehmen) dauern wird, behalten aber die Zuversicht, daß wir ihn eines Tages überwinden werden. Die Kirche gehört zu denjenigen Einrichtungen in dieser Welt, die mit langen Zeiträumen zu rechnen gelernt hat“ (Kirchl. Jahrbuch 1963, S. 9). So richtig es ist, daß die Kirche nicht nervös auf tagespolitische Konstellationen reagieren darf, so unmöglich ist es, mit dem Hinweis auf Gottes Zeitrechnung fällige Entscheidungen hinauszuschieben. Als schließlich die Behinderung der EKID-Organen immer größer wurde, wurde das Kirchengesetz vom 4. April 1967 beschlossen, das die Wahrnehmung von Aufgaben und Befugnissen der Synode der EKID durch regionale Tagungen für möglich erklärte, und es kam schließlich zu dem Beschluß vom 3. Mai 1968, in dem es heißt, daß die Aufgaben und Befugnisse des Rates der EKID für den Bereich der Gliedkirchen im Gebiet der DDR von der Gesamtheit derjenigen Mitglieder des Rates wahrgenommen werden, die ihren Wohnsitz in diesem Gebiet haben. Aber diese Beschlüsse kamen zu spät, als daß sie noch zu einer klaren regionalen Gliederung der EKD mit arbeitsfähigen Organen hätten führen können. Die EKD-Synode ist zum letzten Male im April 1967 zu einer beschlußfähigen Regionaltagung in Fürstenwalde zusammengekommen. Seitdem haben sich die EKD-Synodalen aus der DDR nur zu zwei Informationstagungen versammelt, weil Erklärungen vorlagen, daß der Staat das Zusammentreten zu einer ordentlichen Synodaltagung nicht hinnehmen würde. Die Regionalsynode der EKID übt also faktisch ihre Funktion nicht aus, und auch die in der DDR wohnenden Mitglieder des Rates der EKD haben erklärt, daß es ihnen unter den schmerzvollen Verhältnissen nicht mehr möglich sei, ihre Aufgabe der Leitung und der Verwaltung in fruchtbarer und verantwortbarer Weise wahrzunehmen. Es ist also ausgeschlossen, daß die unter 1. genannten und in ihrer dringlichen Notwendigkeit von niemand bestrittenen Aufgaben von den zwar noch bestehenden, aber an der Ausübung ihrer Funktionen gehinderten EKID-Organen in Angriff genommen werden können. Sie sind aber nicht nur durch die faktische Behinderung, sondern auch strukturmäßig dazu nicht mehr in der Lage.

3. Die durch die Verfassung der DDR entstandene neue rechtliche Situation.

Die Synode in Fürstenwalde konnte noch erklären, daß gemeinsame Einrichtungen in der Leitung der Aufrechterhaltung der Gemeinschaft dienen. Inzwischen ist die neue Verfassung der DDR in Kraft getreten, die eine neue staatskirchenrechtliche Situation geschaffen hat. Nach Artikel 39 (2) ordnen die Kirchen ihre Angelegenheiten und üben sie ihre Tätigkeit aus in Übereinstimmung mit der Verfassung und den gesetzlichen Be-

stimmungen der DDR. Dieser Artikel besagt, daß sowohl die Tätigkeit der Kirchen innerhalb der Grenzen der DDR als auch die über diese Grenzen hinausgehende Tätigkeit in Übereinstimmung mit der Verfassung geschehen müßten. Und der Staat interpretiert diese Bestimmung so, daß kirchliche Leitungsorgane, die entweder gemeinsam aus der DDR und der BRD beschiedt sind oder an deren rechtllichem Zustandekommen bzw. an deren personeller Zusammensetzung Kirchen der BRD mitgewirkt haben, keine rechtmäßigen Funktionen innerhalb der DDR ausüben können und also verfassungswidrig sind. Mit diesen staatsrechtlichen Festlegungen, mit denen die Legalität der EKD als Institution und also die Legalität der Organe der EKD bestritten wird, haben wir als mit harten und folgenreichen Tatsachen zu rechnen, auch wenn wir uns gegen diese Interpretation wehren. Der Satz von Landesbischof D. Mitzenheim, Staatsgrenzen seien die Grenzen kirchlicher Organisationsmöglichkeiten, beschreibt den mit den Gegebenheiten der neuen Verfassung und ihren staatsrechtlichen Festlegungen bei uns faktisch bestehenden Tatbestand zutreffend. Müßte er als eine prinzipielle Aussage verstanden werden (Staatsgrenzen sind grundsätzlich die Grenzen kirchlicher Organisationsmöglichkeiten), so wäre er ebenso falsch wie der gegenteilige Satz von Otto Dibelius, Staatsgrenzen seien keine Kirchengrenzen. Aber als Feststellung des mit der Verfassung gegebenen faktischen Tatbestands ist der Satz Landesbischofs Mitzenheim leider zutreffend.

Zusammenfassung: Die evangelischen Kirchen in der DDR standen also einmal vor der von ihrem Auftrag her gegebenen *Notwendigkeit*, um das von ihnen in dem vorgegebenen Lebensraum der DDR auszurichtenden Zeugnis und Dienstes willen ihre Zusammenarbeit besser zu organisieren, und sodann vor dem *Notstand*, daß die vorhandenen Organe der EKD staatlicherseits an der Ausübung ihrer Funktionen gehindert und in ihrer Legalität bestritten wurden. Jene sich aus dem Auftrag ergebende *Notwendigkeit* war der *Grund* und diese mit der politischen Situation gegebene *Nötigung* war der *Anlaß*, aus Vertretern aller 8 Gliedkirchen in der DDR eine Strukturkommission zu bilden mit dem Auftrag, die Frage zu prüfen, wie die unter den Kirchen der DDR bestehende Arbeits- und Zeugnisgemeinschaft intensiviert werden könne, und Vorschläge für einen engeren Zusammenschluß der evangelischen Kirchen in der DDR zu machen. Das erkannte Notwendige hätte auch ohne die bestehende Nötigung in Angriff genommen werden müssen, aber die Nötigung verdringlichte die Notwendigkeit und verengte zugleich den Spielraum für mögliche Lösungen.

II. Das Arbeitsergebnis der Strukturkommission: Die Ordnung des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR

Die Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der DDR hat die Kirchenleitungen der 8 Gliedkirchen im Einvernehmen mit dem Rat der EKD (Ost) aufgefordert, je einen Vertreter in die Strukturkommission zu entsenden. Die Zusammensetzung dieser Kommission gewährleistete eine möglichst breite Streuung theologischer Überzeugungen und widerlegt den Vorwurf eines brandenburgischen Pfarrkonvents, bei der Arbeit der Strukturkommission habe ein einseitig verstandener Bonhoeffer und der Verfasser des Briefes an einen Pfarrer in der DDR – Karl Barth – theologisch Pate gestanden und sei eine ganz bestimmte kirchenpolitische Konzeption zum Zuge gekommen.

Ergebnis der Arbeit von Juni bis September 1968 war der Entwurf einer Ordnung des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR. Der Entwurf hat der Informations-tagung der EKD-Synodalen in Halle im Oktober 1968 vorgelegen, die Verbesserungsvorschläge erarbeitete. Der Entwurf mit den Verbesserungsvorschlägen der Informations-tagung ist allen 8 Kirchenleitungen zugegangen, die ihn intensiv beraten und Ausschüsse mit der Prüfung beauftragt haben. Von den Kirchenleitungen sind 118 Abänderungsvorschläge eingereicht worden, mit denen erneut die Strukturkommission be-

faßt wurde. Sie hatte unter Berücksichtigung dieser Voten einen überarbeiteten Entwurf herzustellen, der nach einer gemeinsamen Sitzung mit den leitenden Geistlichen am 6. Februar 1969 fertiggestellt wurde. Dann hatten die Kirchenleitungen bzw. Synodalausschüsse noch einmal die Möglichkeit, den leitenden Geistlichen Anregungen zur Endfassung mitzugeben, die in der Bischofskonferenz am 27. Februar erstellt wurde. Die Konferenz der Kirchenleitungen hat in ihrer Sitzung am 5. März den jetzt vorliegenden Wortlaut der Ordnung festgestellt und den Vorsitzenden beauftragt, diese Ordnung den Kirchenleitungen zuzustellen mit der Bitte, sie den Landes- bzw. Provinzialsynoden zur Beschlußfassung vorzulegen.

Dieses eben skizzierte Verfahren hat sich den verständlichen, aber m. E. unberechtigten Vorwurf „kirchlicher Geheimdiplomatie“, eines kirchenregimentlichen Hoheitsaktes, der Entmündigung der Pfarrer und Gemeinden gefallen lassen müssen, einen Vorwurf, den außerkirchliche Stellen begierig aufgegriffen haben mit dem Hinweis auf die breite Volksdiskussion über den Entwurf der neuen Verfassung der DDR. Der Gedanke, daß der Entwurf der Ordnung des Bundes den Kreissynoden und Pfarrkonventen hätte zur Diskussion gestellt werden müssen, ist unrealistisch, wenn man bedenkt, daß allein schon die 8 Kirchenleitungen 118 Abänderungsvorschläge gemacht haben. Außerdem konnte die Verhandlung eines so diffizilen Gegenstandes nur in Ausschußarbeit geschehen. Sowohl die Erarbeitung der Grundordnung der EKD als die Erarbeitung der Regional-Ordnung der EKD ist mit gutem Grund in Beratungen im kleineren Kreise geschehen. Daß die kirchliche Öffentlichkeit erst durch das Schönherr-Interview informiert worden ist, hängt damit zusammen, daß eine Übereinstimmung in den Grundfragen nicht eher erreicht war. Dieses Schönherr-Interview ist in seinem sachlichen Gehalt, wenn natürlich auch nicht in seinen einzelnen Formulierungen, von der Bischofskonferenz vor seiner Veröffentlichung gebilligt worden.

Die Strukturkommission hatte nicht die Aufgabe, das Verhältnis des Bundes zur EKD zu klären. Gleichwohl war diese Frage natürlich dauernd präsent. Die Informationstagung der EKD-Synodalen in Halle, Oktober 1968, hatte dem Rat empfohlen, „an der Ordnung eines Bundes, wie sie vorgelegt wurde, weiterarbeiten zu lassen und zu prüfen, wie der Prozeß der Bildung eines solchen Bundes eingeleitet werden kann, ohne daß darüber die Gemeinschaft der EKD aufgegeben wird“. An eine Aufgabe der Gemeinschaft der EKD ist denn auch niemals gedacht worden. Die Aufrechterhaltung dieser Gemeinschaft ist die selbstverständliche Voraussetzung aller Arbeit an der Ordnung des Bundes gewesen. Das Ergebnis der Arbeit der Strukturkommission ist die Ordnung eines Bundes bekenntnisbestimmter Kirchen, der weder eine Einheitskirche noch eine unverbindliche Arbeitsgemeinschaft sein will, sondern der den in ihm zusammengeschlossenen Kirchen helfen will, durch Zusammenarbeit zusammenzuwachsen. Mit der in der Ordnung des Bundes vorgesehenen Synode und der Konferenz der Kirchenleitungen haben sich die Gliedkirchen der EKD im Raume der DDR eigene, selbständige Organe der Leitung geschaffen. Und damit werde – so lautet der Vorwurf –, trotz aller gegenteiligen Beteuerungen und im Widerspruch zu sämtlichen bisherigen Erklärungen und Entscheidungen in einem Akt der Kapitulation vor den verfassungsrechtlichen Festlegungen und Forderungen des Staates, faktisch die Gemeinschaft der EKD preisgegeben.

III. Das Verhältnis des Bundes zur EKD

Man kommt in eine heillose Verwirrung bei der Bestimmung des Verhältnisses des geplanten Bundes zur EKD, wenn man sich nicht klarmacht, daß von der Evangelischen Kirche in Deutschland in einem doppelten Sinne gesprochen wird: einmal wird damit die Gemeinschaft der evangelischen Christenheit in Deutschland bezeichnet und das andere Mal die rechtliche Institution, die Organisationsgestalt, die sich diese Gemeinschaft 1948 gegeben hat und in der sie bisher sichtbar geworden ist. Das eine Mal müßte man

das Wort „evangelisch“ eigentlich klein schreiben, das andere Mal groß, weil es sich in dem ersten Fall um die Näherbestimmung einer Gemeinschaft, in dem zweiten Fall um den Namen einer Institution handelt. Nur wenn man diese Differenzierung nicht mitvollzieht, wenn man also die Gemeinschaft der evangelischen Christenheit in Deutschland mit ihrer bisherigen Rechtsgestalt identifiziert, wenn man also die Gemeinschaft der evangelischen Christenheit in Deutschland nur durch gemeinsame institutionelle Einrichtungen wie den Rat und die Synode der EKD gewährleistet sieht, kann man sagen, daß die rechtliche und organisatorische Verselbständigung, die die 8 Gliedkirchen mit der Bildung des Bundes in der Tat vornehmen, der Preisgabe, der faktischen Liquidierung der EKD gleichkomme. Man muß nur wissen, daß man dann einen Kirchenbegriff hat, der in nächster Nähe zu dem der Enzyklika „Mystici corporis“ Pius' XII. steht, dessen ganzes Pathos ja die Identität von Liebes- und Rechtskirche, von Gemeinschaft und Institution ist. Wir werden demgegenüber zu unterscheiden haben zwischen der bestehenden Gemeinschaft der evangelischen Christenheit in Deutschland und der Rechts- und Organisationsgestalt, die sich diese Gemeinschaft 1948 gegeben hat und die sie in zentimeterweisem Zurückweichen vor den schmerzlichen politischen Gegebenheiten bislang aufrechtzuerhalten versucht hat. Wir meinen, daß sich die bestehende Gemeinschaft der evangelischen Christenheit in Deutschland bewahren läßt, auch wenn sich die bisherige Rechts- und Organisationsgestalt in der notvollen politischen Situation nicht länger aufrechterhalten läßt. Wir wollen an der durch gemeinsame Anfechtung, Not, Schuld, Vergebung und Segnung gewachsenen, von Gott geschenkten und erhaltenen Gemeinschaft der evangelischen Christenheit in Deutschland und in diesem Sinne an der Evangelischen Kirche in Deutschland unter allen Umständen festhalten, auch wenn diese Gemeinschaft unter dem Druck der harten politischen Realitäten und um der Ausrichtung unseres Dienstes in der DDR willen in anderen organisatorischen Formen praktiziert werden muß als bisher.

Darum heißt es in dem bis zuletzt umstrittenen Artikel 4 (4) der Ordnung des Bundes: „Der Bund bekennt sich zu der besonderen Gemeinschaft der ganzen evangelischen Christenheit in Deutschland.“ Da diese Gemeinschaft über die Staatsgrenze hinweg von außen angegriffen wird, bedarf es dieses starken Ausdrucks „der Bund *bekenn*t sich zu der besonderen Gemeinschaft“. Wir haben nicht nur keinen Anlaß, uns dieser besonderen – d. h. die ökumenischen Beziehungen mit anderen Kirchen zufolge der gemeinsamen Geschichte an Intensität übersteigenden – Gemeinschaft mit den Kirchen in der BRD zu schämen, wir haben vielmehr allen Anlaß, uns dieser Gemeinschaft zu freuen und für sie dankbar zu sein. Daß diese Gemeinschaft nicht als eine platonische gedacht ist, als eine rein spirituelle, als eine – wie es in der Stellungnahme eines brandenburgischen Pfarrkonvents heißt: „literarische oder Briefgemeinschaft“ –, sondern als eine leibhafte, zu partnerschaftlicher Zusammenarbeit in allen uns gemeinsam aufgegebenen Fragen verpflichtende, macht wiederum der Artikel 4 (4) deutlich, in dem es heißt: „In der Mitverantwortung für diese Gemeinschaft nimmt der Bund Aufgaben, die alle evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik und in der Bundesrepublik Deutschland gemeinsam betreffen, in partnerschaftlicher Freiheit durch seine Organe wahr.“ Die rechtlich selbständigen und unabhängigen Organe des Bundes sind also berechtigt und verpflichtet, mit den Organen der Gliedkirchen in der BRD uns gemeinsam angehende Aufgaben anzugreifen.

Der Vorwurf, die Ordnung des Bundes vertrete einen spiritualistischen Kirchenbegriff, die als festgehalten behauptete Gemeinschaft mit den evangelischen Kirchen in der BRD sei rein geistlicher Art, ist durch Artikel 4 (4) gegenstandslos geworden. Der Bund hat Organe, die gemeinsame Aufgaben wahrzunehmen haben.

Die mit besonderer Leidenschaft vorgetragenen Vorwürfe, mit der Gründung des Bundes werde die Gemeinschaft der evangelischen Kirchen in Deutschland einseitig gebrochen, man schleiche sich aus purer Angst heimlich aus der EKD heraus, aus reinem

Selbsterhaltungstrieb beuge man sich dem staatlichen Druck und seiner willkürlichen Verfassungsinterpretation, man unterstütze faktisch die These von zwei antagonistischen Gesellschaftssystemen und mache sich damit an der Selbstzerstörung der Welt mitschuldig, man bleibe der Welt das Zeugnis von der Grenzen aufhebenden Kraft des Evangeliums schuldig – alle diese Vorwürfe werden im Grunde durch eine einzige Tatsache widerlegt: durch die Stellungnahmen außerkirchlicher Stellen (und ihrer Sprecher in der Kirche) zu der Ordnung des Bundes und durch ihre scharfe Polemik gegen Artikel 4 (4). Sie alle vermissen eine erklärte Absage an die EKD. Für sie würde die Gründung des Bundes erst dann mehr als ein nur formal-juristisch der Verfassungswirklichkeit Rechnung tragender Akt sein, wenn in ihm etwa erklärt würde: „Auf Grund des Einflusses NATO-höriger Kreise auf die EKD sehen sich die evangelischen Kirchen in der DDR gezwungen, aus der EKD auszutreten und einen selbständigen Kirchenbund zu bilden.“ Am unverhülltesten hat das Propst Scheidung bei der Beratung der Arbeitsgruppe „Christliche Kreise“ beim Nationalrat der Nationalen Front ausgesprochen (NZ 28. 2. 1969): „Wir erwarten jetzt sowohl organisatorisch als auch politisch eine konsequente Trennung von der EKD! Die Frage nach dem Grund des Zusammenschlusses der Kirchen in der DDR kann eben nicht allein formal mit dem Hinweis auf die Verfassung der DDR beantwortet werden. Zugleich muß das Spezifische unserer Verfassungswirklichkeit berücksichtigt werden.“ Ganz ähnlich hieß es vorher auf der Tagung des Präsidiums des Hauptvorstandes der CDU in Halle (NZ 11. 2. 1969): „Die Abkehr der evangelischen Kirchen unseres Staates von den unter NATO-Einfluß stehenden westlichen Kirchen ist also durchaus nicht nur ein juristisches Problem, sondern bedeutet vor allem, gesellschaftliche Konsequenzen aus der Verfassungswirklichkeit unserer sozialistischen Republik zu ziehen.“ Und in einem Brief, den der Vorsitzende des Bundes evangelischer Pfarrer in der DDR am 1. 3. 1969 an mich geschrieben hat, heißt es: der Pfarrerbund habe sich zunächst darüber gefreut, daß mit der Einsetzung der Strukturkommission der Wille der Kirche zum Ausdruck gekommen sei, der neuen staatsrechtlichen Lage Rechnung zu tragen, „um echt und ehrlich einen neuen Anfang zu machen und die Belastungen, die sich mit den vergangenen Jahren der EKD verbinden, nicht nur institutionell, sondern vor allem geistig und geistlich zu überwinden“. Um so enttäuschter sei man über das, was nun herausgekommen sei. „Es erfüllt uns mit großer Sorge, daß von der ‚besonderen Gemeinschaft der evangelischen Christenheit in Deutschland‘ als einem ohne weiteres unproblematischen, ja theologisch zu verfechtenden, geschichtlich gewachsenen Resultat ausgegangen wird, die nach wie vor eine Partnerschaft der evangelischen Kirchen in der DDR mit denen in der westlichen Bundesrepublik begründen. Nach allem, was bei der fehlenden Unterrichtung der Gemeinden und auch der Pfarrerschaft zu hören und zu vermuten ist, handelt es sich mit dem Artikel 4 (4) des Entwurfs der Strukturkommission nur darum, die alten Bindungen an die EKD in modifizierter Weise aufrechtzuerhalten.“

Die hier unverhohlen geforderte und in dem Text der Ordnung des Bundes vermißte ideologische Begründung für die rechtliche und organisatorische Vervollständigung der Gliedkirchen der EKD in der DDR kann und wird von uns nicht gegeben werden. Wenn sie gegeben würde, wäre die Gründung des Bundes in der Tat status confessionis: denn sie wäre die Preisgabe der Bruderschaft und damit Verleugnung Jesu Christi. Aber an eine derartige ideologische Begründung hat niemals einer von uns auch nur von ferne gedacht. Der Staat muß freilich wissen: die evangelischen Kirchen in der DDR sind mit der Schaffung selbständiger, unabhängiger Organe der Leitung in der Respektierung der mit der Verfassung gegebenen staatskirchenrechtlichen Festlegungen bis an die äußerste Grenze des ihnen Möglichen gegangen. Jede darüber hinausgehende Forderung würde als die Zumutung, die Bruderschaft zu verleugnen, aufgefaßt werden müssen und würde eine Kirchenkampfsituation heraufbeschwören. Die Strukturkommission hat gemeint, daß die unaufgebbare Gemeinschaft der evangelischen Kirchen in Deutschland nicht um

jeden Preis durch das Weiterbestehen der EKD-Organе sichtbar gemacht werden müsse – also auch um den Preis, daß diese Organe nicht fungieren können, und um den Preis, daß damit gegen staatsgesetzliche Festlegungen gehandelt wird. Sie ist vielmehr der Überzeugung, daß sich die bestehende und festzuhaltende Gemeinschaft der evangelischen Kirchen in Deutschland aufrechterhalten läßt unter Respektierung der staatlichen Gesetze und durch die Bildung neuer funktionsfähiger Organe. Wir haben das, was in Fürstenwalde bekannt geworden ist, nicht verraten, wenn wir den Bund gründen. Es ist dort ausdrücklich erklärt worden: „Wir werden uns so weit freizugeben haben, daß wir unserem Auftrag in dem Teil Deutschlands, in dem wir leben, gerecht werden.“ Eines muß indessen offen eingestanden werden – und hier nehme ich das auf, was Bischof D. Fränkel in seinem Synodalbericht gesagt hat –, daß wir hinsichtlich der Frage gemeinsamer Organe der Leitung eine andere Stellung einnehmen. In Fürstenwalde ist gesagt worden, daß gemeinsame Einrichtungen in der Leitung der Einheit und dem Auftrag dienen. Aber damals standen wir verfassungsrechtlich gesehen in einer anderen Lage. Es galt die alte Verfassung noch, und nach dieser waren die Organe der EKD verfassungsrechtlich legal. Wir haben damals die Organe gemeinsamer Leitung bejaht im Blick auf ihre der Einheit und dem Auftrag dienende Funktion. Heute stehen wir vor der bitteren Tatsache, daß die Ordnung gemeinsamer Organe seit Inkrafttreten der neuen Verfassung uns diesen Dienst für die Einheit und die Ausrichtung des Auftrages so nicht mehr leisten, sondern eher gefährden. Die Organe haben dem Auftrag zu dienen; sie sind darum stets zu befragen, ob sie dies leisten. Wenn nicht, sind sie zu verändern. Dies ist mit der Bildung des Bundes vorgesehen.

Daß dies keinen Bruch mit Fürstenwalde darstellt, haben die EKD-Synodalen auf der Informations-Tagung in Magdeburg im vergangenen März in ihrer Erklärung mit überwiegender Mehrheit ausgesprochen, in der es heißt: „Sie (die Synodalen) sehen im Bund eine Möglichkeit, die Gemeinschaft des Zeugnisses und Dienstes der in ihm zusammengeschlossenen Kirchen zu vertiefen. Sie erkennen, daß seine Ordnung die Fortführung des der Kirche aufgetragenen Christus-Dienstes der Versöhnung in zwei entgegengesetzten Gesellschaftsordnungen, wie er in der Erklärung von Fürstenwalde als maßgeblich bezeichnet wurde, nicht aus-, sondern einschließt. Sie sehen daher keine Veranlassung, der Bildung des Bundes zu widersprechen.“

Wie soll es mit der EKD weitergehen? Hier ist noch nichts festgelegt. An diesem Punkt haben wir Zeit. Es scheint mir ausgeschlossen zu sein, die Gründung des Bundes abhängig machen zu wollen von bestimmten Regelungen, die die Organe der EKD vorher getroffen haben, oder von bestimmten Schritten, die vorher getan worden sein müßten. Die Gliedkirchen in der BRD haben uns volle Handlungsfreiheit gelassen. Ich meine, daß wir auch unsererseits ihre Freiheit zu handeln respektieren und ihrer Einsicht etwas zutrauen sollten. Klar ist freilich eines: Wenn die Organe des Bundes gebildet sind, müssen sie Kompetenzen wahrnehmen können, die bisher die EKD-Organе hatten und d. h.: wenn die Organe des Bundes ihre Arbeit aufgenommen haben, können die Organe der EKD nicht mehr auf längere Zeit daneben bestehen. Das bedeutet nicht etwa, daß in dem Augenblick, in dem die Organe des Bundes gebildet sind, die EKD-Organе automatisch zu bestehen aufhören. Es bedarf vielmehr für eine Übergangszeit beider Organe, damit Vereinbarungen und Übergangsregelungen zwischen beiden getroffen werden können. Die in der DDR wohnenden Mitglieder des Rates der EKD haben jedenfalls erklärt, daß sie ihre Funktionen erst dann als beendet erklären könnten, wenn feststeht, daß die Organe des Bundes funktionieren und daß ihre personelle Besetzung die Gewähr dafür bietet, daß durch sie die Gemeinschaft der evangelischen Christenheit in Deutschland praktiziert werden wird. Ich meine, daß wir zu ihnen Vertrauen haben und es ihnen auch ausdrücklich aussprechen sollten.

Worauf es jetzt ankommt, ist, daß möglichst schnell die Organe des Bundes gebildet werden. Warum möglichst schnell? Haben wir nicht Zeit bis zur Herbstsynode? Diese

Frage läßt sich natürlich nicht mit einer letzten Sicherheit beantworten. Aber ich befürchte, daß uns das Warten nichts einbringt.

Wir stehen vor der Alternative, daß unsere Kirchen entweder den Bund eingehen müssen oder hoffnungslos auseinanderdividiert werden. So schmerzlich es ist, daß wir die Institution der EKD mit ihren Organen, die in der Vergangenheit so viel für uns bedeutet und die wir lieb gehabt haben, unter der Not der Verhältnisse nicht aufrechterhalten können – wer hier gar keinen Schmerz empfindet, wäre für den Bund sicher ungeeignet –, so gibt es offenbar keinen anderen Weg, um einerseits die Gemeinschaft der Gliedkirchen in der DDR zu wahren und für den gemeinsamen Auftrag enger zusammenzuschließen und andererseits an der Gemeinschaft der evangelischen Christenheit in Deutschland festzuhalten. Wir sollten vor allem das Positive sehen, daß Gott uns nicht nur Schmerzen bereitet, daß er uns nicht nur politischem Zwang ausliefert und uns das Nachgeben zumutet, sondern daß er uns unter der Not und dem Druck der Situation die Chance einer neuen Freiheit schenkt, die wir tapfer ergreifen sollten.

Auf der Tagung der Synode der Kirchenprovinz Sachsen spielte die EKD-Frage eine stärkere Rolle als in den anderen Synoden. Sie folgte der Darlegung Bischof Krusches, daß die bisherige Form der Gemeinschaft in der EKD nicht durchgehalten werden könne, aber die organisatorische Änderung dazu dienen solle, die Gemeinschaft selbst auch weiterhin zu ermöglichen. Die Synode stimmte der Ordnung des Kirchenbundes zu, in zweiter Abstimmung mit 101 Ja-Stimmen, 5 Nein-Stimmen und 8 Enthaltungen. Sie beschloß folgendes Wort an die Gemeinden:

WORT AN DIE GEMEINDEN

*der Synode der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen
zur Ordnung eines Bundes der Evangelischen Kirchen
in der DDR vom 13. April 1969*

Die Synode der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen hat auf ihrer außerordentlichen Tagung am 12. und 13. April 1969 der Bildung eines Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR zugestimmt. Die Gemeinden haben für diese Tagung der Synode gebetet. Wir danken ihnen dafür und bitten sie, die Entscheidung der Synode mitzutragen. Dazu soll die folgende Information dienen:

Wir sind überzeugt, mit der Bejahung des Bundes im Gehorsam gegen den Herrn zu handeln, der seiner Kirche den Dienst des Evangeliums aufgetragen und sie dazu befreit hat, ihre Organisationsformen so zu gestalten, daß sie ihren Auftrag in gemeinsamem Zeugnis und Dienst recht erfüllen kann.

Die bisherige Ordnung für die Zusammenarbeit der evangelischen Kirchen in der DDR reicht dazu schon lange nicht mehr aus. Zu vieles wird noch immer nebeneinanderher getan. Die Synode erkennt in dem Bund eine Möglichkeit für die evangelischen Kirchen in der DDR, ihren Christdienst besser als bisher zu tun und auf diese Weise enger zusammenzuwachsen.

Wir sind uns bewußt, daß der äußere Anstoß zur Bildung des Bundes von der neuen Verfassungssituation der DDR ausgegangen ist. Wir wissen, daß darum die Bildung des Bundes mißdeutet werden kann. Es könnte so scheinen, als würde hier aus Gründen der Selbsterhaltung politischen Forderungen leichtfertig nachgegeben, die bisherige Gemeinschaft der evangelischen Christenheit in Deutschland preisgegeben und damit der Diffamierung der EKiD und einzelner ihrer Amtsträger zugestimmt. Wir widersprechen dieser Mißdeutung und erklären, daß wir mit der Bejahung des Bundes in freiem Gehorsam allein unserem Herrn zu folgen versuchen, der den Dienst seiner Kirche unter den gegebenen Verhältnissen in der DDR regiert.

Um der Grenzen überschreitenden Versöhnungstat unseres Herrn willen müssen wir mit der Bejahung des Bundes an der Bruderschaft mit den Kirchen in anderen Gesellschaftsordnungen festhalten. Wir bekennen uns zu der besonderen Gemeinschaft aller evangelischen Kirchen in Deutschland, wie sie durch eine gemeinsame Geschichte von Anfechtung, Schuld, Vergebung und Segnung gewachsen ist. Die Fürstenwalder Synode hatte erklärt: „Wir tragen füreinander Verantwortung, darum dürfen wir uns nicht loslassen. Wir haben kein Recht, uns gegenseitig zu bevormunden. Wir dürfen nicht den Versuch machen, einer den anderen zu beherrschen. Wir werden uns gegenseitig so weit frei zu geben haben, daß wir unserem Auftrag in dem Teil Deutschlands, in dem wir leben, gerecht werden.“

Der Bund wird in rechtlicher und organisatorischer Selbständigkeit an Aufgaben, die den evangelischen Kirchen in der DDR und der BRD gemeinsam gestellt sind und für die sie eine gemeinsame Verantwortung tragen, mitarbeiten. Damit könnte die Kirche ein Beispiel dafür geben, wie über Staatsgrenzen hinweg und in unterschiedlichen Gesellschaftsordnungen Zusammenarbeit in partnerschaftlicher Freiheit möglich ist.

Die Landessynode der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens stimmte auf ihrer Tagung vom 15. bis 19. März 1969 der Ordnung des Bundes in 2. Lesung mit 57 Ja-Stimmen bei 3 Nein-Stimmen zu. Sie beschloß das folgende Informationswort an die Gemeinden:

WORT AN DIE GEMEINDEN

*der Landessynode der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens
auf ihrer Tagung vom 15. bis 19. März 1969 in Dresden/Plauen zur Gründung
eines Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR*

Seit längerer Zeit sind unter den evangelischen Landeskirchen in der DDR Überlegungen im Gange, wie die bestehende Gemeinschaft in Zeugnis und Dienst vertieft und intensiviert werden kann. Auch machte sich mit der Einführung einer neuen Verfassung in der DDR eine Prüfung der Situation hinsichtlich gemeinsamer kirchlicher Arbeit notwendig. Darum setzten die 8 Landeskirchen im Bereich der DDR eine Strukturkommission ein, deren Mitglieder von den Kirchenleitungen ernannt und bevollmächtigt wurden. Die Kommission erarbeitete zunächst einen vorläufigen Entwurf zur Ordnung eines Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR. Dieser vorläufige Entwurf wurde den Kirchenleitungen zur Stellungnahme zugeleitet. Diese gaben den Entwurf mit einer Anzahl von Änderungswünschen an die Strukturkommission zurück und bekundeten dabei einhellig den Wunsch nach größtmöglicher Zusammenarbeit der Landeskirchen. Nunmehr hat die Strukturkommission ihre Arbeit abgeschlossen und die Ordnung des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR nach Annahme durch die Konferenz der Kirchenleitungen in der DDR, den Synoden der Landeskirchen zur sachlichen Prüfung übergeben. Somit war auch unsere Landessynode als das gesetzgebende Organ unserer Landeskirche vor die Entscheidung gestellt, ob sie die Ordnung in dem Wortlaut, in dem sie vorliegt, annehmen und damit ihr Ja zu einer größtmöglichen Gemeinschaft der Landeskirchen in der DDR sprechen wollte. Zum Inhalt dieser Ordnung sei auf folgenden besonders hingewiesen:

Im Artikel 1 wird festgestellt, daß der Bund die den evangelischen Kirchen in der DDR vorgegebene Gemeinschaft, wie sie bisher schon in der Konferenz der evangelischen Kirchenleitungen geübt worden ist, vertiefen möchte. Als ein Zusammenschluß von bekenntnisbestimmten und rechtlich selbständigen Gliedkirchen strebt er ein Zusammenwachsen der Kirchen in der Einheit und Gemeinsamkeit des christlichen Zeugnisses und Dienstes an. Dabei ist eindeutig festgehalten, daß der Dienst am Wort und

die Verwaltung der Sakramente in den Gliedkirchen des Bundes nach der Ordnung ihres Bekenntnisses geschieht. Das heißt also, daß ungeachtet aller gegenwärtigen und künftigen Gespräche um ein gemeinsames Abendmahlsverständnis die bekennnisgebundene Abendmahlslehre und Praxis respektiert wird. Als Aufgaben des Bundes hält die Ordnung in Art. 4 insbesondere fest: Die Stärkung der Gemeinschaft der Gliedkirchen im Bemühen um gemeinsames Handeln, Förderung und Koordination der Mitarbeit der Gliedkirchen in der Ökumene sowie das Bekenntnis zur besonderen Gemeinschaft der ganzen evangelischen Christenheit in Deutschland. Unsere Synode hat nun während ihrer Tagung im März eine Reihe von Eingaben erhalten, in denen der Absatz 4 des Artikels 4 heftig kritisiert wird. In den Eingaben wird u. a. behauptet, daß Art. 4 Abs. 4 im Widerspruch zur Gesetzlichkeit der DDR stünde, weil er eine Bindung an die Kirchen der Deutschen Bundesrepublik festhalte. Es muß mit Nachdruck erklärt werden, daß solche und ähnliche Behauptungen unverständlich sind, da sie im Text keinerlei Begründung haben, zumal jene Eingaben sich offensichtlich nur auf Art. 4 Abs. 4 gründen möchten, ohne den Absatz 2 des gleichen Artikels berücksichtigt zu haben, in dem es völlig unmißverständlich heißt:

Der Bund nimmt die gemeinsamen Aufgaben der in ihm zusammengeschlossenen Gliedkirchen *selbständig* und *unabhängig* wahr.

Daß jetzt daran Anstoß genommen wird, daß Art. 4 Abs. 4 von der besonderen Gemeinschaft der ganzen evangelischen Christenheit in Deutschland spricht, ist auch deshalb unverständlich, weil ja schon in dem in der kirchlichen Presse im Januar d. J. veröffentlichten Interview des Verwalters des Bischofsamtes D. A. Schönherr, auf das auch die Presseorgane der CDU und anderer gesellschaftlicher Kräfte Bezug genommen haben, eben von dieser besonderen Gemeinschaft die Rede war. Der entsprechende Abschnitt des Interviews lautet:

„Das gemeinsame Band aller Kirchen, die sich zu Christus als ihrem Herrn und Heiland bekennen, ist ihr erhöhter Herr selbst. Das ist die Ermächtigung zur ökumenischen Bewegung und zu jeder Bemühung um die Einheit der Kirchen. Aber es gibt eine zweite Ebene darunter. Auf ihr haben geschichtliche Bande ihren Wert. Man löst sie nicht ohne Not. Zeichen solcher geschichtlichen Verbundenheit sind z. B. das gemeinsame Evangelische Kirchengesangbuch und die revidierte Bibelübersetzung. Hier ist der Ausdruck ‚spezifische Gemeinschaft‘ am Platze, der in der Debatte der letzten Monate fiel. Die uns allen vorgegebene Einheit in Jesus Christus kann nicht aufgegeben werden, die spezifische Einheit geschichtlicher Verbundenheit soll nicht aufgegeben werden. Es wird noch eine Reihe von Problemen gemeinsam gelöst werden müssen, z. B. das Tauf- und Abendmahlsproblem, die Fragen der Autorität der Bibel und die Fragen des Amtes, um nur einige zu nennen. Ein anderes ist es, ob solche spezifische Gemeinschaft sich in gemeinsamen Organen der Leitung und Verwaltung ausdrücken muß.“

Diese Sätze sprechen von den geschichtlich gewachsenen besonderen Bindungen und von den bleibenden gemeinsamen Aufgaben. Und es ist gesagt, daß sich solche besondere Gemeinschaft nicht unbedingt in gemeinsamen Organen der Leitung und Ordnung ausdrücken muß. Dem letzteren tragen die Kirchen in der DDR Rechnung, wenn sie sich nun zu einem Bund zusammenschließen, der selbständig und unabhängig seine Aufgaben wahrnehmen wird. Damit zugleich aber verbleiben ihnen das Erbe einer gemeinsamen Geschichte und die gemeinsamen Aufgaben, sich geistlichen, theologischen und kirchlichen Fragen zu stellen. Wir können und wollen nicht geringschätzen, was es bedeutet, daß sowohl die Christen in der DDR wie auch die in der Deutschen Bundesrepublik einen gemeinsamen Text der Lutherbibel haben, daß sie ein gemeinsames Evangelisches Kirchengesangbuch benutzen, daß sie mit allen deutschsprachigen Christen einen gemeinsamen Vaterunser-Text beten und daß sie sich im gemeinsamen theologischen Fragen und Forschen um das rechte Verständnis der Heiligen Schrift und den rechten Brauch der Sakramente mühen.

Es wäre Ungehorsam gegen den Herrn der Kirche und Undankbarkeit gegenüber den der evangelischen Christenheit in ganz Deutschland geschenkten Erkenntnissen, Glaubenserfahrungen und praktischen Glaubensbewährungen, wenn wir jetzt diese besondere Gemeinschaft verleugnen wollten. Wir können darum die Ordnung des Bundes als einen Versuch bejahen, kirchliche Organisationsformen so zu gestalten, daß sie unserem gegenwärtigen Auftrag des Zeugnisses heute und hier dienen. Wenn unsere Synode diese Ordnung angenommen hat, dann in nüchterner Einschätzung der gegebenen Situation, aber auch in der Hoffnung, daß damit der organisatorisch-institutionelle Rahmen für einen neuen Aufbruch der evangelischen Kirchen in der DDR zu gemeinsamem Zeugnis und Dienst gegeben sein möchte.

Auf der Tagung der Landessynode der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburg vom 19. bis 23. März in Schwerin führte Landesbischof Beste zum Kirchenbund folgendes aus:

Generalsuperintendent D. Schönherr hat in seinem Interview ausgeführt, daß es sich um einen Bund handelt, der für die Kirchen innerhalb der Deutschen Demokratischen Republik nötig wird, und Sie sehen auch aus den Bestimmungen und der Anlage des Entwurfes, daß man der Evangelischen Kirche in Deutschland mit ihrer Grundordnung von 1948 in manchen Stücken gefolgt ist und in dieser Weise das Verhältnis der Kirchen zueinander ordnen will. Es handelt sich also nicht um eine Einheitskirche, die für die acht Landeskirchen mit zentraler Leitung und mit sehr stark ausgebauten zentralen Leitungsbefugnissen gebildet werden sollte, etwa in der Art, wie 1933 der Versuch der Deutschen Christen zu einer Einheitskirche ganz Deutschlands gemacht worden ist, sondern es ist hier ausgegangen von dem Charakter des Zusammenschlusses als Bund der evangelischen Kirchen in der DDR, wobei in Artikel 1 Abs. 2 deutlich steht: „Der Bund ist ein Zusammenschluß von bekenntnisbestimmten und rechtlich selbständigen Gliedkirchen.“ Aber dabei wird gleich hinzugefügt, daß dieser Bund anstrebt, in der Einheit und Gemeinsamkeit des christlichen Zeugnisses und Dienstes gemäß dem Auftrag des Herrn Jesus Christus zusammenzuwachsen. Insoweit ist ein Akzent und ein Ziel gegeben, das man nicht übersehen sollte. In Artikel 2 heißt es: „Der Dienst am Wort, die Verwaltung der Sakramente geschieht in den Gliedkirchen und Gemeinden nach der Ordnung ihres Bekenntnisses.“ – Insofern ist auch hier ganz deutlich, daß es sich in der gleichen Weise wie in der Ordnung der Evangelischen Kirchen Deutschlands darum handelt, daß die Gliedkirchen ihr Bekenntnis ernst nehmen. Andererseits ist die Gemeinschaft der Kirchen innerhalb der DDR in dieser Ordnung des Bundes ganz deutlich herausgestellt. Das finden Sie in vielen anderen Bestimmungen, auch in der Bestimmung, daß die Teilnahme am Heiligen Abendmahl allen Gliedern offensteht, und auch, daß die Diener am Wort in den einzelnen Landeskirchen untereinander sich austauschen können, daß sie die Kanzel des anderen nach den Ordnungen, die die Kirchen jeweils haben, ohne weiteres auch einnehmen können.

Der Bund mit seinen Aufgaben hat natürlich auch einige Fragen für diejenigen, die nun das frühere Verhältnis zur Evangelischen Kirche in Deutschland ins Auge fassen wollen, und dabei muß auch auf Artikel 4, besonders auf Artikel 4 Abs. 4 aufmerksam gemacht werden, der vielerlei Diskussionen und Auseinandersetzungen erforderlich gemacht hat. Eine einheitliche Meinung war sehr schwer herbeizuführen und ist auch aufs Ganze gesehen nicht erreicht. Dem einen ist hier zu wenig die Gemeinschaft mit der Evangelischen Kirche in Deutschland in dem Raum der Bundesrepublik betont, dem anderen wieder erscheint dies Ganze doch auch nicht recht ausreichend, wenn man an andere Gesichtspunkte denkt, die eben besonders für unsere Lage und unsere Kirchen hier maßgebend sein sollten. Es ist aber versucht worden, die Meinungen zusammenzufügen, und aus diesem Grunde ist der Artikel 4 Abs. 4 in der Ihnen vorliegenden Fassung nun so in die Ordnung hineingekommen. Ich muß auch darauf aufmerksam machen,

daß der Artikel 14 eine längere Auseinandersetzung nötig machte, weil bei der Konferenz der Kirchenleitungen, die künftig das Leitungsorgan bilden soll, zunächst von verschiedenen Mitgliedern des Strukturausschusses daran gedacht war, daß die Größe der Kirchen maßgeblich sein müßte, und zwar so, daß die größeren 4 Kirchen je 2 Vertreter in der Konferenz haben sollten mit Stimmrecht und daß die kleineren Kirchen nur je einen Vertreter haben sollten. Bei den Beratungen hat sich aber doch die Meinung durchgesetzt, daß man es bei dem gleichen Stimmwert für die einzelnen Kirchen lassen möchte und daß dafür aber 7 von der Synode zu wählende Mitglieder in die Konferenz der Kirchenleitungen mit hineinkommen, dazu der Präses der Synode, so daß 8 Synodale neben den 16 von den Kirchenleitungen entsandten Gliedern die Konferenz bilden werden, so daß im ganzen 24 Personen dasein werden. Mit dem Leiter des Sekretariats sind es dann 25 Personen, die aber auch durch Berater und andere Mitarbeiter ergänzt werden. Diese Frage hat vielfach zu Diskussionen geführt, aber schließlich dies Ergebnis gefunden, das Sie hier in Artikel 14 finden. Ferner ist auch noch auf zwei Organe, die vorgesehen sind, hinzuweisen, die Synode des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR und die Konferenz der Kirchenleitungen. Freilich ist auch noch die Rede von einem Konvent der Bischöfe (der leitenden Geistlichen). Aber als Organe hat man diesem Konvent keine Aufgaben zuweisen wollen; erstens, weil sie sich von selbst ergeben, aber auch andererseits, weil die Synode des Bundes in der Evangelischen Kirche in der DDR nicht in irgendeiner Weise eingeschränkt werden sollte. Sie werden bei dem Durchsehen der Ordnung des Bundes auf mancherlei Probleme gestoßen sein, die jetzt zu beantworten noch nicht möglich ist; auf Fragen sei aber nachher gern Auskunft gegeben ...

Verehrte liebe Brüder und Schwestern, wir sind alle auch sicher der Überzeugung, daß es nur sehr schwer werden kann, daß wir die 1948, also erst vor 20 Jahren getroffenen Ordnungen jetzt so ändern müssen und daß wir eine Verselbständigung der Kirchen in der DDR in einem Bund herbeiführen müssen. Auf der anderen Seite aber müssen wir ja nun auch gerade erkennen, daß bestimmte Notwendigkeiten der verschiedenen und von mir genannten Art vorliegen und daß wir dem nun auch Rechnung tragen müssen um des Dienstes willen, den wir ausrichten sollen. Wir müssen auch den Vorwürfen, die fortwährend erhoben worden sind, wenn sie auch nicht berechtigt waren, damit entgegentreten, daß wir einer organisatorischen oder rechtlichen Abhängigkeit oder der Möglichkeit, daß uns in unseren kirchlichen Entschlüssen die Beschlüsse von vornherein schon zudiktiert werden könnten, entgegentreten. Wir müssen uns freihalten von allen diesen Vermutungen und Möglichkeiten. Auf der anderen Seite müssen wir aber in einem ökumenischen Zeitalter die Gemeinschaft der Kirchen auch in Deutschland, in den beiden Teilstaaten, die sich einander in einer antagonistischen Weise gegenüberstehen, so festhalten, wie es vom christlichen Standpunkt aus nur irgend möglich ist. Daß dies keine leichte Aufgabe sein wird, wissen wir. Wir müssen aber immer neu versuchen, diese Wege zu suchen, die Gemeinschaft festzuhalten.

Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß vor wenigen Tagen, also am 18. März, der Oberkirchenrat, und zwar Herr Oberkirchenratspräsident Dr. Müller, vom Hauptreferenten des Rates des Bezirkes Schwerin aufgesucht wurde und daß dieser im Namen des Rates des Bezirkes eine Erklärung abgegeben hat, etwa folgenden Inhalts: Dem Rat des Bezirkes sei bekannt, daß sich die Landessynode in ihrer bevorstehenden Tagung mit der Ordnung des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR beschäftigen werde. Nachdem der Rat des Bezirkes aus Berlin den Wortlaut des Artikels 4 Abs. 4 der Ordnung erfahren habe, müsse er Bedenken anmelden. Artikel 4, 4 stehe nach der Meinung des Rates nicht in Übereinstimmung mit Artikel 39 Abs. 2 der Verfassung der DDR. Nachdem die Bischöfe sich der Meinung des Herrn Landesbischofs Mitzenheim angeschlossen hätten, daß es in Deutschland zwei antagonistische Staaten gäbe, sei es nicht verständlich, daß man eine partnerschaftliche Gemeinschaft mit den Kirchen in der Bundesrepublik halten wolle. In einem dem epd gegebenen Interview habe Präses Scharf

erklärt, daß die EKD bestehenbleibe. Nach Meinung des Rates des Bezirkes könne es Synodalen, die Bürger der DDR sind, nicht zugemutet werden, daß ihnen eine solche Ordnung zur Beschlußfassung vorgelegt wird. Der Hauptreferent erinnerte ausdrücklich an die Ausführungen des früheren Ratsvorsitzenden Grieb im März 1967 gegenüber den Vertretern der Kirchenleitungen im Zusammenhang mit dem Beschluß der Landes-synode über die Zugehörigkeit der Landeskirche zur Evangelischen Kirche in Deutsch-land ...

Die Lutherischen Kirchen Sachsen, Thüringen und Mecklenburg haben bei den Vorbe-reitungen der Strukturkommission und bei der Überarbeitung der Bestimmungen in Offenheit und Hingabe mitgewirkt. Es war unser Bestreben, durch die Mitarbeit zu be-zeugen, daß die Gemeinschaft der Evangelischen Kirchen in der DDR, die im Laufe der Jahre durch die Verhältnisse, die von Gott gegeben sind, jedenfalls unter dem Ruf unseres Gottes stehen, so gewachsen ist, daß wir einander recht dienen wollen. Der Dienst der lutherischen Kirchen bedeutet nicht, daß wir irgendeine Bevormundung der Gemeinschaft durch irgendwelche kirchenpolitischen Absichten herbeiführen wollten, sondern er zeigt die Gemeinsamkeit, mit der die gesamte Ordnung vorbereitet wurde. Auch im Gespräch mit vielen, die aus mancherlei Gründen in allem nicht ohne weiteres zustimmen konnten, hat sich ergeben, daß wir miteinander auf dem Wege sind, wobei gerade auch die lutherischen Kirchen unter einer besonderen Aufgabe stehen, die die unierten Kirchen anerkennen. Die große Gemeinschaft der unierten Kirchen, die Evan-gelische Kirche der Union, die ja zum größten Teil innerhalb der DDR ist, ist mit dieser engen Partnerschaft, ja brüderlichen Gemeinschaft von vornherein einverstanden und hat nicht in irgendeiner Weise eine Einheitskirche oder ein Heraustreten aus der Bekenntnisbestimmtheit, wie es in der Grundordnung verankert ist, herbeiführen wollen. Ich möchte dies ausdrücklich sagen, weil sich vielerlei Mißverständnisse ergeben haben. Es hat sich nämlich die Frage ergeben, ob nicht irgendwie eine Chance bestanden hätte, bei dem Entwurf eines Bundes zu einer vollen Kirchengemeinschaft zu kommen, die nun in ganz neuer Weise die Kirchen in der DDR hätte zusammenführen sollen, etwa durch die Auflösung der Landeskirchen nach schematischen oder gar nach besonderen Gesichtspunkten der Gleichförmigkeit oder der gleichen Zahl der Glieder oder nach anderen Gesichtspunkten. Das alles ist aber kaum in den Beratungen wirksam geworden. Man hat das von vornherein nicht als möglich bezeichnet. Es muß, wie die Dinge liegen, bei den Landeskirchen und ihren rechtlichen Verhältnissen bleiben. Auch die ekklesiolo-gischen Fragen lassen sich jetzt nicht lösen. Wenn man das wollte, würde man neue Spaltungen herbeiführen, die dann unausweichlich wären. Wir bekommen nämlich nicht nur zu hören, wir hätten hier etwas versäumt. Ich habe gerade auch mancherlei Stimmen gehört und auch einen sehr ernsten Brief bekommen, der mich darauf hinweist, daß hier etwa eine Umgehung der Wahrheitsfrage versucht würde, die vom Evan-gelium und vom lutherischen Bekenntnis her nicht möglich wäre. Wir stehen hier also sozusagen in zwei Feuern, von zwei Seiten her. Dem einen ist es zu wenig, dem andern ist es zu viel. Ich denke aber, daß die Ordnung des Bundes alle Möglichkeiten in sich schließt, in dem Wachstum der Gemeinschaft vorwärtszukommen.

Die Mecklenburgische Landessynode stimmte der Vorlage zum Kirchenbund in 3. Lesung mit 43 Ja-Stimmen bei 3 Enthaltungen zu.

Vor der Synode der Evangelischen Kirche des Kirchengebietes Görlitz vom 21. bis 24. März 1969 begründete Bischof Fränkel im Rahmen einer öffentlichen Gemeindeversammlung den Kirchenbundplan. Dabei führte er über das Verhält-nis zur EKD aus:

Mit der in der Bundesordnung vorgesehenen Synode und der Konferenz der Kirchen-leitungen haben sich die Gliedkirchen der EKdD im Raum der DDR eigene, selbständige

Organe der Leitung geschaffen. Hier erhebt sich nun freilich eine schwerwiegende Frage. Bedeutet der Bund nicht eine klare Absage an die Evangelische Kirche in Deutschland und damit an die Gemeinschaft der evangelischen Christenheit in Deutschland? Habt ihr auf der Synode in Fürstenwalde feierlich erklärt habt? Dazu ist folgendes zu sagen. In Art. 4, 4 heißt es: „Der Bund bekennt sich zu der besonderen Gemeinschaft der evangelischen Christenheit in Deutschland.“ Mit den Kirchen im anderen Teil Deutschlands verbindet uns ein gemeinsamer geschichtlicher Weg, der, um nur einiges zu nennen, gekennzeichnet ist durch die Theologische Erklärung von Barmen, das Stuttgarter Schuldbekenntnis und das Friedenswort der Synode von Weissensee.

Es schmerzt uns tief, wenn wir erleben müssen, daß unsere Brüder und Schwestern in der Bundesrepublik in ungerechter Weise politischer Hörigkeit bezichtigt werden. Wir stehen zu ihnen und danken ihnen für alle Zeichen ihrer brüderlichen Liebe und ihr Verständnis für unsere schwere Lage. Wir bleiben mit ihnen in der Gemeinschaft der evangelischen Christenheit in Deutschland verbunden. Diese Gemeinschaft aber ist keine platonische, sondern eine leibhaftige, die uns die bindende Verpflichtung zu partnerschaftlicher Zusammenarbeit in allen uns gemeinsam aufgegebenen Fragen auferlegt. Darum heißt es weiter in Art. 4, 4: „In der Mitverantwortung für diese Gemeinschaft nimmt der Bund Aufgaben, die alle evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik und in der Bundesrepublik Deutschland gemeinsam betreffen, in partnerschaftlicher Freiheit durch seine Organe wahr.“ Dazu stehen wir. Deshalb halte ich es auch nicht für richtig, zu behaupten, wir gäben mit dem Bund das, was wir in Fürstenwalde erklärt haben, einfach preis.

Wohl aber muß offen eingestanden werden, daß wir hinsichtlich der Frage gemeinsamer Organe der Leitung eine veränderte Stellung einnehmen. Um dies jedoch richtig zu würdigen, bitte ich folgendes zu bedenken: In Fürstenwalde standen wir verfassungsrechtlich gesehen in einer anderen Lage. Es galt die alte Verfassung, und nach dieser waren die Organe der EKID verfassungsrechtlich legal trotz aller politischen Einwände gegen die EKID. Wir haben damals die Organe gemeinsamer Leitung bejaht im Blick auf ihre der Einheit dienende Funktion. Das schließt ein, daß sich diese Frage unter veränderten Bedingungen neu stellt. Heute stehen wir vor der bitteren Tatsache, daß die Ordnung gemeinsamer Organe seit Inkrafttreten der neuen Verfassung uns diesen Dienst für die Einheit so nicht mehr leisten kann, sondern ihn eher gefährdet.

Das Ergebnis der zustimmenden Abstimmung waren 60 Ja- und 10 Nein-Stimmen bei 2 Enthaltungen.

Die vom 18. bis 20. April in Dessau versammelte Synode der Evangelischen Kirche Anhalts stimmte der Ordnung des Kirchenbundes mit 31 Ja-Stimmen und 1 Enthaltung zu. Auch die Landessynode der Evangelischen Landeskirche Greifswald gab auf ihrer Tagung am 3. und 4. Mai der Kirchenbundesordnung mit allen Stimmen bei 6 Enthaltungen ihre Zustimmung.

In den besonders eingehenden, komplizierten und an Kontroversen reichen Verhandlungen der Regionalsynode Ost der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg am 3. und 4. Mai spiegelte sich die besondere Situation der Kirche von Berlin-Brandenburg wider. Es ist deutlich, daß die künftige Zugehörigkeit der beiden Regionen dieser an ihrer Einheit weiterhin festhaltenden Landeskirche zu verschiedenen gesamtkirchlichen Zusammenschlüssen, die miteinander keine verfassungsrechtliche Verbindung haben, die Nöte dieser Kirche nicht geringer machen werden. Bischofsamtsverwalter Generalsuperintendent Schönherr begründete im Auftrage der Kirchenleitung den Zustimmungsantrag mit folgendem Referat:

*des Antrages der Kirchenleitung der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg
(Region Ost) für die Bildung des „Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR“
bei der Regionalsynode am 3./4. Mai 1969*

Nach fast einjähriger Vorarbeit legt die Kirchenleitung heute der Synode die „Ordnung des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR“ vor. Sie verbindet damit die Bitte,

1. dieser Ordnung ihre Zustimmung zu geben,
2. der Kirchenleitung die Ermächtigung zu geben, ihre Unterschrift namens der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg unter die Ordnung zu setzen.

Diese Bitte wird am Schluß meiner Einführung in einem formulierten Antrag ihren Ausdruck finden.

Über die Vorgeschichte der heute zu fällenden Entscheidung sowie über die Arbeitsweise des geplanten Bundes ist den Synodalen auf einer Reihe von Rüstern im März im einzelnen die nötige Information gegeben worden. Ich kann mich jetzt darauf beschränken, auf die Hauptgesichtspunkte für die Notwendigkeit, den Bund zu schließen, hinzuweisen:

1. Der Bund ermöglicht eine bessere Gemeinschaft und Zusammenarbeit der Landeskirchen in der DDR.

2. Der Bund macht deutlicher, daß diese Gemeinschaft und Zusammenarbeit in eigenständiger Verantwortung erfolgt.

- I. Die Gemeinde Jesu Christi hat den Auftrag, durch ihr Wort und ihre Taten Zeugnis zu geben von ihrem auferstandenen Herrn.

So sehr es auf das vielfältige Zeugnis der Christen in einer vielfältig gewordenen Welt ankommt, so sehr müssen sich die Christen für ihr Zeugnis gegenseitig fragen, mahnen, stärken und trösten. Das gilt für die kleinste Gruppe von Christen, die über der aufgeschlagenen Bibel zusammenkommt, das gilt für Kirchenkreise und Pfarrkonvente, das gilt für die historisch gewordenen Landeskirchen, das gilt aber auch – und das spüren wir heute stärker als früher – für die Christenheit in dem größeren Raum der DDR, den der „Bund“ ausfüllen soll. Darum heißt es in der Ordnung des Bundes unter Berufung auf Barmen: „Der ‚Bund‘ ruft die Gliedkirchen zum Hören auf das Zeugnis der Brüder. Er hilft ihnen zur gemeinsamen Abwehr kirchenzerstörender Irrlehren“ (Art. 1, 3).

Dem ihr gegebenen Auftrag versucht die Kirche durch eine Reihe von Einrichtungen, Anstalten, Ausbildungsstätten, durch gesamtkirchliche Aktionen und Veranstaltungen, durch Beratungen in Ausschüssen und leitenden Gremien zu dienen. Bei den Landeskirchen setzt sich allgemein die Auffassung durch, daß es aus sachlichen, aber auch aus finanziellen Gründen nicht mehr zu rechtfertigen ist, daß die einzelnen Kirchen auf vielen Gebieten dieselbe Arbeit je für sich leisten sollen, z. B. Ausbildung des Nachwuchses aller Art, kirchlicher Unterricht, Jugendarbeit. Der Bund will die notwendige Konzentration und gemeinsame Verantwortung solcher Arbeitsgebiete ermöglichen. Art. 1 (1) der Ordnung sagt hierzu: Es ist „Ziel des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR ...“, die diesen Kirchen vorgegebene Gemeinschaft und ihre in der Konferenz der Kirchenleitungen in der DDR geübte Zusammenarbeit zu vertiefen“. Eine Menge von Ansätzen zu gemeinsamer Arbeit ist bereits vorhanden. Der Wunsch, hierin noch sehr viel weiterzukommen, wird immer wieder laut. Die bisherige „Konferenz der Kirchenleitungen in der DDR“ reichte aber nicht aus, da sie nur eine sehr lose Arbeitsgemeinschaft der Kirchen auf der Basis lediglich einer Geschäftsordnung und ohne jedes synodale Organ darstellt.

Dem ihr gegebenen Auftrag sucht die Kirche auch darin gerecht zu werden, daß sie ihren einen Herrn nicht nur durch ihr Wort, sondern auch durch die Einigkeit ihrer Glieder und Gliedkirchen bezeugt. In unserem deutschen Raum haben wir es mit dem

Erbe von Landeskirchentümern zu tun. Mögen sie trotz manchmal sehr willkürlicher Setzungen lange Zeit ihren Sinn gehabt und kirchlichen Dienst in ihrem Raum gefördert haben – in einer ständig in Bewegung befindlichen Industriegesellschaft wird es immer fraglicher, ob sie in der überkommenen Form wirklich noch die zweckmäßigste Art der Organisation darstellen. Damit wird keiner zentralistisch verwalteten „Superkirche“ das Wort geredet; wohl aber wird sich der Bund einmal der Frage einer besseren organisatorischen Gliederung stellen müssen.

Wir haben es weiterhin mit der theologisch gewichtigeren Scheidung in verschiedene Konfessionen zu tun. Gewiß hat sich weithin die Überzeugung durchgesetzt, daß diese Scheidungen so bald wie möglich überwunden werden müssen. Wir denken an die Kontakte mit der römisch-katholischen Kirche und mit den Freikirchen, die sich in den letzten Jahren zu unserer Freude erheblich verstärkt haben. Wir leiden aber darunter, daß trotz der Arnoldshainer Abendmahlsbeschlüsse und der lutherisch-reformierten Lehrgespräche auf ökumenischer und auf deutscher Ebene eine volle Kirchengemeinschaft zwischen den beiden einander am nächsten stehenden Konfessionen noch nicht hergestellt worden ist. Auch dahin sind Schritte getan worden. Man vergleiche z. B. im Blick auf die Abendmahlsgemeinschaft Art. 2, 4 der Ordnung des „Bundes“ mit Art. 4, 4 der Grundordnung der Evangelischen Kirche in Deutschland, die die Sachlage zur Zeit ihrer Konzeption deutlich widerspiegeln. Alle Kirchen sind sich aber darin einig, daß es Ziel eines Bundes sein muß, „in der Einheit und Gemeinsamkeit des christlichen Zeugnisses und Dienstes gemäß dem Auftrag des Herrn Jesus Christus zusammenzuwachsen“ (1, 2). Dies erklärte Ziel kann aber nicht bei der Schließung des Bundes wie ein bereits geltendes Gesetz vorausgenommen werden; es muß uns aber als Richtpunkt unseres gemeinsamen Handelns ständig vor Augen stehen. Damit ist ein wichtiges Charakteristikum der Ordnung des Bundes berührt. Wer ein Ziel angibt, beabsichtigt, einen Weg zu gehen. Die Ordnung des Bundes will nicht ein perfekt eingerichtetes Haus darstellen, in dem die Kirchen wohnen sollen und in dem alles bis ins letzte durchgeplant und starr festgelegt ist. Sie will Regeln für einen gemeinsamen Weg der Kirchen geben, auf dem sie zusammenwachsen sollen. Es wird sich dann herausstellen, wo und zu welchem Zwecke einiges genauer festzulegen oder zu ändern sein wird. Schon bei der Konzipierung der Ordnung bestand Einigkeit darüber, daß etwaige Korrekturen auf Grund der Erfahrungen etwa zum Ende der ersten Legislaturperiode vorgenommen werden sollen.

II. Die Kirchen des Bundes bekennen, in der „besonderen Gemeinschaft der ganzen evangelischen Christenheit in Deutschland“ zu stehen (Art. 4, 4). Sie wollen damit sagen, daß die Kirchen sich in einem geschichtlichen Zusammenhang befinden, aus dem sie sich nicht einfach fortstehlen können und dürfen. Es geht nicht um ein „Bekenntnis“ im theologischen Sinne zu einer heiligen, christlichen Kirche deutscher Nation oder gar zu einem „deutschen Christus“, wie eine Zuschrift unterstellt. Es geht überhaupt nicht um eine Aussage, die im Range des Bekenntnisses zu der „einen heiligen, christlichen Kirche“ steht, wie es im Apostolischen Glaubensbekenntnis enthalten ist. Sondern es geht darum, nicht zu vergessen, was z. B. Christen in der Zeit des Kirchenkampfes an gemeinsamer Not, gemeinsamem Elend, aber auch an gemeinsamer Hilfe und Klarheit erfahren haben. Es geht darum, sich nicht um die Verarbeitung der gemeinsamen, schrecklichen Vergangenheit jener Tage und um die Wiedergutmachung der damals gemeinsam aufgehäuften Schuld zu drücken. Hier und nicht in irgendwelchen nationalistischen Überbleibseln liegt das „Besondere“ der ganzen evangelischen Christenheit in Deutschland, das nicht einfach gestrichen werden kann. Die Geschichte dieser „besonderen Gemeinschaft“ ist nach 1945 weitergegangen. Sie ist sichtbar geworden in einem großen Maß brüderlicher Hilfeleistungen, für die wir nur dankbar sein können. Sie ist aber auch markiert durch eine Reihe von Versuchen, die Vergangenheit aufzuarbeiten. Wir denken an das Stuttgarter Schuldbekenntnis, an das Darmstädter Wort der Bruder-

schaften, an die Friedenssynoden von Weißensee und Elbingerode. Wir verschließen unsere Augen auch nicht davor, daß auch der Nachkriegsweg dieser Gemeinschaft wahrlich nicht frei geblieben ist von Torheit und Schuld. Daraus mögen harte politische Folgen erwachsen. Aber die geistliche Gemeinschaft wäre erst dann gefährdet, wenn die Christen in Selbstrechtfertigung und pharisäischer Verketzerung einander aus den Augen verlieren würden.

Diese besondere Gemeinschaft der evangelischen Christenheit in Deutschland hat 1948 ihren sichtbaren Ausdruck in der Institution und den ihr zugehörigen Organen der „Evangelischen Kirche in Deutschland“ gefunden. Die EKID stellte, nach den denkwürdigen Worten ihres ersten Ratsvorsitzenden, Landesbischof Wurm, bei der Verabschiedung ihrer Grundordnung am 13. 7. 1948 in Eisenach nicht einen stolzen Dom, sondern eher eine Baracke dar, also ein Gebäude, das weder besonders imposant ist noch für alle Zeiten errichtet wird. Immerhin hat diese Baracke 20 Jahre den Landeskirchen im deutschen Raum gedient und – das muß dankbar anerkannt werden – auf vielen Gebieten nicht schlecht gedient. Freilich ist es nicht gelungen, die beiden Aussagen ihrer Ordnung „Evangelische Kirche in Deutschland“ und „Bund bekenntnisbestimmter Kirchen“ in Deckung zu bringen. Immer wieder hat es lauten Protest gegeben, wenn jemand die Zeit für gekommen hielt, den Namen „Evangelische Kirche in Deutschland“ mit dem ganzen Gewicht der darin enthaltenen Aussage „Kirche“ ernst zu nehmen und die entsprechenden Folgerungen zu ziehen. Weder im Blick auf das Landeskirchentum noch auf die konfessionelle Aufspaltung konnte bisher ein wirklich bedeutender Schritt zu größerer kirchlicher Gemeinsamkeit erreicht werden. Die Reformbedürftigkeit der gesamtkirchlichen Zusammenarbeit ist zu einem wesentlichen Anstoß für die Bildung des Bundes geworden.

Neben diesen innerkirchlichen Problemen waren es die allgemein-politischen Entwicklungen, die die Arbeit der EKID-Organen in zunehmendem Maße beeinträchtigten, ja, seit 1961 weitgehend lahmlegten. Der Rat konnte nicht mehr vollzählig zusammenkommen. Es häuften sich die Stimmen, die darauf hinwiesen, daß die Organe der EKID ihre Funktion nicht mehr ausreichend wahrnehmen konnten. Es erscheint heute als ein Versäumnis, daß nicht rechtzeitig eine Regionalordnung ähnlich der unserer Berlin-Brandenburger Kirche verabschiedet wurde. Solche Regionalordnung hätte die Möglichkeit gegeben, die Institution EKID beizubehalten, aber ihre Organe in den beiden deutschen Staaten zu verselbständigen. Das Gesetz von Fürstenwalde von 1967 war leider unvollständig. Der Beschluß des Rates für eine regionale Aufgliederung vom Mai 1968 konnte in dieser Beziehung nicht mehr zur Auswirkung kommen. Durch die neue DDR-Verfassung des vorigen Jahres, in Verbindung mit anderen Gesetzen und Verordnungen, gerieten solche kirchlichen Zusammenschlüsse, die über die Grenzen der DDR hinausgehen, in die Gefahr, staatsrechtlich für illegal erklärt zu werden. Dieser Einschätzung der Lage wird von den östlichen Organen der EKID nicht widersprochen.

So mußte eine schwerwiegende Entscheidung gefällt werden. Entweder halten wir daran fest, daß die bestehende Gemeinschaft der evangelischen Christenheit in Deutschland ihren sichtbaren Ausdruck weiterhin in den Organen der EKID findet. Wir müßten die Entscheidung so fällen, wenn zwingend gemacht werden könnte, daß der von unserem Herrn gebotene Glaubensgehorsam es so verlangte. Dann wäre es nicht entscheidend, daß die Organe der EKID kaum noch gemeinsam arbeiten können und daß sie in der Gefahr sind, staatsrechtlich für illegal erklärt zu werden.

Oder die Entscheidung wird anders gefällt:

Man sieht die Notwendigkeit, aus Gründen des Glaubens an der EKID festzuhalten, nicht gegeben. Sie war ein möglicher Ausdruck der Verantwortung der Kirche, für die Ausrichtung ihres Dienstes zu sorgen. Wird in eben dieser Verantwortung festgestellt, daß die bisherige Organisationsform ihre Aufgabe nicht mehr oder nur noch sehr unvollkommen erfüllen kann, muß eine andere Form gefunden werden. Das ist weder

willkürlich, noch heißt es, die Ordnung der Kirche „dem Wechsel der jeweils herrschenden weltanschaulichen oder politischen Überzeugung zu überlassen“ (Barmen III). Denn es geht nicht um irgendwelche Anpassung oder gar um billigen Opportunismus, sondern um die sehr verantwortliche Entscheidung, mit welcher Art von Institution und mit welchen Organen dem Christus-Auftrag der Kirchen nach unserer Überzeugung am besten zu dienen sei.

Unsere Kirchenleitung hat sich für den letzten Weg entschieden und legt demgemäß der Synode die „Ordnung des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR“ zur Verabschiedung vor. Sie handelt damit in Übereinstimmung mit den anderen Kirchenleitungen, die ebenfalls nicht meinen, die bestehende Gemeinschaft der evangelischen Christenheit in Deutschland aufzukündigen, wenn sie die Art verändern, in der diese seit 1948 sichtbar wurde. Sie wird in neuer Art fortgeführt, die freilich nicht mehr durch die Klammer gesamtdeutscher kirchlicher Organe, sondern durch die freie Partnerschaft der Organe des Bundes zu denen der Kirchen in Westdeutschland ausgedrückt wird.

So heißt es nun in Art. 4, 4 der vorgeschlagenen Ordnung des Bundes: „Der Bund bekennt sich zu der besonderen Gemeinschaft der ganzen evangelischen Christenheit in Deutschland. In der Mitverantwortung für diese Gemeinschaft nimmt der Bund Aufgaben, die alle evangelischen Kirchen in der DDR und in der BR Deutschland gemeinsam betreffen, in partnerschaftlicher Freiheit durch seine Organe wahr.“ Der Begriff „partnerschaftliche Freiheit“ wird durch Art. 4, 2 interpretiert, in dem es heißt: „Der Bund nimmt die gemeinsamen Aufgaben der in ihm zusammengeschlossenen Gliedkirchen selbständig und unabhängig wahr.“ Die acht Landeskirchen haben ihren Schritt nicht als einen Akt der Revolte verstanden. Sie haben vielmehr von Anfang an auch die Organe der EKID über ihre Absichten informiert. Auch wenn das Echo nicht ohne den Klang des Schmerzes und des Bedauerns blieb, so haben sie doch letztlich weithin Verständnis für ihren Weg gefunden.

In der Synode darf ein Wort zur Problematik der Kirche Berlin-Brandenburg nicht fehlen. Die Kirchenleitung ist der Auffassung, daß die Ordnung des Bundes die Regionalgesetzgebung unserer Kirche nicht berührt und daß diese Regionalgesetzgebung, die seit 1961 praktiziert wird und die von den zuständigen staatlichen Stellen faktisch anerkannt wurde, der staatlichen Gesetzgebung voll gerecht wird. Die Organe der evangelischen Kirche von Berlin-Brandenburg in Ost und West sind je in diesen Regionen bestellt worden und üben ihre Verantwortung je für ihren Raum selbständig und unabhängig aus. Das gilt für die Synode, die Kirchenleitung, das Konsistorium und auch für die bischöflichen Funktionen. Unsere Kirche hatte damit rechtzeitig eine Ordnung, die von dem Vorwurf der Illegalität nach ihrer Auffassung nicht erreicht werden kann. Freilich wird diese Auffassung seit Einführung der neuen Verfassung der DDR von staatlicher Seite in sich steigender Intensität in Frage gestellt.

Noch einmal: Die Kirchenleitung legt der hohen Synode die Entscheidung über ihre Bitte nicht mit hochgemuter Freude vor. Es wäre ihr sehr viel lieber, sie könnte der Synode Reformpläne im Rahmen der EKID zuleiten. Zu ihrem Schmerz hält sie das nicht mehr für möglich. Sie meint, ebenso wie die Leitungen der anderen Landeskirchen in der DDR, ihrer Verantwortung nur so nachkommen zu können, daß sie ihrer Synode eine neue Form gesamtkirchlicher Leitungstätigkeit, nun beschränkt auf die Landeskirchen der DDR, und eine neue Form, die besondere Gemeinschaft der evangelischen Christenheit in Deutschland auszudrücken und ihr gerecht zu werden, nämlich durch die Begegnung freier, voneinander unabhängiger Partner, anstatt der Verklammerung durch juristisch-institutionelle Bindungen, vorschlägt. Aber sie sieht in ihrer Mehrheit keinen anderen Weg. Lassen Sie mich das, wie es uns ums Herz ist, durch das Wort aus 2. Chronika 20 (12 c) sagen, das einmal in entscheidungsschweren Tagen der Kirche einen besonderen Ausleger gefunden hat: „Wir wissen nicht, was wir tun sollen, sondern unsere Augen sehen nach dir.“

Somit bin ich am Ende meiner einführenden Darlegungen. Ich fasse die Bitte der Kirchenleitung in folgendem Beschlusßantrag zusammen:

Synode wolle in zwei Lesungen beschließen:

Beschluß über die Ordnung des Bundes der evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik.

I. Die „Ordnung des Bundes der evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik“ in der mit Schreiben des Vorsitzenden der Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der Deutschen Demokratischen Republik vom 5. März 1969 übersandten Fassung wird für den Bereich der Regionalsynode Ost der Evangelischen Kirchen in Berlin-Brandenburg beschlossen.

II. Die Synode erteilt dem Vorsitzenden der Kirchenleitung Vollmacht, die Ordnung des Bundes zu unterzeichnen.

Allein die Synode hat das Recht zu entscheiden, ob unsere Kirche dem Bund ihre Zustimmung gibt oder verweigert. Die Kirchenleitung ist der Auffassung, daß damit keine Änderung der Grundordnung im Sinne von Artikel 131 (3) beantragt wird und darum eine Zweidrittelmehrheit nicht erforderlich ist.

Die Regionalsynode Ost von Berlin-Brandenburg stimmte der Ordnung des Kirchenbundes in 2. Lesung mit 105 Ja-Stimmen bei 43 Nein-Stimmen und 6 Enthaltungen zu. Sie beschloß dazu ein

WORT AN DIE GEMEINDEN

Die Regionalsynode Ost der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg hat auf ihrer außerordentlichen Tagung am 3. und 4. Mai 1969 in Berlin-Weißensee der Bildung eines Bundes evangelischer Kirchen in der DDR zugestimmt. Auch andere Synoden in unserem Land haben so entschieden. Die Entscheidung war schwer, da unsere Synode in der besonderen Verantwortung einer Regionalsynode zu beschließen hatte. Sie konnte jedoch davon ausgehen, daß die Regionalgesetzgebung der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg den beiden Kirchengebieten auf dem Boden West-Berlins und der DDR die Freiheit gibt, ihrem Auftrag in je eigener Verantwortung gerecht zu werden.

Kirchliche Organisationsformen haben dienende Bedeutung. Sie können geändert werden, wenn sachliche Gründe dafür sprechen. In den Formen, in denen die Evangelischen Kirchen in der DDR bisher zusammengearbeitet haben, ließen sich gemeinsames Zeugnis und gemeinsamer Dienst nur ungenügend verwirklichen. Die Synode erkennt in dem Bund eine bessere Möglichkeit, „in der Einheit und Gemeinsamkeit des christlichen Zeugnisses und Dienstes gemäß dem Auftrag des Herrn Jesus Christus zusammenzuwachsen“ (Art. 1, 2 der mit dem Synodalbeschlusß angenommenen Ordnung). Sie hat die Hoffnung, daß die Zusammenarbeit im Bund zu voller Abendmahls- und Kanzelgemeinschaft führt. An der Ordnung des Bundes wird auch nach seinem Zusammenschluß weiter gearbeitet werden müssen.

Da der äußere Anstoß zur Bildung des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR von der durch die neue Verfassung geschaffenen Situation ausging, besteht die Gefahr, daß die Bildung des Bundes mißverstanden wird. Unser aller Aufgabe muß es sein, solchen Mißdeutungen den Boden zu entziehen. Wir sind dankbar für die uns in der Evangelischen Kirche in Deutschland geschenkte Gemeinschaft. Indem wir den Bund bejahen, halten wir an der besonderen Gemeinschaft der ganzen evangelischen Christenheit in Deutschland fest, die in einer gemeinsamen Geschichte von Anfechtung und Schuld, Vergebung und Segnung, brüderlicher Hilfeleistung und gegenseitiger kritischer Befragung gewachsen ist. Eine Kirche, die von der Versöhnungstat ihres Herrn lebt, hat gerade im Spannungsfeld entgegengesetzter Gesellschaftsordnungen den Christudienst der Versöhnung zu tun.

Wir danken allen Gemeinden, die für diese Synode gebetet haben. Der Bund steht

erst am Anfang eines Weges, auf dem er die ständige Fürbitte der Gemeinde braucht, damit das Wort vom Zusammenwachsen keine leere Vokabel bleibt. Die Synode sieht den Weg, den die Evangelischen Kirchen in der DDR miteinander begonnen haben, unter der Mahnung des Apostels: „Lasset uns wachsen in allen Stücken zu dem hin, der das Haupt ist: Christus!“

Die Landessynode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Thüringen hat auf ihrer Tagung vom 2. bis 5. Mai in Eisenach die Angelegenheiten des neuen Kirchenbundes beraten. Sie stimmte ihm einstimmig zu.

Die nach außen hin so glatt erscheinende Zustimmung aller acht Landessynoden zur Gründung des neuen Kirchenbundes war nicht selbstverständlich. Das Ergebnis darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß es in einigen Landessynoden erhebliche Widerstände und gewichtige Argumente gegen diesen Weg gab. In ihnen kommt vornehmlich die Sorge zum Ausdruck, die Kirchen in der DDR könnten mit der Gründung des neuen Bundes und der organisatorischen Verselbständigung gegenüber der EKD sich zu sehr Gesichtspunkten politischer Opportunität gebeugt haben. Wieweit die leitenden Organe des Kirchenbundes über die Kraft verfügen, der hier zweifellos vorliegenden Gefahr zu widerstehen, mußte sich an der Frage entscheiden, ob sie die mit dem Art. 4 Abs. 4 der Ordnung eingeschlagene Linie im Verhältnis zu den westdeutschen Kirchen durchhalten würden.

Aber der Weg zur endgültigen Gründung des Kirchenbundes war schneller freigeworden, als mancher erwartet hatte. In einer Sitzung der Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der DDR am 10. Juni 1969 wurde die Ordnung von den Vertretern der acht Gliedkirchen unterzeichnet und in Kraft gesetzt. Der Vorsitzende der Konferenz teilte dies dem Vorsitzenden des Rates der EKD mit folgendem Schreiben mit:

Herrn Landesbischof D. Dietzfelbinger
8 München 37

Schwerin, den 30. Juni 1969

Sehr verehrter, lieber Bruder Dietzfelbinger!

Wenn es mir auch aus vielen Gründen nicht leicht wird, so möchte ich Ihnen doch heute mitteilen, daß die Konferenz der Kirchenleitungen der Evangelischen Kirchen in der DDR am 10. Juni 1969 den Beschluß gefaßt hat, daß die Synode des Bundes der evangelischen Kirchen zum 10. September 1969 nach Potsdam-Hermannswerder eingeladen werden soll. Die Ordnung des Bundes wurde unterschrieben. Ich lege Ihnen diese Ordnung bei und nehme an, daß der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland bestimmte Folgerungen ziehen wird.

Gottes Güte gebe uns, daß wir sein Wort in Ost und West gemeinsam recht verstehen und in seinem Dienst bleiben.

Mit herzlichem brüderlichem Gruß

Ihr Beste

Das Gründungsdokument hat folgenden Wortlaut:

ORDNUNG DES BUNDES DER EVANGELISCHEN KIRCHEN IN DER
DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK

Die Evangelische Landeskirche Anhalts, die Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg, die Evangelische Kirche des Görlitzer Kirchengebietes, die Evangelische Landeskirche

Greifswald, die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Mecklenburgs, die Evangelische Kirche der Kirchenprovinz Sachsen, die Evangelisch-Lutherische Kirche in Thüringen schließen sich ohne Aufgabe ihres rechtlichen Bestandes zu dem Bund der evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik zusammen.

Für den Bund der evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik gilt folgende Ordnung:

Grundbestimmungen

Artikel 1

(1) Ziel des Bundes der evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik ist, die diesen Kirchen vorgegebene Gemeinschaft und ihre in der Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der Deutschen Demokratischen Republik geübte Zusammenarbeit zu vertiefen.

(2) Der Bund als ein Zusammenschluß von bekenntnisbestimmten und rechtlich selbständigen Gliedkirchen strebt an, in der Einheit und Gemeinsamkeit des christlichen Zeugnisses und Dienstes gemäß dem Auftrag des Herrn Jesus Christus zusammenzuwachsen.

(3) Mit seinen Gliedkirchen bejaht der Bund die von der ersten Bekenntnissynode in Barmen getroffenen Entscheidungen. Er ruft die Gliedkirchen zum Hören auf das Zeugnis der Brüder. Er hilft ihnen zur gemeinsamen Abwehr kirchenzerstörender Irrlehre.

Artikel 2

(1) Der Dienst am Wort und die Verwaltung der Sakramente geschieht in den Gliedkirchen und Gemeinden nach der Ordnung ihres Bekenntnisses.

(2) Die berufenen Diener am Wort sind in allen Gliedkirchen im Rahmen der geltenden gliedkirchlichen Bestimmungen zum Dienst der Verkündigung zugelassen.

(3) Die ordnungsgemäß vollzogene Heilige Taufe wird in allen Gliedkirchen anerkannt.

Die nach den Ordnungen der Gliedkirchen vollzogenen Amtshandlungen werden gegenseitig anerkannt.

Die gliedkirchlichen Bestimmungen über das Dimissoriale bleiben unberührt.

(4) Es ist in allen Gliedkirchen festgelegt, daß evangelischen Christen, die einer der Gliedkirchen des Bundes angehören, der Zugang zum Heiligen Abendmahl offensteht. Die gliedkirchlichen Bestimmungen über die Kirchenzucht bleiben unberührt.

Artikel 3

(1) Der Bund nimmt seine Aufgaben nach innen und nach außen durch seine Organe wahr.

(2) Als ein Verband der in ihm zusammengeschlossenen Kirchen hat der Bund den gleichen Rechtsstatus wie seine Gliedkirchen.

Aufgaben

Artikel 4

(1) Der Bund verfolgt seine Ziele, indem er die Gemeinschaft der in ihm zusammengeschlossenen Gliedkirchen festigt, den Gliedkirchen bei der Erfüllung ihres Dienstes hilft und ein gemeinsames Handeln anstrebt.

(2) Der Bund nimmt die gemeinsamen Aufgaben der in ihm zusammengeschlossenen Gliedkirchen selbständig und unabhängig wahr.

(3) In der Verantwortung für den missionarischen und diakonischen Auftrag fördert der Bund die gesamtkirchlichen Werke und regelt ihre Zuordnung zum Bund.

(4) Der Bund bekennt sich zu der besonderen Gemeinschaft der ganzen evangelischen Christenheit in Deutschland.

In der Mitverantwortung für diese Gemeinschaft nimmt der Bund Aufgaben, die alle evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik und in der Bundesrepublik Deutschland gemeinsam betreffen, in partnerschaftlicher Freiheit durch seine Organe wahr.

(5) Der Bund fördert und koordiniert die Mitarbeit der Gliedkirchen in der Ökumene.

Artikel 5

(1) Der Bund kann kirchengesetzliche Bestimmungen mit Wirkung für die Gliedkirchen erlassen

- a) für Sachgebiete, die bereits gesamtkirchlich geregelt waren;
- b) für andere Sachgebiete, welche alle Gliedkirchen dem Bund zur selbständigen Regelung übertragen;
- c) für Sachgebiete, deren Regelung durch Initiative des Bundes oder einzelner Gliedkirchen gemäß Artikel 6 angeregt wird.

(2) Der Bund kann den Gliedkirchen Anregungen für ihre Arbeit geben.

Artikel 6

Die Organe des Bundes oder einzelner Gliedkirchen können den Gliedkirchen Gesetzentwürfe mit der Anfrage zuleiten, ob sie der Regelung des Sachgebietes durch den Bund zustimmen. Mit Wirkung für die zustimmenden Gliedkirchen kann die Synode das Sachgebiet kirchengesetzlich regeln. Das Kirchengesetz kann nur für diejenigen Gliedkirchen in Kraft gesetzt werden, bei denen festgestellt wird, daß sie nicht widersprechen.

Artikel 7

Einzelne oder mehrere Gliedkirchen können mit Zustimmung der Konferenz dem Bund Aufgaben übertragen oder die Entscheidung über Fragen überlassen, für welche die Gliedkirchen zuständig sind.

Organe

Artikel 8

(1) Die Organe des Bundes sind
die Synode des Bundes der evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik
die Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der Deutschen Demokratischen Republik

(2) Zur Beratung dieser Organe sind für bestimmte Sachgebiete Kommissionen zu bilden.

Artikel 9

(1) Die Synode nimmt teil an der Verantwortung dafür, daß der Bund die ihm übertragenen Aufgaben erfüllt. Sie erörtert Fragen, die sich aus dem gemeinsamen kirchlichen Auftrag ergeben und kann Richtlinien für die Arbeit des Bundes aufstellen.

(2) Die Synode beschließt Kirchengesetze nach Maßgabe des Artikels 12 Abs. 3.

(3) Die Synode wählt aus ihrer Mitte sieben Mitglieder der Konferenz gemäß Artikel 14 Absatz 1 Ziffer d.

(4) Die Synode beschließt, welche Kommissionen zu bilden oder aufzulösen sind.

Artikel 10

(1) Die Synode besteht aus
50 Mitgliedern, die von den Synoden der Gliedkirchen gewählt werden, und

10 Mitgliedern, die von der Konferenz berufen werden.

Für jeden Synodalen sind zwei Stellvertreter zu bestimmen. Von den gewählten und berufenen Synodalen soll nicht mehr als die Hälfte Theologen sein.

(2) Die Gliedkirchen wählen zur Synode Mitglieder in folgender Zahl

die Evangelische Landeskirche Anhalts	2 Mitglieder
die Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg	10 Mitglieder
die Evangelische Kirche des Görlitzer Kirchengebietes	2 Mitglieder
die Evangelische Landeskirche Greifswald	3 Mitglieder
die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Mecklenburgs	4 Mitglieder
die Evangelische Kirche der Kirchenprovinz Sachsen	11 Mitglieder
die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Sachsens	12 Mitglieder
die Evangelisch-Lutherische Kirche in Thüringen	6 Mitglieder

(3) Die Konferenz hat erforderlichenfalls durch zusätzliche Berufungen dafür Sorge zu tragen, daß der Synode mindestens zwei Mitglieder mit reformiertem Bekenntnis angehören.

(4) Die Mitglieder der Synode sind nicht an Weisungen gebunden.

(5) Die Mitglieder der Konferenz, die nicht der Synode angehören, nehmen an den Beratungen der Synode ohne Stimmrecht teil.

Artikel 11

(1) Die Amtsdauer der Synode beträgt 4 Jahre.

(2) Die Synode tritt in der Regel einmal im Jahr zusammen. Sie ist außerdem einzuberufen, wenn die Konferenz oder 15 Synodale es verlangen.

Artikel 12

(1) Die Synode wählt für ihre Amtsdauer ein Präsidium. Es besteht aus dem Präses, zwei Stellvertretern und zwei Beisitzern. Die Mitglieder des Präsidiums bleiben bis zur Wahl ihrer Nachfolger im Amt.

(2) Die Synode ist beschlußfähig, wenn zwei Drittel der Synodalen anwesend sind. Die Synode beschließt mit der Mehrheit der abgegebenen Stimmen. Sie gibt sich eine Geschäftsordnung.

(3) Kirchengesetze bedürfen zweimaliger Beratung und Beschlußfassung. Enthalten sie eine Änderung der Ordnung des Bundes, so bedürfen sie einer Mehrheit von zwei Dritteln der anwesenden Mitglieder.

(4) Gegen einen Beschluß der Synode kann die Konferenz nur während der Tagung der Synode Einspruch erheben. In diesem Falle hat die Synode über den Gegenstand in einer nicht am gleichen Tage stattfindenden Sitzung erneut zu beschließen. Erklären sich zwei Drittel der anwesenden Mitglieder der Synode für die Aufrechterhaltung des Beschlusses, so bleibt er bestehen. Gegen Wahlen durch die Synode kann die Konferenz Einspruch nicht erheben.

(5) Kirchengesetze treten, wenn nichts anderes bestimmt ist, mit dem 14. Tage nach ihrer Verkündung durch den Präses der Synode in Kraft.

Artikel 13

(1) Die Konferenz der evangelischen Kirchenleitungen in der Deutschen Demokratischen Republik hat die Aufgabe, den Bund zu leiten. Sie kann der Synode Vorlagen oder Anregungen zustellen. Die Konferenz ist grundsätzlich für alle Aufgaben des Bundes zuständig, soweit sie nicht der Synode obliegen. Sie legt der Synode jährlich einen Bericht vor, zu dem diese Stellung nimmt.

(2) Gegenstände, die durch Kirchengesetz zu ordnen sind, können durch Verordnungen der Konferenz geregelt werden, wenn die Sache keinen Aufschub duldet und die Synode nicht versammelt ist. Artikel 6 gilt entsprechend. Verordnungen sind der Synode

bei ihrem nächsten Zusammentritt zur Bestätigung vorzulegen. Die Synode kann sie ändern oder aufheben.

(3) Die Konferenz nimmt die personelle Besetzung der Kommissionen vor.

(4) Für besondere Aufgaben kann die Konferenz Ausschüsse bilden.

Artikel 14

(1) Die Konferenz besteht aus

a) den leitenden Geistlichen der Gliedkirchen, die sich durch ein Mitglied ihrer Kirchenleitung vertreten lassen können;

b) je einem weiteren Vertreter der Kirchenleitungen der Gliedkirchen;

c) dem Präses der Synode, der sich durch einen seiner Stellvertreter vertreten lassen kann;

d) sieben von der Synode aus ihrer Mitte für die Dauer der Legislaturperiode zu wählenden Mitgliedern;

e) dem Leiter des Sekretariats des Bundes der evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik mit beratender Stimme.

(2) Die Konferenz kann Berater hinzuziehen. Sie zieht als ständigen Berater einen Angehörigen des reformierten Bekenntnisses hinzu, sofern nicht bereits eines ihrer Mitglieder reformierten Bekenntnisses ist.

(3) Die Konferenz wählt aus ihrer Mitte für die Dauer der Legislaturperiode der Synode den Vorsitzenden, der in der Regel ein leitender Geistlicher sein soll, und zwei Stellvertreter. Wiederwahl ist zulässig.

(4) Die Konferenz tritt nach Bedarf, jedoch mindestens alle zwei Monate zusammen.

(5) Beschlüsse der Konferenz gelten nicht für die Kirchen, die innerhalb einer Frist von drei Wochen ausdrücklich widersprochen haben.

Artikel 15

(1) Der Vorsitzende, die zwei Stellvertreter des Vorsitzenden, der Präses der Synode und ein weiteres Mitglied, das von der Konferenz aus ihrer Mitte für die Dauer von vier Jahren zu wählen ist, bilden den Vorstand der Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der Deutschen Demokratischen Republik. Der Leiter des Sekretariats nimmt an den Sitzungen des Vorstandes mit beratender Stimme teil.

(2) Der Vorstand nimmt die laufenden Aufgaben der Konferenz zwischen ihren Tagungen wahr. Er ist der Konferenz verantwortlich.

Bischofskonvent

Artikel 16

(1) Die leitenden Geistlichen kommen in einem Bischofskonvent zusammen. Der Bischofskonvent dient der brüderlichen Beratung, dem Austausch über Fragen des geistlichen Lebens und der Beratung über Fragen der öffentlichen Wahrnehmung der bischöflichen Verantwortung.

(2) Den Vorsitz im Bischofskonvent führt der Vorsitzende der Konferenz. Ist der Vorsitzende der Konferenz kein leitender Geistlicher, so bestimmt der Bischofskonvent seinen Vorsitzenden selbst.

Verwaltung und Vertretung

Artikel 17

(1) Die laufenden Verwaltungsaufgaben werden vom Sekretariat des Bundes der evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik wahrgenommen. Das Sekretariat führt seine Aufgaben nach den Weisungen des Vorstandes durch.

(2) Der Leiter des Sekretariats und die Sekretäre der Kommissionen werden von der Konferenz ernannt.

(3) Weitere Referenten und Mitarbeiter des Sekretariats werden vom Vorstand berufen.

(4) Eine Geschäftsordnung für das Sekretariat wird von der Konferenz erlassen.

Artikel 18

(1) Die Einnahmen und Ausgaben des Bundes sind für ein Jahr oder für mehrere Jahre auf einen Haushaltsplan zu bringen. Ausgaben, die durch eigene Einnahmen nicht gedeckt sind, werden auf die Gliedkirchen umgelegt.

(2) Der Haushaltsplan sowie die Höhe und der Verteilungsmaßstab der Umlage werden durch Kirchengesetz geregelt. Das gleiche gilt für Anleihen und Sicherheitsleistungen, die nicht aus Mitteln des laufenden Rechnungsjahres gedeckt werden können.

(3) Über die Haushalts- und Kassenführung ist jährlich Rechnung zu legen. Die Rechnung wird von einem Ausschuß der Synode geprüft. Auf Grund seines Berichtes beschließt die Synode über die Entlastung.

(4) Die Konferenz kann zur Erfüllung bestimmter Aufgaben drei Kollekten jährlich ausschreiben, die in allen Gliedkirchen eingesammelt werden.

Artikel 19

Der Bund der evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik wird in Rechtsangelegenheiten durch die Konferenz vertreten. Urkunden, welche ihn Dritten gegenüber verpflichten sollen, sind durch den Vorsitzenden der Konferenz und den Leiter des Sekretariats, oder deren Vertreter, unter Beidrückung des Siegels zu vollziehen.

Besondere und Übergangsbestimmungen

Artikel 20

Bekenntnisverwandte kirchliche Gemeinschaften in der Deutschen Demokratischen Republik können dem Bund durch Vereinbarung angegliedert werden, wenn alle Gliedkirchen zustimmen. Die Vereinbarung bedarf der Bestätigung durch Kirchengesetz.

Artikel 21

(1) Die erstmalige Berufung der gemäß Artikel 10 Absatz 1 zu berufenden Synodalen wird durch die derzeitige Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der Deutschen Demokratischen Republik vorgenommen.

(2) Die erstmalige Einberufung der Synode erfolgt auf Grund eines Beschlusses der derzeitigen Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der Deutschen Demokratischen Republik durch deren Vorsitzenden.

Die vorstehende Ordnung ist von den Synoden aller beteiligten Kirchen beschlossen worden und tritt mit ihrer Unterzeichnung in Kraft. Sie wird vom Vorsitzenden der derzeitigen Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der Deutschen Demokratischen Republik verkündet.

Berlin, den 10. Juni 1969

Für die Evangelische Landeskirche Anhalts
Dr. Müller
Kirchenpräsident

Für die Evangelisch-Lutherische
Landeskirche Mecklenburgs
D. Dr. Beste
Landesbischof

Für die Evangelische Kirche
in Berlin-Brandenburg
D. Dr. Schönherr
Verwalter des Bischofsamtes,
Vorsitzender der Kirchenleitung
im Bereich der Regionalsynode Ost
Für die Evangelische Kirche des Görlitzer
Kirchengebietes
D. Fränkel
Bischof
Für die Evangelische Landeskirche
Greifswald
D. Dr. Krummacher
Bischof

Für die Evangelische Kirche der
Kirchenprovinz Sachsen
Dr. Krusche
Bischof
Für die Evangelisch-Lutherische
Landeskirche Sachsens
D. Noth
Landesbischof
Für die Evangelisch-Lutherische
Kirche in Thüringen
D. Dr. Mitzenheim
Landesbischof

Nachdem die Ordnung des Bundes der evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik von den Synoden aller beteiligten Kirchen beschlossen und von den bevollmächtigten Vertretern der Gliedkirchen unterzeichnet wurde, wird sie hiermit verkündet. Sie tritt mit dem heutigen Tage in Kraft.

Berlin, den 10. Juni 1969

Der Vorsitzende der Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen
in der Deutschen Demokratischen Republik
D. Dr. Beste
Landesbischof

Ohne daß nennenswert viel Zeit für die organisatorische, sachliche und personelle Vorbereitung geblieben wäre, wurde die Synode des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR, der zu einem Viertel Mitglieder aus der bisherigen Synode der EKD angehörten, für die Zeit vom 10. bis 14. September 1969 nach Potsdam-Hermannswerder zu ihrer konstituierenden Tagung einberufen. Die Tagung, die nicht öffentlich stattfand, war wesentlich durch die große Gruppe jüngerer Synodaler bestimmt. Für sie standen Fragen der Strukturveränderung der Kirche und ihres Dienstes obenan. Daher hatte die Tagung ihren Schwerpunkt weniger bei kirchenpolitischen (Verhältnis zur EKD) und politischen (Verhältnis zum Staat) Fragen als vielmehr bei der Möglichkeit des Kirchenbundes, wirksam an einer kirchlichen Erneuerung zu arbeiten.

Über den Verlauf der Synodaltagung und ihre hauptsächlichen Ergebnisse wurde folgende amtliche Mitteilung veröffentlicht:

MITTEILUNG FÜR ÖFFENTLICHE BERICHTERSTATTUNG

Am 10. Juni 1969 wurde die Ordnung des Bundes der ev. Kirchen in der DDR von den bevollmächtigten Vertretern der acht Landeskirchen unterzeichnet und durch den Vorsitzenden der Konferenz der Ev. Kirchenleitungen in der DDR, Landesbischof D. Dr. Beste (Schwerin), verkündet. Am gleichen Tage trat diese Ordnung in Kraft.

Zur konstituierenden Tagung der ersten Tagung der ersten Synode des Bundes waren die Synodalen und die Konferenz der Kirchenleitungen vom 10. bis 14. September 1969 nach Potsdam-Hermannswerder eingeladen worden. Nach einem Abendgottesdienst am 10. September in der Kirche der Hoffbauerstiftung kamen die Tagungsteilnehmer in zwangloser Form zusammen, um sich kennenzulernen.

Am 11. September um 9 Uhr eröffnete Landesbischof D. Dr. Beste die erste Sitzung der konstituierenden Tagung des Bundes.

Die Synode besteht aus 50 von den Synoden der Landeskirchen gewählten Mitgliedern und 10 von der Konferenz berufenen Synodalen. Das Durchschnittsalter beträgt 44½ Jahre; 5 Synodale sind Frauen.

Die Zahl der von den einzelnen Landeskirchen zu entsendenden Synodalen ist, je weils der Größe dieser Kirche entsprechend, in der Ordnung des Bundes festgelegt. Die Ev. Landeskirche Anhalts entsendet 2, die Ev. Kirche in Berlin-Brandenburg 10, die Ev. Kirche des Görlitzer Kirchengebietes 2, die Ev. Landeskirche Greifswald 3, die Ev.-Luth. Landeskirche Mecklenburgs 4, die Ev. Kirchenprovinz Sachsen 11, die Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens 12 und die Ev.-Luth. Kirche in Thüringen 6 gewählte Mitglieder.

Die erste Personalentscheidung, die die Synode zu fällen hatte, war die Wahl des Präsidiums. Oberkirchenrat Ingo Braecklein (Eisenach) wurde zum Präses gewählt. Seine Stellvertreter sind Ofenbausetzmeister Johannes Cieslak (Seifhennersdorf), Synodalpräsident der Synode der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens, Rechtsanwalt Helmut Waitz (Magdeburg), Präses der Synode der Ev. Kirche der Kirchenprovinz Sachsen. Zu Schriftführern des Präsidiums wurden gewählt: Kaufmann Siegfried Wahrmann (Wismar) und Pastorin Ursula Radke (Görlitz).

Die Synode hatte für die Konferenz der Ev. Kirchenleitungen in der DDR 7 Synodale zu wählen. Sie entschied sich für Medizinalrat Dr. Irene Blumenthal (Berlin), Rektor Horst Gienke (Schwerin), Pfarrer Martin Kramer (Magdeburg), Pfarrer Dietrich Mendt (Karl-Marx-Stadt), Facharzt Dr. Opitz (Bad Salzungen), Dipl.-Geophysiker Udo Semper (Zehdenick), Bauingenieur Lothar Teichmann (Karl-Marx-Stadt).

Außerdem wurden die für die Arbeit der Synode zu bildenden ständigen Ausschüsse personell besetzt: Haushalts-, Rechts-, Wahlvorbereitungs- und Legitimationsprüfungsausschuß.

Als Grundlage für die Arbeit der Synode mußte zunächst eine Geschäftsordnung beschlossen werden. Die Vorlage des Vorbereitungsausschusses wurde nach gründlicher Beratung unter Berücksichtigung zahlreicher Änderungsanträge verabschiedet.

Auf der Grundlage der Ordnung des Bundes der ev. Kirchen in der DDR bildete die Synode 2 Ausschüsse. Der Richtlinienausschuß bemühte sich in intensiver Arbeit um Gesichtspunkte für die künftige Arbeit des Bundes. Eine von ihm erarbeitete Vorlage zu dieser Sache wurde angenommen. Zur Beantwortung einiger Eingaben gab der Richtlinienausschuß dem Präsidium Empfehlungen. Er gab der Erwartung Ausdruck, daß die praktische Arbeit der Organe des Bundes den Sinn der Ordnung interpretieren und verdeutlichen werde. Die Ordnung sieht als wesentlichen Bestandteil der Arbeit des Bundes die Tätigkeit von Kommissionen vor. Diese neue Arbeitsform erforderte eine ausführliche Selbstverständigung über Funktion und Ziel der Kommissionen. Die Synode verabschiedete als Ergebnis dieser Bemühungen eine Vorlage des Kommissionsausschusses. Gemäß dieser Vorlage werden zunächst Kommissionen für Ökumene und Ausbildung gebildet, um erste Erfahrungen zu sammeln. Eine Reihe weiterer Aufgabengebiete soll gem. Art. 13 Abs. 4 der Ordnung des Bundes durch die Konferenz der Ev. Kirchenleitungen in der DDR vorläufig Ausschüssen übertragen werden. Diese Ausschüsse sollen unter anderem die notwendige Vorarbeit für später zu bildende Kommissionen leisten.

Nach der Bildung des Bundes und der Konstituierung seiner Organe hatte die Synode über Fragen zu beschließen, die sich aus seiner rechtlichen und organisatorischen Selbstständigkeit ergeben. In diesem Zusammenhang verlas der Präses eine Erklärung der bisherigen, in der DDR ansässigen Mitglieder des Rates der Ev. Kirche in Deutschland, aus der hervorgeht, daß die bisherige Evangelische Kirchenkanzlei mit dem 30. September 1969 aufgelöst wird. Eine vom Präses verlesene 2. Erklärung der bisherigen Mitglieder des Rates der Ev. Kirche in Deutschland, Bischof D. Dr. Krummacher (Greifswald),

Oberin Elisabeth Lundbeck (Ludwigslust), Landesbischof D. Noth (Dresden), Oberkonsistorialrat Lic. Wätzel (Gröben) hat folgenden Wortlaut:

Nachdem die Organe des Bundes der evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik gebildet sind und der Bund die Verantwortung für die Gemeinschaft der acht Gliedkirchen in der Deutschen Demokratischen Republik übernommen hat, stellen wir fest, daß unsere Funktion und unsere Tätigkeit als Mitglieder des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland beendet sind.

Präses Braecklein unterrichtete die Synode über ein Schreiben des Präsidiums der Regionalsynodaltagung (Ost) der Ev. Kirche in Deutschland. Darin wird festgestellt, daß Funktionen und Tätigkeit der Synodalen ihr Ende gefunden haben und die synodale Verantwortung für die Gemeinschaft der acht Landeskirchen in der DDR bei der Synode des Bundes der ev. Kirchen in der DDR liegt.

In seinem Schlußwort charakterisierte Präses Braecklein das Klima der ersten Synode des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR. Es sei bestimmt worden von dem Willen aller Tagungsteilnehmer, trotz verschiedener Auffassungen, unterschiedlichen Alters und traditionsbedingter Prägung aufeinander zuzugehen und offen zu sein für die Aufgaben des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR.

Im Anschluß an die Synodaltagung trat die neu gebildete „Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der Deutschen Demokratischen Republik“, gemäß Art. 13 der Ordnung das leitende Organ des Kirchenbundes, zu ihrer ersten Sitzung zusammen. Die aus 24 Mitgliedern bestehende Konferenz hatte ihren Vorstand zu wählen und den Leiter des Sekretariates des Kirchenbundes zu ernennen. Über diese erste Sitzung der Konferenz am 15. September 1969 liegt folgende Veröffentlichung vor:

Im Anschluß an die am späten Abend des 14. September beendete erste Tagung der Synode des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR ist am 15. September in Potsdam-Hermannswerder die Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der DDR zusammengetreten, um über die ihr durch die Gründung des Bundes zugewiesene und die sich aus der Tagung der Synode ergebenden Aufgaben zu beraten. Der Konferenz gehören neben den leitenden Geistlichen der acht Landeskirchen und je einem weiteren Vertreter der Kirchenleitungen sieben von der Synode gewählte Mitglieder der Konferenz an.

Die Konferenz der Kirchenleitungen wählte zu ihrem Vorsitzenden den Verwalter des Bischofsamtes der Evangelischen Kirche von Berlin-Brandenburg, D. Albrecht Schönherr, zu dessen erstem Stellvertreter den sächsischen Landesbischof D. Gottfried Noth (Dresden) und zum zweiten Stellvertreter Oberkonsistorialrat Gerhard Juergensohn (Görlitz). Gemäß der Ordnung des Bundes bildete die Konferenz der Kirchenleitungen einen Vorstand, dem der Vorsitzende und dessen beide Stellvertreter sowie der Präses der Synode Oberkirchenrat Ingo Braecklein (Eisenach) kraft Amtes angehören und in den außerdem Pfarrer Martin Kramer (Magdeburg), einer der sieben Vertreter der Synode in der Konferenz, gewählt wurde.

Zum Generalsekretär des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR wählte die Konferenz Oberkonsistorialrat Manfred Stolpe (Berlin). Stolpe war bisher Leiter der Dienststelle Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der DDR und juristischer Oberkonsistorialrat im Evangelischen Konsistorium von Berlin-Brandenburg.

Zu den bedeutsamen Dokumenten dieser Synodaltagung gehört das Schlußwort des zum Präses der Synode gewählten Oberkirchenrates Ingo Braecklein, Eisenach:

(Auszug aus dem Schlußwort am 14. September 1970)

Meine Damen und Herren,

ich glaube es ist keiner unter uns, der nicht die Bedeutung und die schwerwiegenden Folgen dieser Entschlüsse spürt. Ich bin ja schließlich auch Synodaler der EKD gewesen und ich bitte Sie, im Auge zu behalten, was wir bei der Begründung des Bundes versucht haben, im Artikel 4 auszusprechen.

Wir haben ausgesprochen, daß wir durch die Gesetzgebung des Staates, in dem wir nach Gottes Ratschluß leben, genötigt sind, die organisierte Verbindung, wie wir sie geschenkt bekommen hatten, nicht mehr ausführen zu können und darum eine selbständige Organisation schaffen zu müssen. Wir haben darin zum Ausdruck gebracht, daß bei aller Annahme der Lage, in die wir gebracht worden sind, wir das, was in diesem Artikel etwa mit dem Stichwort spezifische Gemeinschaft bezeichnet wird, weder aufkündigen noch aufgeben, noch in irgendeiner Weise anzweifeln wollen. Wir sind als Deutsche evangelischen Glaubens durch Sprache, Geschichte und Bekenntnis in einer anderen Gemeinschaft, als sie uns etwa mit den Kirchen gleichen Bekenntnisses in der Ökumene gegeben ist. Und wir können in Art. 4, ich spreche hier als Mitglied der Strukturkommission, nur so ehrlicher Weise interpretieren, daß es uns ernst war mit der Selbständigkeit des Organs des Bundes, daß wir aber ebenso leidenschaftlich daran festhalten, daß die Gemeinschaft des Dienstes, des Glaubens, der theologischen Arbeit, die uns mit den Kirchen und auch anderen Evangelischen des deutschen Vaterlandes verbindet, erhalten werden, daß wir nur darum bitten können, daß diese Gemeinschaft immer mehr in uns gefestigt und vertieft wird. Ich kann Ihnen sagen, daß ich als Präsident der General-synode in der VELK im Dezember vergangenen Jahres und im März dieses Jahres anläßlich eines vom Staatssekretariat erbetenen Gesprächs ausdrücklich mit dem Herrn Staatssekretär verhandelt habe und daß er es abgenommen und verstanden hat, als ich ihm sagte, daß die geistliche Gemeinschaft an das, was über das Organisatorische hinausgeht, von uns nicht aufgegeben wird. Ich glaube, daß das Wort, was ich in der Wartburg-verlautbarung gelesen habe, „geistige Gemeinschaft“ von uns jetzt nicht interpretiert werden sollte, als würde damit diese Gemeinschaft bezweifelt, wie ich eben angedeutet habe. Ich habe, nachdem ich diese Verlautbarung gelesen hatte, verschiedene Gespräche geführt, auch auf der Ebene des Staates, und es ist mir jedesmal etwa eine Erklärung gegeben worden, man habe eine ideologisch-politische Geistigkeit gemeint. Dies nur um der Sauberkeit willen, damit nichts Falsches hineinkommt.

Wenn wir heute abend diesen Beschluß gefaßt haben, und Sie alle werden ja in Gedanken bewegt sein, dann meine ich allerdings, lieber Bruder Bosinski, ist es eine Selbstverständlichkeit, daß wir den Männern und Frauen danken, die bis an diesem Tag Aufgaben innerhalb der EKD in unserem Bereich wahrgenommen und im wirklichen Sinne des Wortes getan haben. Ich meine damit die Ratsmitglieder Herrn Bischof D. Dr. Krummacher, Herrn Bischof D. Noth, Frau Oberin Lundbeck und Herrn Oberkonsistorialrat Lic. Wätzel, ich meine unseren Bruder Figur, ich meine aber auch jeden Synodalen, der in der EKD gearbeitet hat. Ich meine ebenso auch unsere treuen Mitarbeiter der Kirchenkanzlei, die ihre Arbeit pflichtgemäß erfüllt haben. Ich bitte die Synode, daß das Präsidium diesen Dank auch den Genannten zur Kenntnis bringen kann.

...
Im übrigen würde ich differenzieren und sagen, daß wir durchaus von dieser bewegenden und erregenden Synode berichten sollten. Wir sollten in aller Ehrlichkeit unseren Gemeinden sagen, daß eine Synode, die am Anfang eines neuen Weges steht, eines wirklich neuen Weges, nicht auf den ersten Anhieb eine perfektionistische und per-

fektionierende Art der Arbeit haben kann. Ich bin am Schluß dieser Synode sehr dankbar, bei aller Schwierigkeit auch der Debatte manchmal, denn eins ist mir deutlich geworden, wie jeder einzelne Synodale sich engagiert hat. Das zweite, was deutlich geworden ist, war, daß wir von ganz verschiedenen Voraussetzungen herkommen. Dies kann nicht anders sein, denn wir sind immer noch beim Bund nicht nur bekenntnisverschiedener Kirchen, sondern wir sind auch Menschen verschiedenen Alters, verschiedener theologischer Richtungen und auch wahrscheinlich verschiedener politischer Richtungen. Vereint zu dem einen Bemühen, als Christen den Auftrag Christi dieser Zeit und in einer Umwelt, die sozialistisch ist, auszurichten, wie wir es uns getrauen vor Gottes Richterstuhl zu verantworten. Wir sollten unseren Gemeinden ganz offen sagen, was ich am Eingang anzudeuten versuchte, daß 20 Jahre eines sozialistischen Systems noch nicht ausreichen, um einer Kirche, die über 1000 Jahre in einem selbstverständlich christlichen Abendlande gewohnt hat, die Möglichkeit zu geben, schon einen sicheren Platz zu haben. Wenn nun ein Wort zutrifft in unserer Lage, dann trifft das Wort zu, wir sind wirklich wieder auf die Wanderschaft gegangen. Und es wird auch für uns noch eine geraume Zeit Wüstenwanderung sein. Und wir werden auch manchmal darauf angewiesen sein, Gott um das Manna zu bitten, weil wir Hunger haben. Aber dies eine, daß Gott uns immer schon vorausgegangen ist, daß Gott es ist, der uns den Auftrag gegeben hat, dies ist das Feste, was wir mitnehmen in diese Zeit. Daß wir unseren Gemeinden noch keine Struktur unserer Arbeit zeigen können, liebe Brüder und Schwestern, gerade dies ist für mich das beglückende Zeichen, denn ich habe neben den Jüngeren abgespürt, daß ihr Widerspruch gegen das Wort „Kommission“ aus der Angst gekommen ist, daß wir alle mit diesem Wort ausgefahrene Gleise neu beleben wollen.

Umgekehrt können wir alle Sie nur bitten – und jetzt darf ich doch wirklich eins sagen –, verstehen Sie bitte auch, daß es unser Bestreben ist, wirklich das innige und heiße Bemühen, über die festgefahrenen Grenzen und Gleise hinwegzukommen und gerade unter dem, was wir unter Kommission verstanden, schon Vorhandenes neu zu übernehmen und zusammenzufügen.

Ich meine, dies könnten wir in aller Ehrlichkeit sagen, wir sprechen miteinander über den Weg, den wir als Bund zu gehen haben. Wir haben auf der VELK-Synode in einer sehr eingehenden Weise miteinander gesprochen und über den Status unserer Lutherischen Kirchen. Und es war etwas Beglückendes zu spüren, wie Einigkeit darin war, daß eine Lutherische Kirche nichts fest Verfahrenes, nichts Rückschrittliches sein könne, sondern daß sie immer bereit sein müsse, sich nach vorn aufzulösen, wenn nur das, was das gemeinsame Bekenntnis ist, dort vorn gewahrt ist. Wir sind auseinandergegangen in dem Bewußtsein, daß uns Gott in dieser Lage, in der wir heute sind, eine große Chance gibt. Die Chance, das, was in den festgefahrenen Grenzen und Gedanken und Kategorien des landeskirchlichen Kirchentums seit 400 Jahren geworden ist, das kann nicht in 20 Jahren zu etwas völlig Neuem werden. Wir sollten deshalb auch diese Synode in aller Bescheidenheit nehmen als ein Zeichen der Hoffnung, daß vielleicht Gott uns, wenn wir zusammen wollen, wenn wir uns klar sind, daß wir einen Auftrag haben, der uns hindern muß, nach rechts oder nach links abzugleiten, daß wir einen Auftrag haben, der uns helfen muß, unbeirrt im Glauben weiterzugehen, daß wir dann vielleicht von Gott dazu geführt werden, diese Schranken und Grenzen zu überwinden.

b) Das Verhältnis zur EKD

Das Verhältnis zur EKD hat für die Väter und Befürworter des neuen Kirchenbundes von Anfang an zwei Aspekte gehabt; einmal mußte es um eine völlig unmißverständliche Klärung der verfassungsrechtlichen und organisatorischen

Beziehungen gehen, und zweitens wollte man das bleibende Verhältnis so verstehen, daß außerhalb der Verfassungs- und Organisationsgemeinschaft wirk-same Akte gemeinsamer Verantwortung ermöglicht wurden. Beide Aspekte hatte Generalsuperintendent Albrecht Schönherr bereits in seinem ENA-Interview vom 13. Januar 1969 angesprochen (siehe Kirchl. Jahrbuch 1968, S. 237 ff.), indem er die weitere Betätigung von EKD-Organen in der DDR und in sie hinein, damit also jede Organisationsgemeinschaft zwischen EKD und Kirchenbund ausschloß, zugleich aber an einer spezifischen Gemeinschaft und an der spezifischen Einheit geschichtlicher Verbundenheit festhielt. Hinter diese Linie ist der Kirchenbund der DDR in der Zeit seiner Entstehung und hernach nicht wieder zurückgegangen.

Freilich wurden in beiden Bereichen, dem der verbleibenden EKD und dem des entstehenden Kirchenbundes, dadurch hinsichtlich des beiderseitigen Verhältnisses schwerwiegende Fragen nicht nur emotionaler und rechtlicher Natur, sondern auch Fragen der Glaubwürdigkeit aufgeworfen. Hatte nicht die Synode der EKD gerade auf Initiative ihres östlichen Teils noch in der Fürstenwalder Erklärung vom 5. April 1967 die Einheit der EKD zwischen Ost und West noch mit starken Worten als kirchlich unaufgebbar beschrieben (s. Kirchl. Jahrbuch 1967, S. 268 ff.)? Auch wenn die Fürstenwalder Erklärung vielfach überinterpretiert worden sein mag, so bereitete es jetzt doch manchen einige Not, die Akzente anders setzen müssen. Der folgende Kommentar schildert diese Problematik:

VON FÜRSTENWALDE ZUM DDR-KIRCHENBUND

Kirchen in der DDR wollen Gemeinschaft nicht preisgeben
(epd-Ausgabe für die kirchliche Presse Nr. 13 vom 26. März 1969)

Seit führende Kirchenleute in der DDR die Gründung eines eigenständigen Kirchenbundes vorbereiten, dessen Verwirklichung die östlichen Landeskirchen aus dem Organisationsgefüge der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) herausnimmt, wird immer wieder an die sogenannte Fürstenwalder Erklärung der Synode der EKD vom April 1967 erinnert. Mit dieser Erklärung waren seinerzeit massive politische Angriffe auf das Festhalten an der Ost und West verbindenden Kirchengemeinschaft zurückgewiesen worden. Deutlich brachten die Repräsentanten der Landeskirchen in der DDR zum Ausdruck, daß die Existenz zweier gegensätzlicher Staats- und Gesellschaftsordnungen in einem Kirchengebiet kein Grund sein kann, zu einer Kirchentrennung zu schreiten.

Mit dieser damaligen Erklärung paßt der mit der Zielrichtung DDR-Kirchenbund eingeschlagene Weg auf den ersten Blick gar nicht zusammen. Denn er führt unlegbar zur Preisgabe dessen, was man in Fürstenwalde zumindest auch festhalten wollte: der organisierten, rechtsverbindlichen Einheit der EKD mit zwar in zwei Bereiche gegliederter, aber eben doch ein ganzes bildender Leitung und Synode. Wenn man sie auf diesen Bruch zwischen der Erklärung von 1967 und dem praktischen Verhalten 1969 anspricht, erläutern die „Väter“ des Kirchenbundes in der DDR: die Fürstenwalder Erklärung sei damals unter den staatskirchenrechtlichen Voraussetzungen der alten DDR-Verfassung abgegeben worden. Die seit April 1968 gültige neue Verfassung habe die Rechtslage qualitativ verändert. Auf Grund des gültigen staatlichen Rechts bestehe nunmehr eine Nötigung zur rechtlichen und organisatorischen Verselbständigung der Gemeinschaft der östlichen Landeskirchen.

Ob diese Lagebeurteilung so zutrifft, ist nicht unbestritten. Vom Westen aus soll darüber kein Urteil abgegeben werden. Wohl aber haben wir zu registrieren, daß die öst-

lichen Mitglieder der EKD-Synode, die 1967 die Fürstenwalder Erklärung formulierten und ihr zustimmten, sich im Hinblick auf die Bekräftigung der organisierten Rechtenheit der EKD übernommen haben. Sie könnten heute dieses Dokument nicht mehr im vollen Wortlaut bestätigen.

Ein anderes ist es allerdings mit der Intention, die die Synodalen in Fürstenwalde mit ihrer Erklärung verfolgten. Sie richtete sich darauf, klarzumachen, daß die historisch gewachsene Gemeinschaft des deutschen Protestantismus besteht und nicht deshalb zu bestehen aufhört, weil die deutsche evangelische Christenheit nunmehr in zwei Staaten mit einander ausschließenden Gesellschaftsordnungen lebt. Die Christen bzw. ihre Kirchen dürfen sich durch die in ihren Lebensbereichen herrschenden politischen Systeme nicht in eine Frontstellung gegeneinander bringen lassen, die Gesellschaftsordnung darf nicht zur Herrin über den Christendienst gemacht werden. In bezug auf die Situation in Deutschland hieß es in der Fürstenwalder Erklärung: „Wir dürfen es nicht versäumen, einander im geteilten Deutschland zu helfen, den rechten Weg zum irdischen Wohl unseres Volkes, der Nachbarvölker und der ganzen Menschheit in Friedfertigkeit, Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und vernünftiger Einsicht zu finden, damit wir nicht in die Schuld fallen und neue Schuld auf uns laden.“

Der „Christusdienst der Versöhnung in zwei entgegengesetzten Gesellschaftsordnungen, wie er in der Erklärung von Fürstenwalde unaufgebar bezeugt wurde“, ist auch möglich, wenn die bisherigen gesamtkirchlichen Strukturen geändert werden und die Landeskirchen in der DDR sich in einem eigenen Bund zusammenschließen. Zu dieser Auffassung ist die große Mehrheit der Synodalen der EKD in der DDR gekommen, die sich in der ersten Märzhälfte in Magdeburg getroffen haben. Die Ordnung des Kirchenbundes schließe diesen Dienst ein, erklärten sie und stellten fest, daß sie deshalb keine Veranlassung sähen, der Bildung des Bundes zu widersprechen.

In der Tat enthält die Bundesordnung, die im März von den ersten drei der insgesamt acht evangelischen Landessynoden in der DDR mit nur ganz wenigen Gegenstimmen gebilligt wurde, eine Bestimmung, aus der hervorgeht, daß die Bundesgründung zwar die völlige rechtliche und organisatorische Verselbständigung der östlichen Landeskirchen gegenüber den westlichen bringen, aber die bestehende Gemeinschaft nicht aufkündigen soll. Der 4. Absatz des Artikels vier lautet:

„Der Bund bekennt sich zu der besonderen Gemeinschaft der ganzen evangelischen Christenheit in Deutschland. In der Mitverantwortung für diese Gemeinschaft nimmt der Bund Aufgaben, die alle evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik und in der Bundesrepublik Deutschland gemeinsam betreffen, in partnerschaftlicher Freiheit durch seine Organe wahr.“

Die kirchlich Verantwortlichen in der DDR sehen in ihrer Mehrheit dies als die einzige heute noch mögliche, aber in dieser reduzierten Form auch nicht preisgebende Fortführung dessen an, was vor zwei Jahren in Fürstenwalde gesagt wurde. Und es scheint, daß auch die Regierung der DDR der Auffassung ist, daß hier am Kern von Fürstenwalde festgehalten wird. Jedenfalls haben Politiker einiges dafür getan, die Kirchen zu drängen, diesen Artikel 4,4 aus der Kirchenbundesordnung herauszunehmen. Es genügt ihnen nicht, daß ihre alte Forderung nach Trennung der östlichen Kirchen von Rat und Synode der EKD erfüllt wird, sie versuchen zu erreichen, daß darüber hinaus der Antagonismus der beiden deutschen Staaten auf die Kirchen übertragen wird, daß es zu einer Absage des DDR-Kirchenbundes an den Westteil der EKD im Sinne jener Erklärung Gerald Göttings kommt, auf die seinerzeit in Fürstenwalde geantwortet wurde: Die Kirchen in der DDR dürften sich nicht mehr in einem Atemzug mit den westdeutschen Kirchen nennen lassen.

Reinhard Henkys

Einiges Aufsehen erregte ein Gespräch zwischen Vertretern der Thüringer Kirche und dem Chefredakteur der „Neuen Zeit“ zu dem Gesamtkomplex des künftigen

tigen Verhältnisses des Kirchenbundes in der DDR zur EKD. Das Gespräch macht das Interesse der politischen Seite an diesem Verhältnis deutlich. Es läßt auch erkennen, wie sehr es der politischen Seite darauf ankommt, den Kirchenbund so schwach wie möglich zu halten. Die Thüringer Landessynode hatte kurz zuvor gelegentlich ihrer Zustimmung zur Gründung des Kirchenbundes die von ihr in die Synode der EKD entsandten Synodalen von diesem Mandat entbunden, ein Beschluß, dessen Rechtmäßigkeit zu diesem Zeitpunkt ohne förmliches Ausscheiden aus der EKD auch in den eigenen Reihen umstritten war. Das in der „Neuen Zeit“ Nr. 109 vom 11. Mai 1969 veröffentlichte Gespräch hat folgenden Wortlaut:

Hermann Kalb: Herr Landesbischof, meine Herren! Ihre Frühjahrssynode ist zu Ende gegangen. Die Thüringer Synode tagt im Gegensatz zu den anderen Synoden der evangelischen Kirchen nicht öffentlich. Es ist jedoch verständlich, daß die Öffentlichkeit insbesondere an den Ergebnissen der jüngsten Tagung interessiert ist, die den in Vorbereitung befindlichen „Bund der evangelischen Kirchen in der DDR“ zum Thema hatte. Ich freue mich, daß Sie meiner Bitte entsprochen haben, in einem Interview authentische Auskunft über die Ergebnisse ihrer Frühjahrssynode zu geben. Meine erste Frage: Wie hat sich Ihre Synode zu dem geplanten kirchlichen Zusammenschluß der evangelischen Kirchen in der DDR gestellt? Und gleichzeitig eine Zusatzfrage: Worin sehen Sie die Bedeutung des geplanten kirchlichen Zusammenschlusses?

D. Dr. Mitzenheim: Wir sind gern auf Ihre Anregung, in einem Interview direkt Auskunft über die Ergebnisse unserer Synodalverhandlungen zu geben, eingegangen, gerade weil auch uns daran liegt, die Öffentlichkeit wahrheitsgemäß zu orientieren. Gewiß, unsere Synodaltagungen sind nicht öffentlich. Ich halte das für gut. Synoden, so konstruiert es unsere Verfassung, sind nicht öffentliche Arbeitstagungen. Aber selbstverständlich sind die Ergebnisse dieser Arbeitsberatungen nicht geheim. Sie sollen ja in die Öffentlichkeit hineinwirken. Vorerst natürlich in die Kirchengemeinden, aber auch die gesamte Öffentlichkeit hat ein Recht darauf, die Ergebnisse der Beratungen und Bemühungen einer Synode, wenn sie das will, zur Kenntnis nehmen zu können. Unsere Synode hat, wie bereits die „Neue Zeit“ in einer Mitteilung meldete, den Beitritt zum Bund evangelischer Kirchen einstimmig ohne Gegenstimme und ohne Stimmenthaltung beschlossen. Ich freue mich über dieses Ergebnis, denn damit wird deutlich, daß die organisatorischen Formen einer Kirche der verfassungsrechtlichen Wirklichkeit unseres Staates Rechnung tragen müssen. Dieser Beschluß, eine selbständige, von der bisherigen EKD organisatorisch-juristisch absolut und eindeutig getrennte und unabhängige Form der Zusammenarbeit der evangelischen Kirchen in der DDR zu schaffen, entspricht dem, was ich auf der Bürgervertreterkonferenz in Weimar anläßlich der Verfassungsdiskussion bereits aussprach: Staatsgrenzen sind auch die Grenzen für die kirchlichen Organisationsmöglichkeiten.

Dr. Rudolf Lotz: Gestatten Sie hier noch eine Ergänzung zu den Ausführungen des Landesbischofs: Ich war als Thüringer Vertreter Mitglied der Strukturkommission, die die nunmehr von unserer Synode angenommene Ordnung erarbeitet hat. Ich habe mich sehr gefreut, daß der Vorsitzende dieser Strukturkommission, Bischof D. Schönherr, im Januar dieses Jahres in seinem Interview mit dem Evangelischen Nachrichtendienst in der DDR sich klar auf die Feststellung von Landesbischof D. Mitzenheim über Staatsgrenzen als Grenzen der kirchlichen Organisationsmöglichkeiten bezogen und darüber hinausgehend betont hat, daß zwischen der DDR und Westdeutschland nicht irgendeine Grenze, sondern die Grenze zweier antagonistischer Gesellschaftssysteme verlaufe. Aus dieser Tatsache zog der Vorsitzende unserer Strukturkommission folgerichtig die Konsequenz, daß mit dem Zustandekommen des Bundes und der Bildung seiner Leitungs-

organe die bisherigen EKD-Organen hier in der DDR ihre Funktionen nicht mehr wahrnehmen können. Ein gleichzeitiges Nebeneinanderarbeiten der beiden Organe sei aus vielen Gründen nicht mehr möglich.

Hermann Kalb: Wie beurteilen Sie angesichts dieser doch wohl eindeutigen Absage an die westdeutsche EKD gewisse Verlautbarungen westdeutscher Kirchenmänner, hinter denen immer noch der fiktive „gesamtdeutsche“ Repräsentationsanspruch der EKD steht? Ich erinnere an das epd-Interview mit dem rheinischen Präses Beckmann, der erklärt hat, es könne, auch wenn der Bund sich gebildet habe und eine „De-facto-Aufhebung der Rechtsgemeinschaft“ zwischen den Kirchen in der Bundesrepublik und in der DDR erfolgt sei, der Anspruch der EKD nicht aufgegeben werden, „Evangelische Kirche für ganz Deutschland“ zu sein. Ich nenne weiter in diesem Zusammenhang die Äußerung des Westberliner Bischofs Scharf, der in einem epd-Interview auf die Feststellung seines Gesprächspartners, es würden sich die Landeskirchen in der DDR voraussichtlich aus dem organisatorischen Zusammenhang der EKD lösen, bagatellisierend erwiderte, der Begriff „sich lösen“ bezeichne den Sachverhalt nicht treffend. Es geht „nicht um eine Auflösung oder eine Teilung, sondern um eine neue Form der Organisation“. Auf Grund solcher Äußerungen hat wohl die „Frankfurter Allgemeine“ gemeint, den geplanten Bund als eine „Baracke“ titulieren zu können, die „genügend Schutz vor allzu großem Frost“ biete und in der man „für längere Zeit überwintern“ könne, bis wieder der Einzug in das „feste Haus“, das die EKD „nach wie vor im übergeordneten Sinne“ bilde, erfolgen könne.

Gerhard Lotz: Gerade mit diesen Äußerungen habe ich mich in meinem einführenden Referat vor der Synode beschäftigen müssen, obwohl es lästig und im Grunde überflüssig ist, sich mit den ideologischen Nachzügeln und den Vertretern der klerikalen Variante der Bonner Alleinvertretungsanmaßung auseinanderzusetzen. Selbstverständlich geht es nicht um die Errichtung eines Notquartiers, es geht auch nicht um eine Neuformierung innerhalb der EKD, sondern es geht um eine eindeutige Auflösung der rechtlichen Strukturen, die früher einmal die Kirchen in der DDR und in Westdeutschland verbanden, für die es aber heute keine Voraussetzungen mehr gibt. Ich glaube, das hat unsere Synode sehr klar gesehen. Sie hat nämlich, und hier möchte ich den Bericht über die Fakten im Ablauf unserer Synode ergänzen, mit einer überzeugenden verfassungsändernden Mehrheit einen Antrag des Rechtsausschusses angenommen, der dahin ging: „Es wird der Synode vorgeschlagen, da mit dem Zustandekommen des Bundes die Tätigkeiten der Organe der EKD für den Bereich der DDR auslaufen, den Synodalen, die die Thüringer Synode gewählt hat, und ihren Stellvertretern den Dank für die geleistete Arbeit auszusprechen und festzustellen, daß sie von ihrem durch die Synode erteilten Mandat entpflichtet sind.“ Herr Präsident Dr. Lotz wird Ihnen bestätigen, daß er, nachdem dieser Beschluß gefaßt war, ihn gleich ausgeführt hat. Er hat den Dank an alle ehemaligen Synodalen der EKD ausgesprochen und diese Feststellung, daß sie von ihrem Mandat entbunden sind, artikuliert. Es gibt keine Thüringer Synodalen der EKD mehr. Ich glaube, mit dieser Entscheidung unserer Synode ist eine eindeutige Antwort auch auf alle die westdeutschen Spekulationen erteilt, die nur von einem Ruhen oder von einem Einfrieren der EKD und ihrer Organe im Bereich der DDR gesprochen haben. Es ist ja wohl auch so, daß die seltsamen Äußerungen der Herren Beckmann und Scharf, die Sie, Herr Chefredakteur, zitierten, in der Bundesrepublik kein Echo mehr finden. Realistische Kirchenmänner in der Bundesrepublik rechnen nicht mehr mit einem „come back“ der EKD. Es werden vielmehr relativ vernünftige Erwägungen darüber angestellt, ob nicht der Bundesschluß der evangelischen Kirchen in der DDR nun eine Reflexwirkung auch für Westdeutschland haben müsse.

Hermann Kalb: Aus der westdeutschen Presse geht hervor, daß sich Spekulationen mancher EKD-Repräsentanten auf Passagen im Ordnungsentwurf des geplanten Bundes beziehen, in denen von einer Gemeinschaft „der ganzen evangelischen Christenheit in

Deutschland“ die Rede ist sowie von „Aufgaben, die alle evangelischen Kirchen in der DDR und in der Bundesrepublik Deutschland gemeinsam betreffen“ und die in „partnerschaftlicher Freiheit“ durch die Organe des Bundes wahrgenommen werden sollen. Wie sind diese Sätze zu interpretieren?

Dr. Rudolf Lotz: Sie spielen, Herr Chefredakteur, an auf den Artikel 4, 4 der neuen Bundesordnung. Unsere Synode hat längere Zeit über die Auslegung dieses Artikels diskutiert. Soviel steht fest: Alle Ausschüsse – und auch im Plenum der Synode wurde dem nicht widersprochen – sind der Ansicht, daß baldigst eine authentische offizielle Stellungnahme von kirchlicher Seite zu diesem Artikel erforderlich ist. Die neugewählten Synodalen für die Synode des Bundes sind dringend gebeten worden, eine eindeutige Klärung, wie dieser Artikel auszulegen und anzuwenden sei, zu verlangen und an einer solchen Klärung mitzuarbeiten. Ich möchte mich noch einmal auf das ENA-Interview D. Schönherr's berufen, in dem er klar gesagt hat, daß als solche gemeinschaftlichen Anliegen theologische und geistliche Fragen zu betrachten sind. Er hat das Beispiel des Evangelischen Kirchengesangbuches, der revidierten Lutherbibel, gemeinsame Probleme um Tauf- und Abendmahlsfragen, Fragen um die Autorität der Bibel genannt. Es sind geistlich-theologische Aufgaben, wie sie in der weltweiten Ökumene zur Debatte stehen. Bei unseren Beratungen wurde auch der Vorschlag bekanntgegeben, den die Thüringer Vertreter in der entscheidenden Sitzung der Konferenz der Kirchenleitungen eingebracht hatten, daß an Stelle des nunmehrigen Absatzes 4 des Artikels 4 eine Formulierung etwa gesetzt werden sollte, in der zum Ausdruck gebracht würde, daß die „evangelischen Kirchen in der DDR und ihr Bund sich bei klarer juristisch-organisatorischer Trennung mit den Kirchen und Christen in der Bundesrepublik in der theologischen Arbeit, in Forschung und Lehre, in Verkündigung und Gebet verbunden wissen“. Es wird notwendig sein, von dieser Grundlage aus den Artikel 4, 4 anzuwenden und zu interpretieren.

Gerhard Lotz: Ich möchte das ergänzen, denn ich habe ja in der Konferenz der Kirchenleitungen zuerst die Streichung des Artikels 4, 4 verlangt, und, nachdem dies abgelehnt worden war, den soeben von Herrn Präsidenten Dr. Lotz in den Grundzügen erwähnten Abänderungsvorschlag eingebracht. Es lag mir daran, deutlich zu machen, daß an keiner Stelle der Ordnung Formulierungen stehenbleiben dürfen, die als Proklamation eines Restbestandes organisatorischer Einheit mit der EKD auch nur mißverstanden werden könnten.

Hermann Kalb: Sie haben, meine Herren, eindrucksvoll und in Übereinstimmung dargelegt, der geplante Bund werde entsprechend der Gesetzlichkeit unserer Republik eine glaubwürdige Unabhängigkeit gegenüber allen Einmischungsversuchen westdeutscher Kirchengremien zu praktizieren haben. Gestatten Sie die Frage, ob die Ordnung des Bundes zu einer Einschränkung der Selbständigkeit der einzelnen Landeskirchen führen wird?

Dr. Rudolf Lotz: Das ist nicht der Fall. Die acht Landeskirchen geben ihren rechtlichen Bestand nicht auf. Das steht schon in der Präambel. Mit Recht wurde das bereits von Landesbischof Beste vor seiner Synode ausgesprochen. Auch in unserer Synode wurde betont, es geht nicht um eine Einheitskirche, sondern um einen Kirchenbund. Diese Auffassung hat die Stellungnahme der Thüringer Landessynode zu dem Bund bestimmt.

Gerhard Lotz: Ich kann es in einer ganz kurzen Formel zusammenfassen: Der Bund wird nicht mehr, sondern sogar weniger Kompetenzen gegenüber den einzelnen Gliedkirchen haben, als dies bisher der Kirchenbund der EKD gegenüber einzelnen Gliedkirchen hatte. Ich weise nur auf folgendes hin: Eine Richtlinienkompetenz, die Artikel 9 der für uns nicht mehr geltenden Grundordnung der EKD vorsah, steht dem Bund nicht zu. Es sind außerdem Garantien in der Ordnung eingebaut, die eine Majorisierung der einzelnen Kirchen verhindern.

Hermann Kalb: Ich möchte eine Zusatzfrage stellen: Bedeutet dieses Bestehenbleiben der rechtlichen Selbständigkeit der einzelnen Landeskirchen, daß diese Kirchen Verhandlungen mit den Organen unseres Staates wie bisher von der landeskirchlichen Ebene aus führen?

D. Dr. Mitzenheim: So zu verfahren, wird auch nach Inkrafttreten der Ordnung des Bundes möglich sein. Es hat sich bewährt, daß Fragen zwischen Staat und Kirche von den Kirchenleitungen mit den für sie zuständigen Bezirken bzw. mit der Dienststelle des Staatssekretärs für Kirchenfragen verhandelt worden sind. Selbstverständlich wird dies auch in Zukunft möglich sein. Ich möchte aber auch auf eins hinweisen: Ebenso hat sich bewährt, daß grundsätzliche Fragen, die alle Landeskirchen betreffen, von einer gemeinsamen legitimierten Vertretung mit dem Staat verhandelt werden. Ich verweise hier auf das Kommuniqué von 1958, das auch nicht von den Landeskirchen gesondert verhandelt wurde, sondern auf die Verhandlung einer bevollmächtigten Gesamtvertretung der Kirchen in der DDR mit den Vertretern der Regierung der DDR zurückging.

Gerhard Lotz: Ich freue mich, daß Landesbischof D. Mitzenheim gerade an diesem Punkt das Kommuniqué von 1958 erwähnte. Ich möchte der Hoffnung Ausdruck geben, daß der Bund die Linie weiterführt, die damals begann. Das Maß seiner Effektivität wird davon bestimmt werden, inwieweit er eindeutig die Normen und den Geist unserer sozialistischen Verfassung ernst nimmt.

Hermann Kalb: Herr Landesbischof, gestatten Sie noch eine ganz andere Frage. Sie haben sich unter dem Beifall der Delegierten auf dem Kongreß der Nationalen Front vor der demokratischen Öffentlichkeit unmißverständlich zu dem Budapester Appell der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages geäußert. Kann die Möglichkeit derartiger Äußerungen zu drängenden Gegenwartsproblemen durch den Bund eingeschränkt werden?

D. Dr. Mitzenheim: Das ist ausgeschlossen. Ich freue mich, daß meine Ausführungen vor dem Kongreß der Nationalen Front beachtet wurden, und ich begrüße es, daß auch andere Bischöfe in der DDR, so Landesbischof D. Beste vor der Mecklenburger Synode und der Greifswalder Bischof D. Krummacher in einem Gespräch mit Vertretern des Staates, sich zu dieser bedeutungsvollen Friedensinitiative aus Budapest geäußert haben. Jeder Bürger unseres Staates, ob Laie, ob Pfarrer, ob Bischof, steht zugleich als Bürger unseres Staates mit in der politischen Verantwortung. Es ist nicht nur sein Recht, das ihm niemand beschneiden oder einengen kann, sondern seine Pflicht, „der Stadt Bestes zu suchen“, und was könnte wichtiger sein als die Grundfrage aller Politik: Die Gewinnung und Sicherung des Friedens! Ich habe leider bisher nicht feststellen können – vielleicht sind meine Informationen unvollständig –, daß außer dem im Ruhestand lebenden Kirchenpräsident D. Niemöller ein Bischof aus der Bundesrepublik zu der wichtigsten Friedensinitiative aus Budapest sich positiv geäußert hat. Um so mehr ist es unsere Aufgabe, hier ohne Scheu und ideologische Verklemmung über diese Frage zu sprechen.

Hermann Kalb: Herr Landesbischof, meine Herren, ich danke Ihnen für dieses Gespräch.

Kurz zuvor hatte der „Bund Evangelischer Pfarrer“ sich bereits in ähnlichem Sinne mit einem Schreiben an alle Bischöfe in der DDR gewandt:

Der nachfolgende Brief wurde am 31. März 1969 vom Vorstand des Bundes Evangelischer Pfarrer an alle Bischöfe in der DDR gesandt und bei der Eröffnung des Evangelischen Pfarrertages in Berlin am 24. April den Teilnehmern als Tagungsmaterial übergeben.

Der Bund Evangelischer Pfarrer in der DDR weiß sich durch seine Satzung verpflichtet, „zur rechten Ausübung kirchlichen Dienstes auf dem Boden der Deutschen

Demokratischen Republik brüderliche Hilfe zu leisten“. Er geht dabei aus von der heute auch in der Ökumene allgemein anerkannten Wahrheit, daß Kirche in der Einheit ihrer geistlichen und gesellschaftlich-geschichtlichen Dimension besteht. Dabei geht es dem Bund nicht um eine vordergründige Politisierung von Kirche und Verkündigung, sondern um eine kirchlich verantwortliche gesellschaftsbezogene theologische Besinnung.

Mitglieder und Vorstand des Pfarrerbundes waren nach der Verfassungsdiskussion im vorigen Jahr erfreut, als bekannt wurde, daß die evangelischen Landeskirchen in der Deutschen Demokratischen Republik der neuen staatsrechtlichen Lage Rechnung tragen wollen und hierzu eine Strukturkommission eingesetzt hatten, um echt und ehrlich einen neuen Anfang zu machen und die Belastungen, die sich mit den vergangenen Jahren der EKD verbinden, nicht nur institutionell, sondern vor allem geistig und geistlich zu überwinden. Wir haben die ersten Monate der Arbeit dieser Kommission mit Vertrauen begleitet. Einmischungen aus dem Bereich der westdeutschen Bundesrepublik hatten wir erwartet. Bestürzt aber hat uns, was als Ergebnis der Strukturberatungen nunmehr den Landessynoden in der Deutschen Demokratischen Republik vorgelegt wird.

Es erfüllt uns mit großer Sorge, daß von der „besonderen Gemeinschaft der evangelischen Christenheit in Deutschland“ als einem ohne weiteres unproblematischen, ja theologisch zu verfechtenden, geschichtlich gewachsenen Resultat ausgegangen wird, die nach wie vor eine Partnerschaft der evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik mit denen in der westdeutschen Bundesrepublik begründe. Nach allem, was bei der fehlenden Unterrichtung der Gemeinden und auch der Pfarrerschaft zu hören und zu vermuten ist, handelt es sich mit dem Artikel 4, Absatz 4 des Entwurfs der Strukturkommission nur darum, die alten Bindungen an die EKD in modifizierter Weise aufrechtzuerhalten. Es ist nicht nur ein Verdacht, sondern es ist beispielsweise die von Präses Beckmann offen ausgesprochene Absicht, daß dieselbe Alleinvertretungsanmaßung, die sich politisch in dem Namen „Bundesrepublik Deutschland“ ausdrückt, kirchlich mit dem Festhalten an der „Evangelischen Kirche in Deutschland“ aufrechterhalten werden soll. Demgegenüber ist es unsere Überzeugung, daß die Lösung der Strukturfragen für die evangelischen Landeskirchen in der Deutschen Demokratischen Republik eine echte Selbstverantwortlichkeit und Eigenständigkeit schaffen muß.

Angesichts der Verbindung politisch-staatsbürgerlicher und theologisch-kirchlicher Aspekte meinen wir, daß für die gegenwärtige Situation ähnliches zutrifft, wie das, was am 9. Februar 1961 Professor Emil Fuchs sagte und was der Bund Evangelischer Pfarrer in der DDR in seinem Schreiben vom 19. Oktober 1961 an die Synoden und Kirchenleitungen in der DDR zum Ausdruck gebracht hat: Wir stehen in der Frage der Trennung von der EKD auf der Seite der politischen Instanzen der Deutschen Demokratischen Republik nicht nur um des Staates, sondern vor allem um der Kirche willen. Die Befreiung der Kirche aus falschen Bindungen, sosehr sie im Raume der „Welt“ primär unter politischen und gesellschaftlichen Vorzeichen gewertet wird, ist theologisch und kirchlich vor allem so zu sehen, daß sie den Weg innerer Erneuerung frei macht. Insofern können auch von außen an unsere Kirche herantretende Forderungen, sich aus Verflechtungen zu lösen, die für den sozialistischen Staat der Deutschen Demokratischen Republik politisch und gesellschaftlich untragbar sind, eine theologische Tiefendimension haben, die den politischen Instanzen, von denen sie ausgehen, selbst nicht bewußt zu sein braucht.

Es ist unmöglich, daß die Kirche nicht Schaden erleidet, wenn sie ständig dem Evangelium zuwider eine Politik der Unehrlichkeit und der Pseudodiplomatie betreibt, die die westdeutsche Machtpolitik unterstützt. Wir sehen in dem Hin und Her um die Ordnung des projektierten Bundes – bis hin zum Ausschluß der Gemeinden und der Pfarrer von der Möglichkeit der Mitsprache – eine Praxis, die dem nicht überwundenen autoritär-bürokratischen Stil aus der Epoche des absolutistischen Staatskirchentums entspricht und den wahren Grundlagen der Kirche widerspricht. Unsere Kirche muß endlich dahin

kommen, daß ihr Handeln in Übereinstimmung mit dem Evangelium steht, das sie verkündigt.

Wir beschwören Sie, in dieser verblendeten Selbstzerstörung der Kirche nicht fortzufahren, und erlauben uns, diesen Brief an alle evangelischen Bischöfe in der DDR zu senden.

Der Brief ist nur ein Beispiel dafür, in welcher Weise sich politische und staatliche Stellen sowie kirchliche Gruppen immer wieder neu bis in die September-Tagung der Bundessynode hinein bemühten, eine förmliche Absage der Kirchen in der DDR an die EKD und statt dessen eine ausdrückliche Zusage an den Sozialismus der DDR zu erreichen. Die Synode selbst hat schließlich alle diese Erwartungen abgewiesen. Artikel 4 Absatz 4 der Ordnung des Bundes als Streitobjekt wurde weder verändert noch interpretiert. Es gab auch keine eingehende Debatte über seine Verwirklichung; man will alles dies der praktischen Arbeit und ihren Möglichkeiten überlassen.

Vordringlich für beide Seiten, für den Kirchenbund und die EKD, waren jedoch die Deutung des rechtlichen Geschehens und die Feststellung der durch die Gründung und Arbeit des Bundes geschaffenen Rechtslage. Die Grundordnung der EKD ist nicht als Vertrag zustande gekommen. Sie stellt einen Gesamttakt dar, ist ihrer Intention nach auf Dauer angelegt und enthält demgemäß auch keine Kündigungsklausel. Ein Austritt aus der EKD ist nicht nur nicht vorgesehen, er wäre auch systemwidrig und nach der Grundordnung nicht möglich. Im Rahmen des gesetzten Kirchenrechtes ist das Ausscheiden einer Gliedkirche aus der EKD nicht zu vollziehen. Auch ist eine rechtliche relevante Übertragung der Rechte und Pflichten von Organen der EKD an Organe des neuen Kirchenbundes nicht möglich gewesen. Zwar haben an den Rechtsveränderungen Mitglieder der Organe der EKD in der DDR teilgenommen. Rat und Kirchenkonferenz der EKD in der Bundesrepublik Deutschland haben den Vorgang mit Verständnis für die Situation in der DDR begleitet, dabei jedoch nicht aktiv im Rechtssinne mitgewirkt. Diese Rechtsauffassung liegt den nachstehenden Beschlüssen, Entscheidungen und Dokumenten zugrunde.

Zunächst faßte die Synode des Bundes einen in diesem Zusammenhang wichtigen Beschluß zu vermögensrechtlichen und dienstrechtlichen Fragen:

BESCHLUSS DER SYNODE DES BUNDES DER EVANGELISCHEN KIRCHEN IN
DER DDR VOM 14. SEPTEMBER 1969

Mit der Bildung des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR und der Konstituierung seiner Organe erklärt die Synode:

Der Bund übernimmt nach Maßgabe seiner Ordnung die bisher der EKD im Bereich der DDR obliegenden vermögensrechtlichen und dienstrechtlichen Verpflichtungen. Er übernimmt ebenso ihre Rechte und Anwartschaften. Die Synode beauftragt die Konferenz der Kirchenleitungen, alle zur Durchführung dieses Beschlusses erforderlichen Maßnahmen zu treffen. Hierzu gehört auch die Prüfung der Frage, welche Mitarbeiter in den Dienst des Bundes übernommen werden.

Dieser Beschluß eröffnete den Weg zu einem Schreiben der Mitglieder des Rates der EKD in der DDR an den Ratsvorsitzenden, dem zwei wichtige Erklärungen beilagen:

An den
Vorsitzenden des Rates
der Evangelischen Kirche in Deutschland
Herrn Landesbischof D. Dietzfelbinger
München

z. Z. Potsdam, den 14. 9. 1969

*Hochwürdiger Herr Vorsitzender des Rates!
Lieber und verehrter Bruder Dietzfelbinger!*

In der Anlage überreiche ich Ihnen und dem Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland zwei schriftliche Erklärungen der Ratsmitglieder in der DDR.

Wir meinen, daß wir mit der 1. Erklärung unserer Fürsorge- und Treuepflicht gegenüber den Mitarbeitern und den Vermögenswerten der EKD in der DDR hinreichend Rechnung getragen haben, nachdem zuvor die Synode des Bundes ihrerseits die entsprechenden vermögensrechtlichen und dienstrechtlichen Verpflichtungen übernommen hat.

Die 2. Feststellung, daß unsere Funktion als Mitglieder des Rates mit dem heutigen Tage beendet ist, ist uns, wie Sie uns nachfühlen werden unerhört schwer gefallen; aber sie war für den gemeinsamen Dienst der Gliedkirchen in der DDR unerlässlich. Sie ist uns etwas erleichtert durch die Tatsache, daß die Synode des Bundes am Artikel 4, 4 seiner Ordnung festhält.

Wir bitten den Rat um brüderliches Verstehen. Am heutigen Sonntag stehen wir unter dem Wochenspruch, der uns und den von uns getrennten Brüdern gemeinsame Wegweisung gibt.

„Alle eure Sorge werfet auf ihn; denn er sorget für euch“ (1 Petr 5, 7).

In bleibendem brüderlichen Verbundensein

Ihr *Krummacher*

Anlage 1

Von dem Beschluß der Synode des Bundes der evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik vom 14. 9. 1969 betreffend vermögensrechtliche und dienstrechtliche Verpflichtungen der Evangelischen Kirche in Deutschland haben wir Kenntnis genommen und erklären dazu folgendes:

Die Evangelische Kirche in Deutschland überträgt dem Bund der evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik ihr gesamtes in der Deutschen Demokratischen Republik liegendes Vermögen einschließlich des Inventars der Evangelischen Kirchenkanzlei. Wir erwarten, daß der Bund die Zweckbestimmung des Vermögens wahrt und mit den vermögens- und dienstrechtlichen Verpflichtungen auch die Versorgungslasten für die ehemaligen Auslandspfarrrer übernimmt.

Die bisherige Evangelische Kirchenkanzlei wird mit dem 30. 9. 1969 aufgelöst. Wir verbinden damit die Erwartung, daß die Angestellten in angemessener Weise weiterbeschäftigt bzw. versorgt werden.

Durch Beschluß vom 26. 8. 1969 haben wir Herrn Präsident Dr. Johannes und Herrn Vizepräsident Woelke beauftragt, etwa notwendige Einzelregelungen zur Durchführung, Ausführung und Ergänzung dieser Erklärung mit dem Bund zu vereinbaren.

Potsdam, den 14. September 1969

gez. D. Krummacher
(Bischof)
gez. Elisabeth Lundbeck
(Oberin)

gez. D. Noth
(Landesbischof)
gez. Lic. Wätzel
(Oberkons.-Rat)

Anlage 2

Nachdem die Organe des Bundes der evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik gebildet sind und der Bund die Verantwortung für die Gemeinschaft der acht Gliedkirchen in der Deutschen Demokratischen Republik übernommen hat, stellen wir fest, daß unsere Funktion und unsere Tätigkeit als Mitglieder des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland beendet sind.

Potsdam, den 14. September 1969

gez. D. Krummacher
(Bischof)
gez. Elisabeth Lundbeck
(Oberin)

gez. D. Noth
(Landesbischof)
gez. Lic. Wätzel
(Oberkons.-Rat)

Schließlich war auch für die Mitglieder der Synode der EKD in der DDR der gleiche Schritt wie seitens der Ratsmitglieder zu vollziehen.

SCHREIBEN VON PRÄSES D. FRITZ FIGUR VOM 14. 9. 1969 AN DIE SYNODALEN DER EKD
IM BEREICH DER DDR

D. Fritz Figur

14. 9. 1969

An die
EKD-Synodalen im Bereich der DDR

Sehr verehrte, liebe Brüder und Schwestern!

Nach vorangegangenen synodalen Beratungen und Beschlüssen in allen Gliedkirchen in der DDR ist die Synode des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR am 10. September 1969 zu ihrer konstituierenden Tagung zusammengetreten. Die Organe des Bundes sind gebildet worden.

Das Präsidium der regionalen Synodaltagung (Ost) stellt fest, daß unsere Funktion und unsere Tätigkeit als Synodale ihre Ende gefunden haben. Die synodale Verantwortung für die Gemeinschaft der acht Gliedkirchen in der DDR liegt bei der Synode des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR.

Die Mitglieder des Rates, die in der DDR wohnen, haben mir folgende Erklärung zugehen lassen:

„Nachdem die Organe des Bundes der evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik gebildet sind und der Bund die Verantwortung für die Gemeinschaft der acht Gliedkirchen in der Deutschen Demokratischen Republik übernommen hat, stellen wir fest, daß unsere Funktion und unsere Tätigkeit als Mitglieder des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland beendet sind.

Das Präsidium der Synode der EKD dankt den Synodalen für die bisher geleistete synodale Mitarbeit und bittet Gott, daß er den neubeschrittenen Weg der Kirchen in der DDR, der in viel menschlichem Zagen und nicht ohne Eingeständnis eigenen Versagens vor der Größe der uns gestern und heute gestellten Aufgaben beschritten wurde, begleiten möge mit der Kraft seines Wortes und mit der Hilfe zu brüderlicher Geduld und fröhlichem Dienst in ‚der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes‘.“

In dankbarer Erinnerung an unsere gemeinsamen Tagungen in Fürstenwalde, Halle und Magdeburg
Ihr sehr ergebener D. Figur

Aus allen diesen Schritten und Entscheidungen ergab sich dann die letzte folgenreiche Erklärung des Rates der EKD.

*des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland zur Gründung des
Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR*

Vom 26. September 1969

Der neu gegründete „Bund der evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik“ hat seine Organe gebildet. Er hat die Verantwortung für die Gemeinschaft der acht Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland in der Deutschen Demokratischen Republik übernommen. Die in der Deutschen Demokratischen Republik amtierenden Mitglieder des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland haben festgestellt, daß ihre Funktion und ihre Tätigkeit als Mitglieder des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland beendet sind. Gleichzeitig hat das Präsidium der Regionalen Tagung der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland im Bereich der Deutschen Demokratischen Republik erklärt, daß auch die Funktion der Mitglieder der Synode in der Deutschen Demokratischen Republik ihr Ende gefunden habe.

Die Gründung des Bundes bedeutet einen tiefen und folgeschweren Einschnitt in der über hundertjährigen Geschichte des Zusammenschlusses der evangelischen Kirchen in Deutschland. Dankbar ist des Dienstes zu gedenken, den die Evangelische Kirche in Deutschland an der inneren und äußeren Gemeinschaft ihrer Gliedkirchen in beiden Teilen Deutschlands getan hat. Äußere Formen dieser Gemeinschaft sind zerbrochen. Die Gemeinsamkeit der Verantwortung für das Zeugnis und den Dienst der Kirche bleibt bestehen.

Die Mitglieder des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland in der Bundesrepublik Deutschland und Berlin (West) respektieren die von den Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik getroffenen Entscheidungen. Sie nehmen nunmehr als Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland die in der Grundordnung der EKD festgelegten Aufgaben des Rates für den Bereich der Bundesrepublik Deutschland und Berlin (West) wahr. Weitere in diesem Zusammenhang erforderliche Maßnahmen der Ordnung für den Bereich der westlichen Gliedkirchen der EKD zu treffen, muß der nächsten Tagung der Synode vorbehalten bleiben.

Zwei Komplexe zur rechtlichen Regelung standen danach noch aus. Der für Mai 1970 einberufenen Regionalen Tagung (West) der Synode der EKD blieb eine endgültige Regelung der Rechtsverhältnisse der EKD vorbehalten. Und außerdem bedurften die Kirchenverfassungen der Kirchen in der DDR noch hinsichtlich der Zugehörigkeit zur EKD einer Berichtigung. Die Thüringische Synode nahm bereits am 5. Dezember 1969 eine derartige Verfassungsberichtigung vor, durch die die Thüringische Landeskirche auch verfassungsrechtlich aus der EKD ausschied. Nach einem entsprechenden Beschluß der Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der DDR vom 22. November 1969 ist damit zu rechnen, daß die übrigen Kirchen folgen werden.

c) Organisationsfragen

Artikel 8 Absatz 1 der Ordnung des Kirchenbundes bestimmt, daß zur Beratung der Organe des Bundes (Synode und Konferenz der Kirchenleitungen) für bestimmte Sachgebiete Kommissionen gebildet werden. Mit diesen Kommissionen, die von Ausschüssen zu unterscheiden und am ehesten den Kammern der EKD

vergleichbar sind, versucht der Bund einen neuen kirchlichen Arbeitsstil zu entwickeln. Es besteht die Absicht, die Kommissionen zu einem wichtigen Arbeitsinstrument zu gestalten. Dabei wird sich freilich das Problem stellen, in welchem Verhältnis die ziemlich stark ausgestatteten Kommissionen zu den Organen des Bundes stehen werden und wie sich Synode und Konferenz der Kirchenleitungen im Einsatz der Kommissionen zueinander verhalten.

Über diese Kommissionen heißt es in dem Rechenschaftsbericht von Bischof Werner Krusche vor der Synode der Kirchenprovinz Sachsen am 15. November 1969:

Die Arbeitsstruktur des Bundes wird entscheidend durch ein neues Element, das der Kommissionen, bestimmt sein, für deren Bildung die Synode und für deren personelle Besetzung die Konferenz zuständig ist. Da hier noch keinerlei Erfahrungswerte oder gar schon fertige Konzeptionen vorlagen, mußte ein Ausschuß der Synode erst einmal Vorstellungen davon entwickeln, welches die Funktion derartiger Kommissionen im Gesamtzusammenhang der Arbeit des Bundes zu sein hätte. Dieser Ausschuß gab folgende Umschreibung: „Die Kommissionen des Bundes haben die Funktion, die Synode und die Konferenz der Kirchenleitungen zu beraten. Sie bereiten sachgerechte Entscheidungen dieser Organe vor, indem sie eine Plattform für die Annäherung und enge Zusammenarbeit der Fachkräfte der Gliedkirchen auf den verschiedensten Gebieten und damit auch ein Erkundungs- und Experimentalzentrum für die Kirche von morgen darstellen.“ Sie sollten „den Gliedkirchen auch direkte Anregungen und Impulse vermitteln“. Es wird bei der Bildung von Kommissionen praktisch notwendig sein, die Fülle der Aufgaben in einige überschaubare Fachgebiete zu gliedern, wobei die Gefahr einer Verselbständigung dieser Fachgebiete vermieden werden soll durch häufige Konsultationen zwischen Kommissionen mit verwandten Sachthemen und durch ständige Kontakte ihrer Sekretäre. Als „die gemeinsame und sie untereinander verbindende Intention der Kommissionen“ wurde es bezeichnet, „daß das Evangelium durch Wort und Tat in die gemeindliche und gesellschaftliche Situation der DDR übersetzt wird“. Da von der Arbeit dieser Kommissionen für die Wirksamkeit des Bundes Entscheidendes abhängt, hat die Synode in der Bildung von Kommissionen eine geradezu asketische Zurückhaltung geübt, um nicht durch voreilige Festlegungen zukünftige Entwicklungen zu blockieren. So wurden nur zwei Kommissionen – für Ökumene und Ausbildung – geschaffen. Vor der Bildung weiterer Kommissionen sollen von der Konferenz einzusetzende Ausschüsse erst einmal genügend Erfahrungen sammeln. Auch hier wurde deutlich, daß die Synode sich nach vorn hin offenhalten will. Die Arbeit der Kommissionen soll an den bisher organisierten gesamtkirchlichen Aktivitäten kritisch anknüpfen, aber nicht einfach deren Fortsetzung lediglich unter anderer Firmierung sein.

Am 22. November 1969 beschloß die Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der DDR Richtlinien für die Arbeit der Kommissionen:

RICHTLINIEN FÜR DIE ARBEIT DER KOMMISSIONEN

§ 1

(1) Aufgabe der Kommissionen ist es, durch ihre Beratung sachgerechte Entscheidungen der Organe des Bundes mit vorzubereiten.

(2) Die Kommission hat im Rahmen des ihr zugewiesenen Arbeitsbereiches Bestandsanalysen und Forschungsarbeit vorzunehmen und soll sich bemühen, weiterführende Anregungen und Vorschläge im Sinne der Intention des Bundes (Artikel 4 Abs. 1 BO) zu erarbeiten.

(3) Die Organe des Bundes haben das Recht, einer Kommission Arbeitsaufträge zu erteilen und mit Fristsetzung gutachtliche Äußerungen über einzelne Probleme anzufordern. Die Konferenz kann eine Kommission beauftragen, Entwürfe von Kirchengesetzen oder Konferenzbeschlüssen vorzubereiten.

(4) Die Konferenz kann einer Kommission die Befugnis einräumen, im Rahmen ihres Arbeitsauftrages in begrenztem Umfange Anregungen und Vorschläge unmittelbar an die Leitungen der Gliedkirchen heranzutragen. Weitergehende Mandate der Konferenz an eine Kommission sind im Einvernehmen mit den Leitungen der Gliedkirchen möglich; stimmen nicht alle Gliedkirchen zu, so erstreckt sich das der Kommission erteilte Mandat nur auf den Bereich der Gliedkirchen, die zugestimmt haben.

§ 2

(1) Vor der Entscheidung über eine Frage aus einem Sachgebiet, für das eine Kommission eingesetzt ist, fordert die Konferenz – sofern nicht unverzüglich entschieden werden muß – von der Kommission eine beratende, gutachtliche Äußerung an.

(2) Die Kommission berichtet der Konferenz einmal jährlich und der Synode zweimal in einer Legislaturperiode über ihre Arbeit. Verantwortlich ist der Vorsitzende der Kommission.

§ 3

(1) Die Mitglieder einer von der Synode beschlossenen Kommission werden von der Konferenz entweder auf Vorschlag einer von ihr eingesetzten vorbereitenden Arbeitsgruppe oder auf Vorschlag des Sekretariats auf Zeit oder ohne Zeitbegrenzung berufen. Bei Berufungen, die ohne Zeitbegrenzung ausgesprochen sind, überprüft die Konferenz spätestens nach fünf Jahren das Mandat. Das Recht der Synode gemäß Artikel 9 Abs. 4 bleibt unberührt.

(2) Die Zahl der Kommissionsmitglieder sollte in der Regel nicht fünfzehn übersteigen.

(3) Die Konferenz beruft in jede Kommission einen Sekretär oder Referenten des Sekretariats.

§ 4

Die Kommission wählt ihren Vorsitzenden und einen Stellvertreter.

§ 5

(1) Die Kommission tritt nach Bedarf zu Sitzungen zusammen, die vom Vorsitzenden einberufen werden. Von der Möglichkeit des schriftlichen Meinungsaustausches zwischen den Kommissionsmitgliedern sollte in Vorbereitung der Kommissionssitzung Gebrauch gemacht werden.

(2) Die Kommission kann zur sachgemäßen Bearbeitung spezieller Themen aus sich heraus Unterkommissionen bilden. Sie kann zu einzelnen Arbeitstagungen der Kommission oder Unterkommission Experten heranziehen.

(3) Die Kommission prüft, welche Facharbeitskreise für die Arbeit des Bundes notwendig sind, und schlägt sie der Konferenz zur Bestätigung vor. Mit den bestätigten Facharbeitskreisen ihres Arbeitsbereiches hält die Kommission ständige Fühlung.

§ 6

Der Sekretär oder der in die Kommission berufene Referent des Sekretariats unterrichtet über den Leiter des Sekretariats den Vorstand der Konferenz laufend über die Aktivitäten der Kommission. Er veranlaßt die Niederschriften über die Arbeitsergebnisse der Kommission und unterstützt die Kommission durch die Bereitstellung von Material und durch andere technische Hilfestellung.

§ 7

(1) Hält die Kommission es für förderlich, daß den Gliedkirchen Anregungen oder Impulse gegeben werden, so unterbreitet sie der Konferenz einen entsprechenden Vorschlag. Informationsmaterial, das eine Kommission den Gliedkirchen zuleiten will, ist über den Leiter des Sekretariats zu geben.

(2) Die Bestimmung des § 1 Abs. 4 bleibt unberührt.

§ 8

(1) Ein beauftragtes Mitglied der Konferenz hat das Recht, an den Sitzungen einer Kommission oder Unterkommission oder eines bestätigten Facharbeitskreises teilzunehmen.

(2) Die Konferenz kann vom Vorsitzenden der Kommission mit Fristsetzung die Einberufung der Kommission verlangen.

§ 9

(1) Die Koordinierung der Arbeit der Kommissionen gehört zu den Hauptaufgaben des Leiters des Sekretariats; er veranlaßt die hierfür erforderliche Information der Kommissionen.

(2) Die Kommissionen sind gehalten, auf den Grenzgebieten zwischen Arbeitsbereichen mehrerer Kommissionen parallele Bemühungen anderer Kommissionen zu beachten.

§ 10

Vorstehende Bestimmungen über die Arbeitsweise der Kommissionen finden auf die Arbeit der von der Konferenz für längere Zeit oder für die Klärung einer Einzelfrage eingesetzten Ausschüsse sinngemäß Anwendung, soweit sich aus dem Wesen und Auftrag des Ausschusses nicht etwas anderes ergibt.

Berlin, den 22. November 1969

D. Dr. *Schönherr*

Zu diesem Beschluß der Konferenz gab das Sekretariat eine Verlautbarung heraus:

VERLAUTBARUNG

des Sekretariats des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR zum Beschluß der Konferenz vom 22. November 1969 über Richtlinien für die Arbeit der Kommissionen

In der Erkenntnis, daß auch die Kirche bei einer sachgerechten Bewältigung besonderer Arbeitsaufgaben den geprüften Rat von Fachleuten nicht mehr entbehren kann, hat die Ordnung des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR festgelegt, daß zur Beratung der Entscheidungsorgane des Bundes, Synode und Konferenz, Fachkommissionen zu bilden sind. Die Konferenz hat am 22. November 1969 Richtlinien für die Arbeitsweise der Kommissionen verabschiedet, die neben den üblichen Geschäftsordnungsfestlegungen auch Auskunft über die Erwartungen geben, die mit der Bildung der Kommissionen verbunden sind. Es lassen sich drei Hauptabsichten aus den Richtlinien herausheben:

1. Die Kommissionen stellen eines der Instrumente dar, mit denen der Bund gemäß Art. 4 (1) BO sein Ziel verfolgt, Rahmen und Plattform für den erwünschten Konzentrations- und Integrationsprozeß der Kirchen zu sein.

2. Dies Hauptziel meint nicht eine „Superkirche“, sondern die gemeinsame Verantwortung für die Arbeitsgebiete der Kirchen, die sie alle gemeinsam haben. Demgemäß haben die bereits beschlossenen Kommissionen und die Ausschüsse, die von der

Synode möglicherweise zu Kommissionen erhoben werden, die Aufgabe, dem Integrationsprozeß für bestimmte Sachgebiete in Teilschritten zu dienen, indem sie bestehende oder noch zu bildende Arbeitsgruppen oder Institute des Sachgebietes in den Prozeß hineinziehen und in ihrer eigenen Mitte die erforderlichen Klärungen herbeiführen, die die Synode und Konferenz für ihre Entscheidungen brauchen.

3. Aufgabe des Sekretariats ist es dann, zwischen Konferenz und Kommissionen in laufendem Kontakt eine Koordinierung herbeizuführen, die nicht nur eine rationelle Arbeitsweise, sondern auch eine fruchtbare Korrespondenz zwischen Theorie und Praxis herbeizuführen geeignet ist.

Im einzelnen hat nach den Richtlinien die Kommission die Aufgabe, im Rahmen des ihr zugewiesenen Arbeitsbereiches Bestandsanalysen und Forschungsarbeit vorzunehmen, und soll sich bemühen, weiterführende Anregungen und Vorschläge im Sinne der Intention des Bundes zu erarbeiten. Die Organe des Bundes haben das Recht, einer Kommission Arbeitsaufträge zu erteilen und mit Fristsetzung gutachtliche Äußerungen über einzelne Probleme anzufordern. Die Konferenz kann eine Kommission beauftragen, Entwürfe von Kirchengesetzen oder Konferenzbeschlüssen vorzubereiten.

Darüber hinaus kann die Konferenz eine Kommission unter bestimmten Voraussetzungen weitergehende Mandate übertragen, wie zum Beispiel das Recht, unmittelbar Anregungen an die Gliedkirchen zu geben.

Weiter ist festgelegt, daß die Konferenz grundsätzlich zu jeder Sachentscheidung die Stellungnahme der Kommission anfordert und die Kommission regelmäßig der Synode und der Konferenz berichtet. In die Kommissionen sollen in der Regel bis zu fünfzehn Mitglieder durch die Konferenz berufen werden. Die Berufung kann befristet oder unbefristet erfolgen; in letzterem Falle ist sie nach fünf Jahren zu überprüfen. Die Kommissionen wählen sich ihren Vorsitzenden und dessen Stellvertreter. Sie können für spezielle Themen aus sich heraus Unterkommissionen bilden und Experten heranziehen. Für größere Teilgebiete in den Arbeitsbereichen der Kommissionen kann die Konferenz ständige Facharbeitskreise bestätigen. In jede Kommission wird ein Sekretär oder Referent des Sekretariats berufen. Das Sekretariat gibt den Kommissionen die erforderliche technische Hilfestellung und ist für die Koordinierung der Arbeit der Kommissionen verantwortlich.

Berlin, den 24. November 1969

d) Reformbestrebungen

Das Auseinandertreten von EKD und Kirchenbund in der DDR kann niemanden mit Genugtuung erfüllen. Aber es wäre unrealistisch, wollte man leugnen, daß diese Entwicklung hinsichtlich künftiger Aufgaben und Notwendigkeiten auch eine gewisse Erleichterung ausgelöst hat. Es zeigte sich sehr bald, daß die – sicherlich wohlbegründete – Aufrechterhaltung der Organisationsgemeinschaft zwischen Ost und West in der EKD einen Diskussions- und Reformstau verursacht hatte, der jetzt zur Auflösung drängte. Jedenfalls trat das Reformgespräch im deutschen Protestantismus hinsichtlich der konfessionellen Spaltung und der mit ihrer Hilfe aufrechterhaltenen Autonomie der Landeskirchen sowohl in der verbliebenen EKD wie in dem neuen Kirchenbund in der DDR fast über Nacht in eine neue Phase.

Gleichzeitig mit dem Zustimmungsbeschluß zum Kirchenbund hatte die Regionalsynode Ost der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg bereits am 4. Mai 1969 eine Reihe von Beschlüssen gefaßt, die auf eine Reform zielten:

Die Regionalsynode Ost der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg sieht das Zusammenwachsen „in der Einheit und Gemeinsamkeit des christlichen Zeugnisses und Dienstes“, wie es in Art. 1, 2 der Ordnung des Bundes festgelegt ist, für so entscheidend an, daß sie folgende dringliche Bitten an die Synode des Bundes richtet:

1. Die Synode möge sich mit allem Nachdruck darum bemühen, die Voraussetzung dazu zu schaffen, daß es zwischen allen Gliedkirchen zu voller Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft kommt (in Weiterführung von Art. 2, besonders Abschnitt 4).

2. Nach bisheriger Praxis werden eine Fülle von Aufgaben von jeder einzelnen Landeskirche im Alleingang bearbeitet. Hier sind Koordinierungen möglich, um die vorhandenen Kräfte sinnvoller einzusetzen, finanzielle Einsparungen zu ermöglichen, und vor allem, um durch die gemeinsame theologische Arbeit, näher zueinander zu finden. Das betrifft vorrangig: alle Fragen der Ausbildung (Ausbildungsstätten, Weiterbildung haupt- und nebenamtlicher Kräfte), der diakonischen Arbeit und der Erziehungsaufgaben (vgl. Art. 7 und 9).

3. Die vorgesehenen Kommissionen (Art. 8, 3; 9, 4; 13, 3) werden eine so wichtige theologische Aufgabe haben, daß ihre Ergebnisse nicht nur von der Konferenz, sondern auch von der Synode zur Kenntnis genommen und bearbeitet werden müssen.

(4 Nein-Stimmen, 22 Enthaltungen.)

Im Sinne von Artikel 1 (2) sollten Bedingungen geschaffen werden, die das Zusammenwachsen der Landeskirchen noch mehr fördern. Dazu würde u. a. gehören:

a) Erweiterung der Zuständigkeit der Bundessynode;

b) Überprüfung der Zusammensetzung der Konferenz des Bundes zugunsten einer stärkeren Beteiligung des synodalen Elements;

c) Vorsorge, daß die Kommissionen – die wir für besonders wichtig halten – mehr nach fachlichen als nach repräsentativen Gesichtspunkten zusammengesetzt werden.

Die Synode hält es für erforderlich, daß Lauterkeit und Brüderlichkeit in der Zusammenarbeit der den Bund schließenden Kirchen insbesondere auch gegenüber Minderheiten bewährt werden.

(3 Nein-Stimmen, 12 Enthaltungen.)

Es ist ein kleiner Synodalausschuß zu bilden, der Kontakte mit den führenden Stellen der VELKDDR aufzunehmen hat mit dem Auftrag, Informationen über das Selbstverständnis des Zusammenschlusses dieser Kirche zu erbitten und Möglichkeiten eines engeren Zusammenarbeitens im Blick auf eine künftige Kirchengemeinschaft zu erwägen.

(2 Nein-Stimmen, 25 Enthaltungen; der Ausschuß wurde gebildet.)

Nicht weniger energisch nahm sich die VELK in der DDR, deren Neukonstituierung zunächst in manchen Kreisen auf Reserve gestoßen war (s. Kirchl. Jahrbuch 1968, S. 249 ff.), der Reformaufgaben an. Auf der konstituierenden Tagung ihrer Generalsynode vom 3. bis 6. Juli 1969 in Eisenach behandelte sie das Thema „Bekenntnis und Kirchengemeinschaft“ mit folgenden Hauptreferaten:

1. Studentenpfarrer Dr. Joachim Wiebering, Rostock: „Brauchen wir eine VELK in der DDR?“ (Abdruck in „Lutherische Monatshefte“, 8. Jg., Heft 8, August 1969, S. 388 ff.);

2. Studiendirektor Dr. Werner Tannert, Lückendorf: „Bekenntnis und Kirchengemeinschaft. Zur gegenwärtigen Lage“ (Abdruck wie 1, S. 392 ff.);

3. Dozent Dr. Winter, Berlin: „Wie versteht sich die Evangelische Kirche der Union theologisch?“

Bedeutsam ist die von der Generalsynode der VELK in der DDR in Eisenach zu diesem Thema gefaßte EntschlieÙung:

Eisenacher EntschlieÙung der VELK in der DDR

Vom 6. Juli 1969

(Aus: *Evangelische Kommentare*, Heft 8 / August 1969, S. 476 ff.)

I.

Im Anschluß an die Freiburger Generalsynode im November 1968 sind Fragen an und kritische Einwendungen gegen die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche in der DDR laut geworden. Die Generalsynode hat sich dieser Kritik gestellt und deshalb unter dem Thema „Bekenntnis und Kirchengemeinschaft“ diese Fragen aufgenommen und den weiteren Weg der Vereinigten Kirche bedacht. Dabei ging es besonders um das Verhältnis der Vereinigten Kirche zur Evangelischen Kirche der Union und zum Bund der evangelischen Kirchen in der DDR.

Die Generalsynode stellt fest, daß die Vereinigte Kirche in der Vergangenheit nicht in der Weise Kirche geworden ist, wie sie es ihrem Selbstverständnis nach hätte sein müssen. Sie kann sich andererseits auch nicht als eine ein für allemal gültige Form des kirchlichen Zusammenschlusses verstehen, sondern will nach vorn hin offen sein. Sie sieht jedoch in den vorhandenen kirchlichen Zusammenschlüssen kein Modell, das dieser Intention gerecht werden könnte.

Die Generalsynode strebt eine Kirchengemeinschaft aller evangelischen Kirchen in der DDR an. Bei der Verfolgung dieses Zieles wehrt sie einerseits einem restaurativen Konfessionalismus, andererseits geht sie davon aus, daß Kirchengemeinschaft nur bei Übereinstimmung in den Grundlagen der Verkündigung möglich ist.

II.

Die Generalsynode empfiehlt ihren Gliedkirchen, intensiv im Bund der evangelischen Kirchen in der DDR mitzuarbeiten. Sie fordert sie auf zu überlegen, welche Aufgaben sie an den Bund delegieren können. Insbesondere muß an eine Zusammenfassung und Rationalisierung bestimmter Verwaltungsaufgaben gedacht werden.

Die Vereinigte Kirche ihrerseits ist gewillt, Überschneidungen und Doppelarbeit zu vermeiden. Sie ist bereit, ihre Gremien daraufhin zu überprüfen, welche Aufgaben an den Bund der evangelischen Kirchen in der DDR delegiert werden können. Zu denken ist dabei z. B. an Arbeiten auf dem Gebiet Ökumene und Mission sowie Gemeindeaufbau. Der Publizistische Ausschuß der Vereinigten Kirche hat mit Zustimmung der Kirchenleitung bereits vorgeschlagen, daß er seine Arbeit einstellt, sofern seine Aufgaben künftig von den Organen des Bundes wahrgenommen werden.

III.

Mit dem Ziel, eine Kirchengemeinschaft zu erlangen, die über den bisher unter den Kirchen in der DDR erreichten Grad der Gemeinschaft hinausgeht, wird sich die Vereinigte Kirche um verbindliche Lehrgespräche mit der Evangelischen Kirche der Union bemühen. Diese Lehrgespräche sollen auf die gegenwärtige Situation der Verkündigung aller evangelischen Kirchen ausgerichtet sein.

Als Thema schlägt die Generalsynode vor: „Wie verkündigen wir heute die Rechtfertigung?“ Dabei sollten folgende Aspekte mitbedacht werden:

„Wie reden wir recht von Gott?“

„Was ergibt sich aus der Menschwerdung Gottes für das Sein und Handeln der Kirche?“

„Wie verstehen wir Gottes Handeln in der Welt (Zwei-Reiche-Lehre und Königsherrschaft Christi)?“

Die Generalsynode bittet die Kirchenleitung, unter Mitwirkung der Generalsynode eine Kommission für das Lehrgespräch zu berufen und sich um den Beginn des Gesprächs noch in diesem Jahr zu bemühen. Die Kommission soll der Generalsynode regelmäßig berichten.

IV.

Die Generalsynode bittet die Kirchenleitung, einen ständigen Ausschuß zur Intensivierung der kirchlichen Gemeinschaft zu bilden, der zur Hälfte aus Mitgliedern der Generalsynode besteht.

Er hat folgenden Auftrag:

a) Vorschläge für die Zusammenarbeit der Vereinigten Kirche mit dem Bund der evangelischen Kirchen zu machen und eine Delegation von Aufgaben an dessen Organe zu überlegen;

b) die spezifischen Aufgaben der Vereinigten Kirche im Rahmen der Gemeinschaft der Kirchen in der DDR zu bedenken;

c) die Landessynoden ihrer Gliedkirchen zu einer Koordinierung ihrer Arbeit anzuregen;

d) die gesamtkirchlichen Dienste zu beschreiben, die von der Vereinigten Kirche in der DDR für ihre Gliedkirchen verantwortlich wahrgenommen werden können. Dazu gehören vor allem eine gemeinsame theologische Arbeit, die Verantwortung für das Theologische Seminar Leipzig, der Austausch von Kandidaten der Predigerseminare und die Weiterbildung der Pfarrer. Der Ausschuß hat der Generalsynode regelmäßig zu berichten.

Um die von der Lutherischen Generalsynode vorgeschlagenen Lehrgespräche zwischen VELK und EKU bemühte sich weiterhin die Kirchenleitung der VELK, die über ihre Sitzung am 19. September 1969 mitteilte, die VELK wolle sich um die „volle Kirchengemeinschaft aller evangelischen Kirchen in der DDR“ bemühen. VELK und EKU setzten danach eine gemeinsame Kommission für das Lehrgespräch ein. Über die erste Sitzung dieser Kommission am 16. Dezember 1969 erging folgende Mitteilung:

LEHRGESPRÄCHE BEGANNEN

Mitteilung über die erste Sitzung (ENA XXII/52 vom 23. Dezember 1969)

Die Kirchenkanzlei der EKU und das Lutherische Kirchenamt in Berlin haben über die erste Sitzung der Kommission für das Lehrgespräch gemeinsam eine Verlautbarung herausgegeben, die wie folgt lautet:

Die von der Evangelischen Kirche in der Union und der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche in der DDR berufene Kommission für das Lehrgespräch ist am 16. Dezember in Leipzig zu ihrer konstituierenden Sitzung zusammengetreten. Die Kommission hat dabei die Zielsetzung und die Methodik ihrer künftigen Arbeit beraten.

Es wurde Übereinstimmung darüber erreicht, daß das Lehrgespräch auf die Kirchengemeinschaft der im Bund der evangelischen Kirchen in der DDR zusammengeschlossenen Gliedkirchen der VELK und der EKU abzielt. Es hat die Aufgabe, als Ausgangsbasis dafür eine gemeinsame Lehrgrundlage zu erarbeiten. Diese soll die Grundlage der Verkündigung der Kirche heute richtungweisend beschreiben und eine Voraussetzung für die faktische Übereinstimmung im Vollzug der Verkündigung bieten.

Die Kommission hat in ihrer ersten Sitzung, die von Dozent D. Dr. Voigt (Leipzig) und Generalsuperintendent Dr. Lahr (Potsdam) geleitet wurde, beschlossen, sich der

Frage „Wie verkündigen wir heute die Rechtfertigung?“ zuzuwenden. Sie ist damit dem Vorschlag der Generalsynode der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche in der DDR gefolgt, die dieses Thema für das Lehrgespräch empfohlen hatte.

Neben anderen Bischöfen befaßte sich besonders Bischof Dr. Werner Krusche auf der Herbsttagung der Landessynode der Kirchenprovinz Sachsen am 15. November 1969 mit der Bedeutung dieser Lehrgespräche:

Es wird nun sehr viel davon abhängen, wieviel die einzelnen Gliedkirchen kräftemäßig in den Bund zu investieren gedenken und was sie an Aufgaben an ihn zu delegieren bereit sind. Die Generalsynode der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche (VELK) in der DDR hat ihren Gliedkirchen empfohlen, „intensiv im Bund der evangelischen Kirchen in der DDR mitzuarbeiten“ und sie aufgefordert, „zu überlegen, welche Aufgaben sie an den Bund delegieren können“. Desgleichen hat die VELK als ganze ihre Bereitschaft erklärt, „ihre Gremien daraufhin zu überprüfen, welche Aufgaben an den Bund der evangelischen Kirchen in der DDR delegiert werden können“. Es darf wohl zuversichtlich gehofft werden, daß auf seiten der Evangelischen Kirche der Union (EKU) und ihrer Gliedkirchen in der DDR dieselbe Bereitschaft vorhanden ist und entsprechende Überprüfungen erfolgen werden. Die mit der Bildung des Bundes gegebene Chance wird nur dann genützt werden können, wenn auf seiten der EKU und der VELK von vornherein die volle Bereitschaft besteht, sich in die größere Gemeinschaft hineinzugeben.

Daß der Bund der evangelischen Kirchen in der DDR als ein Zusammenschluß bekennnisbestimmter Kirchen auf die volle Kirchengemeinschaft hinarbeiten möchte, hat unsere Provinzialsynode den von ihr gewählten Vertretern für die Bundessynode sozusagen als Marschziel mitgegeben. Es sind wiederum die lutherischen Kirchen, denen man so oft konfessionalistische Verhärtung vorgeworfen hat, die durch ihre Generalsynode am 6. Juli 1969 offiziell erklärt haben: „Die Generalsynode strebt eine Kirchengemeinschaft aller evangelischen Kirchen in der DDR an. Bei der Verfolgung dieses Zieles wehrt sie einerseits einem restaurativen Konfessionalismus, andererseits geht sie davon aus, daß Kirchengemeinschaft nur bei Übereinstimmung in den Grundlagen der Verkündigung möglich ist.“ – „Mit dem Ziel, eine Kirchengemeinschaft zu erlangen, die über den bisher unter den Kirchen in der DDR erreichten Grad der Gemeinsamkeit hinausgeht, wird sich die Vereinigte Kirche um verbindliche Lehrgespräche mit der Evangelischen Kirche der Union bemühen. Diese Lehrgespräche sollen auf die gegenwärtige Situation der Verkündigung aller evangelischen Kirchen ausgerichtet sein. Als Thema schlägt die Generalsynode vor: „Wie verkündigen wir heute die Rechtfertigung?“ Diese Aufgabenstellung für das angebotene Lehrgespräch scheint mir besonders wichtig zu sein: es sollen nicht die Fragestellungen des 16. Jahrhunderts aufgegriffen, sondern es soll versucht werden festzustellen, was wir heute gemeinsam in unserer Verkündigung der Rechtfertigung zu sagen vermögen. Dabei denken die lutherischen Kirchen an einen explizierbaren Lehrconsensus. Die Herstellung eines solchen Consensus in den entscheidenden Inhalten der Evangeliumsverkündigung wird als Postulat zu bejahen sein. Das Gespräch wird zeigen, ob wir heute – nach der Entdeckung der sich einer einfachen Harmonisierung entziehenden Mannigfaltigkeit und Verschiedenartigkeit des neutestamentlichen Zeugnisses – noch zu einem Consensus zu gelangen vermögen, der sich in einheitlichen Lehrformulierungen aussprechen läßt, oder nur zu einem Consensus über die Grenzen der Rechtfertigungsverkündigung, jenseits deren „ein anderes Evangelium“ und d. h. die Verleugnung des Evangeliums beginnt. Eines scheint mir schon einigermaßen sicher zu sein: es wird sich zeigen, daß die Gegensätze heute nicht mehr zwischen den Konfessionen bestehen, sondern quer durch sie hindurchgehen. – Die EKU hat das Angebot angenommen. Die Gesprächsteilnehmer sind von beiden Seiten benannt (von der VELK: Rektor Gienke, Oberpfarrer Leich, Rektor Dr. Saft, Oberkirchenrat Dr. Tan-

nert, Dozent D. Dr. Voigt, Studentenpfarrer Dr. Wiebering; von der EKU: Professor Dr. Jüngel, Generalsuperintendent Dr. Lahr, Moderator Langhoff, Dozent Dr. Rogge, Dozent Dr. Seils, Studienleiter Dr. Schulz). Die Gespräche können also aufgenommen werden. Die lutherisch-reformierten Gespräche auf europäischer Ebene, die in einer erstaunlichen Weise aufeinander zu geführt haben, geben zu einigen Hoffnungen Anlaß.

Daß sich auf dem Wege zur vollen Kirchengemeinschaft Konsequenzen für die EKU und die VELK ergeben werden, scheint mir sicher. Sicher ist auch, daß die EKU nicht das Modell für eine künftige Kirchengemeinschaft abgeben kann. Ich zitiere noch einmal die Entschließung der Generalsynode der VELK, in der es heißt: Die Vereinigte Kirche „kann sich ... nicht als eine ein für allemal gültige Form des kirchlichen Zusammenschlusses verstehen, sondern will nach vorn hin offen sein. Sie sieht jedoch in den vorhandenen kirchlichen Zusammenschlüssen kein Modell, das dieser Intention gerecht werden könnte.“ Fest steht indessen ebenso, daß wir die EKU noch brauchen, so daß es notwendig ist, auf dieser Synode die Vertreter für die Synode der EKU zu wählen. Wenn die Gliedkirchen der EKU in der DDR sich im Zuge der Kirchwerdung des Bundes in diese größere Gemeinschaft hineingeben wollen, bedarf es dazu der geordneten Organe. Das Ziel der vollen Kirchengemeinschaft darf indessen nicht aus den Augen verloren werden. Wir werden für Entwicklungen, die sich aus theologischen Sachgeboten für die EKU ergeben, offen sein müssen. Versuche der Einwirkung von außen her könnten solche von der Sache her sich ergebenden Entwicklungen indessen nur hemmen.

Wenn die evangelischen Kirchen in der DDR durch Zusammenarbeit zusammengewachsen sind und in voller Kirchengemeinschaft stehen werden – und ich hoffe sehnächtig darauf, daß das in ein paar Jahren geschehen sein möchte –, dann wird vielleicht auch der Weg dazu frei werden, daß wir endlich, endlich zur Beseitigung der anachronistischen Kirchengebilde und zu einer vernünftigen kirchlichen Raumordnung kommen. Freilich wird auch nach dem Wegfall der konfessionellen Schranken noch mit einem Unmaß traditionalistischer Beschränktheit zu rechnen sein. Die Prolongierung des jetzigen Zustandes wäre aber nicht nur ein Mangel an organisatorischer Energie, sondern Sünde, weil sie eine unverantwortliche Erschwerung unseres Auftrages bedeutete. Vielleicht hilft dann wirklich nur noch eine Abstimmung aller evangelischen Christen in der DDR, wie es mir neulich ein Laie vorschlug, dessen Geduld mit der Unfähigkeit der Kirche, in dieser Sache zu vernünftigen Lösungen zu kommen, ganz offensichtlich am Ende war.

Auch die weiteren Anregungen der Generalsynode der VELK in der DDR zur Übertragung von Aufgaben an den Kirchenbund und zur Koordinierung der kirchlichen Arbeit innerhalb der VELK griff die Kirchenleitung der VELK auf. Über deren Sitzung am 21. November 1969 liegt folgende Verlautbarung des Lutherischen Kirchenamtes vom 24. November vor:

Über die künftige Arbeit der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche in der DDR beriet die Kirchenleitung am 21. November in Leipzig. Ihr lagen dazu detaillierte Vorschläge des von der Generalsynode eingesetzten „Ausschusses zur Intensivierung der kirchlichen Gemeinschaft“ vor. Dieser bezeichnete es als erforderlich, daß im Sinne der in Eisenach angenommenen Entschließung die weitere Arbeit der Vereinigten Kirche auf die in Aussicht genommene Kirchengemeinschaft der evangelischen Kirchen in der DDR ausgerichtet sei. Den bevorstehenden Lehrgesprächen mit der Evangelischen Kirche der Union käme dabei grundlegende Bedeutung zu.

Darüber hinaus sollte nach Ansicht des Ausschusses die VELK bereit sein, schon jetzt verschiedene bisher von ihr wahrgenommene Aufgaben an den Bund der evangelischen Kirchen zu delegieren, sofern sie von diesem übernommen werden können. Auch dazu lagen der Kirchenleitung konkrete Vorschläge vor. Sie hat ihnen zugestimmt und

wird sie der Konferenz der Kirchenleitungen zuleiten. Auf Grund von Empfehlungen des „Ausschusses zur Intensivierung der kirchlichen Gemeinschaft“ sprach sich die Kirchenleitung auch dafür aus, die Arbeit der Vereinigten Kirche stärker mit der ihrer Gliedkirchen zu koordinieren. Sie beschloß, die nächste Tagung der Generalsynode für den Herbst 1970 vorzubereiten. Es ist geplant, sie im Bereich der Ev.-Luth. Landeskirche Mecklenburgs durchzuführen.

Die Kirchenleitung erörterte ferner auf Grund von Vorarbeiten des Rechtsausschusses der Vereinigten Kirche die Möglichkeit einer zeitlich begrenzten Übertragung kirchlicher Ämter. Eine Klärung der sich damit ergebenden Probleme wurde von ihr vor allem im Hinblick auf das Gemeindepfarramt als dringend erforderlich angesehen. Sie sprach sich dafür aus, in dieser Frage zu einer gemeinsamen Regelung mit den Gliedkirchen zu kommen.

Woran im einzelnen bei der Übertragung von Aufgaben an den Kirchenbund gedacht ist, geht aus einem Schreiben hervor, das das Lutherische Kirchenamt der VELK in der DDR am 23. Dezember 1969 an den Bund der evangelischen Kirchen in der DDR gerichtet hat:

Die Kirchenleitung der Vereinigten Kirche in der DDR hat in ihrer letzten Sitzung über die weiteren Konsequenzen beraten, die sich aus der Eisenacher Entschließung der Generalsynode ergeben könnten. Sie ist bereit, die darin erwähnten Anregungen fortzuführen und zu konkretisieren.

Die Kirchenleitung hält es für möglich, die Aufgaben folgender Ausschüsse an entsprechende Gremien des Kirchenbundes zu übertragen:

- Ökumenischer Ausschuß,
- Missionsausschuß,
- Ausschuß für Fragen des gemeindlichen Lebens,
- Catholica-Arbeitskreis.

Für den Publizistischen Ausschuß liegt dem Bund bereits ein entsprechendes Angebot vor.

Voraussetzung für eine Delegation der Aufgaben wäre jeweils, daß der Bund bereit ist, sie in seine Arbeit und Verantwortung zu übernehmen.

Darüber hinaus gibt es nach Ansicht der Kirchenleitung eine Reihe wichtiger Aufgaben, bei denen es zu begrüßen wäre, wenn der Bund der evangelischen Kirchen sich ihnen zuwenden würde. Dazu gehört das Verständnis des Amtes und der Aufgaben des Pfarrers, das in der kirchlichen und gesellschaftlichen Situation der Gegenwart notwendig einer Klärung bedarf. Von einigen Landeskirchen liegen dazu bereits Überlegungen vor. Die Kirchenleitung der Vereinigten Kirche hält dieses Problem für so dringend, daß sie als Thema für die nächste Generalsynode, die im September 1970 stattfinden soll, „Der Dienst des Pfarrers heute“ vorgesehen hat. Sie versteht dies als Beitrag der VELK zu einer Aufgabenstellung, von der wünschenswert wäre, daß der Kirchenbund sie umfassend in Angriff nimmt.

In der Vereinigten Kirche werden seit einiger Zeit Erwägungen über ein „Glaubensbuch für Erwachsene“ angestellt, in dem die wesentlichen Aussagen christlichen Glaubens unter Bezug auf die Situation des heutigen Menschen verständlich formuliert werden. Ein solches Buch wird mit steigender Intensität verlangt. Die Kirchenleitung der VELK hält es für möglich, dieses Projekt jetzt dem Kirchenbund zu übergeben, sofern dieser bereit ist, es zu übernehmen.

Noch dringender als ein derartiges Glaubensbuch erscheint zur Zeit freilich die Herausgabe von Handreichungen für die Unterweisung von Erwachsenen, die ständig zunimmt. Die Gemeindepfarrer verlangen hier mit Recht nach praktischen Hilfen. Auch diese Aufgabe sollte vom Bund in Angriff genommen werden. Sieht er sich so bald

dazu nicht in der Lage, wäre auch die Vereinigte Kirche bereit, die Erarbeitung von Handreichungen für den Erwachsenenkatechumenat in die Wege zu leiten und diese dann allen Landeskirchen in der DDR zur Verfügung zu stellen.

Von der Erkenntnis her, daß in den Kirchen der Reformation die Predigt vielfach zum schwächsten Punkt kirchlicher Arbeit geworden ist, hält die Kirchenleitung ferner eine eingehende Analyse der heutigen Predigt für erforderlich. Dabei wären auch Recht und Grenzen ihres anthropologischen Charakters zu erheben. Die Kirchenleitung würde es begrüßen, wenn der Kirchenbund sich mit dieser auch für die Pfarrer weithin notvollen Problematik befassen würde. Um der Dringlichkeit der Aufgabe willen wäre sie bereit, ihrerseits bereits Vorarbeiten dazu einzuleiten. Das Projekt könnte dann zu gegebener Zeit dem Bund der evangelischen Kirchen zugeordnet werden, sofern dieser sein Einverständnis dazu erklärt.

Ohne Zweifel wirkt sich auf die Aktivität der VELK in der DDR gegenüber dem Kirchenbund deren klare Rechtslage aus, nachdem auch die VELKD (also „Westbereich“), durch Kirchengesetz vom 7. Mai 1969 ihren Wirkungsbereich auf die bisherigen westdeutschen Gliedkirchen beschränkt hat (s. ABl. der VELKD, Bd. III, St. 5, vom 5. Juni 1969). Demgegenüber ist die EKU in ihrer Bewegungsfreiheit, solange sie sich als gemeinsame Kirchenorganisation ihrer westlichen und östlichen Gliedkirchen versteht, eingeschränkt. Es ist unschwer vorherzusehen, daß die EKU im Jahre 1970 hierzu wichtige Überlegungen anzustellen haben wird. Dazu heißt es in dem Rechenschaftsbericht von General-superintendent Schönherr vor der Regionalsynode Ost von Berlin-Brandenburg auf der Tagung vom 6. bis 10. März 1970:

Es ist kein Zweifel, daß die EKU zu ähnlichen Beschlüssen (wie die o. g. der VELK) bereit ist. Sie hat nie einen Zweifel darüber gelassen, daß sie die größere Einheit der Kirche anstrebt, ja, daß sie um ihretwillen eigentlich da ist. Damit ist die Frage des Selbstverständnisses und der Existenz der EKU gestellt. Sie kann nur durch legitime Organe der EKU entschieden werden. Das erfordert, daß die Synode der EKU neu gebildet wird, da die Legislaturperiode der bisherigen Synode abgelaufen ist. Der Rat der EKU hat eine Regionalsynode der EKU für den Mai (1970) nach Magdeburg einberufen. Dazu sind auch von unserer Synode Wahlen vorzunehmen.

e) Rückblicke

In den Rechenschaftsberichten der Bischöfe und Kirchenleitungen vor den Herbstsynoden 1969 ihrer Landeskirchen finden sich zum Teil ausführliche Rückblicke auf das Jahr 1969 mit seinen für die gesamte EKD und besonders die Kirchen in der DDR so außerordentlich weitreichenden Entscheidungen. Der Platz für diesen Bericht erlaubt nur den Abdruck eines Beispiels. In dem schon mehrfach zitierten Bericht von Bischof Werner Krusche vor der Synode der Kirchenprovinz Sachsen am 15. November 1969 heißt es rückblickend:

Strukturüberlegungen sind geistlich gefordert von dem der Kirche gegebenen Auftrag her, das Evangelium von der Bejahung und Befreiung des Sünders, von der Versöhnung und der Zurechtbringung der Welt durch Gott in Christus ihrer Umwelt bekanntzumachen mit dem Ziel, daß Menschen in persönliche Lebensverbindungen mit Jesus Christus kommen und sich von ihm in den Dienst seiner Herrschaft stellen lassen. Strukturüber-

legungen geschehen unter der Frage: Wie kann die Kirche diesen Auftrag, um dessentwillen es sie gibt, am besten ausführen? Dieser missionarische Auftrag ist strukturbestimmend; ihm haben die Lebens- und Arbeitsformen der Kirche und ihre Organisationsgestalt zu dienen.

Unter diesem Gesichtspunkt muß die in diesem Jahre erfolgte Bildung des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR gesehen und verstanden werden. Sie wäre mißverstanden, würde sie primär unter politischen Aspekten gesehen, also nicht als das Eingehen auf eine Herausforderung des Evangeliums, sondern als das Nachgeben gegenüber einer Forderung des Staates. Der engere Zusammenschluß und die intensivere Zusammenarbeit der evangelischen Kirchen in der DDR wäre von ihrem Auftrage her, das Evangelium in der spezifischen Situation einer von einem Sozialismus marxistisch-leninistischer Prägung bestimmten Gesellschaft auszurichten, unausweichlich notwendig geworden. Die Tatsache, daß die Organe in der EKd ihre Funktionen nicht mehr ausüben konnten, und die mit der neuen Verfassung gegebenen staatsrechtlichen Festlegungen haben freilich die Inangriffnahme eines solchen Zusammenschlusses verdrängt sowie den Spielraum möglicher Lösungen eingeengt und bestimmte durchaus denkbare und weniger schmerzvolle Lösungen – etwa die einer klaren Regionalordnung der EKd – ausgeschlossen. Man kann natürlich fragen, ob die mit der Bildung des Bundes getroffene Lösung einer organisatorisch-rechtlichen Verselbständigung der evangelischen Kirchen in der DDR gegenüber der EKd wirklich dem Auftrag dient oder ob sie nicht vielmehr dem Auftrag widerspricht, insofern sie die Botschaft von dem Grenzen überschreitenden Versöhnungswerk Christi verdunkelt und unglaublich macht. Diese Frage bestünde zu Recht, wenn die Bildung des Bundes mit einer Absage an die EKd und also mit einer Preisgabe der Gemeinschaft mit den Kirchen in der Bundesrepublik verbunden gewesen wäre. Damit wäre allerdings das Evangelium zerstört und unser Auftrag verraten worden. Aber dies ist ja notorisch nicht geschehen. Die Bildung des Bundes hat den unbegründeten, aber nichtsdestoweniger wirksamen Verdacht der politischen Abhängigkeit unserer Kirchen von denen in der Bundesrepublik den letzten Schein eines Rechtes genommen. Unsere Kirchen haben damit das Ihre getan, um frei von bislang möglichen Verdächtigungen ihren Auftrag in ihrer sozialistischen Umwelt ausrichten zu können. Die Evangelischen Kirchen in der DDR haben mit der Bildung des Bundes das Opfer gebracht, die organisatorisch-rechtliche Gestalt, in der die Gemeinschaft der evangelischen Kirchen in Deutschland bislang existiert hat, aufzugeben, um ihren Auftrag der Ausrichtung des Evangeliums in ihrer spezifischen gesellschaftlichen Situation besser erfüllen zu können. Dieser Preis wird nur dann nicht zu hoch gewesen sein, wenn unsere Kirchen die damit gegebene Chance gemeinsamen Zeugnisses und Dienstes voll nützen.

Die erste Synode des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR im vergangenen September war ein Mut machender Beginn in dieser Richtung. Die für sie charakteristische sachliche Arbeitsatmosphäre war ein Zeichen dafür, daß man etwas von dem Bildungsprinzip des Bundes begriffen hatte, das sich auf die Formel bringen ließe: „Zusammenwachsen durch Zusammenarbeit“. Kennzeichnend war, daß landeskirchliches oder konfessionelles Proporz- oder Prestigedenken von vornherein keinerlei Rolle gespielt hat, sondern daß bei allen Entscheidungen durchweg Sachgesichtspunkte ausschlaggebend waren. Kennzeichnend war ferner, daß sich die Synode gewillt und entschlossen zeigte, von ihren in der Ordnung des Bundes vorgesehenen – und gegenüber den Kompetenzen der Konferenz der Kirchenleitungen als ungenügend empfundenen – Möglichkeiten und Rechten umfassenden Gebrauch zu machen. Das Erstaunlichste war indessen dies, daß die Synode sich von dem von außen und von einigen kleinen kirchlichen Gruppen ausgehenden sehr vernehmbaren Drängen auf eine Änderung oder eine Interpretation des Artikels 4, Abs. 4 nicht hat beeindrucken lassen. Die Synode war sich vom ersten Augenblick an darin einig, daß über diesen Artikel, ohne den die

Synoden der einzelnen Landeskirchen niemals ihre Zustimmung zu der Bildung des Bundes gegeben hätten, nicht zu diskutieren sei. Sie gab zu verstehen, daß sie keine verbale Interpretation des Artikels 4, Abs. 4 zu geben gedenkt, sondern eine pragmatische Verdeutlichung seines Sinnes. Die Synode hat freilich nun auch umgekehrt mit keinem Wort zu den besagten Forderungen und zu der sie begründenden Be- oder besser Verurteilung der EKID Stellung genommen, und sei es auch nur in der gänzlich unpolemischen Form einer Grußbotschaft an die evangelischen Kirchen in der Bundesrepublik als Zeichen der niemals in Frage gestellten Gemeinschaft mit ihnen. Man kann das für eine Schwäche der Synode halten. Ich möchte es gern als den Verzicht auf alles Demonstrative und Deklamatorische verstehen. So geschah denn auch die Entgegennahme der Erklärung der vier in der DDR wohnenden Mitglieder des Rates der EKID über die mit der Bildung des Bundes erfolgte Beendigung ihrer Funktionen und ihrer Tätigkeit und die entsprechende Erklärung des Präsidiums der Regionalsynode (Ost) der EKID in einer durchaus würdigen, aber überaus sachlichen – auf alles Emotionale verzichtenden – Weise.

4. KIRCHLICHE VERANTWORTUNG IN STAAT UND GESELLSCHAFT

Einige Grundfragen zur öffentlichen Verantwortung der Kirche sind in dem Abschnitt 2 a dieses Berichtes über den 20. Jahrestag der DDR behandelt worden. Wir beschränken uns hier darauf, das bedeutendste Dokument abzudrucken, das zur kirchlichen Mitverantwortung auf gesellschaftlichem Gebiet in der Berichtszeit in der DDR fertiggestellt wurde. Es handelt sich um die bisher an keiner Stelle veröffentlichte Denkschrift „Chancen der Ehe heute“ vom 4. September 1969. Das Dokument kann die Aufmerksamkeit westdeutscher Leser um so mehr beanspruchen, als auch in der Bundesrepublik Fragen der Ehe und der Geschlechterbeziehungen gegenwärtig sehr aktuell sind. Es ist die letzte Ausarbeitung, die unter der Leitung der Mitglieder des Rates der EKD in der DDR dort fertiggestellt und den Kirchenleitungen zur Verfügung gestellt wurde.

CHANCEN DER EHE HEUTE

Eine Sexualethische Kommission, zusammengesetzt aus Medizinern, Psychologen, Juristen und Theologen aus den evangelischen Landeskirchen der DDR, hat sich mit den Fragen der Ehe befaßt und legt hiermit ihr Arbeitsergebnis vor. Das Schwergewicht des Statements ruht auf grundlegenden Erwägungen. Einzelfragen wurden bewußt nur angerissen. Sie sollten auf landeskirchlicher Ebene weiterbearbeitet werden.

Berlin, am 4. September 1969

Dr. H. Schulz, Vorsitzender

Inhaltsübersicht:

- I. Einführende Fragen
- II. Sozialgeschichtliche Aspekte
- III. Die Ehe in der heutigen Gesellschaft
- IV. Fragen an die christliche Tradition
- V. Theologische Konzeptionen
- VI. Ethische Bestimmung der Ehe
- VII. Zur Ehe-Literatur in der DDR
- VIII. Eheprobleme in der heutigen Gesellschaft

- IX. Erziehung zur Ehe
- X. Verantwortliche Elternschaft
- XI. Zielstellung der Arbeit

I.

„Wenn wir die Scheidungsziffern in der DDR betrachten, so stiegen sie bei den Jungen von 29,3 % im Jahre 1958 auf 44,1 % im Jahre 1963. Bei den Männern erfolgen die meisten Scheidungen zwischen 25 und 30, bei den Frauen zwischen 21 und 25 Jahren ... Man muß bedenken, daß in den meisten Fällen auch Kinder vorhanden sind, die in über 80 % vorehelich gezeugt und sicher vielfach Anlaß zur Eheschließung waren. 1958 wurden über 20 000 und 1963 bereits über 24 000 Kinder von der Ehescheidung betroffen; sie sind die Hauptleidtragenden ...¹“

Die Ehe, so sagen die Fachleute, ist eine Gemeinschaft mit institutionellem Charakter. Eine Institution ist eine gesellschaftliche Einrichtung, die bestimmte Verhältnisse und Verhaltensweisen auf Dauer stellt und damit verbindlich ordnet. Das Zitat scheint besagen zu wollen, daß es um die Ehe in unserer Gesellschaft nicht zum besten bestellt ist.

Ist diese Institution „altmodisch“ geworden? Kann sie nicht mehr auf Dauer stellen, was sie zu ordnen von der Gesellschaft berufen war, nämlich das Versorgen und Erziehen von Kindern – und die Zusammengehörigkeit von Mann und Frau, genauer von einem Mann und einer Frau auf Lebenszeit? Waren ihre Ordnungen zu streng? Haben die Menschen die Achtung vor alten Ordnungen verloren? Haben Sie bessere gefunden?

Welche Chancen hat die Ehe heute?

Es wird gut sein, diesen Fragen genau nachzudenken und begründete Antworten zu suchen.

Die Ehe soll hier zunächst in ihrem historischen Prozeß (II) und in ihrem gegenwärtigen Stellenwert für die Gesellschaft (III) bedacht werden. Daran knüpfen sich grundlegende ethische (IV–VI) sowie praktische Fragestellungen (VII–X).

In der Konfrontation von Geschichte, christlicher Botschaft und unserer Situation werden die Chancen der Ehe aufzuzeigen sein.

II. Ehe sozialgeschichtlich

Bis zum Beginn der industriellen Produktion im frühen Kapitalismus war durch Jahrhunderte hindurch die Großfamilie die gesellschaftliche Institution, die den gesicherten Raum für die Ehe darstellte. In der Großfamilie schloß der einheitliche Lebens- und Arbeitsbereich in einem Hause Großeltern, Eltern, Kinder, unverheiratete Verwandte und mit ihnen das Gesinde zusammen. In den meisten Fällen bestimmten nicht die Eheleute selbst, sondern ihre Familien, ob und wen sie heiraten durften. Gleichbleibende Traditionen – wie die rechtliche Vorherrschaft des Mannes, die Beibehaltung des väterlichen Berufes und Hauses sowie die Hausgebundenheit der Frau – sicherten der Ehe ihre äußere Stabilität. Diese Großfamilie ist verschwunden. Heute läßt sich ein antithetischer Satz formulieren: Die Ehe ist die gesellschaftliche Institution geworden, die den gesicherten Raum der Kleinfamilie darstellt.

Der große gesellschaftliche Umbruch, der mit diesem Gegensatz ausgedrückt ist, hat eine Menge von Faktoren zu seiner Voraussetzung wie zu seiner Durchsetzung nötig gehabt. Fünf von ihnen seien in diesem Zusammenhang erwähnt:

1. Seit Renaissance, Reformation und Aufklärung nahm die Würdigung des Individuums mit seinen Ansprüchen auf Freiheit, Verstehen und Liebe im Protest gegen ökonomische und soziale Zwänge in allen gesellschaftlichen Klassen zu.

1. L. Aresin: Sprechstunde des Vertrauens, Rudolstadt 1967, S. 93 f.

2. Seit der Romantik ist die Forderung nach tiefster personaler Beziehung und Liebe zwischen den Partnern zu einem entscheidenden Kriterium der Ehe geworden.

3. Die damit zusammenhängende Gleichberechtigung der Frauen, verbunden mit deren Vordringen in eine große Zahl von vorher nur durch Männer ausgeübte Berufe, hat sich Schritt um Schritt durchgesetzt.

4. Durch die neuere Psychologie wurde herausgestellt, wie stark die Geschlechtlichkeit Sein und Verhalten des Menschen bestimmt. Vor allem der Reifeprozess trat in seiner Bedeutung zunehmend hervor. Reife als Bewußtsein der Einmaligkeit und Unauswechselbarkeit ist einerseits als Grund personaler Treue in der Partnerbeziehung entdeckt worden, wie andererseits Reifungsstörungen als Grund für Untreue und andere apersonale Verhaltensweisen erkannt worden sind.

5. Im frühen Kapitalismus setzte mit dem Rückgang der Kindersterblichkeit und der zunehmenden Möglichkeit, Familien zu gründen, die sogenannte Bevölkerungsexplosion ein. Sie führte im Lauf von hundert Jahren zur Vervierfachung der Menschenzahl und brachte eine Fülle neuer Probleme mit sich (z. B. Großstädte, Wohnraumknappheit, Entstehung des Industrieproletariats). Rückgang der Kindersterblichkeit und ihr folgende Abnahme der Geburtenziffern sind wiederum zurückzuführen auf die Zunahme sozialer Aufstiegsmöglichkeiten und höherer Bildungserwartung, medizinischer und sanitärer Möglichkeiten sowie der wachsenden Benutzung industriell produzierter Kontrazeptionsmittel.

Mit dem gesellschaftlichen Umbruch geriet das Gehaltensein in den alten Traditionen christlich-abendländischer Kultur ins Wanken. Die Ehe wurde neuen äußeren und inneren Belastungen ausgesetzt. Zugleich erschlossen sich daraus positive Gestaltungsmöglichkeiten.

III. Ehe soziologisch

In der heutigen Gesellschaft ist der Stellenwert der Ehe nicht leicht zu bestimmen. Die Fülle der Beziehungen, die zwischen den Geschlechtern spielen, ist kaum mehr zu überschauen. An Stelle gleichbleibender Traditionen ist ein rascher Wechsel von Einstellungen und Verhaltensweisen getreten, die eigenständige Entscheidungen nötig machen.

Für die weiteren Erwägungen knüpfen wir an den vorigen Abschnitt an und versuchen, vier Phänomene näher zu verstehen:

1. In dem Maße, wie die Bedeutung der Großfamilie für die Stabilität der Ehe zurücktrat, gewann die partnerschaftliche Stabilität an Gewicht. Heute gehört es zur Aufgabe der Ehepartner, selbständig für stabile Beziehungen zu sorgen.

Die Geburtenkontrolle wurde zum Beispiel in der vorindustriellen Gesellschaft durch das Heiratsverbot der Großfamilie für eine erhebliche Zahl ihrer Glieder ausgeübt. Was früher die Gesellschaft durch Verbote und Strafen (Achtung der unverheirateten Mutter und ihres Kindes) kontrollierte, liegt heute weithin in der Verantwortung jedes einzelnen und jeder Ehe. Die Einstellung der Partner zu Kindern oder Kinderlosigkeit, zu empfängnisregelnden Mitteln oder zum ungeschützten Verkehr vor der Eheschließung entscheidet über die Stabilität einer heutigen Ehe.

Auch in anderen Bereichen muß diese Stabilität ständig bewahrt werden: im Umgang mit Eigentum und Geld, bei Stellenwechsel und Umzugsplänen oder in der Kindererziehung. Die hohen Scheidungsziffern dürften ein deutliches Zeichen dafür sein, daß viele Verheiratete die partnerschaftliche Stabilität nicht erreichen oder durchhalten können.

Freilich spielt hier ein Faktor hinein, der eine Grenzerscheinung zwischen altem und neuem gesellschaftlichen Stellenwert der Ehe darstellt: Bei einer vor der Hochzeit eingetretenen Schwangerschaft geht ein Teil der Partner die Ehe ein, „damit das Kind einen Namen kriegt“, obwohl kaum zu erwarten ist, daß die Eltern dieses Kindes eine Ehe partnerschaftlich werden stabilisieren können. Jede ledige Mutter ist mitsamt ihrem Kind durch unsere gesetzlichen Bestimmungen ebenso geschützt wie durch das sich

wandelnde gesellschaftliche Urteil, und doch wirkt ein Sicherheitsdenken nach, das sich auf eine „äußere“ Stabilität des Ehe-Status verläßt und das meistens durch einen familiären Ehrenkodex mitbestimmt ist.

Eine weitere Grenzerscheinung zwischen früherem und heutigem Stellenwert der Ehe zeigt sich in der Inanspruchnahme der Großfamilienreste. Sowenig heute Eltern oder Großeltern bei der Partnerfindung mitbestimmen, so nötig werden sie dann gebraucht, wenn es um die Pflege und Erziehung der Kinder aus denjenigen jungen Ehen geht, in denen beide Partner berufstätig sind.

2. Durch die gesellschaftlichen Wandlungen – einschließlich der Kriegsfolgen – ist das Verständnis der Ehe in einer besonderen Weise geprägt worden: die Partner erwarten voneinander die gemeinsame Bewältigung aller Lebensprobleme. Die Berufstätigkeit der Eheleute in verschiedenen Arbeitsbereichen und die gesellschaftlichen Aufgaben haben starke Anforderungen an die Ehe entwickelt. Sie muß die Schaffung eigener Werte ermöglichen (Wohnungseinrichtung, technische Geräte, Auto, Garten usw.); sie muß Besprechungsort aller Sorgen und Pläne, aber auch der Ort der Entspannung, Selbstfindung und Geborgenheit und nicht zuletzt der Freude sein können. Das ist um so wichtiger, als die durchschnittliche Dauer der Ehe sich auf Grund der höheren Lebenserwartung verlängert hat.

Diese sozialsolidarische Funktion der Ehe als Lebensbewältigung zu zweit unterstreicht die Bedeutung und Notwendigkeit der partnerschaftlichen Stabilität.

3. Die Soziologen beobachten, daß die Sexualität einen deutlicher sichtbaren Überhang über die Ehe hinaus bekommen hat. Allein die Statistiken über den Geschlechtsverkehr Jugendlicher sind eindeutig². Aber nicht nur der Geschlechtsverkehr Jugendlicher, auch der neben- und außereheliche Verkehr haben offensichtlich zugenommen. Welche Gründe hat dieser Überhang?

a) Die Sexualität hat – wie die übrigen Antriebsbereiche des Menschen – stets der Gestaltung bedurft. Diese Gestaltung scheint die Gesellschaft als ganze heute nicht – noch nicht wieder? – in genügendem Maße leisten zu können.

b) Die Schranken zwischen den Geschlechtern sind weithin verschwunden. Jungen und Mädchen, Männer und Frauen begegnen sich in allen Gesellschaftsbereichen mit distanzfreier Unmittelbarkeit.

c) Fernsehen, Film, Schrifttum und Reklame erzeugen ständig Reize und mobilisieren Wünsche.

d) Das größere Wissen um empfängnisregelnde Mittel hat die Angst vor unerwünschter Schwangerschaft abnehmen lassen.

e) Für den Geschlechtsverkehr Jugendlicher ist die lange Spannungszeit zwischen körperlicher Reife und gesellschaftlicher Selbständigkeit als Grund zu bedenken.

Fragt man nach den Funktionen dieser nicht an die Ehe gebundenen Sexualität, so wird man ebenfalls mehrere Antworten geben müssen. Es begegnen uns auffällige Vereinseitigung sexueller Bedürfnisbefriedigung ebenso wie eine Art Verbraucherhaltung. Neben diesen Einseitigkeiten müssen aber auch andere Faktoren beachtet werden: die Suche nach Geborgenheit und Verstandenwerden, nach Entlastung und Gemeinsamkeit, die in der Ehe noch nicht oder nicht mehr gefunden werden.

4. Trotz des geschilderten Überhangs der Sexualität ist die Ehe Ziel und Leitbild für partnerschaftliche Lebensbewältigung zu zweit geblieben und weniger gefährdet, als weithin vermutet wird.

Es gibt heute Stimmen, die die Entwicklung der letzten Jahrzehnte sehr negativ beurteilen – und andere, die das Verschwinden früherer Normen begrüßen und fördern.

2. Vgl. H. Grassel: Jugend, Sexualität, Erziehung, Berlin 1967, S. 98. – H. Brückner: Das Sexualwissen unserer Jugend, Berlin 1968, S. 151 ff.

Es wird aber nötig sein, Pauschalurteile zu verlassen und die Tatbestände genau zu prüfen.

Wir müssen die Bedeutung der Sexualität für die Ehe heute intensiver bedenken. Seit der romantischen Forderung nach einem tiefen und durchaus sexuell mitbesetzten Liebeserleben hat sich zunehmend das moderne Verständnis der Doppelfunktion der Sexualität als etwas früher so nichts Selbstverständliches durchgesetzt: neben die – vor allem für die Ehe betonte – *generative* Funktion der Erzeugung von Kindern ist heute – ebenfalls für die Ehe – die *relationale* Funktion getreten: „Der Geschlechtsverkehr entsteht aus dem Verlangen nach Beziehung“³. In dieser zweiten Funktion liegt eine enge Beziehung zu dem oben mit „partnerschaftlicher Stabilität“ bezeichneten Eheverständnis.

Nach wie vor scheinen in unserer Gesellschaft die für die Ehe konstitutiven Ordnungsmomente bejaht zu werden, also die monogame Dauerbindung, die Absicht der Familiengründung und der öffentliche Rechtsstatus.

IV. Ehe – Fragen an die christliche Tradition

In welchem Verhältnis stehen unsere christlichen Traditionen zu diesem Wissen um Geschichte und Gegenwart der Ehe? Zunächst werden einige kritische Rückfragen an uns selbst zu stellen sein.

1. Wie ist es zu der ständig abnehmenden Öffentlichkeitsbedeutung unseres kirchlichen Redens und Handelns in Sachen Ehe gekommen? Nur an wenigen Stellen wird überhaupt die Öffentlichkeit erreicht (Traugespräch und Trauung, Seelsorge, Konfirmandenunterweisung, Ehepaarkreise, Vorträge, Kolleg der Theologieprofessoren und spärliche Veröffentlichungen, schließlich Ehe- und Familienberatungsstellen).

Die Abnahme der kirchlichen Trauungen hängt nicht nur mit der Gleichgültigkeit der jungen Eheleute, sondern auch mit der Beziehungslosigkeit unseres Redens zu ihrer Situation zusammen. Die Sprache der Trauenden wirkt weithin unverständlich.

2. Welchen moralischen Standard halten Pfarrer, Pfarrfrauen und kirchliche Mitarbeiter aufrecht? Distanzieren sie sich mit gewissen Verhaltenstraditionen (z. B. Ablehnung vorehelichen Geschlechtsverkehrs, Kinderreichtum, patriarchalischem Erziehungsmuster, Tabuierung des Sexuellen) von der heutigen Situation? Halten sie sich für den Rest der „Anständigen“? Oder wie vermögen sie ihren moralischen Standard für die Situation fruchtbar zu machen?

3. Welche Bedeutung messen wir der Bibel in ihren Aussagen über die Geschlechter, über Ehe, Kinderreichtum und Scheidung bei? Das dogmatisch-lehrhafte Reden von „Schöpfungsordnung“ oder „Erhaltungsordnung“ entsprach einer Zeit, in der das Eheverständnis durch Traditionssicherungen als stabilisiert angesehen werden konnte.

Andererseits beunruhigt uns die Frage, wer uns berechtigt, auch die Aussagen der Bibel und der christlichen Tradition der geschichtlichen Dynamik zu überantworten, in der wir heute alle Zusammenhänge sehen.

Nach diesen Überlegungen werden wir eine erhebliche Orientierungslosigkeit und Ratlosigkeit feststellen müssen.

V. Ehe – theologische Konzeptionen

Wir wenden uns nun der theologischen Diskussion über das Eheverständnis zu und greifen grundlegende Konzeptionen heraus, um verschiedene Ansätze zu verdeutlichen.

1. Versuch einer Begründung der Ehe als „Schöpfungsordnung“. Ehe wird hier als ursprüngliche Ordnung des geschlechtlichen Zusammenlebens verstanden und so auf

3. Sex und Moral, Report der Kirchen in England, deutsche Übersetzung München 1967, S. 62.

Gott als den Schöpfer zurückgeführt. Der Bereich des Geschlechtlichen ist geprägt durch die strukturelle Entsprechung zu Gottes Einzigkeit: Die von der Liebe eigentlich gewollte Bindung an ausschließlich *einen* Partner – und die biologische Struktur, nach der ein Kind je von *einem* Vater und *einer* Mutter stammt, verweisen beide auf den *einen* Schöpfer, der Treue und Personhaftigkeit der Liebesbeziehung gewährleistet und im Glauben an ihn den wahren Sinn der Monogamie voll erschließt⁴.

In dieser Deutung wird ein aus biblisch-christlicher Tradition kommendes Eheverständnis unter Berufung auf überall und immer auffindbare Schöpfungsordnungen des Menschseins als Appell an alle Menschen formuliert. Daraus ergibt sich eine lebhafte Auseinandersetzung mit aktuellen Problemen – aber von einem vorgegebenen Denkschema her und unter bewußtem Zurückstellen der Interpretation biblischer Texte.

2. Versuch einer Begründung der Ehe aus biblischen Normen. Eine weitere Konzeption begründet die Ehe unmittelbar aus der Bibel, indem sie sie als Gebot Gottes in die Gesamtverkündigung des Heils einbezieht. Da die biblische Offenbarung „klaren Unterricht über den Inhalt des göttlichen Liebeswillens gibt“, ist durch Vertiefung in die Bibel eindeutige Weisung zu gewinnen. Der Christ kann aus ihr entnehmen, daß er „entweder in sexueller Enthaltsamkeit oder in einer christlich verstandenen Ehe zu leben hat“. Auch die eheliche Liebe ist nicht in ihrer natürlichen Gegebenheit, sondern „wie sie im Licht der neutestamentlichen Liebesbotschaft gelebt und gestaltet wird“ zu sehen⁵.

Die Tendenz dieses Eheverständnisses ist nicht die sozusagen missionarische Aufdeckung von Schöpfungsordnungen, die jedermann einsichtig sind, sondern die Berufung der Christen zu einem biblisch orientierten Gehorsam des Glaubens.

Die Schwierigkeit ist dabei, daß die neutestamentlichen Mahnungen ohne Beachtung ihrer geschichtlichen Einbettung als für jede Zeit bindend angesehen werden und daß das „christliche“ Eheverständnis sich eindeutig von jedem anderen abheben soll.

3. Versuch einer Begründung der Ehe aus der Entsprechung zum Bund Gottes.

In einer dritten Konzeption wird die Ordnung der Geschlechterbeziehungen von der gnädigen Zuwendung Gottes her verstanden, die in Christus ihre Letztgestalt erfahren hat. So prägt die Berufung des Menschen zur Bundespartnerschaft mit Gott auch die Mitmenschlichkeit von Mann und Frau, die in der Ehe ihre Spitze hat. Als die exemplarische Beziehung von Mann und Frau in einer völligen, exklusiven und dauernden Lebensgemeinschaft hat die Ehe durch Gottes Wahl und Bund unbedingten und zwingenden Charakter. Gerade darin ist sie aber nicht Forderung, sondern „Geschenk und Evangelium“ des dreieinigen Gottes⁶.

Hier wird wie in der ersten Konzeption von der Entsprechung her gedacht, aber in scharfer Abwehr der Brunnerschen Lehre von der Schöpfungsordnung. An ihre Stelle tritt eine christologische Interpretation der Ehe mit einer breiten biblischen Begründung. Kommt die tatsächliche Wirkung des Christusgeschehens auf die Verstehensgeschichte von Menschsein und Ehe genügend zur Geltung, wenn die Mitmenschlichkeit von Mann und Frau in der Ehe als statische Analogie zu Christus in seinem Gottesverhältnis behauptet wird?

4. Versuch einer Begründung der Ehe aus der Forderung des In-Obhut-Nehmens.

Der Ausgangspunkt dieses Eheverständnisses ist die spannungsvolle Verbindung zwischen der Verkündigung Jesu und einer Analyse vorfindlicher zwischenmenschlicher Beziehungen: Jesus verkündigt die radikale Forderung, den anderen Menschen in Ob-

4. Vgl. E. Brunner: Das Gebot und die Ordnungen, 1932, S. 324 ff. Diese Konzeption berührt sich mit dem traditionellen römisch-katholischen Eheverständnis, das freilich durch Naturrechts- und Sakramentsproblematik besonders belastet ist.

5. N. Sørensen: Christliche Ethik, 1949, S. 103 f.; vgl. S. 292 ff., 300 ff.

6. K. Barth: Kirchliche Dogmatik III/4, 2. Aufl. 1957, S. 127–366.

7. K. Barth, a.a.O., §§ 52, 54; vor allem S. 48.

hut zu nehmen. Diese radikale Forderung ist die unausgesprochene Voraussetzung aller Kommunikation und gerade so Gottes Forderung; sie fordert nur, was Gott gibt⁸.

Von hier aus soll die Fülle der sozialen Normen ebenso wie deren Relativierung in der Geschichte zwar als Hilfe, niemals aber als Ersatz dafür verstanden werden, daß die Partner in der Ehe einander in Obhut zu nehmen haben, wenn ihre Ehe Ehe sein soll. Dabei müssen Denken und Phantasie zum Zuge kommen, keinesfalls blinder Gehorsam gegenüber der Tradition oder Ideologisierung dogmatischer oder biblischer Aussagen.

Das führt zu einer Entlastung vom Gewicht materialer traditioneller und biblischer Aussagen. Zugleich aber bleibt die Frage offen, wie die komplizierten Probleme der Tradition und der Gesellschaft für das Eheverständnis fruchtbar gemacht werden können. Das Gewicht liegt auf der situationsgerechten Entscheidungsfähigkeit des einzelnen.

5. Ein Versuch, die verschiedenen Eheverständnisse unter dem Aspekt der Geschichtlichkeit aller Lebensgestaltungen zu verarbeiten, wird im folgenden vorgelegt. Die Bibel wird hier als die Zeugnissammlung einer Glaubensgeschichte verstanden, deren durchhaltender Zug das Ernstnehmen der freien Treue Gottes in einer als Geschichte begriffenen Welt ist. Dann läßt sich die Wirkungsgeschichte biblisch verstandenen Glaubens auf das Verständnis der Ehe darstellen.

Dieser Versuch ist von Wenzel Lohff in einem unveröffentlichten Vortrag über die evangelische Lehre von der Ehe formuliert worden, aus dem wir mit seiner Zustimmung ausführlich zitieren:

„Es zeigt sich ..., wie die patriarchalisch-polygame Ausgangsgestalt, die die Ehe ganz in den Raum des ‚Hauses‘ stellt, die die Bindung an die Frau unter dem Zweck der Erhaltung des Geschlechtes motiviert, unter dem Einfluß der biblischen Gotteserfahrung, insbesondere der Erfahrung des Gottesbundes in Richtung auf ein personales Verständnis der Ehe, wie in Richtung auf die Monogamie verwandelt wird. Der Zusammenstoß mit den Fruchtbarkeitskulten belegt die außereheliche sexuelle Hingabe mit einem religiösen Verdikt und wertet die Ehe auf. Das Verständnis des Gottesbundes unter dem Bilde der Ehe aber verwandelt auch die soziale Basis dieses Symbols. Denn im Gottesbund bricht sich ein ‚transsexuales‘ Verständnis der Ehe Bahn, das in Versprechen und Treue, in personaler Beziehung sein Wesen hat. Ja mehr, indem Jahwe, der Anwalt der Schwachen, für die Frau eintritt ..., wird der Frau ein Rechtsanspruch auf den Schutz des Mannes zuteil, wie er in keiner sozialen Ordnung mehr endgültig zu regeln ist. Er bedarf fortwährend neuer Konkretion aus dem Motiv liebender Zu-Neigung“⁹.

Das Wesen der Gottesbeziehung: die liebende Annahme des Volkes, die einen Stand gewährt und die sich in Zuspruch und Antwort, im Wechselgespräch der Bundestreue auswirkt, prägt nun auch diese Beziehung. Am Ziel dieser Entwicklung steht dann Jesu Wort über die Ehe. In den Antithesen (Mt 5, 27–32) wird nicht nur die eheliche Beziehung und Zuordnung radikal verinnerlicht, sondern zum ersten Male auch die Beziehung als volle Gegenseitigkeit verstanden: Ehebruch wird aus der personal begriffenen Beziehung gedeutet, er ist nicht nur Ausbruch der Frau aus einer Bindung, in der sie im Besitz des Mannes ist, auch der Mann, der begehrt, hat die Ehe gebrochen. Zugleich muß das einseitige Scheidungsrecht des Mannes, das aus seiner Verfügungsgewalt über die Frau resultiert, dahinfallen. Im Epheserbrief aber wird dann die Begründung des Eheverständnisses aus dem Bundesangebot Gottes, die im alttestamentlichen Verständnis des Gottesbundes unter dem Bilde der Ehe grundgelegt ist, noch einmal aufgenommen und zugleich endgültig geprägt: in der Hingabe Christi für seine Gemeinde wird das Urbild der Liebe erfahren, die die eheliche Beziehung erfüllen und prägen soll.

Freilich kann man nicht sagen, daß die so umrissene Geschichte der Wirkung biblischer

8. K. Løgstrup: Die ethische Forderung, 1959, S. 120; vgl. S. 79–127.

9. H. Ringeling: Die biblische Begründung der Monogamie, Zeitschrift f. Ev. Ethik 10, 1966, S. 91.

Gotteserfahrung auf das Eheverständnis ohne weiteres schon jenes moderne Eheverständnis begründet, das in den theologischen Ethiken als das schöpfungsgemäße erscheint. Zum ersten ist die patriarchalische Struktur der Ehe in der Bibel nirgends explizit durchbrochen. Zum andern wird die Monogamie als ausschließliche Eheform nirgends in der Heiligen Schrift ausdrücklich gefordert, wenn auch in der Spätzeit biblischer Überlieferung und im Neuen Testament die Einehe tatsächlich wohl bereits die allgemein verbreitete Eheform gewesen ist.

Jedoch ist mit dem Liebesverständnis aus der Annahme der Kreatur im Heilshandeln Gottes auch ein Verständnis der ehelichen Liebe grundgelegt, das im Geschehen der christlichen Verkündigung als ein Ferment der Umgestaltung der Ehe in Missionsgebieten wirken mußte und das schließlich zu jenem Verständnis der Ehe als partnerschaftlich-personale Beziehung führen konnte, das die moderne evangelische Ethik kennzeichnet. Die biblischen Einzelaussagen gewähren gerade kein überzeitliches Wesensbild der Ehe, sei es, daß sie dieses der Einsicht in die Schöpfung oder einfach einer geschichtlichen positiven Gesetzgebung entnehmen.

Wohl aber gewähren sie im Zeugnis vom Heilshandeln Gottes einen Ansatz, aus dem die Bedingungen der Möglichkeit für rechte Gestaltung der Ehe gewonnen werden können. Sie tun das, indem sie zugleich die konkrete Gestaltung der Ehe der schöpferischen Nachfolge im Gehorsam des Glaubens überantworten.“

6. Die angeführten Konzeptionen sollten in ihren besonderen Anliegen und Grenzen durchdacht und nicht nur gegeneinander ausgespielt werden.

Dennoch erscheint uns die im Abschnitt 5 vorgelegte Interpretation in ihrem weiten Begründungszusammenhang als besonders hilfreich; sie wird wichtigen Voraussetzungen in besonderem Maße gerecht:

a) Gottes Handeln wie die Strukturen der Geschlechtlichkeit einschließlich der Ehe werden im theologischen Nachdenken geschichtlich – das heißt Wandlungen schaffend und in Wandlungen befindlich – zu sehen sein. Gerade im Zusammenhalten der Wirkungsgeschichte der christlichen Verkündigung mit der Sozialgeschichte der Geschlechterbeziehungen und mit unserer ihrerseits im Wandel begriffenen Situation wird sich ein theologisches Verständnis der Ehe zu bewähren haben. Es wird, die Wandelbarkeit christlicher Ethik voraussetzend, unbefangen und einsichtig nach dem Entscheidenden fragen.

b) Ein theologisches Verständnis der Ehe wird die im Alten und Neuen Testament zur Sprache kommenden und sich durchdringenden Impulse von Glaubenserfahrung und Sicht der Ehe miteinander zu reflektieren haben; es wird biblisch, nicht biblizistisch sein.

c) In dieser biblischen Orientierung wird als sich durchhaltende Intention das Bekenntnis des Glaubens zu Gottes freier Treue aussagbar, die sich in Jesu Christi Ansage der bedingungslosen Liebe verbürgt und im Heiligen Geist gegenwärtig hält.

Der Zusammenhang von schöpferischem, versöhnendem und erneuerndem Handeln Gottes in den Beziehungen, Entfremdungen und immer neuen Möglichkeiten des Mann- und Frauseins wird dann für ein theologisches Verständnis der Ehe entscheidend; es wird beziehungsreich, nicht schematisch sein.

VI. Ehe – ethische Bestimmung

Zu einer ethischen Bestimmung der Ehe läßt sich – nach den Überlegungen zu ihrer Geschichte, ihrem gegenwärtigen Stellenwert in der Gesellschaft und zu den Tendenzen des biblischen und theologischen Verständnisses – folgendes sagen:

1. Die heutige Struktur der Ehe ist ohne die Wirkung christlicher Impulse nicht verstehbar. Unsere Verantwortung für ein bestmögliches Verstehen der Ehe mit Hilfe dieser christlichen Impulse sollte nicht der Sicherung von Traditionen der Kirche gelten. Es

geht um Ermöglichung eines Lebens in der Ehe, das sich von Liebe und Treue aus schöpferischer Kraft des Glaubens an Gottes Liebe und Treue bestimmen läßt.

Dabei sollte unsere Verantwortung nicht nur einzelnen Eheleuten, sondern auch der Zukunft der Institution Ehe in der Gesellschaft zugewandt sein.

2. Im Gesamtzusammenhang der biblischen Glaubensgeschichte sind die für die Beziehungen der Geschlechter und die Ehe wichtigen Texte – bei präzisiertem exegetischem Bedenken ihres historischen Ortes – immer wieder auf ihre Motivationskraft für ein heutiges Verständnis zu befragen¹⁰. Unter dem mitbestimmenden Einfluß der christlichen Verkündigung in unserer Kultur und Gesellschaft ist die Ehe zu einer monogamen Gemeinschaft geworden, die im Laufe der Jahrhunderte in der Lage war, die Intensität der Beziehungen zwischen Mann und Frau zu steigern und zugleich zu stabilisieren. Im ständigen Dialog zwischen dem biblischen Glaubenszeugnis und den Chancen der Ehe heute entsteht für uns die Verbindlichkeit eines christlichen Ehe-Ethos.

3. Ehe läßt sich unter diesen Voraussetzungen fassen als

a) gesellschaftlich geschützter Raum für die Verwirklichung der Gemeinschaft eines Mannes und einer Frau in Treue und Vertrauen auf Lebenszeit;

b) Spielraum für die Freiheit der beiden Partner in gegenseitiger Liebe, Wahrhaftigkeit und Vergebung;

c) schützender Raum für das Werden von Familie durch die Gemeinschaft der Eltern mit ihren Kindern;

d) offener Raum für die schöpferische Einübung in alle Formen mitmenschlicher, gesellschaftlicher Verantwortlichkeit und in Sinngabe und Gestaltung des Lebens.

Diese Chancen der Ehe heute sollten in den Abschnitten VIII–X auf konkrete Einzelaspekte hin bedacht sein, die sich an die hier gegebenen Grundbestimmungen anschließen.

VII. Ehe – Literatur in der DDR

Zunächst fragen wir nach der zu unserem Thema in der DDR in den letzten Jahren erschienenen fachlichen und populärwissenschaftlichen Literatur sowie ihren Tendenzen.

1. Seit einiger Zeit ist das Gespräch um die Ehe in die breite Öffentlichkeit hineingetragen worden. Im Schulunterricht soll davon gesprochen werden, Vorträge werden gehalten, Beratungsstellen werden eingerichtet. Vor allem ist eine vielfältige Literatur erschienen, die allerdings nicht so sehr von Pädagogen, Juristen und Psychologen, als vielmehr von Ärzten geschrieben worden ist. Darum werden die biologischen und medizinischen Prozesse in der Ehe besonders berücksichtigt.

Die Bezugnahme auf marxistische Positionen wird verschieden kräftig gesucht und scheint sich in den letzten Jahren stärker durchzusetzen. Eine speziellere Betrachtung auf Grund verschiedener Empfänger und Zwecke setzt immer mehr ein (z. B. Hilfe für Jugendliche, Lehrer, Eltern, Ehepartner):

L. Aresin: Sprechstunde des Vertrauens, Rudolstadt 1967;

H. Brückner: Bevor ein Kind geboren wird / Wenn dein Kind dich fragt, Berlin 1966;

Ders.: Das Sexualwissen unserer Jugend, Berlin 1968;

K. Dietz / P. G. Hesse: Wörterbuch der Sexuologie und ihrer Grenzgebiete, Rudolstadt 1967;

H. Grassel: Jugend-Sexualität-Erziehung, Berlin 1967 (mit ausführlichen Literaturangaben);

H. Hiebsch / M. Vorweg: Einführung in die marxistische Sozialpsychologie, Berlin 1967, S. 77–90;

10. Gen 1 und 2; 1 Sam 11; Hohes Lied; Spr 31, 10–31; Jer 2, 1 ff.; 3, 1 ff.; 29, 5–7; Hos 1–3; Ez 16 und 23; Mt 5, 27 ff.; Mk 10, 1 ff. par.; 1 Kor 7; 11, 11; 13; Gal 3, 28; Eph 5, 22 ff.; 1 Thess 4, 1–7 u. a. – Vgl. D. S. Bailey: Mann und Frau im christlichen Denken, Stuttgart 1963.

R. Neubert: Das neue Ehebuch, Rudolstadt 1966;

W. Polte (Hg.): Unsere Ehe, Leipzig 1968;

G. und D. Weber: Es geht um die Liebe, Berlin 1947.

Die kirchlichen Mitarbeiter sollten diese Literatur studieren, um nicht weniger sachkundig als ihre Gemeindeglieder zu sein und um differenziert beurteilen und beraten zu können.

2. Die Ehekunde steckt in der DDR in den Anfängen¹¹; die wissenschaftlichen Veröffentlichungen auf diesem Gebiet nehmen in den letzten Jahren zu.

Wo gesicherte biologische, medizinische, pädagogische oder ethnologische Forschungsergebnisse vorliegen, sind sie sachlich anzuerkennen und als Bildungsergebnis unserer Zeit dem eigenen Wissen zu integrieren.

3. In der marxistischen Eheauffassung zeichnet sich in der positiven Einstellung zur Geschlechterfrage und zur Ehe zunehmend das Bemühen ab, das weite Feld der Eheprobleme differenzierter zu durchforschen. Dabei soll der Mensch als individuelles Wesen nach Leib und Seele ebenso beachtet werden wie die Tatsache, daß er ein gesellschaftliches Wesen ist.

Bedenken ergeben sich, wo die marxistische Ideologie zu einseitigen Urteilen führt. Die Geschichte der Ehe wird heute wohl durchweg in ihrer Verflochtenheit und Abhängigkeit von gesellschaftlichen und ökonomischen Wandlungen gesehen¹²; darüber dürfen aber die folgenden Aspekte nicht vergessen werden:

a) Der These, daß die Ehe sich erst im Sozialismus voll verwirklichen kann, ist zu widersprechen. Zu allen Zeiten hat es glückliche und unglückliche, sittlich bessere und schlechtere Ehen gegeben. Wie sehr sich die gesellschaftlichen, politischen, ökonomischen, kulturellen und individuellen Bedingungen der Ehe wandeln mögen – immer wird die Begegnung der Geschlechter in einem Spannungsfeld geschehen, das durch Liebe und Lieblosigkeit, Treue und Untreue, Verantwortung und Versagen, Schuldauftreibung und Vergebung bestimmt sein wird.

b) Die Forschung in den empirischen Einzelwissenschaften (Ethnologie, Soziologie, Biologie, Medizin u. a.) bestätigt nicht in allen Stücken die Äußerungen marxistischer Klassiker. Sie überbietet diese in Einzelergebnissen oder schneidet völlig neue Bereiche von Problemen an.

c) Bei aller Berücksichtigung ökonomischer Faktoren, die auf das Werden der Ehe eingewirkt haben, kann nicht bewiesen werden, daß die Ehe nur und primär von dort her ihre Gestalt und Eigenart erhalten habe oder erhalte.

d) Mit der Gegenüberstellung von Kapitalismus und Sozialismus ist nicht das einzige entscheidende Kriterium zur Beurteilung der Eheentwicklung unserer Tage herausgestellt.

So gewiß hier unterschiedliche Entwicklungen sich auch auf die Ehe und ihre Beurteilung auswirken, spielen doch die Faktoren der Wissenschaften (z. B. Sexuologie, Ethnologie, Biochemie, Medizin), des Säkularismus, der Auseinandersetzung zwischen den technisch hochentwickelten, reichen Kulturen und den technisch unterentwickelten, armen Kulturen – sowie die zwischen den Einflußgebieten der Weltreligionen (Monogamie, Polygamie, Askese, Verheiratung oder Vergöttlichung des Geschlechtlichen) eine ebenso bedeutsame Rolle.

e) Die marxistische Beurteilung der Religion bzw. des Christentums im Blick auf die Einstellung zu Geschlechtlichkeit und Ehe ist voller Vorwürfe: Antisexualität, Frauenfeindlichkeit, Anpassung der Kirche an die jeweiligen gesellschaftlichen und ökonomischen Verhältnisse, ungeschichtliche Behauptung ewiger Gebote. Daß alle diese Momente von der Alten Kirche bis heute eine Rolle gespielt haben, steht außer Zweifel.

11. Vgl. H. Grassel, a.a.O. S. 37 ff.

12. Vgl. oben Abschnitt II, S. 290.

Die theologischen Erwägungen und Forschungen sollten gezeigt haben, daß pauschale Verurteilungen nicht mehr zutreffen¹³.

4. Die angeführte Literatur und die Erwägungen zu Gespräch und Auseinandersetzung sollten kirchliche Mitarbeiter aufgeschlossen überprüfen und in ihrer Arbeit verwenden. In der Differenzierung der Gesichtspunkte ergibt sich eine Reihe wichtiger Hilfen.

VIII. Ehe-Probleme in der heutigen Gesellschaft

In der sozialistischen Gesellschaft wird die Ehe hoch gewertet. Ihr ist ein gesellschaftlich geschützter Raum gewährleistet.

Der Zusammenhang zwischen Ehe und Gesellschaft war als wichtiger Aspekt für eine evangelische Ethik herausgestellt worden¹⁴. Welche Bedeutung hat die heutige Ehe für die Gesellschaft?

1. Zweifellos lassen sich gewisse negative Tendenzen der Abkapselung von Ehen gegenüber dem Einfluß der Gesellschaft beobachten. Andererseits wird die Ehe ihre gesellschaftliche Bedeutung gerade darin haben, daß sie den geschützten Raum des Sich-Kennens, der Personalität und des Geliebtheits ohne Leistungszwang zu gewähren vermag. Diesem Leistungszwang gegenüber, der den Arbeits- wie den Bewußtseinsbereich unserer Gesellschaft prägt, werden wir die Ehe als Chance für bedingungsloses Geliebtheitssein und ebenso für bedingungslose Liebe konkret zu verkündigen und vorzuleben haben.

Aus dem Mittelpunkt christlichen Verständnisses heraus können die Möglichkeiten der Ehe heute bis in die Einzelberatung hinein hilfreich aufgezeigt werden. Hier wartet auf Christen ein für die Gesellschaft notwendiger Dienst. Lässigkeit, Gleichgültigkeit, Selbstbezogenheit, Rücksichtslosigkeit und einseitige Belastung bedürfen ständig der Überwachung und Überwindung, damit die Ehepartner beieinander immer von neuem ein Zu-Hause finden können.

Viele Ehemänner und Ehefrauen lassen intime Kontakte mit anderen Partnern aus der Zusammenarbeit im Beruf oder aus Urlaubsbekanntschaften heraus folgen. Das bedeutet eine Belastung im persönlichen und im gesellschaftlichen Zusammenleben. Die Gesellschaft bedarf dringend zuversichtlicher, nämlich geliebter Menschen.

2. Eine weitere Bedeutung der Ehe für die Gesellschaft ergibt sich aus dem Zusammenleben und -arbeiten von Verheirateten und Unverheirateten. Ehelosigkeit wie Ehe können Chancen liebenden und erfüllten Lebens verwirklichen – und verspielen.

Wie sich Eheleute und Ledige gleichberechtigt begegnen können, um Kontakte im Geben und Nehmen zu schließen, ist neu zu lernen. Dazu gehört, daß die Ehe nicht in sich abgeschlossen lebt, sondern daß die Partner offen nach außen sind und einander die Freiheit gewähren, Interessen auch mit anderen zu teilen.

Daß sich neue gesellschaftliche Verhaltensformen im Zusammenleben von Ledigen und Verheirateten herausbilden, ist notwendig.

3. Die gefährdeten und in Scheidung befindlichen Ehen stellen ein schweres gesellschaftliches Problem dar. Die Erfahrung in der Beratung, daß diese Partner sich häufig nicht nur voneinander, sondern auch von anderen Freunden, Verwandten oder sonst Nahestehenden isolieren und der Kritik, aber damit auch dem helfenden Rat entziehen, müßte zu Überlegungen Anlaß geben, wie prophylaktische Beratungsangebote ausgebaut werden können.

In manchen Fällen (Frigidität, Impotenz, seelische Störungen anderer Art) wird der Berater nicht mehr tun können, als weiterzuvermitteln an Ärzte, Psychologen, Psychotherapeuten oder Juristen. Jeder kirchliche Mitarbeiter sollte wissen, wem er gefährdete

13. Vgl. oben die Abschnitte V und VI, S. 293–297.

14. Vgl. oben Abschnitt VI, S. 296.

Ehepartner zur Hilfe vermitteln kann, da es sich hierbei nicht allein um eine seelsorgerliche Aufgabe handelt.

4. Ein weiteres, ebenfalls gesellschaftliches Problem haben wir im Blick auf die Ehen zu bedenken, in denen weltanschauliche Gegensätze oder andere Unterschiede bestehen.

Das Problem hat zwei Seiten.

Einerseits wird auf die Partnerwahl, also auf die Zeit *vor* der Eheschließung, das entscheidende Gewicht insofern fallen, als heute von den Partnern die Verantwortung dafür erwartet werden muß und kann, ob und wie sie mit grundlegend verschiedenen Anschauungen zusammenhalten können. Es wird also nötig sein, bei den Jugendlichen statt der Ängstlichkeit oder Sorglosigkeit das Nachdenken zu wecken. Nicht das Aufgeben, sondern das Begründen selbständiger Meinung und Überzeugung wird die Partner füreinander frei und beweglich machen.

Andererseits wird darauf zu achten sein, daß unsere Gesellschaft durch und durch „gemischt“ ist. Ehen, die die daraus entstehenden Spannungen auf sich nehmen, spiegeln also die gesellschaftliche Situation wider. Sollte sie nicht gerade hier fruchtbar gemacht werden können – im Durchhalten von Offenheit und vertrauensvoller Zuwendung – gerade auch angesichts schwer lösbarer Grundfragen? Es ist deutlich, daß sich in diesen Ehen die Probleme bei konkreten Entscheidungen (z. B. Kindererziehung) immer neu stellen. Wesentlich ist, daß ein gemeinsames Suchen nach ihrer Beantwortung nicht aufgegeben wird.

IX. Erziehung zur Ehe

Die Gemeinschaft der Eltern mit ihren Kindern ist der Bereich, in dem die nächste Generation die Prägung ihrer partnerschaftlichen Verhaltensmuster und die Erziehung zur Ehefähigkeit erfährt.

1. Die Erziehung der Kinder zur Ehe im Familienbereich läßt sich aus der Gesamterziehung nicht lösen. Sie geschieht bewußt und unbewußt durch das positive, aber auch negative Vorbild elterlicher Ehe. Gerade angesichts der Berufstätigkeit beider Ehepartner wird es darauf ankommen, daß sie sich in der Familie über ihr Zusammengehören bewußt freuen. Sie haben die Chance, den Reichtum der Ehe glaubwürdig zu leben¹⁵. Ehestreitigkeiten im Familienleben führen zur Angst vor der Ehe oder aber zur Flucht der Jugendlichen aus dem Elternhaus in eine vorzeitige Bindung im Stadium der Eheunreife.

Unerfüllte Liebeserwartungen werden dabei unkritisch auf den ersten freundlich begegnenden Geschlechtspartner projiziert.

2. Das Verhältnis der Kinder zu ihrem Körper, zu ihrer Geschlechtlichkeit und damit auch zu ihrer Geschlechtsrolle ist eng mit der Atmosphäre und den Bildern verbunden, die sie vom ersten Lebenstage an aufnehmen. Die richtige Einstellung wird am besten gewährleistet durch ein Klima, in dem Offenheit, Unbefangenheit und Zurückhaltung in gleicher Weise spürbar werden. Die Aufklärung hat rechtzeitig altersgemäß und sachlich zu geschehen. Es ist falsch zu meinen, der Mensch sei – was den Körper und seine Triebansprüche angeht – „vom richtigen Instinkt geleitet“. Der Mensch ist, verglichen mit dem Tier, instinktentsichert, weil er frei und weltoffen ist. Seine Freiheit bringt ihn aber auch in Gefahr, Triebansprüche übermäßig auszuleben oder zu verdrängen und in alledem die mitmenschlichen Beziehungen zu gefährden und zu stören – und die Freiheit dabei wieder zu verlieren. Die Auszeichnung mit Freiheit fordert darum vom Menschen die verantwortliche Persönlichkeitsgestaltung durch Selbst- und Fremderziehung.

3. Die Hilflosigkeit der meisten Eltern gegenüber dem frühzeitigen Geschlechtsverkehr ihrer Kinder ist ein besonderes Problem.

Statistische Ermittlungen haben ergeben, daß der Geschlechtsverkehr im Durchschnitt

15. Vgl. oben Abschnitt VI, S. 296.

nicht schon mit 15 oder 16 Jahren einsetzt, sondern nach dem vollendeten 18. Lebensjahr¹⁶. Die Motive dafür sind außerordentlich vielschichtig. Es ist nicht zu übersehen, daß auch in den Experimenten vor der Ehe Chancen der Ehe gesucht werden, und es sollte darum nicht vorschnell oder pauschal geurteilt werden. Hier liegt eine schwere Belastung, nämlich die Unfähigkeit vieler Eltern, ihre Erziehungsaufgabe an den zu Jugendlichen herangewachsenen Kindern neu auf ein beratendes Geleit zu orientieren. Die Kehrseite dieser Unfähigkeit sind Drohungen, Verständnislosigkeit oder völlige Resignation.

Eltern können aber verstehen, daß die Labilität und Vorläufigkeit der jugendlichen Liebe sich daraus ergibt, daß der junge Mensch sich selbst gleichzeitig suchen und gestalten muß. Liebespartner werden um so eher gewechselt, als man noch nicht weiß, wer man eigentlich ist und wer zu einem paßt. Darum sollten Eltern ihre Kinder erkennen lassen, daß die Intention der menschlichen Sexualität auf Dauer unabtrennbar ist von der spezifisch menschlichen Tatsache der Einmaligkeit und Unauswechselbarkeit jedes einzelnen. Daß vorzeitiger Geschlechtsverkehr eher schädliche als fördernde Folgen hat und häufiger Partnerwechsel die Einübung in die Treue (und in die Selbstfindung) nicht erleichtert, gehört heute zu der für Jugendliche notwendigen Information.

Über Vorstufen des Geschlechtsverkehrs und über empfängnisregelnde Mittel sollte mit den Jugendlichen selbstverständlich und offen gesprochen werden.

In allem werden wir auf den Spielraum der Freiheit verweisen, dessen die Liebe bedarf, um wachsen zu können.

4. Zugleich muß im Auge behalten werden, daß wir es bei dem ganzen Problemkreis der Jugendsexualität nicht mit Fragen der persönlichen Verhaltensbildung allein, sondern vielleicht noch mehr mit gesellschaftlichen Strukturfragen zu tun haben.

Darum müßte Ausschau gehalten werden nach sozialen Hilfsmöglichkeiten, besonders nach einer Stütze junger Ehen, sowohl in Wohnungs- wie in Finanz- und Ausbildungsfragen.

X. Verantwortliche Elternschaft

Die Chancen der Ehe heute werden durch eine verantwortliche Elternschaft in nicht unerheblichem Maße mitbestimmt. Wir bevorzugen den Begriff der verantwortlichen Elternschaft, weil andere Bezeichnungen, wie Familienplanung, Geburtenkontrolle oder -regelung, Empfängnisregelung das Problem nur technisch oder, wie Kontrazeption und Empfängnisverhütung, nur negativ beschreiben.

Die Intention verantwortlicher Elternschaft läßt sich mit einer These aussagen: Jedes Kind hat vom Moment seiner Erzeugung an ein Recht auf Liebe, Freude und Geborgenheit. Diese These ist nach verschiedenen Seiten hin zu begründen.

1. Zunächst soll noch einmal an den spezifischen Zusammenhang von Sexualität und Ehe angeknüpft werden, von dem bereits gesprochen worden war¹⁷.

Es ist für ein richtiges Verständnis der Ehe entscheidend, daß sich im Geschlechtsverkehr die Partner ihre volle Liebe zuwenden und sich darin ihr Zusammengehören konkretisiert.

Die Aufräumungsarbeit mit der unglücklichen Verengung, die wir seit der altkirchlichen Tradition kennen, nach der als einzig „Anständiges“ im Geschlechtsverkehr die Erzeugung von Kindern übrigblieb, ist noch nicht beendet.

Dieses einseitige Verständnis ist auch in den Protestantismus gekommen und hat bis in unser Jahrhundert hinein gewirkt. Trotz aller inzwischen eingetretenen Wandlungen

16. Vgl. oben Abschnitt III, 3, S. 292, und die Nachweise vor allem bei H. Grassel und bei H. Brückner: Das Sexualwissen unserer Jugend.

17. Vgl. oben Abschnitt III, 4, S. 292.

sind wahrscheinlich auch heute noch mehr Menschen – vor allem von dieser christlichen Tradition geprägte – hier befangener, als wir denken.

Als Voraussetzung für das Verständnis verantwortlicher Elternschaft werden wir sagen können: Wo Mann und Frau einander nicht im Vollzug ihrer Partnerschaft Liebe, Freude und Geborgenheit zu schenken vermögen, werden sie sie auch einem Kind nicht geben können¹⁸.

2. Zur verantwortlichen Elternschaft gehört die experimentierende und gegeneinander rücksichtsvolle Verwendung von empfängnisregelnden Methoden und Mitteln. Die Scheu, wegen der hier entstehenden Fragen einen Facharzt oder Eheberater aufzusuchen, ist abzubauen, damit Eheleute sich nicht aus Unsicherheit und Unkenntnis in gegenseitiges Unverständnis treiben lassen.

3. Es ist in vielen Fällen gut, wenn der Geburt des ersten Kindes eine Zeit des Zusammenfindens der Ehepartner vorausgeht. Die eheliche Sexualität beginnt bei vorehelicher Schwangerschaft leicht mit der Fixierung auf das Kind, statt sich in Ruhe und Freiheit einspielen zu können.

Es ist in allen Fällen – wo nicht gesundheitliche Schäden es hindern – gut, wenn das erste Kind nicht das letzte bleibt. Möglicherweise werden die Chancen der Ehe morgen durch die egoistischen Einzelkinder von heute gefährdet sein.

Zwischen der Geburt von Geschwistern sollte der von Fachleuten für optimal erklärte zeitliche Abstand von zwei bis drei Jahren liegen.

4. Die Grenze der Verantwortlichkeit wird überschritten, wenn – von medizinischer Indikation abgesehen – werdendes Leben durch Schwangerschaftsabbruch getötet wird. Die Dunkelziffer der illegalen Abtreibung ist noch immer hoch, und die begrenzte staatliche Regelung von genehmigten Aborten löst das Problem ebenfalls nicht. Darum liegt auf der Verantwortung *vor* der Schwangerschaft ein doppeltes Gewicht.

5. Verantwortliche Elternschaft will, daß Kinder in Liebe, Freude und Geborgenheit nicht nur entstehen und geboren, sondern auch erzogen werden. Darum gehört in das Nachdenken der Ehepartner nicht nur die Beratung über die empfängnisregelnden Möglichkeiten, nicht nur die Verständigung über die Kinderzahl, sondern auch die oft noch belastenden Fragen des Wohnraums sowie die Probleme der Berufstätigkeit beider Partner usw.

Wenn man dies alles weiter durchdenkt, wird deutlich, daß verantwortliche Elternschaft sich nicht nur auf die Sorge der Eltern für ihre Kinder bezieht, sondern auch auf ihre Verantwortung füreinander und für die Gesellschaft.

XI. Schlußwort an den geneigten Leser

Absicht der in dieser Arbeit angestellten Überlegungen ist, den Zusammenhang zwischen der Sozialgeschichte der Ehe, christlicher Botschaft, kirchlichen Traditionen und der heutigen Situation neu zu bestimmen. Ein „christliches“ Verständnis der Ehe ist heute nicht ohne weiteres artikulierbar, nachdem viele Probleme sich überlagern, ein starker Strukturwandel in der Gesellschaft in Gang gekommen und die christliche Verkündigung vielen zum Teil selbstverschuldeten Mißverständnissen ausgesetzt ist.

Es hätte sehr viel umfangreicherer Aussagen bedurft, wenn wir in alle Einzelheiten der personalen und strukturellen Probleme hätten vorstoßen wollen.

18. Die Enzyklika Pauls VI. vom 29. Juli 1968 „*Humanae vitae*“ geht über Pius' XI. Enzyklika „*Casti connubii*“ von 1930 in derselben Richtung hinaus, wenn die Zuwendung der Partner der Funktion der Fruchtbarkeit vorgeordnet wird (Nr. 9). Aber sie kann nicht von ihr getrennt verstanden werden, und in der Frage der verantwortlichen Elternschaft wird dann unter dem Zwang eines Naturrechtsdenkens die Verantwortung der Eltern eingeschränkt auf die Beachtung der unfruchtbaren Tage der Frau bzw. auf die Möglichkeit völliger Enthaltsamkeit.

Der Versuch, ein besseres Grundverständnis der Ehe auszusagen, mußte hier genügen.

In seiner vor kurzem erschienenen Sexualethik¹⁹ hat Wolfgang Trillhaas die Aufgabe, vor der auch wir standen, gut beschrieben: „Auch bei einer ‚christlichen‘ Ethik ist zu bedenken, daß sie nicht nur von dem handelt, was allen Menschen gemeinsam ist, nämlich die Bewältigung unserer Existenzfrage heute und morgen, sondern daß sie überdies auch zu Antworten verpflichtet ist, die dem anderen keine unzugänglichen Lehrsätze, keine Zumutungen an seinen Glauben vor die Füße legen, über die er erst hinüberkommen muß, um zu begreifen, was diese christliche Ethik eigentlich meint. Tatsächlich beginnt die Frage einer christlichen Ethik nicht in der Bibel, nicht im Credo, sondern im Drange des Alltages des gelebten Lebens ... Was ‚das Christliche‘ in dem Kontext dieser Problemstellung bedeutet, muß Schritt für Schritt einsehbar sein.“

5. KIRCHLICHES LEBEN

Zu den bemerkenswerten Erscheinungen im kirchlichen Leben der DDR gehört es, in welchem Umfange sich die kirchlichen Organe und Amtsträger auf allen Ebenen die Fähigkeit erhalten oder neu erarbeitet haben, größere kirchliche und theologische Zusammenhänge zu bedenken. Diese Arbeit ist auf das strengste auf den kirchlichen Dienst in der besonderen Situation der DDR bezogen. In dieser Situation ist das eigentliche Kennzeichen kirchlicher Bemühungen das des Umbruches und des Übergangs. Deshalb ist es nicht verwunderlich, daß Neuordnung des geistlichen Dienstes, umfassende Strukturplanung und Auswirkungen der tiefgreifenden Gegenwartswandlungen auf die Theologie in der kirchlichen Arbeit einen besonderen Rang einnehmen. Für diese drei Aspekte bringen wir hier zum Abschluß des diesjährigen Berichtes noch je einen Beleg.

Die Provinzialsynode von Sachsen (Magdeburg) hat sich besonders um eine Neuordnung des geistlichen Dienstes bemüht und dazu ein ausführliches Dokument erarbeitet (s. auch den Abschnitt „Gemeindeaufbau“ im Kirchl. Jahrbuch 1968, S. 281 ff.). In seinem diesjährigen Synodalbericht am 15. November führt Bischof Dr. Werner Krusche dazu aus:

I.

Eine meiner ersten Aufgaben war es, ein Begleitwort zu dem von einem Arbeitskreis unserer Kirchenprovinz erstellten und von der Provinzialsynode im vergangenen Herbst entgegengenommenen Dokument über „Die Neuordnung des geistlichen Dienstes“ zu schreiben. Diese in unserem Amtsblatt abgedruckte Erarbeitung hat – auch außerhalb der DDR – eine erstaunliche Beachtung gefunden. Fragt man sich nach dem Grund dieses überraschenden Interesses, so wird man ihn in der Tatsache zu sehen haben, daß hier eine ganze Kirche es unternommen hat, das in der breiten ökumenischen Diskussion über Strukturen missionarischer Gemeinden erarbeitete Material – insbesondere die Arbeitsergebnisse der Ökumenischen Arbeitsgemeinschaft für Strukturfragen der Gemeinde in der DDR – auszuwerten und kritisch anzuwenden und damit ihrem Planen und Arbeiten eine bestimmte Richtung zu geben und es an konturierten Leitvorstellungen zu orientieren. Denn wenn dieses Arbeitspapier auch noch Unausgeglichheiten zeigt und in ihm nicht der vermessene Versuch gemacht wird, eine Gesamtkonzeption für ein

19. W. Trillhaas: Sexualethik, Göttingen 1969, S. 32.

ganzes Kirchengebiet zu entwerfen oder gar ein durchgängig anwendbares Strukturmodell zu liefern, so sind doch einige für unsere künftige Arbeit entscheidend wichtige Grundlinien deutlich ausgezogen:

1. Die Öffnung unseres parochialen Denkens hin auf ein Regionalbewußtsein und damit auf die Ausbildung regionaler Arbeitsformen;

2. die Ersetzung der vorhandenen pastoralen Betreuungsstruktur durch eine partnerschaftliche Kommunikations- und Kooperationsstruktur.

In diesem Arbeitspapier wird zu einem Schritte Mut gemacht, der sozusagen ein strategischer Schritt ist. Er bedeutet das Verlassen des jahrhundertlang begangenen volkskirchlichen Weges pastoraler Gemeindebetreuung. Es wird für das Leben und die Arbeit unserer Kirche Entscheidendes davon abhängen, ob dieser Schritt getan oder unterlassen wird. Er kann und wird nur getan werden, wenn wir es dem Herrn zu-trauen, daß er seiner Kirche die für ihren Dienst notwendigen Gaben seines Geistes schenken wird (die bislang auf den Amtsträger konzentriert zu sein schienen) und daß er uns durch eben diesen Geist dazu erneuern will, umzudenken und auszubrechen aus der Verhaftung unseres Denkens in die gewohnten Verhältnisbestimmungen von Amt und Gemeinde und von Kirche und Welt.

Es haben sich in dem vergangenen Jahr Kreissynoden, Pfarrkonvente und andere Arbeitsgruppen unserer Kirchenprovinz mit dem genannten Arbeitspapier beschäftigt; ein von dem Konvent der Propsteikatecheten präzisiertes vorbereitetes und durchgeführtes Hearing, in dem drei Modelle katechetischer Arbeit im Kirchenkreis zur Diskussion gestellt waren, verdient wegen des hier entwickelten Arbeitsstils besondere Erwähnung. Es ist einiges in Bewegung geraten. Es könnte der Anfang zu einem umfassenden Umlernprozeß gemacht sein. Daß dies ein langwieriger Prozeß sein wird, dürfte außer Frage stehen. Was sich in Jahrhunderten dem Bewußtsein eingeschliffen hat an Vorstellungen über das Verhältnis des Pfarrers zur Gemeinde und über die Stellung der Gemeinde in der Gesellschaft, läßt sich nicht von heute auf morgen ändern. In den Erprobungskirchenkreisen, die sich darangemacht haben, in der von dem Arbeitspapier angezeigten Richtung zu arbeiten und Modelle regionaler Arbeit zu entwickeln, hat es sich schon gezeigt, mit welchen Schwierigkeiten wir es hier zu tun bekommen: Die größte Schwierigkeit liegt offenbar in der unterentwickelten Fähigkeit von uns Pfarrern zur Gruppenarbeit. Das ist kein Vorwurf, sondern eine Feststellung, die keinerlei Werturteil ausspricht. Dieses Unvermögen zu kollektiver Arbeitsweise hängt mit unserer ganzen Ausbildung zusammen und deren Ausrichtung auf das Leitbild des Pastors, des Hirten, und also auf die Einzelpersönlichkeit mit hoher Alleinverantwortung für ein ihr anbefohlenen Ganzes. Fragen der Zusammenarbeit in Leitung und Planung, der Wahrnehmung von Autorität in partnerschaftlichen Arbeitsformen sind so gut wie nicht in den Gesichtskreis des Pfarrers getreten, geschweige denn, daß eine Einübung hierin geschehen wäre. Diese mangelnde Geübtheit ist weithin der Grund für die mangelnde Bereitschaft zur Arbeit in der Gruppe. Wenn es in unserer Kirchenprovinz noch genügend Gemeinden gibt, in denen regelmäßige Arbeitsbesprechungen der an der Mitarbeit besonders Beteiligten etwas Unbekanntes sind, so ist es nicht verwunderlich, daß Fähigkeit und Bereitschaft zur Arbeit im Team auf regionaler Ebene erst recht noch unausgebildet sind. Eine entscheidende Frage für den Pfarrer der Zukunft wird sein: Wie werde ich gruppenfähig? Es wird von dem Pfarrer nicht mehr und nicht weniger verlangt, als etwa von den Einzelbauern oder den Leitern von Einzelbetrieben, die es in kürzester Zeit lernen mußten und gelernt haben, Formen der Kooperation, der kollektiven Leitung und Planung zu entwickeln, zu praktizieren und zu verbessern. Hier haben Menschen auch noch mit 60 Jahren umlernen und sich in neue, ungewohnte Arbeitsformen und Leitungsmethoden hineinfinden müssen. Warum sollte dies eigentlich in der Kirche unzumutbar sein? Macht sich in der Wirtschaft die Lösung von Organisationsfragen erforderlich aus dem Zwang zu maximaler Effektivität, so in der

Kirche aus der Nötigung zu optimaler Ausrichtung unseres Auftrages. Die Aufgabe, das Evangelium weiterzugeben, macht es unerlässlich, Fragen der Organisation und des Arbeitsstils anzugehen. Wir sollten aufhören, es für ein Zeichen besonderer geistlicher Reife zu halten, wenn einer von Problemen der Organisation (wie auch der Finanzen) nichts versteht oder sie geringschätzt. Mit Appellen oder gar Vorwürfen ist hier indessen gar nichts erreicht. Es bedarf überzeugender Modelle regionaler Arbeitsformen, wie sie erfreulicherweise in einzelnen Kirchenkreisen entwickelt worden sind und ausprobiert werden. Nur im Praktizieren werden Erfahrungen gewonnen und wird die Bereitschaft zu einer entsprechenden Arbeitsweise wachsen. Der von der Kirchenleitung gebildete Arbeitskreis, der die in den einzelnen Kirchenkreisen gemachten Erfahrungen sammeln und auswerten soll, wird dafür sorgen müssen, daß der Austausch und die Weitergabe von Erfahrungswerten in Fluß geraten.

Eine Sorge möchte ich nicht verschweigen: es könnte die Neuordnung des geistlichen Dienstes im wesentlichen als eine Pfarrerrangelegenheit aufgefaßt und von Team-Arbeit bereits gesprochen werden, wenn ein paar Pfarrer (und – wenn es ganz hoch kommt – noch einige Katecheten und Jugendarbeiter) sich zusammentun zu gemeinsamer Vorbereitung, zum Austausch in den Gemeinden und zur Inangriffnahme gemeinsamer Arbeitsvorhaben. Wenn dies auch schon einen Fortschritt gegenüber der in Isolierung voneinander betriebenen Arbeit darstellt, so ist damit jedoch noch nicht die (vielleicht nicht deutlich genug ausgesprochene) Intention des Arbeitspapiers erreicht, das auf eine Gruppenarbeit aus ist, an der Pfarrer und Laien partnerschaftlich beteiligt sind. Team-Arbeit muß gelernt sein. Die Kirchenleitung möchte hierbei Hilfestellung leisten; sie beabsichtigt, zwei Provinzialpfarrer mit dieser Aufgabe besonders zu betrauen. Diese sollen den Kirchenkreisen zur Verfügung stehen, um theoretische und praktische Hilfen zur Einübung in die Team-Arbeit (einschließlich der Gesprächsführung) zu geben und Möglichkeiten für eine Qualifizierung von Laien wahrzunehmen. Außerdem sollen die Volksmissionarischen Dienste unserer Kirchenprovinz gebeten werden, in ihrer Einzelplanung, mit diesen beiden Provinzialpfarrern zu kooperieren.

Neben der Schwierigkeit, die sich für die in dem Arbeitspapier unserer Kirchenprovinz angestrebte regionale Arbeit aus der Ungeübtheit der meisten Pfarrer im Teamwork ergibt, ist eine weitere Schwierigkeit zu nennen, die sich aus der gewohnten Vorstellung von der Gemeinde als einer in sich geschlossenen, räumlich klar abgegrenzten, auf ihr eigenes Leben bedachten und für alle Aktivitäten ausschließlich selbst verantwortlichen und zuständigen Größe ergibt. Die Parochie ist jahrhundertlang die Grundeinheit kirchlichen Lebens und Arbeitens gewesen. Solange Wohn- und Arbeitswelt im wesentlichen zusammenfielen und die Parochie also den Lebensraum ihrer Glieder ausmaß, solange sich also das Leben in seiner Ganzheit in diesem Raume abspielte, konnte die Ortsgemeinde die Aufgabe, das Evangelium in alle Lebensbereiche hinein auszurichten, wahrnehmen. Diese Voraussetzung ist durch die Differenzierung unseres Lebens in Wohn-, Arbeits-, Bildungs-, Freizeit- und politische Welt, die sowohl räumlich als auch in ihren Problemstellungen auseinanderliegen, nicht mehr gegeben. Und auch die zweite Voraussetzung der Parochie – die homogene Gesellschaft, die Dekungsgleichheit von Christen- und Bürgergemeinde – besteht nicht mehr. Die Ortsgemeinde wird auch in der Zukunft noch bestimmte Aufgaben, namentlich seelsorgerlicher Art, zu erfüllen haben; wegen des dafür nötigen persönlichen Vertrauensverhältnisses werden auch in Zukunft Pfarrer einer örtlichen Gemeinde zugeordnet bleiben müssen. Aber die Parochie kann nicht mehr länger alle notwendigen Aufgaben erfüllen und sich für alle Aktivitäten zuständig ansehen – schon deswegen nicht, weil sie für die Behandlung der vom Evangelium her sich stellenden Sachproblematik gar nicht genügend sachkundige Menschen hat –; sie muß sich vielmehr öffnen für übergemeindliche und also regionale Arbeit. Das gilt ganz besonders für die Mittel- und Großstädte mit mehreren Parochien, in denen eine derartige Arbeitsweise eigentlich am

nächsten liegen müßte, aber besonders ferne liegt. Weithin wird solche Arbeit von der Ortsgemeinde noch mit ausgesprochenem Unmut betrachtet und als unerwünschte Konkurrenzunternehmung behandelt und also blockiert, weil dadurch scheinbar Menschen der Arbeit und dem Engagement in der eigenen Gemeinde entzogen werden. Es wäre lieblos und also unsachlich, einfach von „Gemeindeegoismus“ sprechen zu wollen, da hier ja doch das Bewußtsein einer geistlichen Verantwortlichkeit für das Ganze wirksam ist. Aber das ändert nichts daran, daß es kurzfristig und verhängnisvoll wäre, wenn die Notwendigkeit zur Öffnung für übergemeindliche, regionale Arbeit nicht eingesehen würde. Wir müssen ja doch mit der Möglichkeit rechnen, daß in zehn Jahren manche bisherige Ortsgemeinde auf eine ganz kleine Zahl von Christen zusammengeschrumpft ist. Sie werden nur dann „diasporafest“ sein, wenn bis dahin ein regionales Bewußtsein entwickelt ist. Wir müssen heute die Formen entwickeln, in denen wir in zehn Jahren leben wollen.

Die Notwendigkeit regionaler Arbeit ergibt sich auch noch von einer anderen Seite her. Parochiale Arbeit im herkömmlichen Sinne geht von der Voraussetzung aus, daß jede Ortsgemeinde einen Pfarrer hat. Diese Voraussetzung trifft nicht mehr zu. Die Pfarrerschaft unserer Kirchenprovinz verringert sich jährlich um 15 aktive Pfarrer, d. h. um die Pfarrerschaft eines Kirchenkreises. Die in unserer Kirchenprovinz sehr zielstrebig unternommenen Versuche, durch Ausbildung von Predigern und Zurüstung von Pfarrverwaltern die Träger pfarramtlichen Dienstes zu vermehren, hat diese Entwicklung nicht aufhalten können. Die Emeritierung eines Pfarrers, der Pfarrstellenwechsel eines zweiten und die Berufung eines weiteren in eine gesamtkirchliche Aufgabe können für einen Kirchenkreis eine katastrophale Situation schaffen. Die Belastung manches Superintendents und manches Pfarrers, der jahrelang Vakanzen zu vertreten hat, geht weit über das erträgliche Maß hinaus. Gewöhnt an parochiales Denken, begegnen wir der Situation so, daß der Gemeindekirchenrat die Freigabe der vakant gewordenen Pfarrstelle zur Wiederbesetzung beantragt, daß der Superintendent und der Propst sie wärmstens befürworten und die Kirchenleitung sie zu allermeist beschließt in der Hoffnung, es werde sich jemand bewerben, und im Wissen, daß dann in einem anderen Kirchenkreis eine ähnliche Situation entsteht, es erfülle sich denn der Traum eines jeden Personaldezernenten, daß sich ein Bewerber aus einer anderen Landeskirche am Horizont zeigt. Hilferufe an das Konsistorium und Pfarrerwerbeaktionen tatkräftiger Gemeindekirchenräte oder Superintendents sind die verständlichen Mittel zur Situationsbewältigung. Daß hier nur eine durchdachte regionale Planung, die von vornherein Laien in die volle Verantwortung einbezieht, weiterhelfen kann, ist doch wohl nicht zu bestreiten.

Die Schlußfolgerung aus der hier dargelegten Situation scheint mir die zu sein: es müßte im nächsten Jahr – oder meinetwegen auch in den nächsten beiden Jahren (wir müssen uns auch in der Kirche daran gewöhnen, uns Termine zu setzen und einzuhalten!) – in jedem Kirchenkreis eine Konzeption für eine regionale Arbeit beraten und erstellt werden. Dabei wäre auszugehen von einer sorgfältigen Selbstanalyse des gesamten Kirchenkreises, bei der die soziologische Entwicklung, die staatlichen Planungen, die Statistik und die „Äußerungen des kirchlichen Lebens“ im Blick sein müssen.

Unverläßlich scheinen mir bei der Erarbeitung einer solchen Konzeption Überlegungen und Entscheidungen im Blick auf die Finanzierung unserer Arbeit, auf die Verbesserung unserer Verwaltung und auf die Verwendung unserer kirchlichen Gebäude.

Was die Finanzierung unserer Arbeit anbetrifft, so ist offenbar die Einsicht in die harte Tatsache, daß der Umfang unseres Dienstes von den aufgebrachten Mitteln abhängt, in den einzelnen Kirchenkreisen sehr unterschiedlich entwickelt. Vielleicht muß es doch einmal gesagt werden, daß in der Kirchenprovinz Sachsen über die Hälfte der Kirchensteuerzahler mit einem Einkommen veranlagt ist, das unter der staatlich festgesetzten Mindestverdienstgrenze von monatlich 300,— M liegt. Der Lastenausgleich ist nur dann

eine gute Sache, wenn er nicht dazu verführt, daß einzelne Kirchenkreise keine wirklichen Anstrengungen in der Aufbringung der für die Arbeit erforderlichen Mittel unternehmen. Eine bloß bürokratisch durchgeführte Neuveranlagung der Gemeindeglieder nach dem wirklichen Einkommen dürfte freilich kaum von Erfolg sein; es bedarf in jedem Falle einer gründlichen Vorbereitung der Gemeinden. Hier gibt es bereits bemerkenswerte Erfahrungswerte. Dabei muß zumindest im Kirchenkreis einheitlich vorgegangen werden.

Zu der Erarbeitung einer Konzeption gehören Überlegungen über eine Optimierung der Verwaltung. Der Plan des Raumordnungsausschusses, der eine Verringerung der Kirchenkreise durch Zusammenlegung bzw. Aufteilung von Kirchenkreisen vorsah, stößt weithin auf Ablehnung. Eine Vergrößerung von Kirchenkreisen scheint sich allerdings auch mit der Tendenz des Arbeitspapiers über die Neuordnung des geistlichen Dienstes nicht ganz leicht in Übereinstimmung bringen zu lassen. Wir werden also wohl vorerst mit der Beibehaltung der meisten jetzigen Kirchenkreise zu rechnen haben. Um so dringlicher stellt sich die Frage nach größeren Verwaltungseinheiten.

Schließlich ist in diesem Zusammenhang die Frage unserer kirchlichen Gebäude anzugehen. Es darf nicht geschehen, daß sich Gemeinden verbluten an ihren nicht unbedingt nötigen Kirchengebäuden. Die Summe, die in unserer Kirchenprovinz für die notwendige Instandsetzung kirchlicher Gebäude in den nächsten Jahren erforderlich wäre, dürfte sich nach Schätzung auf rund 60 bis 70 Millionen Mark belaufen. Hier liegt auf der Hand, daß wir diese Summe niemals aufbringen können. Hier wird in den Kirchenkreisen erneut sorgfältig zu prüfen sein, welche Kirchen benötigt werden und welche aufgegeben werden können. Es ist mir bekannt, daß auf Anregung des Konsistoriums hin eine derartige Aufstellung bereits vorgenommen worden ist. Ich habe aber in einigen Fällen festgestellt, daß für die Notwendigkeit der Erhaltung einer Kirche nicht sachliche, sondern historische Argumente angeführt waren. Daß in einer Kirche die Reformation eingeführt worden ist, rechtfertigt allein nicht ihre Erhaltung. Auch Prestige- oder Gefühlsgründe müssen ausscheiden. Maßgeblich ist allein, welche Kirchengebäude der Kirchenkreis für seine Arbeit benötigt. Dabei müßten folgende Grundsätze gelten: 1. Bei der Erhaltung von Kirchen haben die gemeindlichen Belange den unbedingten Vorrang vor denkmalpflegerischen Gesichtspunkten. Die Gemeinden brauchen in erster Linie geeignete, den heutigen Erfordernissen angepaßte Versammlungsstätten. 2. Nicht mehr benötigte Kirchen sollten außer Dienst gestellt und einem anderen Verwendungszweck zugeführt werden. Die auf seiten etwaiger Interessenten mögliche Besorgnis, die Verwendung von Kirchengebäuden zu profanen Zwecken könnte von der westlichen Propaganda ausgenützt werden, müßte durch entsprechende Erklärungen behoben werden. 3. Wird die Erhaltung nicht benötigter Kirchengebäude aus denkmalpflegerischen oder städtebaulichen Gründen für nötig erachtet, so muß erwartet werden, daß die Öffentlichkeit die Erhaltung finanziert. 4. Lassen sich nicht benötigte Kirchengebäude nicht veräußern oder verpachten, und liegt kein öffentliches Interesse an ihrer Erhaltung vor, so werden sie lediglich so weit zu sichern sein, daß sie keine Gefahr darstellen.

Wir haben freilich nicht nur das Problem nicht mehr benötigter Kirchengebäude, sondern auch das ebenso brennende Problem fehlender kirchlicher Versammlungsräume – namentlich in den Neubaugebieten. Wir können die staatlichen Stellen immer wieder nur bitten, bei uns nicht den Eindruck entstehen zu lassen, als wolle man die Kirche aus den neu entstehenden sozialistischen Wohnstätten ausgeschlossen haben. Wenn es in sozialistischen Städten keinen Platz für die Kirche gäbe, wäre der Satz von der vertrauensvollen Zusammenarbeit von Christen und Nicht-Christen in der DDR widerlegt. Wir wollen gar keine auffallenden, repräsentativen Kirchengebäude, sondern Versammlungsräume, die der Größe und den Arbeitserfordernissen der jeweiligen Gemeinden entsprechen.

Überlegungen, wie unsere Arbeit verbessert werden könnte und müßte, sind freilich nicht nur auf der Gemeinde- und der Kirchenkreis-Ebene nötig, sondern auch auf der

Ebene der Kirchenprovinz. Unsere Kirchenleitung steht im Erfahrungsaustausch mit der Kirchenleitung der Ev. Kirche in Berlin-Brandenburg. Auf unserer gemeinsamen Tagung in diesem Jahre haben wir mit Interesse von der Durchführung von Hearings gehört, in denen die für die Information der Kirchenleitung notwendigen Rückkoppelungsvorgänge geschehen: entweder so, daß die Kirchenleitung zur Entscheidung eines bestimmten Sachproblems einen Kreis von sachkundigen Gesprächspartnern zu vorbereiteten Fragen anhört, oder so, daß sie sich befragen läßt und so erfährt, welche Fragen virulent sind und mit welchen Meinungen sie zu rechnen hat. Unsere Kirchenleitung ist der Auffassung, daß es sich hier um ein Element moderner Leitungstätigkeit handelt, das bei uns aufgenommen werden sollte. Sie wäre dankbar, wenn sie von möglichst vielen Seiten Überlegungen und Anregungen hierzu erhielte. – Um eine bessere Zuordnung der kirchenleitenden Dienste zu erörtern, werden im Dezember der Propstkonvent und die Brüder des Konsistoriums zu einer zweitägigen Klausurtagung zusammenkommen. Die Synode soll jedenfalls wissen, daß wir im Blick auf das, was bei uns an Kirchenleitung geschieht, durchaus in kritischer Selbstbefragung stehen.

Über Anlaß, Gegenstände und erste Ergebnisse einer umfassenden kirchlichen Strukturplanung gab Bischof D. Friedrich-Wilhelm Krummacher vor der Landessynode der Evangelischen Landeskirche Greifswald am 14. November 1969 diesen Bericht:

9. Daß heute alles in der Welt und darum auch in unserer Kirche in eine unaufhaltsame, rasante Bewegung geraten ist und daß solche Bewegung über die Grenzen der Parodien und der Landeskirchen hinweg eine weltweite, die Menschheit und die Christenheit ergreifende Bedeutung hat, das brauche ich Ihnen nicht erst in Erinnerung zu rufen.

10. Wohl aber rufe ich in Erinnerung, daß diese Fragen bereits in dem Bericht, der hier am 15. November 1968 erstattet wurde, ausführlich behandelt wurden.

In diesem Bericht war von radikalen Strukturveränderungen auch im kirchlichen Bereich die Rede. Und dann hieß es weiter:

„Dazu aber bedarf es zielklarer und verantwortlicher Planung. Es bedarf des Hörens aufeinander. Es bedarf auch der Nutzbarmachung ökumenischer Erfahrungen, wie man das überkommene geistliche Erbe der Väter in einer guten Kontinuität mit den neuen Strukturen verschmilzt.“

Weiter hieß es:

„Und es bedarf vor allem des Ausschöpfens aller schon jetzt gegebenen Möglichkeiten zu guten Experimenten. Es gibt sehr viel Freiheit, die schon jetzt innerhalb der geltenden Ordnung zur Erprobung neuer Strukturen genutzt werden kann. Wenn sich dann etwas bewährt hat, kann man es auch für die ganze Kirche verbindlich machen und die Strukturen ändern. Manches ist schon jetzt im Werden; aber man sollte auf allen Stufen des kirchlichen Lebens damit beginnen!“

Im Anschluß daran wurde dann im einzelnen ausgeführt, daß das überkommene parochiale Denken durch übergreifende Teamarbeit in der Gemeinschaft des Kirchenkreises überwunden werden könnte. Es wurde weiter darauf hingewiesen, daß die Arbeit der kirchlichen Werke im Blick auf die Kirchenkreise und die Gemeinden programmatisch und zielvoll zusammengefaßt werden sollte.

11. Was ist inzwischen geschehen? Inzwischen hat sich die Industrialisierung einiger unserer Städte, insbesondere der Stadt Greifswald, in schnellem Tempo weiter entwickelt. Inzwischen sind die Zukunftsperspektiven auf eine Großraum-Landwirtschaft mit Groß-LPGs bzw. großen Kooperationsbereichen weiterhin ausgerichtet, wenn auch in etwas langsamerer Bewegung. Schon allein dieser soziologische Hintergrund der Ge-

sellschaftsordnung, in der wir alle als Christen leben, macht es notwendig, im Blick auf die kirchliche Arbeit zu fragen:

12. Was ist inzwischen geschehen? Sicherlich sind viele wertvolle Ansätze fortgeführt und es ist viele treue Arbeit geleistet worden. Aber nach unseren Eindrücken fehlt es häufig noch an planvoller Zusammenfassung der vorhandenen willigen Kräfte. Ja, es macht sich auch hier und da eine resignierte, gegenläufige Bewegung spürbar, die in eine selbstgewollte Ghettosierung führen könnte.

13. Worum geht es denn heute? Ich zitiere aus einem für uns ganz entfernten Bereich: Der Schweizer Publizist H. H. Brunner hat in seiner 1968 erschienenen Broschüre „Kirche ohne Illusionen“ dargelegt, wie die Schweizer evangelischen Kirchen in 15 und in 30 Jahren aussehen würden, wenn ihnen alle bisherigen gesellschaftlichen Stützen genommen würden. Er kommt zu der Schlußfolgerung, daß, an Stelle der aus dem Mittelalter stammenden Parochie, über die bisherige Ortsgemeinde hinaus die Regionalgemeinde – wir würden sagen: der Kirchenkreis – die entscheidende Form des kirchlichen Lebens sein wird. Er zieht die Folgerung, daß die Regionalgemeinden die kirchlichen Mitarbeiter anstellen und planmäßig ansetzen werden. Er meint, daß gerade eine an finanziellen Mitteln arm gewordene Kirche dringlich der Erwachsenen-Schulung, der Tagungszentren, der Stätten der Begegnung zur ständigen Sammlung und Zurüstung bedürfe und daß diese Arbeit nicht von den alten parochialen Strukturen aus, sondern von Regionalgemeinden, die etwa unseren Kirchenkreisen entsprechen würden, getragen werden müsse. Im Blick auf die Ortsgemeinden zieht er die Folgerung, daß nicht mehr jede Ortsgemeinde darauf rechnen könne, daß sie einen eigenen Pfarrer hat, daß aber wohl in jeder Ortsgemeinde, wenn sie überhaupt lebendig und mündig ist, sich acht Dienstgruppen von Laien als unerläßlich erweisen würden. Diese acht Dienstgruppen sind: Diakonie, Kontaktbesuche (d. h. Besuche bei Neuhinzugezogenen usw.), Seelsorge (das meint echte Seelsorge-Fälle), Gemeindeveranstaltungen, Gemeindehaushalt, Kinderstunde, Jugendarbeit und Senioren (d. h. Altenarbeit). Diese für Schweizer Verhältnisse heute utopische, aber zugleich illusionslos gezeichnete Zukunftsskizze könnte für uns ein Modell in einer sehr nahen Zukunft sein. Wir sollten es ernstlich im Blick auf unsere eigene kirchliche Lage durchdenken.

14. Einer unserer jüngeren Superintendents hat im Blick auf seinen Kirchenkreis einen großangelegten Vorschlag erarbeitet, wonach die meisten Bereiche des kirchlichen Lebens, für die nach unserer Kirchenordnung bislang der Superintendent verantwortlich gemacht wird, an bestimmte Arbeitsgruppen und Kreisbeauftragte delegiert werden könnten. Das gilt von der theologischen Studienarbeit, von den Bauaufgaben, von den Finanzfragen einschl. Kirchensteuer und Kollekten, von der Jugend- und Kinderarbeit, von der Zurüstung der Ältesten und Mitarbeiter für den Gemeindedienst, von der Diakonie, von der Raumordnung und anderen Aufgaben wie Ökumene und Öffentlichkeit. Natürlich würde der Superintendent mit dem Kreiskirchenrat zusammen um so mehr die Aufgabe haben, diese verschiedenen Arbeits- und Dienstgruppen zu koordinieren und zu geistlicher, effektiver Ausrichtung zusammenzufassen. Ich meine, daß auch ein solches Modell der ernstlichen Durcharbeitung und der praktischen Erprobung bedarf.

15. Unser Theologischer Studienleiter hat aus den jungen Erfahrungen seines neu geschaffenen Amtes darauf hingewiesen, daß die kirchlichen Mitarbeiter – nicht nur die Pastoren, sondern gerade auch Katecheten, Gemeindediakoninnen, Kinderdiakoninnen, Jugendmitarbeiter, Diakone – ständiger beruflicher Weiterbildung und Qualifizierung bedürfen. Wir meinen deshalb: es dürfte nicht vorkommen, daß Katecheten durch Dienst-vorgesetzte gehindert werden, an Katechetenkonventen und anderen notwendigen beruflichen Kursen teilzunehmen. Jede berufliche Qualifizierung trägt später ihre Früchte für die Arbeit, in der der Betreffende steht.

16. Was die Arbeit der Pfarrer anlangt, so weist der Theologische Studienleiter dar-

auf hin, daß der schnelle Rückgang der in der Volkskirche bisher üblichen Zahlen durchaus noch nicht dazu geführt habe, daß die alte Versorgungs- und Betreuungsstruktur innerhalb der Pfarochien überwunden wäre und daß dafür größere gemeinsame Vorhaben geistlicher Art über die Parochialgrenzen hinaus mit neuer Initiative angegriffen würden. Er meint, daß unsere Pfarrer durch Tradition und bisherige Ausbildung nicht ausreichend für solche kollektive Arbeit ausgerüstet wären. Der Studienleiter weist weiter darauf hin, daß in der gegenwärtigen Situation des Übergangs, wo noch in alter Weise Amtshandlungen und Gottesdienste die Kraft des Pfarrers beanspruchen, eine gewisse Unsicherheit im Berufsverständnis des Pfarrers zutage trete und die Frage auftauche: Wo liegen heute die Schwergewichte? Soll der Pfarrer „Lehrer des Evangeliums“ für Kinder, Konfirmanden, Erwachsenen-Gemeinde sein? Soll er in erster Linie Seelsorger der Angefochtenen sein? Soll seine diakonische Sorge vornehmlich den Alten gelten? Soll er der „Kommentator des Evangeliums“ für die Nichtchristen sein? Soll er sich bemühen um gesellschaftliche Mitarbeit oder um eine immer größer werdende Selbständigkeit der Gemeinde? Das alles sind Fragen, die man nicht dem einzelnen Pfarrer überlassen kann. Es ist sehr schwer für den einzelnen, das Schwergewicht seiner Arbeit zu finden, solange wir alle im Grunde vom landläufigen Bild des Pfarrers her erwarten, er sollte in allen Sätteln reiten können. Soll man daraus den Schluß ziehen, daß bei der jetzigen Sicht kirchlichen Handelns die Hauptaufgabe des Pfarrers, auch schon des werdenden Pfarrers in seiner Ausbildungszeit, von dem reformatorischen Ansatz her beim „Lehrer des Evangeliums“ für die Nichttheologen und beim „Kommentator des Evangeliums“ für die Fernstehenden liegen müßte? Aber das würde bedeuten, daß bestimmte bisherige Funktionen des Pfarrers auch delegiert werden könnten auf andere: z. B. die Verantwortung für bestimmte Gemeindekreise, die doch nicht ohne Schaden vernachlässigt werden können.

17. Schließlich weist der Theologische Studienleiter im Anschluß an den Synodalbericht von 1968 darauf hin, daß es in der Sicht des Gemeindepfarrers kein koordiniertes Angebot der kirchlichen Werke gäbe. Es wäre zu fragen, ob nicht unsere Werke ihre Arbeitsvorhaben stärker als bisher nicht nur für die Gemeinden, sondern für zusammenhängende Aufgaben der Kirchenkreise koordinieren könnten. Dann würden die Werke entscheidend dazu beitragen, daß der Gemeindepfarrer nicht mehr im Stil des von der Hand-in-den-Mund-Lebens seine Arbeit gestaltet, sondern mit längerem Atem zu größeren thematischen Arbeitsgängen gemeinsam mit anderen kommen könne.

18. Das sind keineswegs abgeschlossene Erwägungen; aber sie können uns Anstöße zu gemeinsamer, unermüdlicher Überlegung sein.

19. Im Blick auf die Gemeinden in der gegenwärtigen Situation des Übergangs von alten zu neuen Strukturen hat ein Mitglied der Kirchenleitung die in die Zukunft gerichteten Erwägungen so zusammengefaßt:

„Wir haben Gemeinden, die noch volksskirchlichen Charakter tragen, das heißt: Es werden in fast allen Fällen Amtshandlungen begehrt, die meisten Kinder besuchen die Christenlehre und den Konfirmandenunterricht, die Gottesdienste sind gut besucht, und es gibt Frauen-, Jugend- und Männerkreise.

Wir haben aber auch Gemeinden, in denen Amtshandlungen kaum begehrt werden, nur wenige Konfirmanden vorhanden und die Gottesdienste schwach besucht sind. In ihnen – das gilt besonders für Neubauviertel – muß die Gemeindearbeit in ganz anderer Weise erfolgen: Gesprächskreise, Mitarbeiterschulung, Besuchsdienst.

Die meisten Gemeinden stehen im Übergang. Soll der Pfarrer mit seinen Mitarbeitern sich nun der Arbeit in den alten Formen widmen oder soll er sich auf neue Formen der Gemeindearbeit konzentrieren? Beides erfordert die ganze Kraft. Wie er sich auch entscheidet, eine Seite kommt darüber zu kurz.

Diese Aufgabe kann nur in überparochialer Zusammenarbeit bewältigt werden. Durch gegenseitigen Austausch in der Betreuung der Frauen-, Jugend- und Männer-

kreise, durch gelegentlichen Kanzeltausch kann der einzelne Zeit und Kraft gewinnen für eine neue Art der Gemeindegemeinschaft. Auch hier ist der Alleingang eine Überforderung. Gerade Gesprächskreise, Mitarbeiterschulung, Rüstzeiten und dgl. erfordern gegenseitige Hilfe und Erfahrungsaustausch.“

Wir fügen hinzu: in größeren Kirchenkreisen können sich 3 bis 5 Gemeinden zu gemeinsamer Arbeit zusammentun, so daß der Kirchenkreis in sich sinnvoll gegliedert würde.

20. Einer unserer Pfarrer hat aus seinen Erfahrungen sehr konkrete Schlußfolgerungen im Blick auf die soziologische und theologische Grundstruktur der Gemeinde gezogen: Man müsse sich klarmachen, daß die Jahrgänge zwischen 31 und 45 Jahren diejenigen Jahrgänge sind, die in hervorragendem Maße verantwortlich mitten im Arbeits- und Lebensprozeß der Gesellschaft stehen und darum auch weltanschaulich und politisch weitgehend beeinflußt werden. Um so mehr sind gerade diese Jahrgänge zu klaren Entscheidungen für oder gegen die Kirche genötigt, und es gibt gerade in dieser Altersgruppe konkrete Einzelfälle, wo Menschen um ein ganz unkonventionelles Glaubensleben inmitten ihrer familiären und beruflichen Existenz bemüht sind. Hier sind Ansätze zu einem neuen Gemeindebewußtsein zu spüren, die den Entscheidungscharakter der christlichen Botschaft über alte Traditionen hinaus zu begreifen beginnen. Daher wäre die Grundfrage, ob einer der Schwerpunkte der kirchlichen Arbeit in einer missionarisch offenen Gemeinde für die nahe Zukunft sich gerade diesen Jahrgängen zwischen 31 und 45 Jahren zuwenden sollte, etwa in Gesprächskreisen, Ehepaarkreisen, Hauskreisen, Wochenendbegegnungen usw. Entsprechendes wäre zu den Jahrgängen zwischen 16 und 30 Jahren neu zu bedenken.

21. Auf dem Hintergrund der Übergangssituation unserer Gemeinden, die zum Teil noch in alten volksgemeinschaftlichen Traditionen leben und wirken, bis hin zu ganz neugestalteten Gemeinden ohne jede Tradition, hat ein Mitglied der Kirchenleitung auf die Notwendigkeit, die geltende kirchliche Lebensordnung von 1955 neu zu überprüfen, hingewiesen. Er schreibt:

„Die Veränderungen zeigen sich auch auf einem Gebiet kirchlichen Lebens, das für das Gemeindebewußtsein, für die Erhaltung und Ausbildung kirchlicher Sitte und kirchlicher Ordnung belangvoll ist, in den Fragen der ‚Ordnung des Kirchlichen Lebens‘ und ihrer Beantwortung und Entscheidung.

So bedarf beispielsweise der Artikel 8 Abs. 1 der Ergänzung und Interpretation etwa in der Richtung, wie zu verfahren sei, wenn ein Elternteil die Taufe des Kindes begehrt, der andere Elternteil aber der Taufe nicht nur nicht zustimmt, sondern sich ihr bis zur Androhung der Ehescheidung widersetzt. Auch der Frage der nicht selten begehrten ‚heimlichen‘ Taufe wird nachzugehen sein. Wird Art. 13 Abs. 1 Satz 2, nach dem der Konfirmandenunterricht in zwei Wochenstunden zu erteilen ist, die getrennt gehalten werden sollen, wirklich durchgeführt? Art. 15 Abs. 2, der die Zulassung zum Konfirmandenunterricht regelt, müßte konkreter gefaßt werden. In Art. 19 müßte die gegenwärtige Situation hinsichtlich des Gegenübers von Konfirmation und Jugendweihe neu überdacht werden. Gewiß wird auch der Artikel 21, der die Konfirmationshandlung beschreibt, gerade in unserer Landeskirche mit ihrem zur Praktizierung freigegebenen ‚Entwurf zur Konfirmationsagende‘ eingehend untersucht werden müssen.“

22. Mit Recht wird hier hervorgehoben, daß die schnelle Veränderung des Gemeindelebens entweder zu einer gesetzlichen oder zu einer willkürlichen Handhabung der Ordnung des Kirchlichen Lebens führen könne. Man wird mit großem Ernst prüfen müssen, ob die Stunde bereits gekommen ist, neue Ordnungen des Kirchlichen Lebens zu gestalten, oder ob durch eine gemeinsame Meinungsbildung die Gestaltung neuer Strukturen sich erst einmal in einem Wachstumsprozeß abzeichnen muß.

23. Die Erfahrungen der Kirchenleitung mit dem durch die Landessynode 1966 zur Praktizierung freigegebenen „Entwurf zur Konfirmationsagende“ sind in dieser Hin-

sicht nicht befriedigend. Nur verhältnismäßig wenige Stellungnahmen zu dieser wichtigen Frage sind uns aus den Kirchenkreisen und von den Pastoren zugegangen. Man kann daraus wohl nur folgern, daß unsere Zeit so schnell veränderte Situationen mit sich bringt, daß man sich scheut, sich auf bestimmte verbindliche Ordnungen vorzeitig festzulegen. Eine erneute Beratung auf einer Tagung der Landessynode ist aber ohne vorhergehende breite Meinungsbildung nicht sinnvoll.

24. In diesem Zusammenhang verdient das Votum eines anderen Mitgliedes unserer Kirchenleitung im Blick auf die Meinungsbildung im kirchlichen Leben gehört zu werden:

„Es ist notwendig, Gemeinden und Pfarrschaft effektiver als bisher in den Prozeß der Meinungsbildung miteinzubeziehen. Die bisherige Form der Teilnahme an diesem Prozeß, wie sie sich über Synodale und Konvente vollzieht, wird nicht mehr als ausreichend empfunden.

Es wäre zu fragen, ob die Wege der Meinungsbildung über Synodale und Konvente so geordnet werden könnten, daß diese Wege zu Wegen echter Meinungsbildung werden, oder ob andere Wege der Meinungsbildung beschritten werden müssen.“

Dieser Bericht über die Kirchen in der DDR wird beschlossen mit Ausführungen von Bischof Dr. Werner Krusche vor der Synode der Kirchenprovinz Sachsen am 15. November über Fragen der modernen Theologie. Wir möchten sie zu den wichtigsten kirchlichen Aussagen des Jahres rechnen, die nicht nur für die Kirchen in der DDR von Bedeutung sind.

Strukturüberlegungen und die Frage nach unserem Verhältnis zur Gesellschaft ergeben sich mit Notwendigkeit von unserem missionarischen Auftrag her, unseren Zeitgenossen das Evangelium zu bringen. Alles bisher Gesagte hat nur dann Sinn, wenn wir uns dieses Auftrages, wenn wir uns also des Evangeliums gewiß sind.

Darin sind wir ganz sicher eines Sinnes, daß es uns als Kirche nur durch das Evangelium und um des Evangeliums willen gibt. Wir sind dazu da, um die empfangene Botschaft von den großen Taten Gottes zur Zurechtbringung der Welt überall bekanntzumachen. Dies ist unser einziger Existenzausweis. Wir wären völlig überflüssig, wenn wir der Welt nur etwas zu sagen hätten, was sie sich ebenso gut auch selber sagen kann.

Genau an dieser Stelle sind wir aber unsicher geworden. Als eine Kirche, die erkannt hat, daß es sie nur als eine missionarische geben kann, können wir uns nicht dabei beruhigen, das Evangelium nur für den eigenen kirchlichen Hausgebrauch zu haben. Das Evangelium drängt seinem Wesen nach aus der Kirche hinaus zu denen, die noch nicht von ihm gehört haben und die noch ohne Glauben sind. Und hier merken wir eben unser Unvermögen, aus unseren überkommenen Formeln herauszukommen und den Inhalt des Evangeliums für den säkularen Zeitgenossen neu zu artikulieren. In missionarischer Verkündigung sind wir gänzlich ungeübt; die theologische und kirchliche Ausbildung zielt ja auch nicht auf den Missionar, sondern auf Dienst der Verkündigung und Unterweisung in der Gemeinde. Es ist kein Wunder, daß die sogenannte moderne Theologie gerade bei den Wachsten unter den jungen Leuten einen erheblichen Anklang gefunden hat. Sie haben sehr genau das missionarische Motiv in dieser Theologie entdeckt. Mission besteht ja doch darin, daß man sich an den Ort begibt, an dem der andere geistig existiert, daß man sich auf ihn einläßt – mit ihm also solidarisch wird – und im demütigen Dialog mit ihm zu erhörchen versucht, wie ihm die Botschaft des Evangeliums gesagt werden müßte, damit er sie vernehmen und annehmen kann. Die genannte Theologie hat in ihrem Versuch, das Evangelium in den Verstehenshorizont des säkularen Menschen zu transformieren, sich dessen Voraussetzung von der Einheit der Wirklichkeit zu eigen gemacht und unter dieser Voraussetzung von Gott und seinem Heil zu sprechen unternommen. Wie ist dieser missionarische Versuch zu beurteilen? Zunächst: seine Ab-

sicht ist voll zu bejahen. Aber: ist es gelungen, die biblische Botschaft so zu interpretieren, daß sie dem säkularen Menschen unserer Tage verständlich und für ihn relevant geworden ist? Das können eigentlich nur die beantworten, im Blick auf die dieses missionarische Wagnis unternommen worden ist. Und da gibt es denn doch zu denken, daß sie darin nicht eine Revolution, sondern eine Kapitulation der Theologie, daß sie in solchen Theologen nicht Missionare, sondern Überläufer sehen. Repräsentativ dafür dürfte das Urteil des atheistischen Philosophen MacIntyre über den missionarischen Versuch Bischof Robinsons sein: „Das Christentum wird allmählich säkularisiert, und zwar in eine atheistische Philosophie ... Wir sehen hier das krasse Dilemma einer vermeintlich zeitgemäßen Theologie. Die Theologen beginnen mit der Orthodoxie, aber die Orthodoxie, die von Kierkegaard und Barth gelernt hat, wird sehr leicht zum geschlossenen Kreis, in dem der Gläubige nur zum Gläubigen spricht, in dem aller menschliche Inhalt verborgen bleibt. Indem sie sich von der unfruchtbaren abgekapselten Theologie abwenden, möchten die aufgeschlossenen Theologen das, was sie zu sagen haben, für eine atheistische Welt übersetzen. Aber sie sind so oder so zu einem Fehlschlag verdammt. Entweder haben sie Erfolg mit ihrer Übersetzung; dann stellt sich heraus, daß das, was sie sagen, in den Atheismus ihrer Hörer transformiert wird. Oder sie scheitern mit dieser Übersetzung; dann hört außer ihnen selbst keiner auf das, was sie sagen.“ Ich teile die sich hier aussprechende Skepsis in keiner Weise, möchte diese Sätze indessen als eine Warnung hören, sich von einer Anpassung der biblischen Botschaft an das moderne Denken eine missionarische Wirkung zu erhoffen. Aber Missionare müssen das Wagnis der Sprachfindung immer neu unternehmen – im Wissen um diese Verpflichtung hat die sogenannte „moderne Theologie“ gegenüber einem die Geschichtlichkeit und damit den Zeugnischarakter der biblischen Botschaft verkennenden, sich mit der Wiederholung überkommener Formulierungen zufriedengebenden Biblizismus einfach recht. Wir werden den Mut haben müssen, neue Sprachfelder zu betreten und zu erproben, und wir werden die Geduld aufbringen müssen, nicht sofort nach einem Ketzergericht zu rufen, wenn einer ein neues Sprachfeld betritt, das natürlich dem, der die Wahrheit des Evangeliums in einem anderen System von Begriffen erfahren hat, immer so vorkommt, daß es an Aussagekraft viel ärmer und der Wahrheit viel weniger adäquat ist als das seinige. Weil aber das Wagnis der Sprachfindung ein so riskantes Unterfangen ist, daß dabei tatsächlich der Inhalt des Evangeliums verlorengehen kann und damit die Hörer um das sie rettende Wort gebracht werden können, kann dazu nur denen Mut gemacht werden, die sich nicht hochmütig dem geistlichen Urteil der Brüder und Schwestern in der Gemeinde entziehen; nur so werden sie vor der Willkür subjektivistischer Behauptungen und vor der Berausung an der eigenen Radikalität bewahrt bleiben.

Nicht die reproduzierende Wiedergabe, wohl aber die verkündigende Weitergabe des Evangeliums ist ein sehr verantwortliches Tun. Wir brauchen aber vor der Größe der Aufgabe nicht zu resignieren. Diese Gefahr ist groß. Ich weiß namentlich von Katecheten, daß sie angesichts der schwierigen hermeneutischen Situation mutlos und unsicher geworden sind und nicht mehr recht wagen, etwa über die Auferstehung oder über die Wiederkunft Christi zu reden, aus Sorge, sie könnten etwas sagen, was nicht den letzten theologischen Erkenntnissen entspricht. Allen, die hier angefochten sind, möchte ich ausgesprochenenmaßen Mut machen, nur ja das in voller Gewißheit zu sagen, was sie nach dem Stand ihrer augenblicklichen Erkenntnis zu sagen vermögen. Wir erkennen immer nur stückweise (das sagt immerhin ein Apostel von sich selbst!), und der Herr verlangt von uns nicht, daß wir uns sozusagen selber immer schon voraus sein müßten. Wir sollen und dürfen sagen, was uns bis jetzt aufgegangen ist am Evangelium. Wir brauchen mit unserem Zeugnis nicht zu warten, bis wir die Erkenntnis von morgen haben!

Zweierlei darf nicht geschehen; einmal: die Theologie darf nicht in Anthropologie aufgelöst werden. Gott darf nicht zu einem bloßen Moment der Selbstausslegung des Menschen oder lediglich zu einer Chiffre für Wirklichkeitserfahrungen des Menschen

werden. Die personale Redeweise von Gott ist unüberbietbar und durch keine andere ersetzbar. Der Text für die rechte Rede von Gott ist das Gebet. Als Faustregel kann gelten: wo *von* Gott so geredet wird, daß nicht mehr *mit* Gott geredet werden kann, da wird nicht mehr von dem Gott geredet, der durch die Propheten geredet hat und zuletzt durch den Sohn. Sodann: das Evangelium darf nicht zum Gesetz verfälscht werden. Das geschieht da, wo von Jesus nur noch als dem Menschen für andere gesprochen wird und nicht mehr von ihm als dem Menschen, der von Gott kam und für Gott lebte; das geschieht da, wo der Tod Jesu nur noch als Folge und Bewahrheitung seines in seinem Leben geschehenen Dienstes angesehen wird und nicht mehr als Tod für uns und an unserer Statt, als Übernahme des uns gebührenden Neins Gottes. Das geschieht da, wo nicht mehr vom Glauben an Jesus, sondern nur vom Glauben wie Jesus gesprochen wird. Und das geschieht ebenso da, wo der Glaube an Jesus Christus als Anerkennung bestimmter fester Lehrsätze über Jesus verstanden und gelehrt wird. – Ich habe den sogenannten „Laien“-Mitgliedern der Synode das Mitbedenken dieser theologischen Fragen zugemutet, weil ich überzeugt davon bin, daß um der Mission willen Theologie eine Aufgabe der ganzen Gemeinde ist und daß theologische Ausbildung über den Kreis der hauptamtlich in der Gemeinde Tätigen hinausgehen muß. Der kirchliche Fernunterricht in unserer Kirchenprovinz nimmt eine für die Zukunft unserer Gemeinden entscheidend wichtige Aufgabe wahr.

Daß uns die Weitergabe des Evangeliums so schwer gelingt, hängt aber noch mit etwas anderem zusammen: mit der mangelnden Diakonie in unseren Gemeinden. Christoph Hinz hat uns auf der letzten Ordinandentrüfte klargemacht, daß die Gemeindediakonie hermeneutische Bedeutung für die Verkündigung des Evangeliums hat. Sie ist ein Kommentar für die Rechtfertigung des Gottlosen, für Gottes Liebe zum Sünder. Das Evangelium wird sprechend, wenn es in einem entsprechenden Leben des Dienstes der Gemeinde zur Sprache kommt. Es gehört zu den erfreulichen Dingen, daß dieser Zusammenhang von Zeugnis und Dienst, von Kerygma und Diakonie, hier und da erkannt worden ist und daß dringliche diakonische Aufgaben beherzt und mit Phantasie und Umsicht angefaßt worden sind – ich denke vor allem an die Aktionen zur Altenhilfe in Halle und an den Dienst an hirngeschädigten Kindern, wie er in Erfurt und in Magdeburg begonnen worden ist. Es dürfte eigentlich keine Gemeinde in unserer Kirche geben, die nicht eine bestimmte diakonische Aufgabe übernommen hat. Gemeindekreise, die nicht auch eine diakonische Funktionsgruppe sind, werden es schwer haben und es anderen schwermachen, das Evangelium zu begreifen. Ebenso wichtig wird es für unsere diakonischen Anstalten sein, daß sie eine lebendige Verbindung zu den Gemeinden herstellen und halten, wie ich das in einer beglückenden Weise beim Jahresfest in Neinstedt habe beobachten können.

Der Lebensvollzug der Kirche geschieht in den drei aufeinander bezogenen Momenten: Verkündigung des Evangeliums (kerygma), Dienst (diakonia) und Gemeinschaft (koinonia). Es ist jetzt noch etwas zu dem letzteren zu sagen. Das den Kreissynoden vorgeschlagene Thema „Der Gottesdienst der Gemeinde – Mittelpunkt des kirchlichen Lebens (In welchem Sinn stimmt dieser Satz der Grundordnung Artikel 3?)“ ist offenbar als aktuell angesehen worden. Die Auswertung der bisher vorliegenden Berichte von zwölf Kreissynoden, die wenigstens zum Teil Referat und Diskussion in instruktiver Ausführlichkeit wiedergeben, ergibt summarisch etwa folgendes Bild: es herrscht offenbar Einmütigkeit darüber, daß der betreffende Satz der Grundordnung als Forderung anzuerkennen ist, als Zustandsbeschreibung jedoch mit der heutigen kirchlichen Wirklichkeit (leider oft) nicht im Einklang steht. Daraus werden zwei Konsequenzen gezogen: 1. Der Gottesdienst soll als öffentliche, umfassende Veranstaltung der Gesamtgemeinde auch weiterhin als von anderen Zusammenkünften der Gemeinde qualitativ unterschieden angesehen werden. Auch wo den verschiedenartigen Gemeindekreisen zugestanden wird, daß es sich bei ihnen um gottesdienstliches Geschehen in irgendeinem

Sinn handelt, ist man der Meinung, daß sie im wesentlichen die Aufgabe der Sammlung von Einzelgruppen der Gesamtgemeinde und der „Hinführung“ zum Sonntagsgottesdienst haben. 2. Gerade darum aber muß gefragt werden, woran es liegt, daß der Gottesdienst faktisch nicht mehr Mitte des Gemeindelebens ist, und was getan werden kann, ihn wieder dazu zu machen. Dabei zeigte sich in der Vielfältigkeit der Diskussionsbeiträge und der Antwortversuche eine Unsicherheit, die charakteristisch sein dürfte für unsere gegenwärtige Situation: einerseits gab es eine unverkennbare Unwilligkeit angesichts möglicher erneuter Änderungen der Gottesdienstgestaltung; namentlich ältere Gemeindeglieder vermöchten in den ständigen Neuerungen keinen positiven Sinn zu sehen und würden so aus dem ihnen vertrauten Gottesdienst vertrieben; andererseits wurden kritische Äußerungen und konkrete Änderungswünsche gegenüber dem üblichen Sonntagsgottesdienst vorgebracht, die sich auf Gehalt und Sprache der Liturgie, auf die Predigt und auf das Verhältnis von Pfarrer und Gemeinde und auf das Verhältnis der Gemeindeglieder untereinander im Gottesdienst beziehen. Im allgemeinen schien es bei der Erkenntnis, daß sich einiges ändern müsse, geblieben zu sein. Um so erfreulicher ist, daß die Kreissynode Nordhausen ihre Tagung mit einem neugestalteten Gottesdienst begonnen hat, und um so beachtlicher ist der Beschluß der Kreissynode Schkeuditz, durch den vier Gemeinden beauftragt werden, sich ein Jahr lang speziell um die Gestaltung bestimmter Stücke des Gottesdienstes (Predigt, Fürbittgebet, Lieder, Introitus und Abkündigungen) zu bemühen und der Synode 1970 zu berichten.

Ein entscheidendes Problem ist damit scharf in den Blick gerückt: das Problem von Kontinuität und Aktualität (oder auch: Spontanität), von Tradition und gegenwärtiger Welterfahrung im Gottesdienst, das Problem des Gottesdienstes als einer vertrauten Lebensform oder einer konkreten Lebensäußerung. Ich erhielt in dieser Woche einen anonymen Brief aus Halle, in dem ich gefragt werde: „Wie lange wollen Sie die ‚Experimente‘ der willkürlichen Gestaltung der Gottesdienstformen noch dulden? Wie lange wollen Sie es noch dulden, daß sogenannte ‚neue‘ Glaubensbekenntnisse die Gemeinde verwirren?“ – Etwa gleichzeitig konnte ich im Bericht eines jungen Bruders über sein Lehrvikariat die Frage lesen, wie lange eigentlich noch der agendarische Sonntagsgottesdienst verbindlich bleiben solle. Damit sind die wechselseitigen Vorwürfe auf eine extreme Formel gebracht: verwirrende und beirrende Willkür und Leben verhandelndes Ordnungsdenken. Wir stehen vor der Frage: Ist es wichtiger, daß auf die vorhandene, mit der agendarischen Ordnung vertraute Gottesdienstgemeinde Rücksicht genommen wird oder daß die – vorwiegend jungen – Glieder der Gemeinde die Chance haben, den Gottesdienst so zu gestalten, daß sie in ihm leben können? Wenn die Mahnung des Apostels: „Alle eure Dinge lasset in der Liebe geschehen!“ (1 Kor 16, 14) auch für den Gottesdienst gilt (und ich möchte das eigentlich meinen!), so wird man sagen müssen: Es ist wider die Liebe, wenn die vorhandene gottesdienstliche Gemeinde unvorbereitet mit neuen gottesdienstlichen Formelementen überfallen wird, und es ist ebenso wider die Liebe, wenn man für die jungen Glieder der Gemeinde nichts anders übrig hat als die Erwartung, daß sie Rücksicht nehmen und sich einfügen. Und es ist endlich wider die Liebe, wenn man sich im Gottesdienst voneinander trennt und sich in zwei verschiedenen Gottesdienstformen exklusiv zueinander verhält.

Der liturgische Arbeitskreis unserer Kirchenprovinz hat die Krisensituation unseres Gottesdienstes sorgfältig durchdacht und in der von der Kirchenleitung den Gemeinden zugänglich gemachten „Verständnis- und Arbeitshilfe für den Gebrauch der Agende I“ (Amtsbl. 1969, S. 41 f.) des liturgischen Arbeitskreises der Kirchenprovinz und in den Vorschlägen für „schlichte Gottesdienste“ sehr überlegte Hilfen gegeben, die der dynamischen Bewegung, in der wir uns befinden, gerecht werden. Hier scheint mir der Gesichtspunkt der Freiheit und der Ordnung unter dem beherrschenden Gesichtspunkt der Liebe in einer wirklich hilfreichen Weise zur Geltung gebracht worden zu sein. Sosehr gerade in einer mobilen Gesellschaft um des Heimischwerdens im Gottesdienst willen eine ein-

heitliche, überall gleiche Gottesdienstordnung wünschbar wäre (und sosehr dies meinem immer noch ziemlich lutherisch-sächsischen Herzen entspräche), so werden in Zukunft die Formen unserer Gottesdienste doch wohl eine ziemliche Variationsbreite haben müssen. Diese Vielfalt wird freilich nur dann nicht zu einer heillosen Unordnung und zur Auflösung unserer gottesdienstlichen Versammlungen führen, wenn wir dafür sorgen, daß eine möglichst große Zahl von Bauelementen des Gottesdienstes („liturgische Stücke“) – ererbte und neue – so zum allgemeinen Besitz in unseren Gemeinden werden, daß die Frage ihrer Anordnung im Aufbau des Gottesdienstes zweitrangig wird. Im übrigen sind Experimente ein höchst verantwortliches Unternehmen. Dilletantische Gottesdienst-basteleien einzelner liturgischer Schöpfernaturen sind keine Experimente.

Das eigentliche Problem des Gottesdienstes scheint mir mit alledem freilich noch gar nicht wirklich in den Blick gekommen zu sein: nämlich die Frage nach der Funktion des Gottesdienstes, nach seinem Ort innerhalb des Lebens der Gemeinde. Ist der Gottesdienst die Versammlung der Gesendeten? Versammeln sich hier also die Missionare, um sich von ihrem Herrn trösten und stärken zu lassen, um ihm zu danken und ihn zu bitten, um sich zurüsten, segnen und aufs neue senden zu lassen? Fällt der Gottesdienst also unter den Bonhoefferschen Begriff der Arkandisziplin? Will hier die Gemeinde der Gesendeten streng unter sich sein? Oder ist er eine missionarische Unternehmung der Gemeinde („Evangelisation“)? Oder soll er beides zugleich sein: eine Versammlung der Gemeinde zur Erbauung ihrer selbst und zur Gewinnung der anderen, mit deren Kommen sie rechnet und auf die sie sich bewußt einstellt (wie es 1 Kor 14 der Fall gewesen zu sein scheint)? Kann der Gottesdienst heute beides zugleich sein? Wir können diese Frage jetzt nicht mehr angehen, aber sie bedarf dringlich einer Klärung.

Ich höre auf. Ich habe als einer, der im Volke Gottes mitwandert, versucht auszumachen, wo wir als eine der Kirchen in der DDR jetzt etwa stehen und was an Aufgaben auf dem vor uns liegenden nächsten Wegstück uns erwartet. Es ist bedrängend viel. Wir haben für vieles keine bündigen Antworten und keine glatten Lösungen. Man könnte verzagen. Aber wir haben uns ja nicht eigenmächtig auf den Weg gemacht. Wir haben uns das Gelände nicht ausgesucht. Wir betreiben nicht unsere eigene Sache. Wir brauchen darum nicht aus dem Eigenen zu leben. Und wir müssen auch nicht alles richtig machen. Wir dürfen unterwegs stolpern. Wir leben aus der Rechtfertigung und leben auf die Zurechtbringung der Welt zu, auf die neue Schöpfung, auf das Reich, da Fried und Freude lacht. Wir sollen viele in die Freude dieser uns allen zugedachten Zukunft mitnehmen. Dazu gibt es uns. Und das macht unser Leben und unseren Weg als Gemeinde voll Sinn und voll Dank.

III. Die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands

Von Hugo Schnell und Johann Frank

Redaktion: Jürgen Jeziorowski

1. ZUR GEGENWÄRTIGEN SITUATION DER VEREINIGTEN KIRCHE

Der äußere Bestand der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands hat sich in den Jahren 1960–1970 erheblich verändert. Die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Eutin trat der Vereinigten Kirche bei. Auf der anderen Seite verselbständigten sich die östlichen Gliedkirchen (Mecklenburg, Land Sachsen und Thüringen) als Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche in der DDR. Dieser Schritt, der im Zeitalter der Ökumene als besonders schmerzhaft empfunden werden muß, war in den Jahren 1963 bis 1969 durch den Ausbau der Regionalgesetzgebung und durch eine gemeinsam beschlossene Verfassungsänderung vorbereitet worden. Die Trennung, die der Vereinigten Kirche heftige Vorwürfe eintrug, wird heute als sachgemäße Lösung beurteilt, weil sie die rechtliche Kontinuität der beiden verselbständigten Bereiche, die gemeinsame Basis der Verfassung und die Weitergeltung der Kirchengesetze und Ordnungen gewährleistet.

Die Gliederung der Vereinigten Kirche befindet sich in einem Wandlungsprozeß. Ziel ist die Überwindung des Landeskirchentums durch die Bildung von Kirchenprovinzen, also von größeren, nach kirchlichen Gesichtspunkten geformten Einheiten. Mit dem Vertrag, den die vier Gliedkirchen von Schleswig-Holstein, Hamburg, Eutin und Lübeck am 21. Mai 1970 unterzeichneten, ist der Weg zur Bildung der Nordelbischen Kirche und damit zur ersten großen Kirchenreformaßnahme nach 1948 geöffnet.

Die letzten zehn Jahre dienten zunächst der Stärkung der inneren Gemeinschaft, der Weiterentwicklung der gemeinsamen Rechtsgrundlagen und der gemeinsamen Willensbildung. Die Verbundenheit im Bekenntnis ermöglichte auf vielen Gebieten übereinstimmendes Handeln. Um so belastender mußte es sich freilich auswirken, daß in der Frage des Amtes der Theologin keine Lösung gefunden wurde, der alle Gliedkirchen hätten zustimmen können. Das übergreifende Gesetzgebungsrecht, das der Vereinigten Kirche nach ihrer Verfassung zukommt, wurde mit Zurückhaltung ausgeübt. Dafür bekamen Konsultationen, Richtlinien, Empfehlungen und Handreichungen erhöhte Bedeutung.

Die Konsolidierung der Vereinigten Kirche wurde von nicht wenigen als konfessionalistische Abgrenzung gewertet. Man sollte jedoch die Bedeutung der Kirche lutherischen Bekenntnisses für den deutschen Protestantismus nicht verkennen.

Zweifelloos wirkte sich die Bindung an das reformatorische Bekenntnis in der äußerst diffusen kirchlichen Gesamtentwicklung als stabilisierendes Element aus. Während Pragmatismus weithin die Funktion des Bekenntnisses zu übernehmen schien, sah die Vereinigte Kirche ihre spezifische Aufgabe in dem Drängen auf theologische Klärung der Probleme. Mit ihrer theologischen Arbeit, den von ihr entwickelten Modellen und den Aktivitäten auf den mannigfaltigsten Gebieten,

über die im folgenden nur auszugsweise berichtet werden kann, suchte sie auch der EKD zu dienen.

Die Tagungen der Generalsynode 1968 und 1969, die durch eine tiefgreifende Selbstprüfung gekennzeichnet waren, leiteten eine neue Phase des Weges der Vereinigten Kirche ein. Man suchte eine weithin defensive Anwaltschaft des Bekenntnisses hinter sich zu lassen und in einem neuen Anlauf die Anzeichen eines Immobilismus zu überwinden. Die neue Linie wurde durch die Kranzbacher und die Reichenauer Erklärung der Lutherischen Bischofskonferenz, ferner durch die Leitsätze des Theologischen Ausschusses zur Frage der Kirchengemeinschaft bekenntnisverschiedener evangelischer Kirchen vorbereitet, mit dem Ziel, in der EKD zu einer größeren Gemeinschaft nicht nur in der Organisation, sondern auch im Fundamentalen des Glaubens zu kommen. Zunächst strebte die Vereinigte Kirche die Aufarbeitung und Überwindung der Lehrdifferenzen zwischen den reformatorischen Kirchen an (lutherisch-reformiertes Lehrgespräch). Priorität vor allen anderen Aufgaben maß die Vereinigte Kirche jedoch der Aktualisierung und der Neuformulierung des Glaubens angesichts einer radikalen Bewußtseinsveränderung der Menschen bei. Diesem Ziel dient die mit der Arnoldshainer Konferenz vereinbarte gemeinsame Arbeit an einer Theologischen Erklärung zu den Herausforderungen der Zeit.

Als größte lutherische Kirche der Welt weiß sich die Vereinigte Kirche der Gemeinschaft des Weltluthertums verpflichtet. Die enge Zusammenarbeit mit dem Lutherischen Weltbund und mit zahlreichen lutherischen Kirchen der Welt bewahrt vor einer Ökumenizität, die sich auf den engen Rahmen eines nationalisierten und regionalisierten Kirchentums beschränkt. Sie hält den Blick für die Katholizität und Ökumenizität der Kirche Jesu Christi offen.

2. INNERKIRCHLICHE ARBEIT

a) Die Generalsynode

Berlin-Spandau (1961)

Seit dem letzten Bericht an dieser Stelle (1960) hat die Generalsynode der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands nur noch einmal in der Gemeinschaft der Synodalen und Bischöfe aus der Bundesrepublik und der Deutschen Demokratischen Republik zusammentreten können. Auf dem Hintergrund innerdeutscher Spannungen fand die konstituierende Tagung der 3. Generalsynode (1961–1967) vom 10. bis 14. April 1961 im Johannesstift in Berlin-Spandau statt. Im Mittelpunkt arbeitsreicher Tage standen die Annahme der von Abt D. Dr. Christhard Mahrenholz eingebrachten „Agende für evangelisch-lutherische Gemeinden, Band III – Die Amtshandlungen“ und die Einbringung des Pfarrergesetzes durch den Vorsitzenden des Rechtsausschusses, Landesbischof D. Dr. Niclot Beste. Von den Wahlergebnissen ist die Wahl des Braunschweiger Synodalpräsidenten Dipl.-Landwirt Otto Bubbe zum Präsidenten der Generalsynode zu nennen. Zu dem Tätigkeitsbericht des Leitenden Bischofs

D. Hanns Lilje sowie den Referaten von Studiendirektor Dr. Gottfried Voigt und Professor D. Dr. Helmut Thielicke über das Thema „Der Mensch in unserer Welt“ äußerte sich die Generalsynode in der folgenden Entschließung vom 14. April 1961 (ABl. VELKD, Bd. I, S. 218):

Die Generalsynode weiß in ihrer Verantwortung für die Kirche und für die Gemeinden, daß die Kirche ohne ihre Theologie nicht leben kann und daß sie der Theologie reiche Erkenntnisse verdankt. Sie erkennt an, daß die heutige Theologie mehr als früher bereit ist, ihre kirchliche Verantwortung wahrzunehmen. Sie kann aber andererseits nicht verschweigen, daß die theologische Situation von heute in den Gemeinden gerade bei ernstesten Christen Besorgnis und Unruhe ausgelöst hat. Die Synode spricht daher hierzu drei Bitten aus:

1. Die Bischöfe und die Kirchenleitungen möchten das Gespräch mit den Theologischen Fakultäten über gemeinsame Fragen laufend pflegen.

2. Die Theologischen Fakultäten möchten in verstärktem Maße zu einer engeren Zusammenarbeit zwischen den einzelnen theologischen Disziplinen kommen, vor allem im Blick auf die Verkündigung der Kirche.

3. Bei aller sachlichen Strenge der theologischen Forschung möchten die Hochschul-lehrer ihre Bemühungen darauf richten, der jungen Theologen-Generation zu einem freudigen Dienst in der Kirche zu verhelfen. Sie möchten sich bewußt bleiben, daß ihre Arbeit nicht nur der Forschung dient, sondern immer auch zugleich der Zurüstung für den Dienst in der Gemeinde.

In diesem Zusammenhang begrüßt die Synode mit Dankbarkeit die neuerwachsene Arbeit in dem gemeinsamen Predigerseminar der Vereinigten Kirche. Sie weiß die Opfer der einzelnen Gliedkirchen zu würdigen, die für die Errichtung dieses Seminars nötig waren, und bittet die Kirchenleitung der VELKD und die Kirchenleitungen der Gliedkirchen, dieser wichtigen Aufgabe auch fernerhin jede nur erdenkliche Förderung angedeihen zu lassen.

Weiter bittet die Synode die verantwortlichen Stellen, alles zu tun, den so fruchtbar angelaufenen Austausch von Kandidaten und Hilfsgeistlichen innerhalb der VELKD weiter zu entwickeln. Davon erhofft sich die Synode ein engeres Zusammenwachsen der Gliedkirchen zu einer geistlichen Gemeinschaft.

Alle kirchliche Arbeit erhält von der Verkündigung des Evangeliums ihre Kräfte und ihre Ausrichtung. Daher bittet die Synode die Kirchenleitung, nach dem Anstoß der Hamburger Synode 1957 weiter dafür zu sorgen, daß die Besinnung über die rechte Verkündigung ständig vertieft und daß den Pfarrern und Gemeinden gegenwartsnahe Hilfe gegeben wird.

Die Synode nimmt mit Freuden davon Kenntnis, wie die einzelnen Gliedkirchen den Missionsauftrag in Verbindung mit den Missionsgesellschaften zu verwirklichen suchen und wie sie gesamt-lutherische Aufgaben („Sender Afrika“, „Pfarrer für Afrika“) unterstützt haben. Sie bittet die Kirchenleitung, auch künftig dahin zu wirken, daß die Gliedkirchen immer stärker den Missionsauftrag aufnehmen und die Nöte der Jungen Kirchen zu ihren eigenen machen.

Die Synode hat mit Dankbarkeit die Ausführungen des Leitenden Bischofs zum Weg der lutherischen Kirche in Deutschland zur Kenntnis genommen. Der geschichtliche Weg wie auch der tatsächliche Beitrag der Lutheraner in der EKD beweisen, daß der immer wieder erhobene Vorwurf des Konfessionalismus nicht zu Recht besteht. „Wir haben den gemeinsamen Weg gewollt und wollen ihn noch“. Aber: „Eine lutherische Kirche gab und gibt es nicht nur in Deutschland, sondern in der Welt“. Diese Worte verweisen auf die weltweite Existenz der lutherischen Kirche, zeigen aber auch die Aufgaben in unserem Lande, die uns von der Geschichte gestellt sind und denen sich die lutherische Kirche in Deutschland keineswegs entziehen darf.

Darum bittet die Synode die Kirchenleitung auch, dafür Sorge zu tragen, daß die Schrift „Missionarischer Gemeindeaufbau“ in den Gemeinden verbreitet und behandelt und daß in allen Gliedkirchen die Verantwortung für die Volksmission geweckt wird.

Die Synode sieht die Not des Menschen heute und ist deshalb mit großer Dankbarkeit den beiden Vorträgen über das Thema „Der Mensch in unserer Welt“ gefolgt.

Sie sieht in dem Vortrag von Studiendirektor Dr. theol. habil. Gottfried Voigt, Leipzig, „Unsere erste Sorge: der Mensch“ eine illusionslose Schilderung der heutigen Situation. Die geistig bedeutsamen und theologisch wichtigen Ausführungen bilden eine gute Grundlage für ein Gespräch darüber, welche Position ein Christ in einer atheistischen Welt einzunehmen hat.

Der Vortrag des Rektors der Hamburgischen Universität Professor D. Dr. Helmut Thielicke DD, „Die Gefährdung der Freiheit durch die freiheitliche Gesellschaftsordnung“ bietet dem Menschen, der die ihm gegebene Freiheit wenig zu nutzen weiß, gute Hilfen und zeigt, daß es Aufgabe der Kirche ist, die Glieder der Gemeinde zu rechtem Gebrauch ihrer Freiheit in der Bindung an Gott zu ermutigen:

Es ist eine Sache dieser Freiheit, im Gottesdienst heimisch zu werden,
es ist eine Sache dieser Freiheit, die Kinder christlich zu erziehen,
es ist eine Sache dieser Freiheit, christliche Gemeinschaft zu suchen,
und es ist auch eine Sache dieser Freiheit, Barmherzigkeit und Liebe zu üben.
Gott tut auch in unserer Zeit große Dinge.

Nürnberg (1963)

Der Bau der Berliner Mauer am 13. August 1961 bedeutete auch in der Tätigkeit der Generalsynode eine Zäsur. Anders als die anderen Organe und Gremien der Vereinigten Kirche konnte sie ihre Arbeit in pleno nicht mehr fortsetzen. Doch war es auf Grund des geltenden Stellvertretersystems möglich, die Synode in beschlußfähiger Zahl zu ihrer zweiten Tagung vom 20. bis 25. April 1963 in Nürnberg zu versammeln, freilich ohne die an der Ausreise gehinderten Mitglieder aus der DDR. Mit verfassungsändernder Mehrheit beschloß die Generalsynode das für die Arbeit der nächsten Jahre bedeutsame „Kirchengesetz über eine regionale Gliederung der Organe der Vereinigten Kirche“, das am 14. Juni 1963 vom Leitenden Bischof ausgefertigt wurde. Dieses Gesetz, das fortan eine regionale Arbeitsweise der Vereinigten Kirche – über die für die Organe der EKD geltende Regelung hinaus – ermöglichte, hat folgenden Wortlaut (Abl. VELKD, Bd. II, S. 34):

Generalsynode und Bischofskonferenz der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands haben unter Wahrung der Vorschriften von Artikel 16 Absatz 4 der Verfassung das nachstehende Kirchengesetz beschlossen, das hiermit verkündet wird:

§ 1

(1) Die Mitglieder der Generalsynode der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands können zu regionalen Tagungen der Generalsynode einberufen werden.

(2) Die Kirchenleitung stellt fest, an welcher regionalen Tagung die einzelnen Mitglieder der Generalsynode mit Stimmrecht teilnehmen.

§ 2

Die regionalen Tagungen nehmen die Aufgaben und Befugnisse der Generalsynode

unbeschadet der in der Verfassung vorgesehenen Mitwirkung anderer Organe der Vereinigten Kirche nach Maßgabe der folgenden Bestimmungen wahr.

§ 3

(1) Die regionalen Tagungen erörtern kirchliche Angelegenheiten von allgemeiner oder regionaler Bedeutung.

(2) Sie können in regionalen Angelegenheiten Beschlüsse fassen, Kirchengesetze und Ordnungen beschließen und Kundgebungen erlassen.

§ 4

Sollen Regelungen mit Wirkung für den gesamten Bereich der Vereinigten Kirche durch regionale Tagungen getroffen werden, so bedarf es dazu übereinstimmender Beschlüsse der regionalen Tagungen der Generalsynode; zur Änderung der Verfassung der Vereinigten Kirche bedarf es in jeder regionalen Tagung der Zweidrittelmehrheit der stimmberechtigten Mitglieder.

§ 5

(1) Regionale Tagungen werden durch den in ihnen stimmberechtigten Präsidenten oder stellvertretenden Präsidenten der Generalsynode im Einvernehmen mit der Kirchenleitung einberufen. Die Kirchenleitung kann bei Behinderung des Präsidenten und der Stellvertreter einen anderen Synodalen mit der Einberufung beauftragen.

(2) Die Einberufung muß erfolgen, wenn drei Mitglieder der Kirchenleitung oder ein Viertel der Mitglieder der regionalen Tagung es beantragen.

§ 6

(1) Regionale Tagungen werden vom Präsidenten der Generalsynode oder einem seiner Stellvertreter geleitet. Der Leiter muß in der regionalen Tagung Stimmrecht haben.

(2) Die regionalen Tagungen ergänzen ihr Präsidium nach Bedarf.

(3) Bei Behinderung des Präsidenten und der Stellvertreter wird die regionale Tagung bis zur Ergänzung des Präsidiums durch ihr ältestes Mitglied geleitet.

§ 7

Die regionalen Tagungen sind bei Anwesenheit der Mehrheit ihrer stimmberechtigten Mitglieder beschlußfähig. Dies gilt auch für die Wahl des Leitenden Bischofs gemäß § 2 Absatz 2 des Kirchengesetzes über das Amt des Leitenden Bischofs und die Kirchenleitung vom 15. Oktober 1954 (ABl. Bd. I Stück 1 Nr. 2).

§ 8

(1) Die Aufgaben und Befugnisse der Kirchenleitung der Vereinigten Kirche werden für den jeweiligen Bereich der regionalen Tagungen von den in ihm wohnenden Mitgliedern der Kirchenleitung beziehungsweise ihren Stellvertretern wahrgenommen. Bei Ausscheiden eines gewählten Mitgliedes oder Stellvertreters nehmen die übrigen Mitglieder und Stellvertreter in dem betroffenen Bereich eine Ergänzung durch Zuwahl vor; Artikel 12 Absatz 1 der Verfassung ist dabei zu beachten. Die Zuwahl bedarf der Bestätigung durch die nächste regionale Tagung der Generalsynode.

(2) Im jeweiligen Bereich nehmen die dort wohnenden Bischöfe die Aufgaben und Befugnisse der Bischofskonferenz wahr.

(3) Bei Regelungen von gesamtkirchlicher Bedeutung wirken Kirchenleitung und Bischofskonferenz in ihrer Gesamtheit mit.

§ 9

(1) Im Falle einer Wahl des Leitenden Bischofs und seines Stellvertreters nach den

§§ 1 bis 3 des Kirchengesetzes vom 15. Oktober 1954 wählt die nach der Zahl ihrer stimmberechtigten Mitglieder größere regionale Tagung der Generalsynode den Leitenden Bischof, die kleinere seinen Stellvertreter.

(2) Das gleiche gilt für die Wahl des Präsidenten der Generalsynode und seines 1. Stellvertreters.

§ 10

(1) Die Kirchenleitung wird ermächtigt, im Einvernehmen mit der Bischofskonferenz den Zeitpunkt zu bestimmen, in welchem dieses Kirchengesetz in Kraft tritt. Die Kirchenleitung kann Ausführungsbestimmungen erlassen.

(2) Die Kirchenleitung wird ermächtigt, im Einvernehmen mit der Bischofskonferenz dieses Kirchengesetz ganz oder teilweise, für dauernd oder für bestimmte Zeit außer Kraft zu setzen. Der Beschluß ist im Amtsblatt der Vereinigten Kirche zu veröffentlichen.

Mit der Verabschiedung des Pfarrergesetzes in der Fassung der Vorlage des in Spandau 1961 eingesetzten Synodalausschusses leistete die Nürnberger Generalsynode den lange vorbereiteten Beitrag für die Vereinheitlichung des in den Gliedkirchen auf diesem Gebiete geltenden Rechts und für eine Rechtsangleichung im gesamtevangelischen Raum. Zusammen mit dem Pfarrerdienstrecht der EKU und den Pfarrergesetzen mehrerer Landeskirchen bildet das Pfarrergesetz der VELKD einen Grundbestand neuen gemeinevangelischen Kirchenrechts. Die Aufnahme des Pfarrergesetzes in den Gliedkirchen und ihren Synoden verlief aus rechtlichen und theologischen Gründen nicht überall reibungslos, sie ist aber abgeschlossen. Inzwischen hat sich das Pfarrergesetz auch auf die Rechtsbildung in anderen Bereichen des kirchlichen Dienstrechts prägend ausgewirkt.

Aus der Sicht gerade der Jahre 1969/1970 verdient hervorgehoben zu werden, daß sich die Generalsynode in Nürnberg eingehend mit dem Verhältnis der Generationen befaßte. Ihre Entschließung vom 25. April 1963 zum Thema „Kirche und Jugend“ betont die Notwendigkeit der Zuordnung von Jugend- und Erwachsenen Katechumenat (Gesamtkatechumenat) und des Wirkens der kirchlichen Jugend in der Öffentlichkeit, auch im Sinne der Berufs- und Lebenshilfe.

Die Generalsynode der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands hat sich mit dem Zusammenleben der Generationen in Kirche und Gesellschaft befaßt. Sie dankt den Referenten, die sie in die Probleme einführten, und den Landesjugendpfarrern, die ein umfassendes Dokument zum Thema der Synode vorgelegt haben.

1. Die Synode macht sich die Grundsätze und die praktischen Anregungen des Dokumentes zu eigen.

2. Sie bittet die Gliedkirchen, das Dokument und die Referate allen Pfarrern und Mitarbeitern der Gemeinde zugänglich zu machen.

3. Sie empfiehlt, das Dokument auf den Pfarrkonferenzen zu beraten.

4. Sie schlägt vor, einen Arbeitskreis zu beauftragen, der die grundsätzlichen Überlegungen und die praktischen Anregungen weiterführt.

Der Synode erscheint im Blick auf die Jugend folgendes als besonders wichtig:

1. Erwachsene und junge Menschen leben in gleicher Weise vom Worte Gottes.

Darum ist in der Gemeinde der Gottesdienst das festeste Band zwischen den Generationen.

2. Was nicht zum Gottesdienst hinführt und was nicht aus dem Gottesdienst lebt, ist wertlos.

Kein Pfarrer sollte bei der Predigtvorbereitung vergessen, daß auch junge Menschen unter der Kanzel sitzen.

3. Die Gemeinde ist als ganze für ihre Jugend verantwortlich.

Die Gemeinde erkennt ihre Aufgabe, wenn sie die Anstellung eines Jugendwartes bereits für ausreichend oder den Dienst an der Jugend für ein Privatvergnügen begabter Jugendführer hält. In den Gemeinden sollten Jugendausschüsse berufen werden, in denen die Verantwortlichen zusammenarbeiten.

4. Alle Formen der Unterweisung, vom Elternhaus bis zum Erwachsenenkatechumenat, müssen einander sinnvoll zugeordnet und mit dem Leben der Gemeinde verbunden werden (Gesamtkatechumenat).

Zugleich müssen dafür von Verantwortlichen und Sachverständigen in der Kirche praktische Hilfen geschaffen werden.

Es müßten z. B. den Eltern für die grundlegende Unterweisung im Elternhaus schon bei der Taufe Handreichungen gegeben werden. Mit den jungen Ehepaaren sind in Rundgesprächen Fragen der christlichen Erziehung zu klären.

5. Wer die Jugend einseitig intellektuell oder moralisch belehrt, hilft ihr nicht.

Die christliche Unterweisung hat heute drei Aufgaben. Sie sagt, was die Christen glauben, führt zur Gemeinde hin und hilft zur Einübung in den Christenstand.

Die Arbeit an einem Hilfsbuch (Katechismus), das diesen Aufgaben dient, soll vorzüglich weitergeführt werden.

6. Die kirchliche Jugendarbeit ist nicht an eine bestimmte Form gebunden.

Sie kann in der geschlossenen Gruppe oder in den neuen Möglichkeiten der offenen Arbeit geschehen. Entscheidung ist, daß junge Menschen für den Herrn Christus gewonnen und als Christen zusammengeführt werden.

7. Heute arbeiten zahlreiche junge und erwachsene Gemeindeglieder in der Jugendarbeit mit.

Hauptamtliche Mitarbeiter können dabei nicht entbehrt werden. Ihre Ausbildung und Fortbildung muß den vielseitigen Anforderungen entsprechen.

Sie sollten vor allem erwachsene und junge Gemeindeglieder zur Mitarbeit gewinnen und zurüsten, denn diese tragen auch weiterhin die Jugendarbeit.

8. Die Jugend ist zum Dienst und zum Opfer bereit.

Sie wird dazu williger sein, wenn sich die ältere Generation im Glauben bewährt. Unverstand und Versagen der älteren Generation lähmen diese Bereitschaft.

Die Gemeinde freut sich über die Gaben, die in ihrer Jugend lebendig sind. Sie gibt ihnen Raum, auch wenn junge Menschen neue Formen des Glaubenslebens und neue Wege des Dienstes suchen.

Die Gemeinde muß es wagen, ihrer Jugend Aufgaben in der Kirche und in der Öffentlichkeit zu stellen.

Mit der Wahl von Landesbischof D. Hanns Lilje bestätigte die Generalsynode den bisherigen Leitenden Bischof in seinem Amt. Sie nahm am Ende ihrer Tagung das Abschiedswort des Leiters des Lutherischen Kirchenamts, Präsident D. Heinz Brunotte, entgegen, als dessen Nachfolger Dekan Lic. Max Keller-Hüschemenger aus Weilheim gottesdienstlich eingeführt wurde.

Berlin-Weißensee und Kiel (1965)

Das Kirchengesetz über die regionale Gliederung der Organe der Vereinigten Kirche vom 14. Juni 1963 hatte seine Bewährungsprobe auf synodaler Ebene im Jahre 1965 zu bestehen. Würde es gelingen, auf den gemeinsam vorbereiteten, aber zeitlich und örtlich getrennt stattfindenden regionalen Tagungen der Generalsynode zu den erhofften übereinstimmenden Arbeitsergebnissen zu kommen?

Der Verlauf der Tagungen zeigte, daß gemeinsames Handeln möglich war, wo gemeinsames Beraten versagt blieb. Auf ihren regionalen Tagungen in Berlin-Weißensee vom 20. bis 23. April 1965 und in Kiel vom 9. bis 14. Mai 1965 beschloß die 3. Generalsynode das in langjähriger Vorbereitung erarbeitete „Kirchengesetz über die Amtszucht – Amtszuchtgesetz“, mit dem einheitliches Disziplinarrecht für die Pfarrer und Kirchenbeamten der Vereinigten Kirche und ihrer Gliedkirchen geschaffen wurde und mit dem neue, spezifisch kirchliche Formen für die Bereinigung disziplinarischer Tatbestände angeboten werden (ABl. VELKD, Bd. II, S. 182). Ihre Beratungen über kirchlich-gesellschaftliche Fragen setzte die Generalsynode mit der Behandlung des Themas „Die Frau in Kirche und Gesellschaft“ fort. Auch hier gab es in den Grundzügen übereinstimmende Referate, Erörterungen und Beschlüsse der beiden regionalen Tagungen (vgl. Heft 13 der Schriftenreihe „Missionierende Gemeinde“).

Bewußt wurde vermieden, zur äußeren Lage der Vereinigten Kirche spektakuläre Erklärungen abzugeben. Die Berliner Tagung formulierte in ihrer Entschlußung: „Die Generalsynode der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands bekennt sich auf ihrer regionalen Tagung in Berlin-Weißensee erneut zur Einheit der Vereinigten Kirche.“ Und in Kiel hieß es am 14. Mai 1965: „Angesichts der Tatsache, daß die 3. Generalsynode der Vereinigten Kirche nicht gemeinsam tagen kann, empfindet die als Kieler Regionaltagung versammelte Synode mit tiefem Schmerz die Unnatur dieser Lage der Vereinigten Kirche und die kaum tragbare Behinderung der Arbeit ihrer verfassungsmäßigen Organe. Um so dankbarer ist sie für das gemeinsame Bekenntnis und die in ihm gegebene Einheit.“

Goslar und Berlin (1967)

Beide regionalen Tagungen brachten den Wunsch zum Ausdruck, auf besonderen Arbeitstagungen die Frage der ökumenischen Dimension des lutherischen Bekenntnisses zu verhandeln. Diesem Wunsch entsprechend wurde die Generalsynode zu regionalen Arbeitstagungen vom 18. bis 20. April 1966 (Berlin) und vom 9. bis 12. Mai 1966 (Tutzing) einberufen. In Referaten und Aussprachen beriet sie über das Thema „Lutherisches Bekenntnis im ökumenischen Horizont“. Sie leitete damit über zu den Beratungen des Jahres 1967, in deren Mittelpunkt die kirchlich-theologische Lage („Bekenntnis und Schriftauslegung in der Gemeinde“) stand. Der Generalsynode gelang es allerdings nicht, auf die Referate zum Schriftverständnis (Landesbischof Dr. Gerhard Heintze und Studiendirektor D. Dr. Gottfried Voigt), zur Predigt (Rektor Dr. Herbert Breit und Studiendirektor Dr. Werner Tannert), zur Verkündigung durch Laien (Gertrud Osterloh und Diakon Karl Kaufmann) sowie zur Unterweisung in Kirche und Schule (Professor Dr. Bernhard Kaufmann und Kreiskatechet Jürgen Walter) Entschlüsse folgen zu lassen, die ein größeres Echo in der Öffentlichkeit gefunden hätten. Dies lag auch daran, daß sich die Synode auf den regionalen Tagungen in Goslar vom 21. bis 26. Mai 1967 und in Berlin vom 5. bis 8. Juni 1967 als 4. Generalsynode (1967–1973) neu zu konstituieren hatte. So forderten die organisatorischen Fragen ihr Recht. Auf der Goslarer Tagung wurde der Präsident der Generalsynode Otto Buhbe wiedergewählt, in Berlin wählten die Syn-

odalen Oberkirchenrat Ingo Braecklein zum stellvertretenden Präsidenten. Einen besonderen Gruß nahmen die Vertreter der Eutiner Landeskirche entgegen, die mit Kirchengesetz vom 17. Mai 1967 der Vereinigten Kirche beigetreten war.

Große Beachtung fanden in Goslar und Berlin der Bericht des Leitenden Bischofs D. Hanns Lilje und die Vorlage von Thesen zur Kirchenreform. Der Leitende Bischof rief die Gliedkirchen der Vereinigten Kirche auf, in der Frage der Abendmahlsgemeinschaft eine Erklärung abzugeben. Dazu führte er aus:

Ähnlich ruhig beurteile ich eine andere akute, immer wieder aufgeworfene Frage – die Frage nach der Abendmahlsgemeinschaft. Uns allen ist bewußt, wie behutsam und wie sorgfältig wir an dieser Stelle denken und reden müssen. Wir müssen vor allem unseren Respekt vor der jahrelangen theologischen Bemühung um eine größere Einheitlichkeit unseres theologischen Verständnisses vom Abendmahl bezeugen. Was die beiden vom Rat der EKD eingesetzten Kommissionen in langer, wirklich langer und geduldiger Arbeit geleistet haben, verdient nicht nur Respekt und Anerkennung, sondern hat den Boden des Verständnisses in einer beträchtlichen Weise geebnet. Die Schwierigkeit, vor der wir im Augenblick noch stehen, scheint mir eine doppelte zu sein: Noch immer gibt es Landeskirchen, die mit der vollen Zustimmung zu den erarbeiteten Resultaten zögern; vor allem zögern viele – das ist das andere – diese noch nicht völlig zum Abschluß gebrachten theologischen Aussagen in Form einer Änderung der Grundordnung zu vollziehen. Dazu möchte ich als jemand, der diese Dinge jahrelang sorgfältig verfolgt hat, doch folgendes ausführen.

Ich bin mir darüber klar, daß man hinsichtlich der Frage, welches praktische, konkrete Resultat diesen Erwägungen im Augenblick denn nun eigentlich beschieden sein kann, immer nachdenklicher wird. Ich möchte mir deshalb den Vorschlag erlauben – und das tue ich zunächst ausschließlich als Einzelperson –, daß die lutherischen Kirchen – die hier ja in einer besonderen Weise angedredet und gefragt sind – sobald es ihnen möglich ist, entweder einzeln oder in der Geschlossenheit der Vereinigten Lutherischen Kirche die Erklärung abgeben, daß sie jeden Christen, der auf dem Boden der in den Grundordnungen erwähnten Bekenntnisse steht, ohne Einschränkung zum Abendmahl zuzulassen bereit sind. Diese Aussage entspricht zunächst der Praxis, wie sie weitgehend, ja sogar überwiegend geübt wird. Ihr stehen auch – soweit ich urteilen kann – keine abschließenden theologischen Bedenken entgegen. Diese Stellungnahme hätte den Vorteil, daß sie den anderen die psychische Belastung nähme, nur als Gast – so verstehen sie es dann ja meist –, nur als Geduldeter am Tisch des Herrn zu erscheinen. Eine solche Erklärung würde denen, die nach dem Mahl des Herrn in der Gemeinschaft mit anderen Brüdern verlangen, den Weg ebnen, würde aber alle weiterreichenden kirchenrechtlichen und sonstigen Folgerungen, die etwa mit einer völligen Interzelebration gegeben wären, vorerst nicht nötig machen. Das Abendmahl selbst, das Verlangen nach dem Tisch des Herrn, wäre dann das Entscheidende, aber nicht das Abendmahl als Schibboleth kirchenpolitischer Bemühungen um organisatorische Einheit. Das Entscheidende wäre erreicht; und die lutherischen Kirchen hätten damit ein unübersehbares Zeichen ihres Willens zur echten, geistlich fundierten und theologisch vertretbaren Einheit gegeben.

An anderer Stelle äußerte sich D. Hanns Lilje zur Frage der Bekenntnisbindung. Er sagte in den Abschnitten VIII–X seines Berichts:

VIII.

Die Bindung an das Bekenntnis der Väter ist an sich keine Frage und kein Problem. Sie wird allgemein zugestanden, und wir haben in einer bekennnisgebundenen Kirche An-

laß zur Dankbarkeit dafür, daß es objektive Maßstäbe für die Verkündigung gibt und daß nicht alles der subjektiven Willkür des einzelnen Predigers oder gar der jeweiligen Theologie der kirchenleitenden Persönlichkeiten überlassen bleibt. Das ist ein großer Vorzug, und alle, die mit Bewußtsein in einer solchen bekenntnisgebundenen Kirche gelebt haben und leben, werden dafür dankbar sein.

Aber immer wieder taucht nun das Problem auf, daß eine solche Bekenntnisbindung im statischen Sinne mißverstanden wird, so als gäbe es über die Bekenntnisaussage vergangener Jahrhunderte hinaus keinen Weg nach vorn. Damit verbindet sich dann die Scheu vieler Jungen, sich diesem Bekenntnis zu verschreiben, weil sie es dahin mißverstehen, daß ihnen nur eine talmudische Entfaltung des Bekenntnisbestandes, aber keine lebendige Verkündigung möglich sei. Dies ist ein katastrophales Mißverständnis. Ich lasse dabei die Frage offen, ob und in welchem Umfange wir selbst – kirchenleitende Persönlichkeiten und Theologen der lutherischen Kirche – an dem Aufkommen dieses Mißverständnisses schuldig sind. Fest steht jedenfalls, daß man die Bindung an das Bekenntnis niemals in Gegensatz zu jener großartigen Schau lutherischer Theologie bringen darf, wie sie in der Formel von der Viva Vox Evangelii zum Ausdruck kommt. Sie besagt ja nichts anderes, als daß nur die Verkündigung wahr sein kann, die heute und hier vollzogen wird. Die Verweisung an die Vergangenheit ist, wenn sie allein bleibt, unzulänglich. Was heute und hier als Christusbekenntnis möglich ist, verdient den Namen „Bekenntnis“ und ist Ausdruck dieser Viva Vox Evangelii. Deswegen ist ja auch die Stelle, an der die lutherische Kirche am reinsten in Erscheinung tritt, die Kanzel, die Stätte, an der verkündigt wird, der Ort, da Christus in Wort und Sakrament gegenwärtig ist.

Nur von daher ist es möglich, klarzumachen, daß es in der lutherischen Kirche nur eine einzige Autorität gibt, nämlich das Evangelium, und daß das recht verstandene Evangelium der lutherischen Kirche beides zugleich gewährt, eine dynamische Haltung, die sich immer nach vorn ausrichtet, auf die Gegenwart, in der bekannt und gepredigt werden muß, zugleich aber eine Verkündigung, die klare Konturen hat und sich am Bekenntnis der Väter in die Gegenwart hinein entfaltet; von daher kommt schließlich auch ein kirchenbewußtes Luthertum, das nicht in idealistischer oder aktualistischer Aufsplitterung die Kirche verliert.

IX.

Eine solche Haltung wird sich nach zwei Richtungen bewähren müssen – actualiter bewähren müssen –: gegenüber der Politisierung der Kirche nach rechts und links und gegenüber einer falsch verstandenen Bekenntnishaltung.

Die Politisierung der Kirche ist eine Gefahr, die uns seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges begleitet hat. Es ist verständlich, daß als Gegenschlag gegen die einseitige und heidnische Politisierung der Kirche in der Zeit des Nationalsozialismus eine andere Form politischer Bewährung der Kirche gesucht wurde. Aber das Bedenken richtet sich dagegen, daß nun manchmal eine so einseitige Form politischen Engagements der Kirche dabei herausgekommen ist, daß man hier mit Nachdruck zur Besinnung rufen muß. Wenn kürzlich in einer Vorbesprechung vor dem Kirchentag Helmut Gollwitzer scharfe Kritik daran geübt hat, daß auf dem Programm des Kirchentages kein einziger wirklicher Kommunist erscheine, und wenn er die übrige Rednerauswahl als eine Widerspiegelung der Bonner Koalition von heute bezeichnete, so kann man sich kaum ein deutlicheres Beispiel für die falsche Politisierung dieses Denkens vorstellen. Natürlich hat der Kirchentag die Freiheit – wie sie auch die Kirche hätte –, einen richtigen und überzeugten Kommunisten und Marxisten zu Gehör kommen zu lassen – selbstverständlich! Aber wenn dies zu der entscheidenden Kategorie für die Beurteilung des Kirchentages gemacht wird, dann geht das doch wohl über das hinaus, was man als sachlich gerechtfertigt ansehen kann. Wenn die Denunzierung der Rednerequippe des

Kirchentages als eines Reflexes der Bonner Koalition hinzukommt, dann kann man nur fragen: Was sind das für Maßstäbe? Die Parteien in Bonn mögen gut oder schlecht sein; jeder hat das Recht, sich sein eigenes Urteil zu bilden. Aber aus diesem Bereich die Maßstäbe für das zu nehmen, was heute Auftrag der Kirche und ihrer Verkündigung ist, halte ich für schlechthin unvollziehbar. Man wird nicht alles in diesem irdischen Bereich „vom Evangelium her“ beurteilen können. Aber verdächtig wird diese Politisierung in dem Augenblick, in dem nicht einmal der Versuch gemacht wird, objektiv nach beiden Seiten einen solchen Maßstab anzuwenden. Wenn das, was aus östlicher Richtung kommt, immer eine leise Vorgabe hat und das, was im Westen passiert, sein kann, wie es will, aber von vornherein unter einem negativen Urteil steht, dann ist doch die Gefahr einer primitiven Urteilsbildung vorhanden, die nicht gutgehen kann.

Sie geht ebensowenig an wie die Klage derer, die da meinen, unser Vaterland sei verfallen und wir hätten – was auch immer es sein mag – unsere politische Ehre in den Staub getreten, wenn wir uns kritischen, nüchternen, illusionslosen Erwägungen aufschließen, wie es zumindest dem Versuch nach in den Denkschriften der Kirche getan worden ist. Diese Politisierung ist deswegen mit Schärfe abzulehnen, weil gerade die lutherische Kirche immer in dem Verdacht gestanden hat, daß sie hier besonders anfällig sei. Wenn sie beweisen will, daß sie das nicht ist, dann kann sie es nur dadurch tun, daß sie eine rechte Form politischer Verantwortung innerhalb der Kirche entwickelt. Das wiederum kann sie nur, wenn sie ein solches Engagement nicht von vornherein ablehnt, sondern sich in sorgfältiger, gerechter, objektiver Urteilsbildung um die Frage bemüht, welchen Dienst sie im politischen Bereich leisten kann.

X.

Wenn also die Aufgabe der lutherischen Kirche auf der einen Seite in der Abgrenzung gegen das, was ich „falsche Politisierung“ genannt habe, besteht, dann wäre ebenso ernstlich zu fragen, wie es mit den Problemen der „Bekenntnisbewegung“ steht. Diese Bewegung hat nun freilich – deswegen sollte man sie eigentlich nicht in einem Atemzug mit dem vorhergehenden Problem nennen – immer deutlich gemacht, daß es ihr tatsächlich um die Bibel und um das Bekenntnis zu tun ist. Sie hat gewiß nicht einfach einem einseitigen und verhärteten Konfessionalismus das Wort reden wollen, sondern in der Tat das Bekenntnis der Väter, das Bekenntnis zum neutestamentlichen Glaubensgut gemeint. Aber sie war doch insofern einseitig, als sie der theologischen Diskussion der Gegenwart in einer eigentümlichen Inflexibilität gegenüberstand. Hier muß ich ganz einfach meine Unfähigkeit bekennen, zu begreifen, wie man eine theologische Diskussion führen kann, wenn man sie in einer bestimmten Richtung von vornherein abschneidet. Wer sich mit Käsemann nicht auseinandersetzen will – wie kann der am theologischen Gespräch der Gegenwart Anteil haben wollen? Die lutherische Kirche wäre nach meiner Überzeugung schlecht beraten, wenn sie diesen Typus der Bekenntnistreue für sich maßgebend sein ließe; denn eine theologische Diskussion, die der kritischen Erörterung nicht aufgeschlossen ist, verdient diesen Namen nicht. Die Kraft der auf die Viva Vox Evangelii ausgerichteten lutherischen Theologie muß sich darin erweisen, daß sie keine dieser Auseinandersetzungen scheut und sie jedenfalls nicht so zu betreiben versucht, daß sie sie von vornherein abschneidet.

Es läßt sich zeigen, daß eine solche Haltung nicht gleichbedeutend mit einer Preisgabe des Bekenntnisses überhaupt ist. Es gibt so wesentliche Züge des lutherischen Bekenntnisses, die gerade für die Gegenwart Bedeutung haben, daß nicht im entferntesten das Mißverständnis möglich sein sollte, hier würde alles preisgegeben. Ich weise nur auf das hin, was ich vorhin schon gesagt habe, nämlich die einseitige und entschlossene Bindung an die Autorität des Evangeliums, die für das lutherische Bekenntnis charakteristisch ist. Gerade für die kirchliche Gestaltung ist dies ein entscheidender und leitender Gesichtspunkt, daß wir uns nur von der Frage bestimmen lassen, inwiefern die Ausrich-

tung des Evangeliums in der Kirche möglich ist oder nicht. Aber auch eine so wesentliche und hochzupreisende theologische Überzeugung wie die lutherische Lehre von den Zwei Reichen kann von den Lutheranern und muß von ihnen mit Freude und Überzeugungskraft vertreten werden. Es sei nur nebenher bemerkt, daß der geistliche Status unserer Brüder im Osten unseres Vaterlandes sich positiver gestaltet, sobald diese Lehre von den Zwei Reichen von ihnen mit Zustimmung praktiziert und mit Freuden bejaht wird.

Die vom Gemeindeausschuß der Vereinigten Kirche 1967 vorbereiteten Thesen zur Kirchenreform sind weithin beachtet und in mit Reformfragen befaßten kirchlichen Kreisen aufgenommen worden. Sie lauten:

THESEN ZUR KIRCHENREFORM

Damit die Kirche auch heute ihren Auftrag sachgemäß ausrichten kann, ist eine Kirchenreform, d. h. eine Änderung der Struktur der Kirche, unumgänglich.

Die Gestalt der Kirche wird nicht nur von außen her kritisiert. Auch innerhalb der Kirche wird der Ruf nach Kirchenreform immer dringlicher. Die Generalsynode hat auf ihrer Tagung in Spandau im Jahre 1958 mit den Thesen „Die missionierende Kirche“ einen ersten Beitrag geleistet. Wer sich mit den Fragen der Kirchenreform befaßt, muß auch die Strukturstudie des Weltrates der Kirchen, die Überlegungen des Planungs- und Strukturausschusses der EKD, des Göttinger Arbeitskreises und der Arbeitsgruppe „Kirchenreform“ des Deutschen Evangelischen Kirchentages beachten.

Die Kirche darf sich der berechtigten Kritik und dem Ruf nach Kirchenreform nicht mit der Begründung entziehen, die wahre Kirche sei unsichtbar. Sichtbare und unsichtbare Kirche können nicht voneinander geschieden werden.

Solange die Kirche auf die Ankunft ihres Herrn wartet, wird sie ihm in immer neuen Existenzformen entgegengehen müssen. Wenn sie sich mit bestehenden Formen zufriedengibt und an ihnen schwerfällig festhält, hemmt sie die dynamische Kraft des Evangeliums. Wo sie sich in ihrer Umwelt einrichtet, gibt sie die lebendige Hoffnung des wandernden Gottesvolkes preis.

Die gegenwärtige Struktur der Kirche ist das Ergebnis ihrer Geschichte, in der sich sowohl Gottes Führung als auch fehlsame menschliche Entscheidungen niedergeschlagen haben. Als Kirche der Sünder hat die Kirche auch ihre Gestalt dem richtenden Urteil Gottes preiszugeben. Sie kann in keinem Augenblick die Vollkommenheit der Vollenendung für sich in Anspruch nehmen.

Die praktischen Vorschläge zur Kirchenreform fallen je nach dem Verständnis dessen, was Wesen und Auftrag der Kirche ist, verschieden aus. Wo der Zusammenhang zwischen Rechtsgestalt und geistlichem Charakter der Kirche verkannt wird, fordert man die Übernahme der säkularen Organisationsformen. Andere fordern die Preisgabe kirchlicher Institutionen überhaupt, mit der Begründung, Gott habe sich in der Menschwerdung Christi in die Welt hineingeopfert.

Weil alle kirchlichen Strukturfragen theologische Relevanz haben, können sich die folgenden Thesen zur Kirchenreform nicht auf pragmatische Aussagen beschränken.

1. Grundlagen der Kirchenreform

1. Kirchenreform hat sich allein am Auftrag Jesu Christi zu orientieren.

Die Kirche hat der ganzen Welt zu verkündigen, was Gott in Christus zum Heil der Menschen vollbracht hat. Von diesem Auftrag lebt sie, und in ihm allein hat sie ihre Existenzberechtigung. Christus gibt der Kirche damit Anteil an seinem Werk. Alle Strukturen der Kirche haben dem Auftrag der Verkündigung zu dienen. Auch der ka-

ritative, soziale und politische Dienst der Kirche hat in der zentralen Aufgabe der Kirche zu wurzeln. Die für solche Dienste notwendigen multiformen Strukturen werden zu häretischen Strukturen, wenn sie, ohne sich am Verkündigungsauftrag auszurichten, ein Eigenleben führen.

2. Alle Kirchenreform beginnt beim Gehorsam gegen Gottes Wort.

Aus den biblischen Urkunden kann man keine Rezepte für kirchliche Strukturen herauslesen. Mit Recht warnt die Strukturstudie des Ökumenischen Rates vor morphologischem Fundamentalismus. Ebenso wenig kann einem morphologischen Progressismus das Wort geredet werden, der die Gestalt der Kirche jeweils den Strukturen der Gesellschaft völlig anpassen möchte. Eine Kirchenreform, die nicht aus dem Umgang mit der Bibel lebt und nicht die Leitung des Heiligen Geistes erbittet, ist ohne Verheißung. Das Hören auf die Heilige Schrift hat zur Wiederentdeckung der missionarischen Sendung der Kirche geführt. Darum ist die missionarische Ausrichtung der kirchlichen Strukturen die entscheidende Aufgabe.

3. Kirchenreform erwächst aus der Versammlung um das Wort Gottes und wirkt sich dort zuerst aus.

Die Geringschätzung der Versammlung um Wort und Sakrament unter der Begründung, die Präsenz des Christen in der Welt sei der eigentliche Gottesdienst, ist ebenso verfehlt wie die Selbsterbauung von Kerngemeinden, deren Gottesdienst an der Kirchentür beginnt und endet. Reformbestrebungen, die den Dialog Gottes mit den einzelnen Menschen durch ethische und soziale Forderungen ersetzen wollen, helfen ebenso wenig weiter wie Gottesdienste ohne Beziehung zum Alltag und zur Gesellschaft. Neue Formen der Andacht und der geistlichen Rede sind zu entwickeln, zu denen der dem Gottesdienst und der biblischen Sprache entfremdete Mensch Zugang findet. Im Stil und Wortschatz des Predigers, auch in der Gebetssprache, muß die geistige Auseinandersetzung mit der heutigen Welt spürbar sein. Die Kirche soll dem Menschen helfen, gerade auch in der Bewältigung der ihm aufgegebenen Sach- und Sozialprobleme Gott zu dienen. Allerdings ist Gottesdienst, der nicht zugleich vom Alltag befreit, kein evangelischer Gottesdienst.

4. Kirchenreform kann den Weg zur Erneuerung der Kirche wohl bereiten, aber sie ist nicht diese Erneuerung selbst.

Verkündigung und neue Strukturen der Kirche sollen das Verantwortungsbewußtsein und die Dienstbereitschaft der Christen so stärken, daß sie als mündige Christen in der Diasporasituation der Weltchristenheit sendungsbereit und sendungsfähig werden. Da nur Jesus Christus selbst erneuern kann, muß die Kirchenreform um ihre Grenzen wissen und mehr auf die Kraft ihres Herrn als auf die eigene Geschicklichkeit trauen.

5. Die Besinnung über die Kirchenreform muß sich vor falschen Alternativen hüten.

Alternativen können zwar die Probleme scharf herausstellen, dürfen aber nicht als einander ausschließende Gegensätze hochgespielt werden. Solche falschen Alternativen sind etwa: Volkskirche – Freiwilligkeitskirche, manifeste – latente Kirche, institutionelle – missionarische Kirche, Komm- und Geh-Struktur, Tradition – Experiment, Apparatur – persönliche Begegnung. Freilich sind in jeder Situation bestimmte Akzente notwendig.

II. Die Institution im Gespräch

6. Weil die Kirche nicht nur geistliche Wirklichkeit ist, sondern in der Wirklichkeit dieser Welt Gestalt gewinnen muß, steht sie in unauflöslicher Spannung zwischen unvorfügbarem Ereignis und geordneter Institution.

Kirche ist mehr als bloße Organisation, weil sie aus dem Wort Gottes lebt und weil Kirchengemeinschaft durch Taufe begründet und durch Abendmahlsgemeinschaft vollzogen wird. Sie ist eine unvergleichbare und eigenständige Größe. Die Kirche Jesu Christi deckt sich nicht mit ihrer jeweiligen Rechtsgestalt, aber sie bedarf dennoch einer Rechtsform. Rechtliche Ordnung hat der Erfüllung des Auftrages zu dienen und der Willkür zu wehren. Kirche hat daher der Spiritualisierung ebenso zu widerstehen wie der institutionellen Erstarrung.

7. Taufe und Abendmahl sind ein Hinweis darauf, daß es Grenzen zwischen Kirche und Nichtkirche gibt.

Gott ist nicht an die Grenzen der sichtbaren Kirche gebunden. Darum darf die Kirche ihre Grenzen nicht verabsolutieren. Sie muß für das verborgene Handeln Gottes offen sein. Aber ohne Taufe entsteht nicht Kirche; ohne Abendmahl entbehrt die Sendung der Christen ihrer geistlichen Mitte. Die damit gesetzten Grenzen der Kirche müssen beachtet werden.

8. Viele kirchliche Aufgaben sind nur zu erfüllen, wenn institutionelle Ordnungen und Einrichtungen entwickelt werden.

Die missionarischen und diakonischen Aufgaben sind heute so vielfältig, daß sie nicht ohne besondere Organisationen, ohne koordinierende Planung und ohne ökonomischen Einsatz der Kräfte lösbar sind. Das gilt auch für das Finanzwesen, z. B. für den Lastenausgleich zwischen finanzschwachen und finanzstarken Gemeinden und Kirchen. Die verfügbaren Menschen und Hilfsmittel müssen in einem sinnvollen Verhältnis zwischen dem unmittelbaren Verkündigungsdienst und der weltweiten Diakonie eingesetzt werden.

9. Die Institution Kirche muß mit anderen Institutionen zusammenarbeiten, die aus dem Mandat Gottes heraus die Welt erhalten.

Zum Dienst der christlichen Liebe gehört nicht nur die Fürsorge für den einzelnen und für Gruppen, sondern auch die Schaffung von Strukturen, die Verantwortlichkeit fördern, zur Entschärfung sozialer Spannungen beitragen und den Frieden und den Aufbau einer verantwortlichen Gesellschaft sichern. Ohne Zusammenarbeit der Kirche mit säkularen Institutionen wird dieser Dienst nicht wirksam. Wenn säkulare Institutionen dem Mandat Gottes genügen sollen, müssen sie entsprechend den Wandlungen der Welt immer wieder verändert werden. Die Kirche wird daher nicht einem falschen Konservatismus huldigen dürfen. Wenn die Gesellschaft Problemen ausweicht, die um des Menschen willen gelöst werden müssen, hat die Kirche die Freiheit und die Pflicht, sie aufzugreifen und dadurch die Öffentlichkeit auf notwendige Aufgaben hinzuweisen.

10. Der Dienst der Christen in den Institutionen geschieht im Wissen um deren Relativität und unter dem Zeichen der Hoffnung.

Das Reich Gottes kann nicht durch gesellschaftliche Aktivität und die Bemühung um eine ideale Gemeinschaft auf Erden gebaut werden. Der technische Fortschritt und das Wachsen einer Weltgesellschaft schließen das Risiko der Vergeblichkeit und die Möglichkeit weltweiter Katastrophen nicht aus. Dennoch will Christus Menschen in dieser Welt zu Tütern der Barmherzigkeit, zu Friedensstiftern und zu Boten der Hoffnung machen.

11. An der Vorläufigkeit aller Institutionen hat auch die Institution Kirche teil.

Die Kirche darf nie vergessen, daß sie unterwegs ist. Sie darf ihre Einrichtungen nicht der Eigengesetzlichkeit überlassen, sondern muß ihre Ordnungen für neue Entwicklungen und Herausforderungen offenhalten. Sie darf sich nicht falscher Sicherheit hingeben. Missionarische Offenheit der Gemeinde bedarf der Experimente auch auf Gebieten, die für die Kirche zentral sind.

III. Das Problem der Volkskirche

12. Die Entscheidungsschwäche des Christen wird durch die volkskirchliche Situation gefördert.

Wenn sich im Bewußtsein des Volkes bürgerliche Anständigkeit, allgemeines Ansehen und automatische Bezahlung der Kirchensteuern weitgehend mit Christlichkeit decken, wird die Vorstellung gefördert, daß es keiner persönlichen Entscheidung bedarf, um Christ zu sein. Die Kirche ist aber nicht Stätte unverbindlicher Lebensweihen, sondern verbindlicher Nachfolge Christi. Sie ist nicht das öffentliche Religionswesen eines Staates, sondern die von Gott berufene und beauftragte Missions- und Dienstschar. Sie ist nicht Kirche einer Nation, sondern das in der ganzen Welt verstreute Gottesvolk. Nicht durch unkritische Anpassung, sondern im Gegenüber übt die Kirche Einfluß aus. Sie braucht den Mut, unpopulär zu sein, Kritik an bestimmten politischen oder gesellschaftlichen Entwicklungen zu üben. Diese Kritik ist nur glaubwürdig, wenn sie auch an jenen eigenen Strukturen und Arbeitsformen geübt wird, die sich überlebt haben. Der unbedenkliche Vollzug jeder geforderten Amtshandlung, etwa die wahllose Kindertaufe, fördert die Neigung zur Unverbindlichkeit. Volkskirche und Kirchenzucht stehen zwar in Spannung zueinander, schließen sich aber keinesweg aus.

13. Die Kirche lebt in einer Illusion, wenn sie meint, durch Preisgabe der Volkskirche ihre Probleme lösen zu können.

Die Kirche kann als Volkskirche, Staatskirche oder Freiwilligkeitskirche den ihr aufgetragenen Dienst tun. Jede Organisationsform hat Vorteile und Nachteile. Die Kirche kann auf die überkommene, volkskirchliche Lebensform verzichten, wenn sie dazu von außen gezwungen wird. Sie soll sie aber nicht von sich aus vorschnell aufgeben. Es wäre unverantwortlich, ein Vakuum zu schaffen, ohne zu wissen, wie es zu füllen ist, und ohne sorgsame Vorbereitung einer neuen Existenzform. So muß die Kirche heute den Geist des Opfers neu wecken und stärken. Gott kann allerdings den Verzicht auf die Volkskirche herbeizwingen und die Kirche äußerlich schrumpfen lassen, um sie von innen her zu erneuern.

14. Das volkskirchliche Erbe ist nicht nur Ballast, sondern auch Möglichkeit und Verpflichtung.

Selbst gewohnheitsmäßige Taufe und Trauung, gelegentlicher Gottesdienstbesuch, Inanspruchnahme der Massenmedien und vieles andere geben der Kirche die Möglichkeit, die christliche Botschaft auch Fernstehenden nahezubringen. Auch ohne kirchliche Bindung erwarten Eltern und Lehrer von der Kirche einen entscheidenden Beitrag zur Erziehung der jungen Generation. Das alles bedeutet eine Verpflichtung für die Kirche. Nicht dann wird sie ihrem Auftrag untreu, wenn sie die Volkskirche bejaht, sondern wenn sie die gegebenen Möglichkeiten ungenutzt läßt oder falsch braucht.

IV. Ende der Pastorenkirche

15. Durch die Taufe ist jeder Christ zum Zeugen Christi in Kirche und Welt berufen.

Der Laie darf grundsätzlich alles tun, was dem Pfarrer in seinem Amt aufgetragen ist. Das zu betonen ist notwendig angesichts der Monopolstellung, die das Pfarramt im Laufe der Geschichte bekommen hat. Das schließt nicht aus, daß es um der Wichtigkeit des Auftrages willen, den Christus der Kirche in Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung gegeben hat, Menschen geben muß, die mit ihrer ganzen Existenz dem Amt der Kirche verpflichtet sind und dazu eine besondere theologische Ausbildung erhalten haben.

Der Laie muß die Konsumenthaltung aufgeben. Er soll aber auch nicht die Rolle eines

Pastors spielen. Pfarrer und Laie sind in der Ausübung ihres Amtes auf gegenseitige Hilfe angewiesen.

16. Die entscheidende Aufgabe des Pfarrers bleibt die glaubenweckende Verkündigung des Wortes Gottes in Predigt, Lehre und Seelsorge. Wer dies übersieht, greift mit allen Reformvorschlägen daneben.

Starres Festhalten an der geschichtlich überkommenen Struktur des Pfarramtes kann den Pfarrer seinem eigentlichen Auftrag ebenso entfremden wie das Bemühen um ausschließlich modernistische Formen.

Der Pfarrer kann seine Autorität nicht mehr auf ein öffentliches Ansehen stützen, das in vergangenen Generationen selbstverständlich war. Er gewinnt die Autorität aber auch nicht dadurch, daß er sich um jeden Preis der Umwelt und dem Geist der Zeit anpaßt.

Durch Wortverkündigung und Seelsorge, nicht durch Verwaltung oder Betriebsamkeit, leitet der Pfarrer die Gemeinde.

17. Der Pfarrer ist kein Universalgenie. Eine Aufteilung der Aufgaben ist um der verschiedenen Gaben und um der Ökonomie der Kräfte willen notwendig.

Jedem Pfarrer sollten Schwerpunktaufgaben übertragen werden, die seinen persönlichen Gaben entsprechen. Hierbei können sich neue Wege der Verkündigung und des Gemeindeaufbaues ergeben. Allzu detaillierte Vorschriften der Kirchenleitungen und Kirchenvorstände sollten hier nicht einengen. Die Gemeinde darf aber auch nicht zum Tummelplatz der jeweiligen individuellen Besonderheiten und Experimente des Pfarrers werden. Eine klare Abgrenzung der Aufgabengebiete dient dem Frieden. Der Wechsel im Vorsitz des Pfarramtes und des Kirchenvorstandes kann die Gemeinde vor Einseitigkeiten bewahren und ein günstiges Klima für die Zusammenarbeit schaffen.

18. Die Pastorenkirche kann nur überwunden werden, wenn der verantwortlichen Mitarbeit der Laien in der Kirche entschlossen Raum gegeben wird.

Voraussetzung ist, daß der Pfarrer dem Laien etwas zutraut und selbst bereit ist, in den Hintergrund zu treten. Jeder noch so versteckte Wunsch des Pfarrers, im Mittelpunkt der Gemeinde zu stehen, begrenzt den Laien in seinen Möglichkeiten und hindert auch den Pfarrer, seinem Auftrag gerecht zu werden. Das Amt des Laien ist dem Pfarrer nicht unterstellt, sondern es ist ein anderes Amt. Der Pfarrer soll dem Laien solche Aufgaben überlassen, für die ihm die Sachkenntnis fehlt.

19. Die Weltverantwortung der Laien, die als mündige Christen in ihrem Beruf stehen, hat die Antwort der Christenheit auf die Herausforderung der „mündig gewordenen Welt“ zu sein.

Die Säkularisierung ist für die Kirche nur so lange eine Bedrohung, als sie darin nicht die Chance für neue missionarische und diakonische Anstrengungen erkennt. Der Laie, der gewissenhaft und sachgerecht seinen Beruf ausübt und bereit ist, Rede und Antwort zu stehen, wenn er nach dem Grund seines Lebens und seiner Berufshaltung gefragt wird, ist der moderne Missionar. Sein Dienst bewährt sich im Engagement in Gesellschaft, Familie, Beruf, Arbeitswelt, Wirtschaft und Politik, in der Übernahme aktiver Verantwortung, im Protest gegen Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit, in der Freiheit von Menschenfurcht und ideologischer Verblendung.

Durch den Laien kommt die „Welt“ zum Pfarrer. Der Pfarrer bedarf der Begegnung und Zusammenarbeit mit dem Laien, um der Weltfremdheit seiner Predigt zu begegnen. Nicht der Pfarrer wird weltnah predigen, der Fachmann auf allen Gebieten der Politik, Wirtschaft und Technik sein will, sondern der im offenen Gespräch mit dem Laien auf die Tagesordnung der Welt hört.

20. Laiengaben zu entdecken und einzusetzen gehört zu den wesentlichen Aufgaben der Gemeindeleitung.

Die Verkündigung soll den Laien auf seine Eigenverantwortung ansprechen und ihn zum Dienst rufen. Überängstlichkeit im Übertragen von Aufgaben ist nicht angebracht. Gott gewinnt die meisten Menschen, indem er sie in Dienst nimmt.

Brüderliche Leitung der Gemeinde und neue Formen der Gemeindeleitung durch Pfarrer und Laien mit verschiedenen Aufträgen würden zu einer fruchtbaren Strukturveränderung des Pfarramtes führen. Pädagogische, karitative, seelsorgerliche Aufgaben stehen dem Laien offen und könnten das Pfarramt ergänzen, entlasten und verändern. Auch die freie Wortverkündigung kann heute nicht mehr allein dem Pfarrer vorbehalten werden, sondern muß auch Laien übertragen werden.

21. Kirchliche Ordnungen und Einrichtungen sind zu überprüfen und so zu gestalten, daß die Mitarbeit von Laien gefördert wird.

Die Kirche bedarf der Bereitschaft von Gemeindegliedern, in Kirchenvorständen und Synoden, kirchlichen Werken und Arbeitszweigen mitzuarbeiten. Wo Ordnungen die Bereitschaft hemmen, müssen sie geändert werden. Die Mitarbeit von Laien wird entscheidend dadurch gefördert, daß ihnen Aufgaben ohne Einschränkung der Verantwortlichkeit delegiert werden. Voraussetzung ist auch eine ausreichende Information über wichtige kirchliche Probleme. In Gemeindeversammlungen sollten gemeindliche und gesamtkirchliche Fragen ausführlich zur Sprache kommen. Insbesondere müssen die kirchlichen Wahlen durch verbesserte Wahlordnungen und geeignete Wege der Bekanntgabe Förderung erfahren, damit möglichst viele Gemeindeglieder an personellen und sachlichen Entscheidungen beteiligt werden.

22. Die Kirche bedarf der Mitarbeit hauptamtlich tätiger Laien mit selbständigen Verantwortungsbereichen. Dabei sind Berufsausbildung und Berufsausübung den veränderten Verhältnissen anzupassen.

Neben kirchlichen Berufen, deren Strukturen festliegen und die ihre Gültigkeit behalten haben (Kantor, Gemeindeschwester usw.), stehen andere, deren Berufsbild sich wandelt (Diakon, Gemeindehelferin) und neue Berufe, die erst entwickelt werden müssen. Auch der Pfarrermangel zwingt die Kirche zu neuen Überlegungen, inwieweit auch geistliche Dienste Laien übertragen werden müssen.

23. Eine Kirche, die den Laiendienst erstrebt, darf sich nicht darauf beschränken, dazu aufzurufen und institutionelle Möglichkeiten zu schaffen. Sie wird auf vielfältige Weise die Laien für ihren Dienst zurüsten müssen.

Wo die Information über den Glauben und christliches Leben der Kirche mit der Konfirmation endet, wird der Laie den geforderten Dienst nicht leisten können. Erwachsenenbildung ist darum eine Aufgabe, die regelmäßig durchgeführt und auf konkrete Aufgaben hin ausgerichtet werden muß. Der Laie darf in der Ausführung seines Auftrages nicht allein gelassen werden. Sonst könnte es zu einer geistlichen Überforderung kommen.

24. Die Reform der Theologenausbildung ist unerlässlich.

Die Studenten sollen früh mit den praktischen Aufgaben vertraut gemacht werden. Gesprächsführung, Teamarbeit, Gemeindeleitung, Gemeindeaufbau sollten in die Ausbildung einbezogen werden. Das Angebot eines Zweitstudiums sollte auf solche Theologiestudenten beschränkt werden, die spezielle Begabungen haben und bereit sind, kirchliche Sonderaufgaben zu übernehmen.

Das Vikariat ist so anzulegen, daß es in Gemeindepraxis und Seelsorge einübt und die Eigenverantwortung des jungen Pfarrers stärkt.

Während des Studiums abzuleistende Praktika (diakonisches Praktikum, Industrie-

praktikum) können dazu helfen, daß Universitätsstudium und Vikarsausbildung ins rechte Verhältnis kommen.

Die Übernahme eines Pfarramtes setzt nicht nur eine wissenschaftliche Ausbildung, sondern auch die bewußte Gliedschaft in der Gemeinde Christi, die praxis pietatis und die Bereitschaft zum persönlichen Engagement voraus.

V. Überschaubare Gemeinde

25. *Die Ortskirchengemeinde, die am Wohnort sich um Wort und Sakrament versammelnde und zum Dienst gesendete Gemeinde ist gegenwärtig unaufgebbbar.*

Das Auseinanderfallen von Wohn-, Arbeits- und Freizeitwelt, die Vielzahl gesellschaftlicher Gruppen und Interessengemeinschaften und die Mobilität der Bevölkerung erfordern die Präsenz der Kirche an vielen „Orten“. Dazu bedarf es vielfältiger flexibler und mobiler Strukturen.

Notwendig sind aber auch die Kontinuität und Stabilität kirchlicher Arbeit sowie die Einheit von Verkündigung, Unterricht und Seelsorge. Sie können am besten in der Parodie gewahrt werden. Die Wohnortsgemeinde vermag wie keine säkulare Institution Menschen aus allen sozialen Schichten zusammenzuführen. In ihr finden auch die Menschen am Rand der Gesellschaft Heimat und Hilfe. Das Leben der Kirche, auch in den transparochialen Diensten, wird nach wie vor hauptsächlich von den Wohnortsgemeinden finanziell und personell getragen.

26. *Die Ortskirchengemeinde muß ihre Grenzen, aber auch ihre spezifischen Aufgaben angesichts der sich wandelnden Strukturen der Kommunen überprüfen.*

Die gegenwärtigen Grenzen der Parochien sind zum Teil veraltet, weil sie geographische Gegebenheiten und soziale Zusammenhänge nicht berücksichtigen. Ebenso sind bei der Grenzziehung zu erwartende Bevölkerungsballungen oder Bevölkerungsverdünnungen in Rechnung zu stellen. Jede Gemeinde hat auch zu untersuchen, ob ihre bisherigen Arbeitsformen und Gliederungen der Realität der gemeindlichen Situation gerecht werden.

27. *Für die Größe der Kirchengemeinde gibt es angesichts der unterschiedlichen Situationen keine einheitliche Norm, wohl aber Grenzen nach oben und unten. Maßgebend muß das Prinzip der Überschaubarkeit sein.*

Gottesdienst, Seelsorge, Unterricht, Gemeindedienste und Verwaltung setzen jeweils unterschiedliche Maße an Überschaubarkeit voraus. Die Anforderungen von Seelsorge und Unterricht begrenzen aber die Zahl der Gemeindeglieder, für die ein Pfarrer verantwortlich sorgen kann. Einem Pfarrer sollten nicht mehr als 2500 Gemeindeglieder zugeordnet werden. Eine Gemeinde sollte auf 5000 Gemeindeglieder begrenzt sein.

Die Zusammenarbeit mehrerer Pfarrer in einer Kirchengemeinde kann Vorteile bieten. Unterschiedliche Gaben kommen zur Auswirkung. Die Gemeinde wird vor einseitiger Verkündigung bewahrt.

Die organisatorischen und verwaltungsmäßigen Vorteile einer größeren Kirchengemeinde dürfen nicht dem Grundsatz der Überschaubarkeit übergeordnet werden. Massengemeinden lähmen die geistliche Kraft der Kirche. Deshalb sollten, wo Gemeindeteilung nicht möglich ist, in Seelsorgebezirken größerer Kirchengemeinden eigene Gemeindezentren errichtet werden. Dem Pfarrer sollten dann Bezirksvorstände und eigene Mitarbeiter zur Seite stehen. Für die Verwaltung kann eine Zusammenfassung im größeren Rahmen zweckmäßig sein.

28. *Der Dienst der Ortskirchengemeinde bedarf wegen der Mobilität und Differenzierung der Gesellschaft der Ergänzung durch eine funktionale kirchliche Arbeit.*

Diese erfordert, besonders in Großstadträumen, eine Durchlässigkeit der Kirchengemeinde.

meindegrenzen. Die Ortskirchengemeinden müssen zur Zusammenarbeit im Kirchenkreis bereit sein. Sie müssen den Gemeindepfarrern und qualifizierten Gemeindegliedern die Möglichkeit und Freiheit geben, gemeinsame Aufgaben auch jenseits der Gemeindegrenzen zu übernehmen.

VI. Neustrukturierung des Kirchenkreises

29. Zu den wichtigsten Aufgaben der Kirchenreform gehört die Umgestaltung des Kirchenkreises zu einer geistlichen und organisatorischen Aktionseinheit.

Zahlreiche kirchliche Dienste (z. B. Sozialarbeit, Dienst an Berufsgruppen und Verbänden, Öffentlichkeitsarbeit) können heute nicht von der Ortsgemeinde, sondern nur im größeren Bereich des Kirchenkreises wahrgenommen werden. Der Kirchenkreis kann nicht mehr nur als Addierung von Kirchengemeinden oder als Verwaltungsgliederung der Landeskirche verstanden werden. Im Gesamtgefüge der Kirche müssen dem Kirchenkreis als dem Schnittpunkt regionaler und funktionaler Dienste eigenständige Bedeutung und Aufgabenstellung zugewiesen werden.

30. Größe und Grenzen des Kirchenkreises bedürfen der Überprüfung.

Die Aufgabenstellung des Kirchenkreises und die regionalen Gegebenheiten bestimmen die Größe des Kirchenkreises und haben den Vorrang vor überlieferten Grenzen. Kirchenkreise, die nicht mehr überschaubar sind, erschweren die Zusammenfassung zu gemeinsamem Dienst. Bei zu kleinen Kirchenkreisen beschränkt die geringe Zahl der Pfarrer die Auswahl besonderer Begabungen und die Mitarbeit von Pfarrern an gemeinsamen Aufgaben. Wenn die sehr unterschiedlichen örtlichen Gegebenheiten auch keine einheitliche Norm zulassen, dürfte die „ideale“ Zahl der Pfarrstellen eines Kirchenkreises zwischen 20 und 25 liegen. Die Grenzziehung muß den Gegebenheiten der zone humaine (menschliche Zone) Rechnung tragen. Die Festlegung im einzelnen kann nur auf Grund genauer ökonomischer Untersuchungen erfolgen. Angesichts der vermehrten Aufgaben des Superintendents sind Maßnahmen zu seiner Entlastung erforderlich.

31. Der Kirchenkreis erfordert die Mitarbeit sachkundiger Laien und den Aufbau gemeinsamer Einrichtungen.

Die bestehenden Organe (Kreissynode, Kreissynodalausschuß) können nicht alle heute notwendigen Aufgaben wahrnehmen, wenn auch zum Teil verfassungsmäßige Möglichkeiten bestehen, die noch nicht ausgeschöpft sind. Planungsausschüsse und Dienstgruppen sollten konkrete Aufgaben übernehmen. Auf der Ebene des Kirchenkreises ist die Mitarbeit qualifizierter Laien leichter zu gewinnen, weil ihre Sachkenntnis gefordert ist. In vielen Fällen müssen auch hauptamtliche Mitarbeiter angestellt und neue Einrichtungen geschaffen werden. Ohne eine ausreichende finanzielle Ausstattung kann der Kirchenkreis seinen neuen Aufgaben nicht genügen. Die Neuausrichtung der Kirchenkreise müßte dazu führen, daß die zentralen Apparaturen der Werke und sonstiger allgemeinkirchlicher Institutionen finanziell und personell entlastet werden können.

32. In gleichartig strukturierten Räumen kann die Zusammenfassung von Kirchenkreisen für die Trägerschaft kirchlicher Einrichtungen und Arbeiten notwendig sein.

Wie die Grenzen der Ortsgemeinde, so sind auch die Grenzen der Kirchenkreise durchlässig. Bestimmte Aufgaben können nur von mehreren Kirchenkreisen gemeinsam erfüllt werden (Errichtung und Unterhaltung von Jugendheimen, Altersheimen, Tagungsstätten, die Durchführung von Gemeindegemeinschaften usw.).

VII. Fragen der Gliederung größerer Kirchengebiete

33. *Die raumbezogene Arbeit missionarischer und diakonischer Dienste fordert innerhalb größerer Kirchengebiete die Bildung überschaubarer Sprengel.*

Im Zeichen der sich entwickelnden Lebens- und Wirtschaftsbereiche (Regionen) gewinnt der Sprengel als Koordinationsebene zwischen Kirchenkreis und einem größeren Kirchengebiet an Bedeutung. Der kirchliche Sprengel sollte dem öffentlichen, sozialen und wirtschaftlichen Kräftespiel der Region zugeordnet sein. Die Leitung der Sprengel liegt in der Hand von Inhabern des leitenden geistlichen Amtes, denen auch das Visitations- und Ordinationsrecht zusteht. Zur Beratung und Koordinierung übergemeindlicher Dienste und Planungen sollte ihnen als synodales Organ ein Sprengelrat zur Seite stehen.

Die Größe eines Sprengels richtet sich nach unterschiedlichen örtlichen Gegebenheiten. Die Zahl der Pastoren eines Sprengels sollte jedoch 300 nicht überschreiten.

34. *Die Aufgaben in Kirche und Gesellschaft, in Ökumene und Weltmission lassen sich nur durch stärkere Zusammenfassung der vorhandenen kirchlichen Kräfte wirksam lösen.*

Einer Zusammenfassung stehen oft noch landeskirchliche Grenzen im Wege, die die Kleinstaaterei der Vergangenheit widerspiegeln. Landeskirchen, die die Aufgaben der Öffentlichkeitsarbeit, der ökumenischen Diakonie, der immer differenzierter werdenden kirchlichen Ausbildung nicht mehr wirksam meistern können, sind auf größere Gliederungen angewiesen. Zwingende theologische Gründe für die Beibehaltung einer überholten Territorialgliederung, zumal unter bekenntnisgleichen Kirchen, werden sich kaum anführen lassen. Die Bemühungen um größere kirchliche Einheiten (Kirchenprovinzen) müssen fortgesetzt werden. Enklaven, die einer sinnvollen Ökonomie der Kräfte im Wege stehen, sollten beseitigt werden.

35. *Die territoriale Neugliederung der evangelischen Kirche in Deutschland muß der unauflösbaren Spannung zwischen Bekenntnisbindung und bestehender Gemeinschaft unter bekenntnisverschiedenen evangelischen Kirchen Rechnung tragen.*

Bei der innerdeutschen Verflechtung darf weder das Territorium noch die Konfession allein zum dominierenden Prinzip einer Neugliederung gemacht werden. Die Bindung an das Bekenntnis, die um der Wahrheit willen geboten ist, bestimmt das Verständnis des kirchlichen Auftrages und darf nicht zugunsten pragmatischer Einheitsvorstellungen relativiert werden. Bei der Bildung organisch gegliederter Kirchenprovinzen muß daher der geltenden Bekenntnisbindung Rechnung getragen werden.

Andererseits erfordert die Wahrnehmung kirchlicher Aufgaben in den Bereichen von Staat und Gesellschaft die Berücksichtigung größerer Lebensräume durch engere kirchliche Zusammenarbeit über die Grenzen der Konfession hinaus.

36. *Daß Staatsgrenzen als solche keine Kirchengrenzen sind, sollte für die kirchliche Gliederung grundsätzlich unaufgebbbar sein.*

Gesellschaftliche und politische Unterschiede rechtfertigen nicht die organisatorische Trennung der Kirche. Ein Rückfall in das überholte Bündnis von Thron und Altar ist der Kirche im ökumenischen Zeitalter nicht erlaubt. Alle Brücken, die die Christen in verschiedenen Staaten, Gesellschaftsformen, Nationen und Rassen verbinden, müssen gestärkt werden. Dies gilt insbesondere für die Kirchen gleichen Bekenntnisses.

Gerade an der These 36 bestätigte sich allerdings bald, daß Machtverhältnisse stärker sein können als begründete kirchliche Forderungen.

Die Entwicklung der staatlichen und der staatskirchenrechtlichen Verhältnisse in der Deutschen Demokratischen Republik hatte zur Folge, daß im Jahre 1968 die Frage der organisatorischen Einheit der Vereinigten Kirche von der Generalsynode erneut überprüft werden mußte. Ausgelöst wurde diese Entwicklung durch die Diskussion um den Entwurf einer neuen Verfassung der DDR, die zum Kirchenartikel dieses Entwurfs gegebenen politischen Erklärungen und die Verabschiedung der Verfassung am 6. April 1968. Aber auch innerkirchlich wurden Wünsche nach größerer Handlungsfreiheit der Organe der Vereinigten Kirche in den seit 1963 geschaffenen Regionen laut. Angesichts dieser Entwicklung entschlossen sich Kirchenleitung und Bischofskonferenz, der Generalsynode ein verfassungsänderndes Kirchengesetz vorzulegen, das neben einer Vergrößerung der Zahl der Mitglieder und stellvertretenden Mitglieder der Generalsynode (von 54 auf 78) und der Kirchenleitung (von 5 auf 7) die Möglichkeit vorsah, die beiden Regionen der Vereinigten Kirche rechtlich zu verselbständigen.

Dieses verfassungsändernde Kirchengesetz wurde von der regionalen Tagung West der Generalsynode vom 12. bis 15. Mai 1968 in Bückeburg und von der regionalen Tagung Ost vom 28. bis 30. November 1968 in Freiberg/Sa. beraten und mit der erforderlichen Mehrheit verabschiedet. Es wurde am 12. Dezember 1968 ausgefertigt (ABl. VELKD, Bd. III, S. 86). Zugleich verabschiedete die Generalsynode durch übereinstimmende Beschlüsse der regionalen Tagungen das ihr 1967 vorgelegte und von ihrem Rechtsausschuß durchberatene Kirchenbeamten-gesetz und ein Änderungsgesetz zum Kirchengesetz über das Verfassungs- und Verwaltungsgericht der Vereinigten Kirche (ABl. VELKD, Bd. III, S. 86 und 95). Mit diesen Gesetzgebungswerken wird das Recht der Vereinigten Kirche und ihrer Gliedkirchen einander weiter angeglichen.

Die Regionaltagung Ost der Generalsynode sah sich in Freiberg genötigt, von der Ermächtigung in der geänderten Verfassung Gebrauch zu machen und die rechtliche Verselbständigung vorzunehmen. Sie erließ das „Kirchengesetz über die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche in der Deutschen Demokratischen Republik“ am 1. 12. 1968, das in bewußter Anknüpfung an die Regionalgesetzgebung des Jahres 1963 formuliert ist:

KIRCHENGESETZ

Generalsynode und Bischofskonferenz haben gemäß § 3 Absatz 2 des Kirchengesetzes über eine regionale Gliederung der Organe der Vereinigten Kirche vom 14. Juni 1963 unter Wahrung der Vorschriften von Artikel 16 Absatz 4 der Verfassung der Vereinigten Kirche vom 8. Juli 1948 auf der regionalen Tagung der Generalsynode der Vereinigten Kirche in Freiberg am 30. November 1968 das folgende

Kirchengesetz über die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche in der Deutschen Demokratischen Republik beschlossen, das hiermit verkündet wird.

§ 1

(1) Die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche in der Deutschen Demokratischen Republik besteht aus der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens, der Evange-

lich-Lutherischen Kirche in Thüringen und der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburgs (Gliedkirchen).

(2) Organe der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche in der Deutschen Demokratischen Republik sind die Bischofskonferenz, die Generalsynode und die Kirchenleitung. Gemeinsame Dienststelle ist das Lutherische Kirchenamt Berlin.

§ 2

(1) Die Bischofskonferenz besteht aus den Bischöfen der drei Gliedkirchen.

(2) Die Generalsynode besteht aus den Mitgliedern, die aus den drei Gliedkirchen in die IV. Generalsynode der Vereinigten Kirche entsandt oder berufen worden sind.

(3) Für die Zusammensetzung der Kirchenleitung gilt Absatz 2 entsprechend.

§ 3

Die Verfassung, die Kirchengesetze und die Ordnungen der Vereinigten Kirche sind in sinngemäßer Anwendung geltendes Recht der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche in der Deutschen Demokratischen Republik.

§ 4

Dieses Kirchengesetz tritt am 1. Dezember 1968 in Kraft.

Augsburg (1969)

Mit diesem Kirchengesetz war auch die westliche Region der Vereinigten Kirche selbständig. Jedoch hielten es die beteiligten Organe für sachgemäß, eine ausdrückliche gesetzliche Regelung zu treffen. Auf der Tagung der Generalsynode in Augsburg vom 4. bis 8. Mai 1969 erging daher das „Kirchengesetz über den Wirkungsbereich der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands“, das zugleich feststellt, daß die Gliedkirchen in der Bundesrepublik unter der Bezeichnung „Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands“ zusammengeschlossen bleiben:

KIRCHENGESETZ ÜBER DEN WIRKUNGSBEREICH DER VEREINIGTEN EVANGELISCH-LUTHERISCHEN KIRCHE

Generalsynode und Bischofskonferenz haben gemäß § 3 Abs. 2 des Kirchengesetzes über eine regionale Gliederung der Organe der Vereinigten Kirche vom 14. Juni 1963 und unter Wahrung der Vorschriften von Artikel 16 Absatz 4 der Verfassung auf der regionalen Tagung der Generalsynode in Augsburg am 6. Mai 1969 das folgende Kirchengesetz beschlossen, das hiermit verkündet wird.

§ 1

(1) Mit dem Inkrafttreten des Kirchengesetzes über die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche in der Deutschen Demokratischen Republik vom 1. Dezember 1968 (Abl. Bd. III S. 122) nehmen die Mitglieder der Organe der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands im Bereich der bisherigen regionalen Tagung West der Generalsynode in Beschränkung auf diesen Bereich die Aufgaben und Befugnisse nach der Verfassung, den Kirchengesetzen und den sonstigen Ordnungen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands wahr. Entsprechendes gilt für die Amtsstellen und Einrichtungen.

(2) Wirkungsbereich der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

nach Absatz 1 sind die Ev.-luth. Landeskirche Hannovers, die Ev.-Luth. Kirche in Bayern, die Ev.-Luth. Landeskirche Schleswig-Holsteins, die Ev.-luth. Kirche im Hamburgischen Staate, die Braunschweigische ev.-luth. Landeskirche, die Ev.-luth. Kirche in Lübeck, die Ev.-Luth. Landeskirche Eutin und die Ev.-Luth. Landeskirche Schaumburg-Lippe.

§ 2

(1) Die stellvertretenden Mitglieder der Kirchenleitung in dem Bereich nach § 1 sind mit Inkrafttreten dieses Kirchengesetzes Mitglieder der Kirchenleitung; stellvertretende Mitglieder der Kirchenleitung werden nicht bestellt.

(2) Der Stellvertreter des Leitenden Bischofs wird von der Bischofskonferenz aus ihrer Mitte gewählt.

§ 3

(1) Die Verfassung, die Kirchengesetze und die sonstigen Ordnungen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands bleiben in dem Bereich nach § 1 geltendes Recht.

(2) Die Rechte und Pflichten der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands bestehen in dem Bereich nach § 1 fort.

§ 4

Dieses Kirchengesetz tritt mit Wirkung vom 1. Dezember 1968 in Kraft.

Die Gesetzgebung von Bückeburg bis Augsburg bedeutet, daß – durch die Verhältnisse erzwungen, aber verfassungsrechtlich in geordneter Weise – sowohl in der Bundesrepublik wie in der DDR je ein Zusammenschluß „Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche“ besteht, für den die Verfassung und die bisher sonst erlassenen kirchlichen Ordnungen der Vereinigten Kirche gelten, wobei sich die Zahl der Mitglieder der Generalsynode nach der Regionalgesetzgebung von 1963 richtet. Es ist der erklärte Wille beider Zusammenschlüsse, an der durch das Bekenntnis, die Geschichte und die Sprache bestehenden besonderen Gemeinschaft in geistiger und geistlicher Verbundenheit, aber auch in praktischer Zusammenarbeit festzuhalten.

Die äußere Trennung war gewiß nicht der Grund, wohl aber ein auslösendes Moment dafür, daß sich die beiden Generalsynoden im Jahre 1969 mit der Frage der größeren theologischen und organisatorischen Gemeinsamkeit in ihrem Bereich befaßten und neue Initiativen entwickelten. Vor der Generalsynode in Augsburg hielt Bischof Dr. Friedrich Hübner sein viel beachtetes Referat „Erwägungen zur Organisation des Deutschen Protestantismus“. Die Hauptthesen dieses Referats sind:

1. Alle Organisationsformen der Kirche müssen der Sendung der Kirche in die Welt dienen. Darum ist der Vollzug der Sendung zu den Völkern und zur kommenden Generation das entscheidende Kriterium für bessere Strukturen des deutschen Protestantismus.

2. Die durch die politische Spaltung Deutschlands verursachte Trennung der EKD in Ost und West akzentuiert die seit 1918 akute Organisationskrise des deutschen Protestantismus und macht die Frage nach dem gemeinsamen Bekenntnis unausweichlich.

3. Die Gesprächslage zwischen lutherischen und unierten Kirchen in Deutschland beleuchtet schmerzlich die verhärteten Fronten des deutschen Protestantismus.

4. Die EKD und die VELKD verstehen sich als tragende Säulen der EKD. Beide leiden aber an der gleichen Auszehrung durch den unbewältigten Partikularismus der so zufällig geschichtlich entstandenen Landeskirchen. Am besten haben sich die reformierten Gemeinden in Deutschland gegenüber dieser Auszehrung behauptet.

5. Die gemeinsamen Erfahrungen in der Geschichte machen eine einheitliche Organisation des deutschen Protestantismus zur unverzichtbaren Aufgabe.

6. Die deutschen Theologischen Fakultäten sind Faktoren der Einheit wie der Vielfalt. Wissenschaftliche Forschung überspringt alle Konfessionsgrenzen. Die Freiheit der Forschung und die Fülle rasch wechselnder und sich widersprechender theologischer Lehrmeinungen leben aus der Heiligen Schrift und zwingen die Kirchen zu immer neuem Bekenntnis des Evangeliums als Richtmaß für Verkündigung und Unterricht.

7. Die ökumenischen Perspektiven machen die Einheitsprobleme auf national-regionaler Ebene nicht geringer, sondern dringlicher und durchsichtiger.

8. Es gilt, die Einheit in der Vielfalt der konfessionellen und geographischen Gliederungen darzustellen.

9. Der deutsche Protestantismus im engeren Sinn wird seine kirchliche Einheit nicht ohne einen consensus de doctrina erreichen können.

10. Wo ein consensus de doctrina erreicht wird, kann es für die lutherische Kirche kein Nein zur Kirchengemeinschaft geben.

11. Da die Theorie an der Praxis gemessen wird, gilt unsere Hauptsorge unserer eigenen Praxis der Einheit. Die Vereinigte Kirche muß den landeskirchlichen Immobilismus überwinden und aus der Einheit des Bekenntnisses zeitnahe, dynamische Organisationsformen entwickeln. Sonst verdient die Theorie der Bekenntnisbestimmtheit keine Beachtung.

12. Jede Form der Kirchengemeinschaft in Deutschland muß Gliedkirchen und Gemeinden die Zugehörigkeit und Mitarbeit in ihren konfessionellen Weltbünden erhalten. Denn diese weltweiten Kirchengemeinschaften und Weltbünde sind Lebenselement der Christenheit.

13. Der deutsche Protestantismus hat einen erheblichen Nachholbedarf im Umgang mit der Freiheit. Wenn er es nicht lernt, sich in Freiheit von politischen und geschichtlich-geographischen Gegebenheiten gesamtkirchlich in ökumenischer Verantwortung zu organisieren, wird er schuldig an seiner kirchlichen Sendung in einem Zeitalter atheistisch-humanistischer Gesellschaftsideologie.

Zum Schluß dieses Referats forderte Bischof Dr. Friedrich Hübner die Vereinigte Kirche auf, theologisch zusammen mit den reformierten und unierten Kirchen in Deutschland in gemeinsamer Abwehr aktueller Irrlehre an einem consensus de doctrina zu arbeiten und organisatorische Planungen für eine konsequente landeskirchliche Flurbereinigung und Neugliederung vorzunehmen.

Die Generalsynode griff das Referat von Bischof Dr. Friedrich Hübner in ihrer Entschließung vom 8. Mai 1969 auf:

ENTSCHLIEßUNG DER GENERALSYNODE

Die Generalsynode hält es für notwendig, daß entschlossene Schritte unternommen werden, um die kirchliche Gemeinschaft im deutschen Protestantismus zu festigen und zu fördern. Sie bekennt sich zu dem Grundsatz der Ökumene, daß alles gemeinsam getan werden muß, was gemeinsam getan werden kann.

Bestimmendes Ziel des gemeinsamen Handelns muß die einmütige und lebendige Bezeugung der Wahrheit des Evangeliums sein. Die Generalsynode bittet die Bischofskonferenz und die Kirchenleitung, im Sinne der Reichenauer Erklärung mit allen Beteiligten zu prüfen, ob nicht die Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland

in Anknüpfung an den gemeinsamen reformatorischen Ursprung und auf der Grundlage des Augsburgischen Bekenntnisses zum gemeinsamen Bekennen in der Gegenwart kommen können.

Die Generalsynode ist jedoch der Meinung, daß Verstärkung kirchlicher Gemeinschaft auch angestrebt werden soll, wenn Übereinstimmung im Bekennen nicht erreicht wird.

Die Generalsynode beschließt folgendes:

1. Es wird ein Planungsausschuß gebildet, der von der Kirchenleitung berufen wird und zur Hälfte aus Mitgliedern der Generalsynode bestehen soll. Sein Auftrag ist es, konstruktive Vorschläge für die Gesamtorganisation des deutschen Protestantismus zu erarbeiten. Im Zusammenwirken mit der EKD sollen die übrigen Kirchen und Kirchenzusammenschlüsse gebeten werden, entsprechende Ausschüsse zu bilden, die mit dem Planungsausschuß zusammenarbeiten.

2. Die Generalsynode nimmt dankbar davon Kenntnis, daß nach Beseitigung von Mißverständnissen der Weg wieder frei ist für die Fortsetzung der Lehrgespräche zwischen Lutheranern und Reformierten und zu konkreten Besprechungen über die Frage voller Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft innerhalb der EKD.

3. Die Kirchenleitung wird gebeten, unverzüglich bei den entsprechenden Organen der übrigen Kirchen und Kirchenzusammenschlüsse anzuregen, daß die Zusammenarbeit zwischen den Kirchen über das bisherige Ausmaß hinaus verstärkt wird. Der Umfang der Aufgaben auf allen Gebieten kirchlicher Arbeit erfordert sowohl eine Koordinierung wie auch sachbezogene Arbeitsteilung untereinander. Das gilt auch für die Arbeit von Kommissionen, Fach- und Synodalausschüssen.

Ferner beschloß die Generalsynode in Anknüpfung an Vorschläge von Bischof Dr. Friedrich Hübner ein Kirchengesetz, mit dem die Bischofskonferenz um je zwei weitere im bischöflichen Amt stehende Geistliche aus den Landeskirchen Hannover und Bayern erweitert wird (ABl. VELKD, Bd. III, S. 126).

Einen besonderen Akzent erhielt die Tagung der Generalsynode in Augsburg auch durch die Wahl des Leitenden Bischofs. Landesbischof D. Hanns Lilje und Landesbischof D. Hermann Dietzfelbinger hatten zu erkennen gegeben, daß sie nicht kandidieren würden. Die Bischofskonferenz schlug der Generalsynode Bischof D. Hans-Otto Wölber, Hamburg, zur Wahl als Leitender Bischof vor. Im ersten Wahlgang erhielt D. Wölber nicht die erforderliche Mehrheit, weil sich die Generalsynode auf Grund des geltenden Wahlverfahrens an der Vorberereitung der Wahl nicht ausreichend beteiligt fühlte. Eine deutliche Mehrheit ergab sich im zweiten Wahlgang. Nach der Wahl richtete D. Wölber eine kurze Ansprache an die Generalsynode, in der er seinem Vorgänger D. Lilje dankte und unter anderem ausführte:

Ich habe, als ich die Beratungen der letzten Tage überdachte, unter uns sehr stark den Eindruck gehabt, daß der Geist dieser Synode doch darin bestand, daß wir dieses Luthertum, diese Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands, nicht als irgendeine kirchenpolitische oder auch theologische Blockbildung verstehen wollen. Wir wollen in der Tat im ökumenischen Geist und darüber hinaus in der besonderen Gemeinschaft der Evangelischen Kirche in Deutschland eine Praxis der Aufgeschlossenheit, der Anerkennung gemeinsamer Erfahrungen und auch eines Zukunftswillens üben, der beständig an das Hohepriesterliche Gebet Jesu über die Einheit seiner Kirche denkt und daran orientiert ist. Ich möchte Sie in diesem Augenblick daran erinnern, daß unsere Verfassung sagt, daß die Bekenntnisgrundlage unserer Kirche – und so heißt es dort wört-

lich – „vornehmlich in der ungeänderten Augsburgischen Konfession gegeben ist“. Vornehmlich – das ist ganz zweifellos eine bestimmte Wertsetzung und eine bestimmte Konzeption im Bereich der reformatorischen Bekenntnisse, die die Türen aufmachen könnte. Ich würde jedenfalls gern diese Spur verfolgen, so daß wir weiterkommen in der Einheit unserer evangelischen Kirchen mit Hilfe des universalsten aller reformatorischen Bekenntnisse, nämlich mit Hilfe der Augsburgischen Konfession.

... Uns ist heute etwas aufgetragen, was man eine „theologische Offensive“ nennen müßte, eine theologische Offensive gegenüber dem Säkularismus unserer Zeit, der auch weit in die Kirche eingebrochen sein könnte. Wir müssen die geistige und theologische Aufgabe der Kirche neu und radikaler wahrnehmen, denn unsere Gefahr besteht darin, daß wir angesichts der Fülle der Aufgaben, vor denen die Kirche steht, und vielleicht sogar auch als Ausweg aus der Sehnsucht nach Einheit zuviel in Kirchentechnokratie, in Kirchenpragmatismus machen. Die Kirche ist aber um des Heils der Menschen willen da, um einer Botschaft willen, auf die hin man leben und sterben kann. Heute muß davon in einer neuen Klarheit geredet werden, von dem Ernst dieser Erde, von der Hybris des Menschen, von dem Scheitern und von der Sünde, vom Sterben und von der Unverfügbarkeit und Unbegreiflichkeit Gottes und seines Erbarmens sowie von unserem Gehorsam gegenüber diesem Herrn im weltweiten Maßstab. Wenn es aber darum geht, die Frage des Heils in unseren Tagen in der Selbstmächtigkeit einer säkularen Welt, die so vieles machbar erscheinen läßt, neu zu formulieren, dann kann nach meiner Meinung gerade unser lutherisches Bekenntnis so formuliert eine besondere Hilfe und eine Verpflichtung dazu sein.

Tutzing (1969)

Angesichts der Fülle der Probleme und mit einem deutlich verstärkten synodalen Bewußtsein beschloß die Generalsynode in Augsburg, bereits im Herbst 1969 in Tutzing erneut zusammenzutreten. Dies geschah in der Zeit vom 6. bis 8. Oktober 1969. Das Hauptreferat hielt der neue Leitende Bischof D. Wölber. In ihm entwickelte er die große Konzeption einer theologisch und organisatorisch geeinten evangelischen Kirche unter Berufung auf die Augsburgische Konfession. Dazu führte er unter anderem aus:

Die Berufung auf die Augsburgische Konfession erscheint mir in der Tat der einzig gangbare und für den Protestantismus allgemeingültigste Weg zur Bekenntniseinheit zu sein. Diese Konfession von 1530 ist das eigentlich primäre Bekenntnis der Reformationzeit und immer wieder als historischer Markstein angesehen worden. Er hilft auch zur Konzentration auf das reformatorische Erbe. Auch über die VELKD hinaus wird in vielen Kirchenordnungen gesagt, daß man sich auf die Augsburgische Konfession berufe. Unionskirchen sind überwiegend lutherisch.

Nun werden etliche dies Ziel als zu hochgesteckt ansehen, andere es als zu historisierend. Was den ersten Einwand anbetrifft, nämlich die Skepsis gegen eine Einigung auf einer bekenntnismäßigen Basis, so kann man das nach aller Erfahrung wohl begreifen. Wir könnten aber auch annehmen, daß wegen der ungeheuren theologischen Umbrüche die Stunde günstig wie selten ist. Überall sucht man Orientierung und Festpunkte, und wenn es dann doch ein Element der Kontinuität im Zuge einer Einigung geben würde, dann kann das nur die Augsburgische Konfession sein.

Freilich kann nun Kontinuität beim Erstreben der Einheit heute nicht das einzige Argument bleiben. Nicht umsonst auch sind die Vorstellungen über die Berücksichtigung des Augsburgischen Bekenntnisses noch sehr nebelhaft. Man kann ein zeitbedingtes, zum Teil polemisch formuliertes Bekenntnis, zum Teil aber auch zum Zwecke der

Anpassung formuliertes Bekenntnis nicht durch Umsprechen in einer Art Neuauflage Punkt für Punkt oder auch nur in Teilen für die Gegenwart wieder hervorbringen. So bürokratisch-dogmatisch geht es nun einmal nicht zu. Die Augsburgische Konfession war nicht als kirchengründendes Bekenntnis gedacht. Sie wurde es aber. Heute muß sie als das stehenbleiben, was sie ist. Sie kann nicht abgelöst oder verändert werden. Die Aufgabe wird vielmehr sein, die in ihr verankerte Inspiration zu einem neuen evang. Bekenntnis voranzutreiben. Es ginge also um die erregende Aufgabe, die in dem alten Bekenntnis angelegte, aber auch über es hinausweisende, die Gegenwart erschließende Deutung des Evangeliums zu kennzeichnen und darüber eine Konkordie zu erreichen. Dies allein kann die Schlußfolgerung aus den Beschlüssen unserer letzten Synode sein.

Man kann es vielleicht so deuten: Wie die Reformatoren zu ihrer Zeit die alt-kirchlichen Bekenntnisse aufnehmen und ein Neues sagten, so werden wir gleichsam das reformatorisch alt-kirchliche Bekenntnis aufnehmen und ein Neues sagen müssen. Damit wird auch deutlich, daß wir die Einheit nicht um der Kirche selbst willen, sondern um des Auftrages der Verkündigung heute willen suchen. Ich denke, daß auch dies der Sinn des *satis est* von CA VII ist. Es genügt nicht nur, sich auf die Rechtfertigungslehre zu konzentrieren; es genügt nur die rechte Verkündigung.

Will nun unsere Synode tatsächlich ein verpflichtendes Angebot aussprechen? Dazu gehört die Bereitschaft, volle Kirchengemeinschaft anzuerkennen und unser bisher gewachsenes Kirchentum in einen neuen Zusammenhang einzufügen. Ziel wäre sowohl die Wahrung der Kontinuität durch die Konzentration auf das Augsburgische Bekenntnis, wie der Versuch, zu einer vollen lutherischen Anwaltschaft für das Bekenntnis der Gegenwart zu kommen. Dies ist das Zentrum der Entscheidung für die VELKD heute. Es müßten Wege und Maßnahmen gesucht werden, sowohl um die Tragfähigkeit der Augsburgischen Konfession für die Gemeinschaft des Deutschen Protestantismus zu klären wie um eine aktuelle Konkordie zu erreichen.

Die Beratung des Referats des Leitenden Bischofs in der Generalsynode und ihren Ausschüssen führte zu folgender Entschließung vom 8. Oktober 1969:

Die Generalsynode der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands hat auf ihrer Tagung in Tutzing vom 6. bis 8. Oktober 1969 ihre im Mai 1969 in Augsburg begonnenen Beratungen über den weiteren Weg der VELKD innerhalb der evangelischen Kirchen in Deutschland fortgeführt. Sie begrüßt es, daß die Augsburger Beschlüsse bereits im Gespräch mit der Arnoldshainer Konferenz aufgenommen worden sind.

Sie ist zu folgenden Feststellungen gekommen:

1. Die VELKD sieht sich durch die Herausforderungen der Gegenwart an eine entscheidende Wende ihres Weges gestellt.

Die Entwicklungen in der Ökumene, die tiefgreifenden Wandlungen im theologischen Denken und im Verständnis der gesellschaftlichen Situation, das wachsende Unverständnis gegenüber konfessionellen Unterschieden sowie die organisatorische Trennung der evangelischen Kirchen in der Bundesrepublik und in der DDR verlangen eine Neugestaltung der Arbeit der VELKD.

2. Diese Neugestaltung muß von dem Ziel bestimmt sein, den Dienst an der Gesellschaft wie am einzelnen Menschen mit neuer Entschlossenheit und Klarheit zu leisten. Deshalb muß die Kirche die Schrift und die ihr in der Geschichte geschenkte Glaubenserkenntnis – wie sie besonders in den Bekenntnissen hervortritt – deutlicher, umfassender und vielgestaltiger durch ihr Verkündigen und Handeln auslegen.

3. Der Auftrag der Kirche erfordert heute ein noch engeres Zusammenwirken aller evangelischen Kirchen, als es schon bisher in der EKD gegeben war. Die VELKD ist hierzu bereit. Sie bittet daher die anderen evangelischen Kirchen, mit ihr zusammen eine gemeinsame theologische Erklärung zu erarbeiten, in der das Verständnis des Evange-

liums im Blick auf die gegenwärtigen Herausforderungen bezeugt wird. Hierbei sollte die Augsburgische Konfession als Ausdruck des gemeinsamen reformatorischen Ansatzes bestimmender Ausgangspunkt sein und als ökumenisches Grundbekenntnis der Reformation aufgenommen werden.

4. Die VELKD hofft, daß das engere Zusammenrücken der evangelischen Kirchen im Endergebnis zu einer evangelischen Kirche mit voller Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft führen wird. In einer solchen Kirche sollte der Vielgestalt der Gaben und Aufgaben eine Vielfalt kirchlichen Lebens entsprechen. Eine zentralistische Einheitskirche würde diesem Ziel widersprechen.

5. Mit der beschriebenen Zielsetzung wird die VELKD ihre Anstrengungen um gegenwartsnahe kirchlich-theologische Arbeit verstärken. Die Generalsynode gibt der Kirchenleitung entsprechende Empfehlungen.

Gleichzeitig ist die organisatorische Gliederung der VELKD sachgemäß weiterzuentwickeln. Die VELKD erhofft einen baldigen Abschluß der Verhandlungen über die Neugliederung der lutherischen Kirchen im nordelbischen Raum und erwartet davon ein erstes Modell für die Überwindung eines unzeitgemäßen landeskirchlichen Partikularismus.

Weiterhin ist zu erwägen, ob die Gliedkirchen der VELKD in der Evangelischen Kirche in Deutschland und im Lutherischen Weltbund gemeinsam vertreten werden können.

6. Der auf der Tagung der Generalsynode in Augsburg eingesetzte Planungsausschuß wird aufgefordert, gemäß seinem Auftrag und im Sinne dieser Entschließung alsbald tätig zu werden und der Generalsynode auf ihrer nächsten Tagung über seine Arbeit zu berichten.

Generalsynode der VELK in der DDR – Eisenach (1969)

In einer weitgehenden inneren Übereinstimmung mit den Beratungen von Augsburg verhandelte die Generalsynode der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche in der Deutschen Demokratischen Republik auf ihrer Tagung vom 2. bis 6. Juli 1969 in Eisenach die Fragen von Bekenntnis und Kirchengemeinschaft, wobei es besonders auch um das Verhältnis zu dem inzwischen konstituierten, an die Stelle des östlichen Teils der Evangelischen Kirche in Deutschland getretenen Bund der Evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik ging. Auch sie formulierte nach der Entgegennahme und Erörterung mehrerer theologischer Grundsatzreferate eine wegweisende Entschließung vom 6. Juli 1969.

I. Im Anschluß an die Freiburger Generalsynode im November 1968 sind Fragen an und kritische Einwendungen gegen die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche in der DDR laut geworden. Die Generalsynode hat sich dieser Kritik gestellt und deshalb unter dem Thema „Bekenntnis und Kirchengemeinschaft“ diese Fragen aufgenommen und den weiteren Weg der Vereinigten Kirche bedacht. Dabei ging es besonders um das Verhältnis der Vereinigten Kirche zur Evangelischen Kirche der Union und zum Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR.

Die Generalsynode stellt fest, daß die Vereinigte Kirche in der Vergangenheit nicht in der Weise Kirche geworden ist, wie sie es ihrem Selbstverständnis nach hätte sein müssen. Sie kann sich andererseits auch nicht als eine ein für allemal gültige Form des kirchlichen Zusammenschlusses verstehen, sondern will nach vorn hin offen sein. Sie sieht jedoch in den vorhandenen kirchlichen Zusammenschlüssen kein Modell, das dieser Intention gerecht werden könnte.

Die Generalsynode strebt eine Kirchengemeinschaft aller evangelischen Kirchen in der DDR an. Bei der Verfolgung dieses Zieles wehrt sie einerseits einem restaurativen Konfessionalismus, andererseits geht sie davon aus, daß Kirchengemeinschaft nur bei Übereinstimmung in den Grundlagen der Verkündigung möglich ist.

II. Die Generalsynode empfiehlt ihren Gliedkirchen, intensiv im Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR mitzuarbeiten. Sie fordert sie auf zu überlegen, welche Aufgaben sie an den Bund delegieren können. Insbesondere muß an eine Zusammenfassung und Rationalisierung bestimmter Verwaltungsaufgaben gedacht werden.

Die Vereinigte Kirche ihrerseits ist gewillt, Überschneidungen und Doppelarbeit zu vermeiden. Sie ist bereit, ihre Gremien daraufhin zu überprüfen, welche Aufgaben an den Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR delegiert werden können. Zu denken ist dabei z. B. an Arbeiten auf dem Gebiet Ökumene und Mission sowie Gemeindeaufbau. Der Publizistische Ausschuß der Vereinigten Kirche hat mit Zustimmung der Kirchenleitung bereits vorgeschlagen, daß er seine Arbeit einstellt, sofern seine Aufgaben künftig von den Organen des Bundes wahrgenommen werden.

III. Mit dem Ziel, eine Kirchengemeinschaft zu erlangen, die über den bisher unter den Kirchen in der DDR erreichten Grad der Gemeinschaft hinausgeht, wird sich die Vereinigte Kirche um verbindliche Lehrgespräche mit der Evangelischen Kirche der Union bemühen. Diese Lehrgespräche sollen auf die gegenwärtige Situation der Verkündigung aller evangelischen Kirchen ausgerichtet sein.

Als Thema schlägt die Generalsynode vor: *„Wie verkündigen wir heute die Rechtfertigung?“*

Dabei sollten folgende Aspekte mitbedacht werden:

„Wie reden wir recht von Gott?“

„Was ergibt sich aus der Menschwerdung Gottes für das Sein und Handeln der Kirche?“

„Wie verstehen wir Gottes Handeln in der Welt (Zwei-Reiche-Lehre und Königsherrschaft Christi)?“

Die Generalsynode bittet die Kirchenleitung, unter Mitwirkung der Generalsynode eine Kommission für das Lehrgespräch zu berufen und sich um den Beginn des Gespräches noch in diesem Jahr zu bemühen. Die Kommission soll der Generalsynode regelmäßig berichten.

IV. Die Generalsynode bittet die Kirchenleitung, einen ständigen Ausschuß zur Intensivierung der kirchlichen Gemeinschaft zu bilden, der zur Hälfte aus Mitgliedern der Generalsynode besteht.

Er hat folgenden Auftrag:

a) Vorschläge für die Zusammenarbeit der Vereinigten Kirche mit dem Bund der Evangelischen Kirchen zu machen und eine Delegierung von Aufgaben an dessen Organe zu überlegen;

b) die spezifischen Aufgaben der Vereinigten Kirche im Rahmen der Gemeinschaft der Kirchen in der DDR zu bedenken;

c) die Landessynoden ihrer Gliedkirchen zu einer Koordinierung ihrer Arbeit anzuregen;

d) die gesamtkirchlichen Dienste zu beschreiben, die von der Vereinigten Kirche in der DDR für ihre Gliedkirchen verantwortlich wahrgenommen werden können. Dazu gehören vor allem eine gemeinsame theologische Arbeit, die Verantwortung für das Theologische Seminar Leipzig, der Austausch von Kandidaten der Predigerseminare und die Weiterbildung der Pfarrer.

Der Ausschuß hat der Generalsynode regelmäßig zu berichten.

b) Kirchenleitung und Bischofskonferenz

Während die Beratungen der Kirchenleitung der Diagnose der gemeinsamen Urteilsbildung und der Beschlußfassung über die zahlreichen Fragen des gemeindlichen und kirchlichen Lebens in Deutschland und in der Ökumene dienten, widmete sich die Bischofskonferenz den zentralen theologischen und kirchlichen Gesamtaspekten unter starker Konzentration auf die Fragen von Lehre und Verkündigung. Die wachsende Säkularisierung, die Ost-West-Situation und die Unruhe in der Jugend spielten dabei eine dominierende Rolle. In diesem Bericht können nur etliche der behandelten Problemkreise festgehalten werden.

Zur theologischen und kirchlichen Situation

Angesichts einer weitgehenden Unsicherheit über die Autorität der Heiligen Schrift befaßte sich die Bischofskonferenz kontinuierlich mit dem Verhältnis von Theologie und Kirche und dem Verhältnis von wissenschaftlicher Theologie und Gemeindefrömmigkeit. Sie führte dazu mehrere Gespräche mit theologischen Hochschullehrern und Vertretern neuerer kirchlicher Arbeitsgebiete.

Am 24. bis 26. April 1961 beriet die Bischofskonferenz zusammen mit Mitgliedern des Theologischen Ausschusses und Vertretern der Fakultäten über die Situation der neutestamentlichen Forschung. Prof. D. Eduard Lohse referierte über „Die Frage nach dem historischen Jesus in der gegenwärtigen neutestamentlichen Forschung“ und Prof. D. Dr. Walter Künneth über „Die Begegnung der Christologie mit der existentialistischen Jesus-Forschung – Was heißt an Jesus glauben?“ Es bestand Einmütigkeit darin, daß das Neue Testament das Buch der Kirche ist und deshalb die theologische Forschung in den Dienst der Verkündigung der frohen Botschaft von Jesus Christus stellt. Die Bischofskonferenz sprach sich für die Förderung einer stärkeren Zusammenarbeit zwischen Kirchenleitungen und theologischen Fakultäten aus.

Die Bemühungen der Bischofskonferenz wurden in einem gemeinsamen Gespräch zwischen Bischöfen und führenden Vertretern der theologischen Wissenschaft am 10. Oktober 1962 fortgesetzt. Prof. Dr. Dr. Hans Conzelmann und Bischof D. Heinrich Meyer referierten über „Die gemeinsame Verantwortung der Bischöfe und theologischen Lehrer für die Verkündigung der Kirche“ (s. Lutherische Monatshefte, 1962, Heft 11; sowie den Aufsatz von Landesbischof D. Dr. Hanns Lilje „Zum Verhältnis von Theologie und Kirche“, Lutherische Monatshefte, 1963, Heft 1). Als Hindernisse für eine sachgemäße theologische Auseinandersetzung wurden vorschnelle Kategorisierungen, persönliche Empfindsamkeiten und der auch in der Theologie üblich gewordene Gebrauch von bloßen Schlagwörtern bezeichnet. Der hervorragende Verlauf des Gespräches führte zu dem Beschluß, derartige Begegnungen zu wiederholen.

Am 7. Januar 1965 führte die Bischofskonferenz ein Gespräch mit Studentenfarrern aus der Bundesrepublik und aus der DDR. Einführende Referate wurden über die „Studiensituation in der sozialistischen Gesellschaft der DDR“ und über „Möglichkeiten missionierender Gemeinden unter Studenten der DDR“ gehalten. Der Generalsekretär der ESGiD, Heiko Rohrbach, referierte über „Die

Stellung des Studenten an den Hochschulen und in der Gesellschaft der Bundesrepublik“ und Helmut Eichelin als Vorsitzender der Studentenpfarrerkonferenz über „Anfragen der Biochemie an den Glauben“. Die Aussprache konzentrierte sich auf die Situation der Studenten und die Schwierigkeit, zu einer begründeten Orientierung in der stark spezialisierten pluralistischen Gesellschaft zu kommen, auf die Beziehungen zwischen Studentenpfarrern und Studenten auf der einen, zur übrigen Pfarrerschaft sowie zur Kirche auf der anderen Seite, auf die Frage nach der Predigt sowohl aus der Vollmacht des Auftrages wie auch aus der Solidarität des Fragens heraus und schließlich nach dem verantwortlichen Umgang mit der Heiligen Schrift. In dem Gespräch ging es vor allem um die Notwendigkeit, daß sich auch die Studentengemeinden des Kontextes ihrer Sonderaufgaben im Rahmen einer Gesamtökonomie der Kirche bewußt bleiben.

Am 8. März 1966 traf sich die Bischofskonferenz mit Industrie- und Sozialpfarrern aus den lutherischen Kirchen in der Bundesrepublik. Diese legten das Ergebnis ihrer Vorarbeiten in vier Thesen vor:

1. Die Industrialisierung der Arbeitswelt bedeutet mehr als Technisierung und Organisation von Arbeitsmitteln und Arbeitskräften. Sie hat tiefe Auswirkungen auf das Denken und Handeln der Menschen (Trennung von Wohnort und Arbeitsstätte, Arbeitsteilung, Gruppenschicksale, Rationalisierung, Mobilität usw.).

2. Trotz vermehrter Freizeit wird auch in Zukunft die gegenseitige Abhängigkeit von Arbeit und Freizeit bestehen bleiben. Darum ist die vielfach geäußerte Meinung, daß sich bei zunehmender Freizeit der Dienst der Kirche ausschließlich auf den Freizeitraum konzentrieren solle, abzulehnen.

3. In der modernen Massengesellschaft steht der einzelne in einem Beziehungsgeflecht von individuellen und kollektiven Interessen. Daher vollzieht sich personales Handeln stets in Korrespondenz zu Gruppen- und Verbandsentscheidungen. Es gilt darum, eine Ethik der Interessen- und Verbands-Gesellschaften zu entwickeln, da hier individuell-ethische Kategorien nicht ausreichen.

4. Die offene mobile und dynamische Gesellschaft ist in einem ständigen Strukturwandel begriffen. Um diese Entwicklung unter Kontrolle zu halten, bedarf es der kooperativen Verantwortung aller Gruppen und Verbände sowie der einzelnen in ihnen. An dieser Verantwortung sind auch die Christen beteiligt. Die Kirche hat diesen Prozeß zu erkennen und in Partnerschaft mit den weltlichen Verbänden verantwortlich zu gestalten.

Die Erkenntnisse des Gesprächs wurden folgendermaßen zusammengefaßt:

a) Die Arbeit der Sozial- und Industriepfarrer bemüht sich um die Menschen in den Industriebetrieben aller Größenordnungen und will Hilfe bei den sich hier ergebenden Problemen leisten. Diese Arbeit wird von den Arbeitgebern und -nehmern sowie von den Gewerkschaften weithin anerkannt und gewünscht. Den Kirchengemeinden muß sie dagegen noch mehr bewußt gemacht werden. Allerdings kann sie zum großen Teile nur übergemeindlich getan werden, weil die Arbeitsbereiche und Aufgabenstellungen über die Grenzen der Pfarchien hinausgehen.

b) Die Arbeit der Sozialpfarrer ist noch sehr stark in der Entwicklung begriffen. Diese Entwicklung ist mitbedingt durch die ständigen Strukturveränderungen in der Industrie und die verschiedenen Industriestrukturen in den einzelnen Landeskirchen. Das sich hieraus ergebende sehr unterschiedliche Bild der Arbeit muß positiv gewertet werden. Jede vorschnelle Schematisierung schadet der Arbeit. Um so wichtiger ist eine grundsätzliche theologische Durchdringung der Arbeit, die aber von den einzelnen Sozialpfarrern im allgemeinen nicht geleistet werden kann.

c) Die Sozialpfarrer haben es mit der gesamten Arbeitswelt und ihren Problemen zu tun. Notwendigerweise liegt ein Schwerpunkt ihrer Arbeit bei den größeren Industriewerken und in der Zusammenarbeit mit Führungskräften und Betriebsräten. Die Sozialarbeit gerät dadurch manchmal in den Verdacht, ihre Aufgabe am Arbeiter aus dem Auge zu verlieren. Dieser Verdacht ist aber nicht berechtigt, da gerade diese Aufgabe in den verschiedensten Veranstaltungen sehr ernst genommen wird. Auch sie kann jedoch sinnvoll nur dann erfüllt werden, wenn die Verbindung mit den Ortsgemeinden und Kirchenkreisen in steigendem Maße vertieft wird.

d) Die Sozialpfarrer haben für die Bearbeitung sozialer Probleme in der Industriewelt die ständige Beratung durch Fachleute nötig, damit sie die richtigen theologischen Hilfen geben können. Nur dann ist auch das erforderliche seelsorgerliche Engagement möglich.

e) Die Zusammenarbeit mit Pfarrern und Laien aus der DDR, die in einer der westlichen kirchlichen Sozialarbeit vergleichbaren Arbeit stehen, zeigt, daß in beiden Teilen Deutschlands weithin die gleichen persönlichen und Sachprobleme vorliegen.

f) Der Kirche obliegt die dringliche Pflicht, hinter der Sozial- und Industriearbeit ihrer Pfarrer und deren Mitarbeiter als einem bedeutsamen Teil der Arbeit der Kirche im heutigen industriellen Zeitalter zu stehen und die notwendigen personellen und sachlichen Vorbedingungen für einen möglichst umfassenden Dienst der kirchlichen Sozial- und Industriearbeit zu schaffen.

In ihrer Sitzung am 19. Oktober 1966 ließ sich die Bischofskonferenz in einem weiteren Gespräch mit den Landesjugendpfarrern über die Weiterarbeit an den Beschlüssen der Nürnberger Generalsynode über die kirchliche Jugendarbeit unterrichten.

Die Klausurtagung der Bischofskonferenz vom 11. bis 18. Januar 1967 in Schloß Kranzbach hob sich von den sonstigen Sitzungen durch ihre Dauer und die Konzentration auf ein Thema ab: die „Auseinandersetzung mit der Bibel“. Das Gespräch wurde durch Auslegungen von Auferstehungstexten und von Schriftabschnitten, die den kosmischen Christus bezeugen, eingeleitet. Folgende Grundsatzreferate wurden gehalten: Die Theologie der existentialen Interpretation mit Blick auf die Lehre von der Rechtfertigung (Landesbischof D. Dr. Hanns Lilje); Säkularismus – Über die These: ‚Gott ist tot‘ und ‚Gott ist Chiffre für Mitmenschlichkeit‘ (Bischof D. Hans-Otto Wölber); Die theologische Relevanz der historisch-kritischen Methode – Die Bedeutung der biblischen Aussagen über Zeit und Geschichte (Bischof Prof. D. Heinrich Meyer). Bibelauslegungen, Referate und ein Bericht über den Gesprächsgang sind unter dem Titel „Kranzbacher Gespräch“ (Lutherisches Verlagshaus) veröffentlicht worden. Der aktuelle Hintergrund des Gesprächs stand der Bischofskonferenz in den zahlreichen, täglich einlaufenden Briefen beunruhigter Gemeindeglieder vor Augen. Ferner lagen der Bischofskonferenz Voten von Hochschullehrern und eine umfangreiche Denkschrift der Bekenntnisbewegung „Kein anderes Evangelium“ vor. Zum Abschluß beschloß die Bischofskonferenz die folgende „Erklärung zum Streit um die Bibel“ vom 18. Januar 1967:

1. Die gegenwärtigen Auseinandersetzungen um die Bibel sind uns ein Zeichen dafür, daß die Kirche lebt. „Wenn ich diese Tumulte nicht wahrnehme“, schreibt Martin Luther, „würde ich nicht glauben, daß das Wort Gottes in der Welt wirksam ist.“ Die Botschaft von Jesus Christus muß stets neu gesagt und ausgelegt werden. Wo Gottes Geist so am Werke ist, geht es nicht ohne Unruhe.

2. Die Bibel sagt, daß Gott in Jesus Christus Mensch wurde. Er gab sich ganz in die Hand der Menschen. Er setzte sich ihren Fragen, ihrem Zweifel und ihrem Nein aus. Er ließ sich kreuzigen. Dem entspricht es, daß er sich in der Bibel durch Menschen bezeugen läßt. Er gibt uns damit Freiheit und Auftrag, das biblische Zeugnis auch mit allen wissenschaftlichen Hilfsmitteln sorgfältig zu hören und zu prüfen. Gottes Wort in Menschenmund – diese Spannung müssen wir im Umgang mit der Bibel aushalten. Das bedeutet nicht nur Anfechtung, sondern auch Reichtum.

3. Um der Wahrheit willen bedarf die Auslegung der Bibel der historisch-wissenschaftlichen Forschung. Diese erschließt uns immer neu die Tiefe der Geschichte Gottes mit den Menschen. Sie kann aber ihre Aufgabe nur erfüllen, wenn sie sich ihrer Grenzen bewußt ist. Forschungsmethoden wandeln sich. Keine Methode kann zureichend und endgültig sein. Jede wissenschaftliche Forschung arbeitet mit bestimmten Voraussetzungen. Davon sind auch ihre Ergebnisse abhängig. Weil sich aber das Zeugnis der Bibel nur dem Glauben erschließt, bedürfen wir auch bei ihrer theologisch-wissenschaftlichen Erforschung des Heiligen Geistes. Gott, der uns die Vernunft gegeben hat, ist größer als alle menschliche Vernunft.

4. In unserer Welt, die sich aus sich selbst zu verstehen sucht, ist es nicht leicht, von Gott zu reden. Wir teilen die Not derer, die nach der Erfahrung Gottes in der menschlichen Existenz fragen. Wir Christen sind an der Entleerung des Namens Gottes mitschuldig. In der heutigen Verwirrung richten wir unseren Blick auf Jesus Christus. Er ist mehr als ein außergewöhnlicher Mensch; in ihm begibt sich Gott selbst hinein in das Dunkel des Lebens. Der Gekreuzigte ist mehr als ein Vorbild der Mitmenschlichkeit; er heilt die Welt und versöhnt uns mit Gott. Durch seine Auferweckung lebt er nicht wie ein Dichter in seinem Werk weiter; in seinem Wort und Sakrament ist er als der Lebendige persönlich gegenwärtig. Er erlaubt uns, zuversichtlich zu beten. Es kommt der Tag, an dem er seine Herrlichkeit enthüllt und uns in einem neuen Himmel und einer neuen Erde Anteil an seinem Leben schenkt. Das glauben und bekennen wir, daran halten wir uns im Leben und im Sterben.

5. Gott treibt sein Werk so, daß er sich dabei seiner Gemeinde und ihrer vielfältigen Gaben bedient. Wir danken allen, die um die Lauterkeit des Evangeliums ringen, wenn sie forschen und lehren, predigen und das Evangelium im Alltag bezeugen. Wir warnen vor falschem, vorschnellem Richten übereinander und bitten zugleich mit Ernst, die Wahrheit des Evangeliums nicht zu verfälschen und zu verkürzen. Wir ermutigen alle Gemeindeglieder, regelmäßig in der Schrift zu forschen. Wir bitten unsere theologischen Lehrer und Pfarrer, daß sie die Gemeinde stärken und einen. Rechte Theologie erweist sich darin, daß sie uns hilft, treuer zu beten, mutiger zu bekennen und gehorsamer zu lieben

Vom 30. September bis 4. Oktober 1968 trat die Bischofskonferenz auf der Insel Reichenau zu einer zweiten Klausurtagung zusammen. Unter dem Gesamthema „Schrift – Bekenntnis – Lehrautorität“ beriet sie über Bedeutung und Stellung des Bekenntnisses. Die Bibelauslegungen gingen von neutestamentlichen Bekenntnisformeln aus. Folgende Grundsatzreferate wurden gehalten: Die Relevanz des formulierten Bekenntnisses für die Predigt im Neuen Testament (Landesbischof Dr. Gerhard Heintze); Zwischen Lehrsatzlichkeit und Willkür – Die lutherischen Bekenntnisschriften und der Diener am Wort Gottes (Landesbischof D. Hermann Dietzfelbinger); Das Bekenntnis der Väter fordert unser Bekenntnis (Bischof Prof. D. Heinrich Meyer); Die ökumenische Dimension der lutherischen Bekenntnisschriften (Landesbischof D. Dr. Hanns Lilje). Auch über diese Klausurtagung liegt eine Dokumentation unter dem Titel „Reichenauer Gespräch“ (Lutherisches Verlagshaus) vor. In der als Ergebnis des Gespräches

veröffentlichten Erklärung wird die ökumenische Dimension des Bekenntnisses und die Notwendigkeit der neuen Formulierung herausgestellt. Damit wurde auch eine Abgrenzung gegen Bekenntnisfundamentalismus und konfessionelle Engführung vorgenommen. Die Erklärung zu „Schrift – Bekenntnis – Lehrautorität“ vom 31. Oktober 1968 hat folgenden Wortlaut:

Viele Menschen innerhalb und außerhalb der Gemeinde sind ratlos, wenn von Bekenntnis und Verkündigung der Kirche die Rede ist. Sie erwarten mit Recht, daß die Kirche unmißverständlich sagt, was sie bekennt und lehrt.

Die einen sind in Sorge, daß die Verkündigung die Kraft verliert, Glauben zu wecken, wenn sie sich in gesetzlichem Mißverständnis an Bekenntnisformeln vergangener Zeiten bindet. Die anderen befürchten, daß die Kirche das ihr anvertraute Evangelium preisgibt, wenn sie es dem ständigen Wandel verschiedenartigster Deutungen unterworfen sein läßt.

Wir teilen als Bischöfe diese Sorgen. Die Anfechtung ist ständige Begleiterin des Glaubens. Es gehört Mut dazu, in den Anfechtungen Geduld zu üben. Dazu brauchen wir alle die gegenseitige Hilfe.

1.

Die Christenheit hat von Anfang an mit unterschiedlichen Worten und Begriffen das rechte Bekenntnis zu Jesus Christus als dem gekreuzigten und auferstandenen Herrn auszusprechen versucht. Zur beständigen Weitergabe der Botschaft gehören die immer neue Auslegung des Evangeliums und das immer neue Bekenntnis. Wie Gott Jesus von Nazareth in die Mitte der Geschichte gestellt hat, so ist auch das Bekenntnis geschichtliche Antwort der Menschen. Was heute verstanden wird, muß morgen neu gesagt werden, um verstanden zu werden. Der Wandel der Worte und Begriffe braucht uns nicht zu verwirren. Er ist ein Zeichen dafür, daß sich der Glaube auch in wechselnden Denkformen auszudrücken vermag.

2.

Dennoch gibt es seit dem ersten Pfingsten in der Vielgestaltigkeit des Bekennens in vielen Sprachen, an vielen Orten, durch die Generationen und die Völker eine Einheit. Sie ist begründet in dem, was Gott in Jesus Christus an der Welt und für die Welt getan hat, wie es die ganze Schrift Alten und Neuen Testaments bezeugt. Im Hören auf die Schrift vertraut die Kirche darauf, daß Gott selbst sie durch seinen Geist aus der Zerrissenheit zusammenführt und in der Einheit des Glaubens an Jesus Christus erhält.

3.

Wir wissen, wie schwer es heute vielen fällt – auch solchen, die gern Christen sein möchten –, in die Bekenntnisformulierungen vergangener Zeiten einzustimmen. Wir dürfen uns trotzdem nicht über die uns von den Vätern überlieferten Bekenntnisse hinwegsetzen. Sie erwiesen sich als geschichtlich notwendige Antwort im Glauben und sind Ausdruck der Einheit der Kirche über die Zeiten. Recht verstanden sind sie eine Hilfe für das uns aufgetragene Bekennen. Vor allem erinnern sie ständig daran, daß der Glaube der Christenheit weiter und reicher ist, als es der einzelne jeweils in seinem persönlichen Bekenntnis zu formulieren vermag.

Im Festhalten an den *altkirchlichen Bekenntnissen* wissen wir uns mit der ganzen Christenheit über die Grenzen von Konfessionen und Generationen hinweg verbunden. Sie sind für uns darum trotz mancher Verstehensschwierigkeiten ein unaufgebbares ökumenisches Bindeglied.

Auch die *lutherischen Bekenntnisschriften*, in denen sich das Geschehen der Reformation niedergeschlagen hat, sind ökumenisches Zeugnis und kein konfessionelles Sonder-

bekenntnis. Sie wollen das reformatorische Zeugnis für die ganze Christenheit zu Gehör bringen. Sie sind mit dem Entstehen der lutherischen Kirche untrennbar verbunden. Aber sie beanspruchen Autorität nicht für sich selber, sondern wollen für alle Christen Wegweiser zur Mitte der in der Schrift bezeugten Offenbarung Gottes in Jesus Christus sein. Vor allem bleibt für die ganze Christenheit die zentrale Botschaft von Rechtfertigung und Versöhnung maßgebend, so sehr wir uns um ihre rechte Übersetzung in die Sprache unserer Zeit mühen müssen.

Über dem Erbe, das uns mit den historischen Bekenntnissen anvertraut ist, vergessen wir nicht, wie viele *weitere Zeugnisse* aus der vergangenen und gegenwärtigen Geschichte der Christenheit gleichfalls Hilfe zum Bekennen gegeben haben.

4.

Die Bekenntnisse der Väter fordern in jeweils neuer geschichtlicher Situation zu neuem Bekennen heraus. Eine bloße Rezitation der Bekenntnisschriften genügt nicht. Jedes Bekenntnis bleibt Stückwerk und kann mißverstanden werden. Trotzdem ist von uns das Wagnis des aktuellen Bekenkens gefordert.

Die Fronten, an denen der christliche Glaube heute bedroht und angefochten ist, sind zum Teil schon klar erkennbar. An anderen Stellen ist die Tiefe der Bedrohung noch nicht deutlich zu erfassen.

Heute gilt es, das Bekenntnis zur Barmherzigkeit Gottes in Jesus Christus neu und präzise auszusprechen

angesichts der Wissenschaftsgläubigkeit eines dogmatisch proklamierten Immanenzdenkens, das die wahrnehmbare Welt zur einzigen Wirklichkeit erklärt;

angesichts des theoretischen und praktischen Atheismus, der die Welt und die Menschen mit sich selbst allein läßt und sie ihres Gegenübers beraubt;

angesichts aller verzweifelten oder überheblichen Versuche, sich selbst zu rechtfertigen und die Wirklichkeit von Sünde und Vergebung zu vergessen;

angesichts eines Institutionalismus – auch in der Kirche –, der die Vorläufigkeit aller irdischen Institutionen leugnet;

angesichts aller Passivität von Christen, die nicht verstehen wollen, daß der Glaube den verantwortlichen Dienst an der Welt einschließt;

angesichts eines kirchlichen Aktivismus, der einer neuen Form von Werkgerechtigkeit zu verfallen droht.

5.

Das Bekenntnis erinnert die Kirche an ihre Verpflichtung, über ihre Lehre verantwortlich zu wachen. Sie darf dabei nicht den weltweiten ökumenischen Horizont und ihre Katholizität vergessen. Selbst im polemischen Ringen um die bessere Erkenntnis der einen Wahrheit soll jeder merken, daß die ganze Christenheit gemeint ist und wir nicht konfessionelle Selbstbehauptung betreiben.

Träger dieser Lehrverantwortung sind alle Glieder der Kirche.

Um dieser Verantwortung willen

wachen die Bischöfe und Kirchenleitungen darüber, daß weder Lehrgesetzlichkeit noch Willkür das Handeln der Kirche bestimmen;

bedenken theologische Lehrer, daß die Gemeinde der Theologie bedarf, aber auch umgekehrt die theologische Forschung nicht ohne die Gemeinde und ihr Bekenntnis getrieben werden kann;

bleiben sich Pfarrer und Kirchenvorsteher dessen bewußt, daß es zur Gabe und Aufgabe jedes Christen gehört, die Lehre der Kirche vor Verfälschung zu bewahren und in der Begegnung mit den Problemen des Lebens und der Welt ihren Herrn zu bezeugen.

Diese Lehrverantwortung wird dadurch wahrgenommen, daß in einer konkreten Situation das Bekenntnis neu ausgesprochen wird. Deshalb ermutigen wir alle, die Ver-

antwortung für Bekenntnis und Lehre der Kirche tragen, an einer neuen Formulierung des Bekenntnisses der Kirche intensiv zu arbeiten.

6.

Keiner kann Jesus Christus vor der Welt bekennen, der nicht zugleich Gott um Vergebung der eigenen Schuld zu bitten und für die Erfahrung von Gottes Güte und Barmherzigkeit zu danken weiß. Nach biblischem Verständnis gehören im Bekennen das Sündenbekenntnis, der Lobpreis Gottes und die Bezeugung des Evangeliums vor der Welt durch Wort und Tat untrennbar zusammen. Wo eins davon fehlt, wird das Bekenntnis im ganzen verfälscht. Der Versuch, bekennnistreu zu sein, führt oft in Starrheit und Engherzigkeit. Der Versuch, neu zu bekennen, läßt leicht in falsche, willkürliche Nachgiebigkeit verfallen. Wir bleiben vor beiden Abwegen bewahrt, wenn wir in der ganzen Fülle des Bekenntnisses bleiben, in der sich das Bekenntnis der Schuld und das Lob Gottes verbinden.

Bereits in ihrer Sitzung vom 12. Oktober 1965 hatte sich die Bischofskonferenz mit der Frage der Lehrautorität und des Verständnisses des Bischofsamtes befaßt. Unter dem Thema „Lutherisches Bischofsamt heute“ referierten Landesbischof D. Gottfried Noth und Landesbischof D. Hermann Dietzfelbinger (das letztere Referat wurde veröffentlicht: Lutherische Monatshefte, 1966, Heft 2). Folgende Aspekte wurden in der Aussprache herausgestellt:

1. Das Bischofsamt ist nicht in einem *jus divinum* begründet, sondern geschichtlich abzuleiten und dementsprechend nach den jeweiligen geistlichen Bedürfnissen des Volkes Gottes zu ordnen.

2. Das Bischofsamt ist gegen das röm.-kath. Visibilitätsverständnis, das einer *theologia gloriae* entspringt, ebenso abzugrenzen, wie gegen ein weltliches Führerverständnis, das am reformatorischen „*non vi sed verbo*“ vorbeigeht.

3. Das Bischofsamt besitzt gegenüber dem Pastorenamt dogmatisch gesehen keine Eigenqualität, sondern ist unter dogmatischem Gesichtspunkt eine Zweckmäßigkeitsinstitution. Doch unterscheidet es sich vom Amt des Pastoren insofern, als von seinem Träger über die Aufgabe der Pastoren hinaus die „Lehrfähigkeit“ im Sinne der Fähigkeit zum „Lehre urteilen – Irrlehre verurteilen“ (Lehrautorität und *theologia applicata*), die Befähigung zur „repräsentatio“ als Stimme der Kirche im Spiel der politischen und gesellschaftlichen Öffentlichkeitsmächte und das „charisma kyberneseos“ als Fähigkeit zu stellvertretendem Denken auch im Sinne der „Vorausschau“ mit praktischen Folgerungen für anstehende nächste Schritte auf dem Weg der Kirche als dem wandernden Gottesvolk in dieser Welt gefordert wird.

4. Die „Überschaubarkeit“ des Bischofssprengels ist weniger eine Frage nach der numerischen Größe eines Sprengels als vielmehr eine solche nach dem Inhalt des Bischofsamtes und der Aufgliederung bzw. Delegation bischöflicher Funktionen auf andere Amtsträger.

Die neuen Impulse, die von den Tagungen der Generalsynode in Augsburg und Tutzing im Jahre 1969 ausgingen, wurden aus Kreisen der „Kirchlichen Sammlung“ als eine Preisgabe des lutherischen Bekenntnisses gewertet. Die Kirchenleitung führte darum am 15. November 1969 ein Gespräch mit Vertretern der Kirchlichen Sammlung. Bischof D. Hans-Otto Wölber gab folgende Gesprächszusammenfassung:

1. Wir wollen beim Ringen um den Weg des deutschen Protestantismus keine Trennungen und keine neuen Spaltungen. Warnungen sind nötig, aber ebenso wichtig ist die

konstruktive Hilfe. Es gibt eine gemeinsame Not der Kirche. Wir alle bedürfen des Heiligen Geistes und der Brüder ohne Unterschied.

2. Auch wir sind der Überzeugung, daß wir es mit Bewegungen zu tun haben, die uns mit dem Problem der Häresie konfrontieren. Die Modalitäten der Entscheidung können aber nicht einfach aus den bestehenden Gesetzen (etwa dem Lehrzuchtgesetz) abgelesen werden. Nur das intensive, nicht abreißende Gespräch führt zwischen Lehrge-setzlichkeit und Willkür hindurch.

3. Was in den Kirchenleitungen ständig an konstruktiven Gesprächen mit Gruppen und mit einzelnen geschieht, darf nicht unterbewertet werden.

Man kann nicht nur auf die Irritationen, sondern muß auch auf die Orientierungshilfen sehen, die gegeben werden (hingewiesen wurde unter anderem auf die Kranz-bacher und die Reichenauer Erklärung der Bischöfe, auf die Leitsätze des Theologischen Ausschusses und das Pfarrergesetz).

4. Es ist deutlich geworden, daß auch die Kirchliche Sammlung ihre Probleme hat.

Da bei der Kirchlichen Sammlung gesetzliche Glaubenserkenntnis eine latente Gefahr ist, haben auch wir Fragen an die Sammlung.

5. In der heutigen Auseinandersetzung kann man nur nach der alten Formel „sine vi, sed verbo“ handeln.

Für die Kirche ist es eine Tragödie, daß sich das Problem der Scheidung nicht selten im Zusammenhang mit der jungen Generation stellt. Vorschnelle und abschließende Ur-teile über junge Theologen gehen an der Tatsache vorbei, daß es in jeder Lebensge-schichte eine Entwicklung gibt. Die Toleranz muß sich heute im Umgang mit der jungen Generation ständig neu bewähren.

6. Wir sollten uns gegenseitig bis an die äußerste Grenze abnehmen, daß jeder an Schrift und Bekenntnis orientiert sein will. Sicher müssen wir einander fragen, dürfen uns aber nicht gegenseitig die Basis entziehen.

Abendmahlsgespräch in der EKD

Als Antwort auf die Stellungnahme des Theologischen Ausschusses der Vereinig-ten Kirche vom 11. bis 12. September 1959 waren von den Unterzeichnern der Arnoldshainer Konferenz „Erläuterungen zu den Arnoldshainer Thesen“ ver-faßt und vom Rat der EKD im Februar 1962 veröffentlicht worden. In ihrer Sitzung am 14. bis 15. Juni 1962 würdigte die Bischofskonferenz nach einer ein-gehenden Analyse der „Erläuterungen“ die geistliche Bedeutung der an die Abendmahlsfrage verwendeten Arbeit innerhalb der EKD. Sie brachte für die Vereinigte Kirche die Bereitschaft zum Ausdruck, sich an der Kommissionsarbeit über die praktischen Konsequenzen mit der gleichen Intensität zu beteiligen wie bisher. Mit der Interpretation sei insofern ein begrüßenswerter Fortschritt er-zielt, als der „Communio“-charakter, der eschatologische Aspekt und die Autori-tät der Heiligen Schrift als unabdingbare Voraussetzung theologischer Arbeit zum Ausdruck kommen. Es müsse gesichert sein, daß die Thesen in Zukunft nur zusammen mit den Erläuterungen abgedruckt werden, und zwar in der Weise, daß die Interpretation im Text am Ende jeder These eingefügt wird.

Die Berufung der Zweiten Abendmahlskommission führte zu einer erneuten Behandlung der Abendmahlsfrage in einer Sitzung der Bischofskonferenz am 25. Oktober 1963. Das Ergebnis wurde in folgenden Punkten zusammenge-faßt:

1. Die exegetisch-hermeneutische Problematik ist in den Arnoldshainer Abendmahls-thesen nicht abschließend gelöst. Das gilt besonders für den historischen Bezug der Stiftung, der nach dem lutherischen Bekenntnis der Diskussion nicht unterliegen kann.

2. In den weiteren Beratungen müßte das Gespräch abgestellt werden auf eine Unterscheidung zwischen Abendmahlszulassung einerseits und Abendmahlsgemeinschaft im Sinne der vollen Kirchengemeinschaft andererseits. Hierbei sollte die viel behutsamere Gesprächslage und dementsprechend auch sorgfältige Praxis in weiten Bereichen der Ökumene beachtet werden.

3. Den lutherischen Landeskirchen bleibt als Aufgabe, die Frage der vollen Abendmahlsgemeinschaft mit eindeutig lutherischen Gemeinden in Unionskirchen weiter zu klären.

Nachdem der Bericht der Zweiten Abendmahlskommission vorlag und vom Rat der EKD im Januar 1966 entgegengenommen war, ergab sich bei der Diskussion in den zuständigen Organen der Gliedkirchen und in den verschiedensten kirchlichen Arbeitskreisen, daß dem Anliegen des Vorschlages weithin zugestimmt und das Bemühen um eine großzügigere Abendmahlspraxis der bekenntnisverschiedenen Gliedkirchen untereinander bejaht wurde. Andererseits seien hinsichtlich der theologisch-dogmatischen und kirchenrechtlichen Auswirkungen des Vorschlages noch Fragen offen geblieben. Nach Verhandlungen in der Kirchenleitung und in der Bischofskonferenz setzte die Bischofskonferenz im Januar 1967 eine Kommission ein mit dem Auftrag, den Vorschlag der Zweiten Abendmahlskommission zu prüfen und einen Vorschlag zu erarbeiten, der die Zustimmung der Gliedkirchen finden kann.

Auf der Tagung der Generalsynode in Goslar im Mai 1967 appellierte Landesbischof D. Dr. Hanns Lilje an die Gliedkirchen der Vereinigten Kirche, einzeln oder in der Gemeinschaft der Vereinigten Kirche die Erklärung abzugeben, daß sie zur uneingeschränkten Zulassung der Angehörigen eines der in der EKD geltenden Bekenntnisses bereit seien. Der Appell des Leitenden Bischofs wurde auf beiden regionalen Tagungen durch eine Entschließung unterstützt. Die Kommission der Vereinigten Kirche legte der Bischofskonferenz und der Kirchenleitung folgenden Entwurf einer Erklärung der Gliedkirchen vor:

Evangelischen Christen, die einem der in Artikel 1 Absatz 1 der Grundordnung der Evangelischen Kirche in Deutschland genannten Bekenntnisse zugehören, steht in der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche ... der Zugang zum Heiligen Abendmahl, das sie in der ihrem Bekenntnis gemäßen Ordnung feiert, offen. Die seelsorgerliche Verantwortung der Pfarrer, die rechtliche Zugehörigkeit und die gliedkirchlichen Bestimmungen über die Kirchenzucht bleiben unberührt.

Die Synoden der Gliedkirchen der Vereinigten Kirche gaben entsprechende Erklärungen ab. In der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern wurde eine modifizierte Stellungnahme abgegeben, und zwar in der Weise, daß die Landes-synode einer Erklärung des Landesbischofs über die Teilnahme evangelischer Christen aus anderen Gliedkirchen an Abendmahlsfeiern in Bayern zustimmte.

Mit diesen Erklärungen wurde nach Auffassung der Vereinigten Kirche dem kirchlichen Leben und den gemeindlichen Erfordernissen, vor allem auch der Mobilität, voll Rechnung getragen. Darum, und nicht nur aus rechtlichen Gründen, wurde eine Änderung der Grundordnung der EKD, wie sie die Zweite Abendmahlskommission vorgeschlagen hatte, nicht für notwendig erachtet. Es

ist auch weiterhin Meinung der Vereinigten Kirche, daß weitere Schritte im Sinne voller Abendmahlsgemeinschaft von theologischen Lehrgesprächen, das heißt konkret dem lutherisch-reformierten Gespräch, abhängig sind. Im Gespräch über das auf volle Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft gerichtete Angebot der Arnoldshainer Konferenz wurde nicht nur auf den positiven Inhalt der von den Gliedkirchen der Vereinigten Kirche abgegebenen Erklärungen hingewiesen, sondern auch auf die Notwendigkeit, den Fragen der Abendmahlsverkündigung und der Abendmahlspraxis vorrangig Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Gespräch Vereinigte Kirche – Arnoldshainer Konferenz

Nachdem die Arnoldshainer Konferenz mit einem Schreiben vom 18. November 1968 den Gliedkirchen der EKD eine Ausarbeitung zur Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft vorgelegt hatte, kam es zunächst zu einer kritischen Diskussion über das eingeschlagene Verfahren. Die Kirchenleitung beauftragte den Theologischen Ausschuß, Gesichtspunkte für ein weiterführendes Gespräch zusammenzustellen. Im Frühjahr 1969 legt der Theologische Ausschuß der Kirchenleitung ein Arbeitsdokument zur Erörterung mit der Arnoldshainer Konferenz vor:

I.

Der Ausarbeitung der Arnoldshainer Konferenz kann in ihrer Sicht der gegenwärtigen theologischen und kirchlichen Lage in folgenden Punkten zugestimmt werden.

1. In der Verkündigung und im Leben der reformatorischen Kirchen kann im Vergleich mit dem Zeitalter des alt- und neuprotestantischen Konfessionsgegensatzes eine Annäherung festgestellt werden, die es oft schwer macht, den konfessionellen Charakter einer Kirche in ihren Lebensäußerungen zu erkennen. Hinzu kommt, daß die Wirksamkeit der theologischen Schulen Kirchen- und Konfessionsgrenzen übergreift und neuartige Übereinstimmungen und Richtungen im Denken der Theologen und Laien hervorgerufen hat.

2. Die Erklärung weist ferner mit Recht darauf hin, daß Mitglieder aller Gliedkirchen der EKD in jeder anderen Gliedkirche das volle Mitgliedschaftsrecht ohne förmliche Neuaufnahme erhalten, wenn sie ihren dauernden Wohnsitz dorthin verlegen. Diese Praxis wird von den Kirchen nicht nur stillschweigend geduldet, sondern sie ist kirchenrechtlich sanktioniert, wobei Gliedschaftsrecht und Territorialprinzip auf charakteristische Weise miteinander verknüpft sind. Diese durch unsere geschichtliche Herkunft bestimmte Praxis bedarf aber der theologischen Bewältigung.

3. Ungeachtet der herkömmlichen konfessionellen Gegensätze stehen die Kirchen in einer gemeinsamen Auseinandersetzung mit zeitgenössischen Erscheinungen, die mit dem Stichwort „Säkularismus“ bezeichnet werden können. Dieser Sachverhalt verlangt eine apologetische Konzentration auf die Grundlagen des christlichen Glaubens. Deshalb sollte, wie auch der Theologische Ausschuß der Arnoldshainer Konferenz fordert, „alles gemeinsam in Angriff genommen werden, was unter den gegenwärtigen Umständen schon gemeinsam geschehen kann“.

4. Die Spannung zwischen Absatz 1 und Absatz 2 von Artikel 1 der Grundordnung der EKD macht deutlich, daß der föderative Charakter der EKD diese nicht zu einem einfachen „Zweckverband“ macht, wie es noch der Kirchenbund von 1922 gewesen war. Die Spannung zwischen Kirchenbund und innerer Verbundenheit der bekennnisbestimmten Kirchen kritischer als bisher in den Blick zu bekommen und an ihrer

Überwindung zu arbeiten, gehört zu den Aufgaben, denen sich der deutsche Protestantismus heute zu stellen hat.

II.

Dennoch unterliegen die Lösungen, die die Ausarbeitung der Arnoldshainer Konferenz anbietet, ersten Bedenken.

5. Zunächst muß klar erkannt werden, daß die Grundordnung nicht auf eine immanente Fortentwicklung angelegt ist. Sie bringt die Spannung zwischen Verschiedenheiten im Bekenntnis auf der einen und vielen Gemeinsamkeiten auf der anderen Seite bewußt zum Ausdruck. Innerhalb ihres Rahmens besteht nicht die Möglichkeit, den „Kirchenbund“ allmählich in eine „Kirche“ umzuwandeln. Die Aussagen der Präambel stellen nicht den Versuch dar, ein gemeinsames Bekenntnis der EKD zu formulieren. Die Präambel bejaht weder einen consensus quinquasæcularis noch eine völlige Gemeinsamkeit in den Grundlagen der Reformation. Sie referiert vielmehr über die geistlichen und bekennismäßigen Grundlagen aller in der EKD vereinigten Gliedkirchen: die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments sowie die altkirchlichen symbola. In Absatz 3 wird deutlich ausgesprochen, daß sowohl für das Verständnis der Schrift als auch der altkirchlichen Bekenntnisse die unterschiedlichen Bekenntnisse der Reformationszeit maßgebend bleiben.

6. Das Arnoldshainer Dokument zielt offenbar darauf ab, daß die Ordnung der EKU im Blick auf die EKD als „Modell für die kirchliche Gemeinschaft trotz Bekenntnisverschiedenheit anerkannt werden“ solle.

Dieser Vorschlag enthält eine in sich zwiespältige Stellung zu den in den einzelnen Kirchen rezipierten Bekenntnissen.

a) Die Bekenntnisse werden dort als für die Kirchen verpflichtende Bezeugung des einen Evangeliums anerkannt, wo sie sich gegenüber der römisch-katholischen Kirche oder gegenüber den schwärmerischen Bewegungen abgrenzen.

b) Die Bekenntnisse werden dort als für die Kirchen nicht letztlich verpflichtende Schulmeinungen angesehen, wo sich lutherische und reformierte Bekenntnisse widersprechen.

Hinter dieser Position steht eine zweifache berechtigte Einsicht. Einerseits liegen nicht alle Bekenntnisaussagen auf derselben Ebene; die Gemeinschaft im Fundamentalen schließt die Unterschiede im Sekundären nicht aus. Zum anderen erscheint es möglich, „daß in einer neuen historischen Situation ein Bekenntnis-Konsensus gewonnen wird, ohne die Treue zu den geschichtlich einmal vollzogenen Lehrentscheidungen zu verletzen“ (Schauenburger Thesen). Dieser Konsensus müßte jedoch bewußt angestrebt und formuliert werden.

Das ist bisher für die EKU nicht geschehen. Deshalb ist es uns nicht möglich, die Ordnung der EKU als Modell für die kirchliche Einheit anzuerkennen. Indirekt bestätigen diese unsere Stellung auch die in These 4 ausdrücklich geforderten weiterführenden kirchlich-theologischen Lehrgespräche.

7. In der Ausarbeitung der Arnoldshainer Konferenz zeigt sich an vielen Stellen die Neigung, das äußerliche Zurücktreten konfessioneller Differenzen per se für eine Erledigung der in den reformatorischen Kontroversen ausgetragenen theologischen Probleme zu halten.

Gewiß kann nicht geleugnet werden, daß neue Fragestellungen, die über Konfessionsgrenzen hinaus die Kirchen gemeinsam angehen, eine Herausforderung zu neuem gemeinsamen Handeln und Bekennen bedeuten. Doch muß bedacht werden, daß jedes Handeln des Glaubens zur verantwortlichen Rechenschaft über seinen Grund auffordert. Es ist immer das besondere Anliegen des Luthertums (und auch der reformierten Kirchen), die in allem Leben insgeheim immer implizierte „Lehre“ herauszustellen und auf ihre Klärung zu dringen.

III.

Für die Lösung der aufgezeigten Probleme müssen folgende Überlegungen angestellt werden.

8. Die verbindliche Besinnung auf die (auch der Praxis innewohnende) Lehre, das Lehrgespräch, steht für lutherische Theologie immer mit am Anfang gemeinsamen Handelns. Nicht die Kooperation für sich, sondern erst der über ihren Grund und ihre Ziele hergestellte Konsensus kann erweisen, ob tatsächlich Gemeinschaft in einer Kirche besteht.

9. Im Kontext der modernen Gesellschaft modifizieren sich auch die konfessionellen Unterschiede und brechen in der Auseinandersetzung mit der Zeitproblematik nicht selten in anderer Gestalt wieder auf. Ihre gegenwärtige Bedeutung muß im Zusammenhang derjenigen Gesichtspunkte entfaltet werden, die im Gegenüber zu anderen Kirchentümern das Proprium des Lebensganzen einer Konfession darstellen. Ein Beispiel dafür wäre das unterschiedliche Selbstverständnis lutherischer und reformierter Kirchen in politischer Hinsicht. Hier würde der besondere lutherische Beitrag bedeuten, daß dem einzelnen Christen auf Grund der Rechtfertigungslehre und mit Hilfe des Interpretaments der „Zwei Regimente“ Freiheit zum Gebrauch seiner politischen Vernunft gegeben wird.

10. Ein interkonfessionelles Lehrgespräch sollte sich nicht nur auf die Aufarbeitung der klassischen Lehrdifferenzen konzentrieren, sondern auch auf die Frage nach eventuellen Unterschieden, die das Lebensganze einer Konfession bestimmen und die in den Lehrdifferenzen zum Ausdruck kommen, aber nicht in ihnen aufgehen. Dabei ist auch zu untersuchen, ob diese Unterschiede überhaupt kirchentrennend sind und ob in der neueren theologischen Entwicklung neue Differenzen aufgetreten sind, denen solche Unterschiede zugrunde liegen.

Ein Lehrgespräch hat sich darum zu bemühen, etwaige kirchentrennende Gegensätze von der Wurzel her zu beseitigen, was nicht durch Konsensformeln, sondern nur durch gemeinsam bejahte und gemeinsam interpretierte Lehre möglich ist.

11. Kirchliche Gemeinschaft beruht nach CA VII auf dem consensus de doctrina evangelii. Kann über das Evangelium der Rechtfertigung im Lehrgespräch Konsensus erreicht werden, dann ist es möglich, daß den verschiedenartigen Ausprägungen der Theologie und der äußeren Gestalt der Kirche, die nach CA VII zur Einheit „nicht notwendig“ sind, ihr eigenes geschichtliches Recht zuerkannt wird. Es erscheint dann denkbar, daß die Kirchen verschiedener reformatorischer Bekenntnisse, unbeschadet ihrer gewordenen Sondergestalt, einander wechselseitig anerkennen und gegenseitige Kirchengemeinschaft gewähren.

12. Die unter 2. erwähnte Gewährung des Mitgliedschaftsrechtes an neu Zuziehende ist geschichtlich nur von daher zu verstehen, daß sich die einzelnen reformatorischen Kirchen auf die CA als eine gemeinsame grundlegende Bekenntnisaussage bezogen wußten. Diese im einzelnen unterschiedliche Bindung an die CA bestimmt bis heute die Bekenntnisgrundlage fast aller Gliedkirchen der EKD. Deshalb erscheint es sachgemäß, wenn das Bemühen um die uneingeschränkte Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft im Bereich der EKD an die Tatsache anknüpft, daß in vielen Gliedkirchen die CA Leben, Lehre und Ordnung bestimmt.

13. Die im Arnoldshainer Dokument anvisierte Abendmahlsgemeinschaft muß als Ausdruck einer auf dem consensus de doctrina im hier dargelegten Sinn beruhenden Kirchengemeinschaft verstanden werden. Man darf dabei nicht außer acht lassen, daß auch schon vor Erreichen dieses Zieles eine Verstärkung der kirchlichen Zusammenarbeit möglich und notwendig ist.

Nach einem klärenden Gespräch, das am 30. Juli 1969 zwischen Vertretern der Vereinigten Kirche und der Arnoldshainer Konferenz geführt worden war,

richtete die Kirchenleitung am 24. September 1969 folgendes Schreiben an die Arnoldshainer Konferenz:

Wir begrüßen es, daß am 30. Juli 1969 ein Gespräch über die von der Arnoldshainer Konferenz vorgelegten Vorschläge zur Frage der Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft geführt werden konnte. Die Vereinigte Kirche hatte sich bereits vorher in Kontakt mit ihren Gliedkirchen sowohl in der Bischofskonferenz und in der Kirchenleitung als auch im Theologischen Ausschuß und in einer Rechtskommission mit den angeschnittenen Fragen eingehend befaßt. Da in dem Gespräch am 30. Juli von einzelnen gefragt wurde, ob die Dokumente nicht vielleicht schon überholt seien, möchten wir hier nur die entscheidenden Aspekte herausstellen. Wir haben uns erlaubt, in München ein Arbeitspapier des Theologischen Ausschusses der Vereinigten Kirche und eine Stellungnahme einer Rechtskommission zu überreichen, und meinen, daß die in diesen Dokumenten angesprochenen und die in München noch offengebliebenen Fragen weiterer Klärung bedürfen.

Mit der Arnoldshainer Konferenz sind wir der Überzeugung, daß die gegenwärtige Situation einer grundlegenden gemeinsamen Besinnung über Weg und Auftrag der Kirche dringend bedarf. Wir sollten uns dabei mit der in der EKD bereits gewachsenen Gemeinschaft nicht begnügen, sondern um ein höheres Maß von Gemeinschaft und von Verbindlichkeit im Zentralen der Verkündigung ringen. Jeder legitime Schritt auf diesem Wege findet unsere Unterstützung. Wir weisen darum nicht nur auf die Kranzbacher und Reichenauer Erklärung der Lutherischen Bischofskonferenz sowie die Entschließung der Generalsynode in Augsburg hin, sondern mit Dankbarkeit auch auf die Stellungnahme des Theologischen Ausschusses der Evangelischen Kirche der Union zum Verständnis des Todes Jesu.

Auf dem gemeinsamen Weg nehmen wir es uns, wie das Gespräch in München gezeigt hat, gegenseitig ab, daß unser Reden und Handeln von theologischer Überzeugung und vom Gewissen geleitet sind. Eine besondere Aufgabe scheint uns darin zu bestehen, beim gemeinsamen Handeln so sorgsam vorzugehen, daß es darüber nicht zu neuen Trennungen kommt.

Zweifellos gehört die Frage des Heiligen Abendmahls zu den Lebensfragen der Kirche. Die Gliedkirchen der Vereinigten Kirche haben mit ihrer erklärten Bereitschaft, alle zum Tisch des Herrn zuzulassen, die einem der in der EKD geltenden Bekenntnisse angehören, den Erfordernissen des heutigen Lebens Rechnung getragen. Von sehr viel höherer Bedeutung scheint uns aber die Aufgabe zu sein, in der Frage der Abendmahlsverkündigung und der Abendmahlspraxis hilfreiche Schritte zu tun. An einem elementaren Konsensus, z. B. über die Wirksamkeit der Gnadenmittel, zu arbeiten, halten wir für eine unverzichtbare Aufgabe. Darum legen wir auf die Fortführung des lutherisch-reformierten Gesprächs großen Wert. Wir hoffen, daß dabei die Abendmahlsfrage aus ihrer gegenwärtigen Isolierung befreit und in den großen reformatorischen Kontext hineingestellt werden kann.

Im Gespräch am 30. Juli 1969 spielte die Frage eine wesentliche Rolle, ob für Kirchengemeinschaft ein formuliertes gemeinsames Bekenntnis notwendig ist. Wir meinen, daß die Zeit gekommen ist, Leben und Lehre wieder stärker miteinander in Verbindung zu bringen, wenn die Kirche glaubwürdig bleiben und nicht einem bloßen Pragmatismus verfallen soll. Könnte und müßte nicht die uns verbindende Botschaft von der Rechtfertigung gemeinsam bekannt werden? Wir würden es für einen entscheidenden Schritt nach vorn halten, wenn wir in Anknüpfung an den gemeinsamen reformatorischen Ursprung und auf der Grundlage des Augsburgischen Bekenntnisses zu gemeinsamem Bekenntnis in der Gegenwart kämen, wie das auch die Generalsynode in Augsburg ausgesprochen hat. Die Augsburgische Konfession könnte in der heutigen Verwirrung zu einem Kristallisationspunkt auf dem Weg des deutschen Protestantismus werden. Die

Reichenauer Erklärung weist auf, daß wir nicht an eine historisierende und retrospektive Wiederholung von Sätzen denken, sondern an die Interpretation und Aktualisierung des reformatorischen Bekenntnisses.

Wir haben das Lutherische Kirchenamt beauftragt, mit der Verbindungsstelle der Arnoldshainer Konferenz Kontakt aufzunehmen, um Vorschläge für die weiteren Schritte abzusprechen.

In einem weiteren Gespräch zwischen Vertretern der Arnoldshainer Konferenz und Vertretern der Vereinigten Kirche wurde in voller Übereinstimmung beschlossen, gemeinsam eine theologische Erklärung zu den Herausforderungen der Zeit zu erarbeiten. Über diese für den künftigen Weg weitreichende Entscheidung wurde folgendes gemeinsame Communiqué veröffentlicht:

Eine gemeinsame theologische Erklärung zu den Herausforderungen der Zeit ist gegenwärtig vordringliche Aufgabe der Kirche. Der Schaden der Kirche könne nicht durch organisatorische Maßnahmen beseitigt werden, sondern nur durch intensive geistige und geistliche Klärung. Dies erklärten Vertreter der Arnoldshainer Konferenz und der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands in einem Gespräch, das unter dem gemeinsamen Vorsitz von Präses D. Joachim Beckmann und Bischof D. Hans-Otto Wölber am 22. Januar 1970 in Frankfurt geführt wurde. Die Teilnehmer waren sich darin einig, daß eine Aktualisierung des christlichen Glaubens, die an den gemeinsamen reformatorischen Ursprung anknüpft und in innerem Zusammenhang mit der Augsburgischen Konfession steht, angesichts der verwirrenden geistigen und theologischen Situation zu einer wichtigen Orientierungshilfe für den Weg der Kirche werden kann. Sie sprachen die Erwartung aus, daß eine gemeinsame theologische Erklärung einen entscheidenden Beitrag zur Vertiefung der Gemeinschaft der EKD leisten wird. Zur Formulierung der Erklärung wurde eine Kommission von 12 Mitgliedern berufen. Man hofft, daß erste Ergebnisse noch in diesem Jahr vorliegen.

Kirche in Staat und Gesellschaft

Das rechte Verhältnis zwischen den unausweichlichen gemeinsamen Aufgaben der Weltchristenheit und dem zentralen Auftrag der Kirche gehört zu den zentralen Problemen, mit denen sich die Bischofskonferenz kontinuierlich befaßte. In der Sitzung vom 15. bis 17. Januar 1962 referierte Landesbischof D. Hermann Dietzfelbinger über „Vollmacht zur Beichte und Seelsorge“ (Lutherische Monatshefte, 1962, Heft 6). Das Referat bemühte sich vor allem darum, die falsche Rangordnung der kirchlichen Aufgaben zu überwinden. Die Erneuerung der Kirche bestehe in nichts anderem als in der Erneuerung der Vollmacht, den vom Herrn der Kirche gegebenen Auftrag zur Vergebung der Sünden zu erfüllen.

Mit der Herausforderung der Kirche in Ost und West durch den atheistischen Materialismus befaßte sich die Kirchenleitung am 27. Juli 1962. Sie beriet über die Frage, in welcher Weise sich die Kirche diesem Angriff zu stellen hat. Sie stimmte einer von ihr in Auftrag gegebenen und von einem Sonderausschuß erarbeiteten Handreichung „Der Atheismus als Frage an die Kirche“ zu. Sie setzte damit die Bemühungen der Vereinigten Kirche um eine sorgfältige Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Verhältnissen und weltanschaulichen Strömungen der Gegenwart fort. Der Sonderausschuß hatte bereits die Handreichung

„Der Christ in der Deutschen Demokratischen Republik“ vom 3. November 1960 vorgelegt. Einen Überblick über die Handreichung (veröffentlicht im Lutherischen Verlagshaus, 60 S.) gibt das Inhaltsverzeichnis:

- I. Der Ort des Atheismus im marxistischen Denken und Handeln
 - II. Was hat der Atheismus gegen den christlichen Glauben vorzubringen?
 - a) Historische Einwände
 - b) Systematische Einwände
 - III. Der Atheismus im Zusammenhang der abendländischen Geistesgeschichte
 - IV. Beispiele der Fehlinterpretation des christlichen Glaubens
 - a) Verfehlte Welterklärung?
 - b) Idealismus?
 - V. Glaubenshintergründe des Atheismus
 - VI. Apologetik?
 - VII. Wider die Ächtung der Religion
- Der bleibende Auftrag – die bleibende Verheißung

Zu den Glaubenshintergründen des Atheismus wird unter anderem ausgeführt:

Was die Auseinandersetzung mit dem Atheismus auch für die Zukunft schwermachen wird, sind nicht die Denkschwierigkeiten, von denen der Atheist unentwegt redet. Schwerer wiegen die *irrationalen Hintergründe des Atheismus*. Er entstammt zunächst ganz einfach dem Lebensgefühl der Moderne, das durch das Stichwort *Autonomie* gekennzeichnet ist. Die Kirche hat auch hier schwere Schuld. Sie hat weithin statt des Evangeliums das Gesetz gepredigt und praktiziert. Das Evangelium gibt den weltlichen Bereich für sachgemäßen (obgleich Gott verantwortliches) Forschen und Erhalten frei. Die Kirche hat es nicht immer verstanden, dieser Freiheit den nötigen Raum zu geben. Sie hat nicht selten das Evangelium mit ganz bestimmten weltanschaulichen, gesellschaftlichen, politischen und moralischen Vorstellungen verkoppelt, deren Zeitbedingtheit nachher offenkundig wurde. In diesen Fällen hat sie nicht – im Sinne des Evangeliums – befreiend gewirkt. So hat sich der Mensch die Freiheit auf eine illegitime Weise verschafft: eine Freiheit ohne und zuletzt gegen Gott. Es ist eine Tragödie, was aus dieser autonomen Freiheit geworden ist. Aber gemeint ist wirklich die Freiheit. Der Marxismus ist von seinen Wurzeln her so zu verstehen. Sein Pathos gilt der Befreiung der Menschen, die in unwürdigsten Verhältnissen vegetieren müssen. Gott hat ihnen nicht geholfen; so müssen sie sich selber helfen. Der Mensch wird so sein eigener Befreier und Erlöser.

Man sage nicht, damit überschreite der Mensch die ihm gesetzte Grenze. Was Gott tut, tut er immer „in, mit und unter“ dem Tun seiner Geschöpfe (s. o.). Gott selber „verändert“ die Welt – es ist nicht wahr, daß christlicher Glaube immer nur den status quo heiligspreche. Gott bedient sich für sein Werk keineswegs nur der Christen. Es kann wohl sein, daß, wo die Christen versagen, solche von Gott für seine besonderen Pläne als Werkzeug benutzt werden, die von ihm nichts wissen.

Aber alle Menschen stehen unter Gott und sind gefragt, ob sie dieses Unter-Gott-Sein bejahen wollen oder nicht. So wahr das ist, daß Gott auch durch Ungläubige sein Werk tut, der „deus semper actuosus“, von dem Luther sagt, daß er auch im „impius“, ja sogar im Satan handelt, so wahr also auch an der Kirche sich durch solche, die nicht an Gott glauben, wohlverdiente Gerichte Gottes vollziehen, so wahr ist das andere, daß kein Atheist aus der Frage entlassen ist, ob er sich vor Gott beugen und an ihn glauben will. Die Frage wird um so dringlicher, als es ihr gegenüber keine Neutralität gibt. „Atheismus“, also ein Leben *ohne* Gott, gibt es strenggenommen nicht. Der Satz gilt in mancherlei Sinne. Keiner entrinnt Gott, und auch wer ihn nicht gelten läßt, ist in seiner Hand und lebt davon, daß *Gott* ihm Leben gibt. Gottes Wirklichkeit und Herrsein ist

nicht von dem Maß unseres Glaubens abhängig. Aber auch für unsere subjektive Einstellung und Verfassung bedarf das Wort vom „A-theismus“ der Prüfung. Wir täuschen uns, wenn wir meinen, es liege in unserer Hand, *ob* es in unserm Leben so etwas wie einen Gott gebe oder nicht. Wir stehen immer nur vor der Frage, an *welchen* Gott wir glauben wollen. Dasselbe anders gesagt, was in unserm Denken, Entscheiden, Handeln, Opfern, Leiden höchsten Rang hat und letzter Richtpunkt ist, das ist der Gott, an den wir glauben. „Worauf du nun dein Herz hängest und verlässest, das ist eigentlich dein Gott“ (Luther, Großer Katechismus, 1. Gebot).

Die Atheismus-Handreichung schließt mit einem Hinweis auf den bleibenden Auftrag und die bleibende Verheißung:

Wir haben uns nicht in Prognosen zu ergehen. Möglich, daß sich der Widerstand gegen Gott versteift und die Situationen sich mehren, von denen besonders die synoptische Apokalypse spricht. Wir haben nicht die Verheißung, daß Gott seine Sache durch eine Totalverchristlichung der Welt ans Ziel bringt. Im Gegenteil: alles drängt auf Scheidung der Geister. Wir wären von vornherein auf verkehrtem Wege, wenn wir meinten, wir könnten uns die Entscheidung und die damit notwendig eintretende Scheidung auf irgendeine Weise ersparen. Daß wir diese Situation nur recht verstehen! Wir haben keinen Anlaß, verbissen und verbittert *gegen* die Welt Stellung zu beziehen, die Gott in Christus doch *geliebt* hat. Die Urchristenheit war nicht der Meinung, daß man, weil Christus ja einmal der Herr Himmels und der Erde ist, in dieser Welt alles laufen lassen soll, wie es läuft, erst recht nicht, daß man dieser Welt die Predigt von Gottes Heil in Christus verschweigen und vorenthalten dürfe. Umgekehrt: *weil* Christus alle Gewalt gegeben ist, *darum* sind sie hingegangen und haben unermüdlich Mission getrieben. Unser Auftrag ist heute kein anderer. Gott will, daß allen Menschen geholfen werde. Er geht hinter einem jeden her. Noch mehr: *er ist* schon heimlich bei denen, die ihn noch nicht kennen; aber er will von ihnen erkannt werden. Man darf die Realität Gottes nicht auf den – zweipoligen – Akt des Glaubensgeschehens einengen, analog der Mystik, daß Gott ohne mich nicht leben könnte. Wir bekennen demgegenüber den Gott Himmels und der Erde, der außer uns und unabhängig von uns ist und wirkt und ohne den nichts ist, was ist. Aber soviel ist richtig: Gott will erkannt, geglaubt, gelobt, bekannt, verkündigt sein. Seine Sonne und seinen Regen erhalten auch die Atheisten, ob sie es wissen oder nicht. Sie leben, wie wir alle, aus seiner Hand. Kein Widerstand und kein noch so fest verriegeltes weltanschauliches Gebäude ändert daran etwas. Die Frage ist, ob wir es merken und ob wir anfangen, uns im Glauben dem Gott zu öffnen, der uns schon längst zugewandt ist. Der Auferstandene geht auch durch verschlossene Türen. Noch einmal: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde. An uns ist es, das Wort zu verkündigen, daß sie sich möchten helfen lassen.

Am 23. November 1962 untersuchte die Kirchenleitung die innenpolitische Krise in der Bundesrepublik. Sie erklärte, daß eine umfassende Selbstbesinnung bei allen Inhabern politischer und öffentlicher Verantwortung unaufschiebbar sei. Dabei dürfe man sich nicht darauf beschränken, Kritik an Einzelvorgängen zu üben und der als unbefriedigend empfundenen Situation einen nur allgemeinen Ausdruck zu geben. Für alle Verantwortlichen in Staat und Politik, Wissenschaft und Publizistik gelte es vielmehr, zu einem rechten Umgang mit der Freiheit, mit dem Recht und mit der Macht konstruktive Gedanken zu vertreten und sichtbare Beispiele zu geben. In diesem Zusammenhang wies die Kirchenleitung auf die übermäßige Beanspruchung von Gesetzgebung und Verwaltung für einseitige römisch-katholische Gesellschaftsvorstellungen in der Bundesrepublik hin,

was auf der anderen Seite eine oft nur negative antiklerikalistische Reaktion hervorruft. Um so mehr habe man evangelischerseits die Aufgabe, an wirksamen eigenen Beiträgen für das politische und gesellschaftliche Handeln zu arbeiten, wozu die Eigentumsdenkschrift der EKD einen guten Anfang gemacht habe. Die wachsende Bereitschaft auf seiten des Deutschen Gewerkschaftsbundes, neue Wege der Zusammenarbeit mit den Kirchen zu suchen, wurde begrüßt.

In einer Sitzung der Bischofskonferenz am 22. bis 23. Januar 1963 gab Staatssekretär Dr. Walter Strauß einen Überblick über Vorgeschichte, Grundlagen, Umfang und Zielsetzung der in der Bundesrepublik geplanten Strafrechtsreform. Ausführlich wurden zwischen den Bischöfen und dem Staatssekretär die Tatbestände des besonderen kirchlichen Interesses besprochen, so die Fragen der Religionsdelikte, der sittlichen Verfehlungen, des Ehebruchs, der Schwangerschaftsunterbrechung und der artifiziellen Insemination. Es bestand Übereinstimmung darüber, daß in der Frage der Schwangerschaftsunterbrechung aus ethischer Indikation alles für eine Versachlichung der Diskussion getan werden müsse. Insbesondere wurde davor gewarnt, den Streit um die ethische Indikation mit konfessionellen Aspekten zu versehen.

Die Bischofskonferenz stellte ihre Tagung vom 10. bis 11. Mai 1968 unter das Thema „Kirche und Politik“. Einleitend referierte Bischof D. Heinrich Meyer über „Inwiefern ist die Zwei-Regimenten-Lehre auch heute aktuell“ und Bischof D. Hans-Otto Wölber über „Möglichkeiten und Grenzen des zeichenhaften christlichen Handelns in der Gesellschaft“. Das Ergebnis der Beratungen über die politische und gesellschaftliche Verantwortung der Christen und Kirchen in der revolutionären Weltsituation wurde in folgenden Punkten zusammengefaßt:

1. Die Bischofskonferenz war sich darin einig, daß die Christen und die Kirchen politische Verantwortung um des Friedens und der Gerechtigkeit in der Welt willen übernehmen müssen. Der Dienst Jesu Christi gilt dem ganzen Menschen in allen seinen Lebensbezügen und damit auch im gesellschaftlichen und politischen Bereich. An der Übernahme politischer Verantwortung dürfen sich die Christen und die Kirchen nicht von denen hindern lassen, die den Glauben auf die Innerlichkeit beschränken oder gesellschaftliche Probleme ausklammern, oder von denen, die der Kirche aus gesellschaftspolitischen Gründen das Wort verwehren wollen. Das Wort Gottes, Glaube, Vergebung und Gebet erhalten die Welt.

2. Die Verkündigung des Evangeliums von Jesus Christus ist der eigentliche Auftrag der Christenheit. Je entschlossener sie diesen Auftrag wahrnimmt, desto stärker ist ihre überzeugende Kraft. Politische Verantwortung darf nicht zur Politisierung der Kirche führen. Solche Verwechslung verfälscht die Politik und die Kirche.

3. Die Christen und die Kirchen, die ihrem Herrn und den Menschen dienen wollen, erkennen, daß Welt und Gemeinde, sosehr sie aufeinander bezogen sind, doch unter verschiedenen Gesetzen stehen. Gott ist Herr und Erlöser. Für die Christen gilt Gesetz und Evangelium. In der Gemeinde regiert Gott durch das Evangelium. In der Welt regiert Gott durch sein Gesetz, das den menschlichen Gesetzen zugrunde liegt. Das bedeutet, daß auch der Dienst der Christen und der Kirchen, die in Welt und Gemeinde Gott zum Dienst verpflichtet sind, in beiden Bereichen unterschiedliche Gestalt hat.

4. In der Bischofskonferenz wurde deutlich, daß von diesen Voraussetzungen her eine Fülle von Fragen neu zu durchdenken ist. Es wurde festgestellt:

- a) Die Christen haben bei der Gestaltung und Veränderung der gesellschaftlichen Ordnung mitzuwirken.

Sie halten aber mit Nachdruck daran fest, daß es auf den Menschen und den Geist ankommt, die die Ordnungen erfüllen.

b) Die Christen bejahen innerhalb der rechtsstaatlichen Ordnung Autorität und zu ihrem Schutz den verantwortlichen Gebrauch von Gewalt.

Sie wachen aber zugleich kritisch über der Autorität. Autorität kann nicht in der Ordnung allein begründet sein. Die Frage nach echter Autorität in allen Bereichen ist uns neu gestellt.

c) Die Kirche wahrt den Frieden und die Gemeinschaft unter ihren unterschiedlich urteilenden Gliedern und Gruppen. Der einzelne Christ aber ist an sein Gewissen gebunden. Er ist der politischen Vernunft verpflichtet. Er muß auf Grund sorgfältiger Information urteilen und Partei ergreifen. Die Kirche kann ihm diese Aufgabe nicht abnehmen. Sie erinnert ihn an seine gottgebundene Verantwortung. Damit zugleich gibt sie ihn in seinen Einzelentscheidungen frei.

d) Die Utopie einer perfekten politischen und gesellschaftlichen Ordnung ist dem Christen verwehrt. Die Kirche bietet den ideologiefreien Raum und bewahrt den Christen vor Diskriminierung und Verketzerung Andersdenkender.

Die Kirchen und die Christen üben für die Politiker und ihren Dienst Fürbitte. Sie sind ihnen Seelsorge schuldig.

Auf ihrer Tagung am 11. bis 12. März 1969 in Loccum beriet die Bischofskonferenz zusammen mit der Kirchenleitung und leitenden Juristen der Gliedkirchen über das Thema „Staat und Kirche“. Einleitend referierten Prof. D. Georg Kretschmar über „Freiheit der Kirche und freie Gesellschaft“, Prof. Dr. Ulrich Scheuner über „Die Entwicklung des demokratischen Staates und seine Stellung zu den Kirchen“ und Prof. Dr. Klaus Obermayer über „Das Staatskirchenrecht des Grundgesetzes als Staatskirchenrecht einer säkularen Gesellschaft“. Die Bischofskonferenz würdigte den positiven Gehalt der Glaubens- und Gewissensfreiheit und die mit dem Wertsystem der Grundrechtsordnung vorausgesetzte Offenheit des religionsneutralen Staates auch für Aufgabe und Dienst der christlichen Kirchen. Von hier aus seien die aktuellen Fragen der Kirchensteuer, der Schule, des Religionsunterrichtes, der Diakonie und eines kirchlichen Entwicklungsdienstes neu zu bedenken. Angesichts des Umfangs und der Vielfalt der kirchlichen Aufgaben warnte sie nachdrücklich vor einer vorschnellen Veränderung des geltenden Kirchensteuersystems, hob aber hervor, daß sich die Kirche in sorgfältiger Planung auf neue Formen und Modalitäten des verfassungsrechtlich anerkannten kirchlichen Beitragswesens einzurichten habe. Die Bischofskonferenz richtete an den Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland die Bitte, die Arbeiten an einer Finanzierungskonzeption für den Bereich der westlichen Gliedkirchen der EKD zu beschleunigen. Sie beschloß zugleich die Einrichtung einer ständigen Arbeitsgruppe, die an den Fragen des Verhältnisses von Staat und Kirche unter Berücksichtigung der grundgesetzlichen Wertordnung und der Wandlungen der modernen Gruppengesellschaft weiterarbeiten soll.

Für die Praxis des kirchlichen Lebens

Um notwendige Änderungen einzuleiten, neue Fragestellungen aufzugreifen und das gemeinsame Handeln in den Gliedkirchen zu fördern, beschlossen Kirchenleitung und Bischofskonferenz nach Vorarbeit durch die Fachausschüsse eine

Reihe von Richtlinien für die Praxis des gemeindlichen und kirchlichen Lebens. Mehreren Richtlinien wurden Handreichungen beigegeben. Etliche Beispiele verdeutlichen die Mannigfaltigkeit der Sachgebiete.

Bischofskonferenz und Kirchenleitung bemühten sich um die Stärkung des Dienstes des Lektors, der unmittelbar am Amt der öffentlichen Wortverkündigung teilhat. Sie suchten diesem Amt den Charakter einer Verlegenheitslösung für Diasporagebiete oder Notzeiten zu nehmen und es als eine legitime Aufgabe des Priestertums aller Gläubigen wieder zu beleben und neu zu entfalten. Am 6. Februar 1962 beschloß die Bischofskonferenz folgende „Richtlinien für die Ordnung des Lektorendienstes“:

Der Dienst des Lektors gründet sich auf das allgemeine Priestertum. Obwohl der Lektor nicht ordiniert ist, hat er teil an der öffentlichen Verkündigung des Evangeliums.

Der Lektor dient in der zum Gottesdienst versammelten Gemeinde entweder neben dem Pfarrer oder an seiner Stelle.

Die folgenden Bestimmungen ordnen den Dienst des Lektors, der den Pfarrer vertritt und die Predigt liest.

1. Aufgaben des Lektorendienstes

1.

Der Lektor übernimmt Hauptgottesdienste und Feier des Heiligen Abendmahls sowie Predigt- und Wochengottesdienste. Dabei liest er an Stelle einer selbstverfaßten und frei vorgetragenen Predigt eine geeignete Lesepredigt. Er bespricht vorher mit dem Pfarrer die agendarische Form, die Auswahl der Lieder und Gebete, die Lesepredigt und ihre Darbietung.

Für die freie Darbietung selbstverfaßter Predigten bedarf es eines besonderen Predigt-auftrags.

Das Singen der Liturgie kann befähigten Lektoren durch den Superintendenten (Dehkan, Propst) oder eine andere beauftragte Stelle erlaubt werden, wobei das Urteil eines Kirchenmusikers einzuholen ist.

2.

Der Lektor sollte auch in Gottesdiensten, die der Pfarrer hält, Schriftlesungen, Diakonisches Gebet und Abkündigungen übernehmen.

3.

Kirchenvorstand und Pfarramt bestimmen durch übereinstimmenden Beschluß, ob der Lektor am Lesepult, am Altar oder auf der Kanzel liest.

Zu seinem Dienst trägt der Lektor einen dunklen Anzug. Das Tragen eines Chormantels bleibt gliedkirchlicher Regelung vorbehalten.

4.

Der Lektor kann auch Trauungen, Beerdigungen, Kindergottesdienst, Bibelstunde und andere kirchliche Handlungen übernehmen, soweit er dazu befähigt ist und die Ordnung der Gliedkirche es zuläßt.

Die Verwaltung der Sakramente bleibt dem ordinierten Pfarrer vorbehalten.

5.

Der Lektorendienst ist ehrenamtlich, soweit die Gliedkirche es nicht anders bestimmt. Reisekosten und aus dem Dienst entstehende Auslagen (einschließlich Unfallversicherung) werden von der Kirchengemeinde ersetzt.

6.

Der Lektor ist zum Dienst an der Kirchengemeinde beauftragt, an die er bei seiner Einführung gewiesen worden ist. Der Auftrag kann auch auf andere Kirchengemeinden ausgedehnt werden.

II. Voraussetzungen für den Lektorendienst

1.

Der Lektor soll nach innerer und äußerer Eignung, Alter und Lebenswandel die Voraussetzungen für die Wählbarkeit zum Kirchenvorsteher haben. Er muß jedoch nicht Mitglied des Kirchenvorstandes sein.

2.

Der Lektor soll mit der Heiligen Schrift vertraut und im Gottesdienst der lutherischen Kirche heimisch sein.

3.

Der Lektor muß fähig sein, sachgemäß und deutlich zu lesen.

4.

Der Dienst des Lektors kann Gemeindegliedern aus allen Berufen und Ständen übertragen werden. Kirchenmusiker, Diakone und Katecheten können gleichzeitig Lektoren sein.

5.

Der Lektor muß bereit sein, an Rüstzeiten für Lektoren teilzunehmen.

III. Bestellung zum Lektorendienst

1.

Der Lektor wird durch Pfarramt und Kirchenvorstand vorgeschlagen und von dem nach gliedkirchlichen Ordnung zuständigen Organ berufen.

Er wird in einem Hauptgottesdienst nach Agende IV eingeführt. Die Einführung vollzieht der Pfarrer der Gemeinde, in welcher der Lektor tätig ist. Bei seiner Einführung wird ihm eine Urkunde ausgehändigt.

2.

Die Aufsicht obliegt dem Pfarrer im Benehmen mit dem Kirchenvorstand.

Wenn der Lektor auf seinen Antrag oder aus besonderen Gründen aus seinem Dienst ausscheidet, ist die Urkunde zurückzugeben.

3.

Der Pfarrer bespricht mit den Lektoren der Gemeinde regelmäßig die Fragen ihres Dienstes. Er ist ihnen brüderlicher Berater.

Auch der Superintendent (Dekan, Propst) lädt die Lektoren seines Bezirks gelegentlich zu Besprechungen ein.

Die Kirchenleitung sorgt für Rüstzeiten, insbesondere für angehende Lektoren.

Die Bischofskonferenz hat diesen Richtlinien am 12. März 1969 noch weitere präzisierende Empfehlungen mitgegeben.

Für die Hand des Lektors erarbeitete der Gemeindeausschuß eine „Handreichung für den Lektorendienst“. Handreichung, Richtlinien und weitere Hilfen wurden unter dem Titel „Der Dienst des Lektors“ als Heft 3 der Schriftenreihe

„Missionierende Gemeinde“ veröffentlicht. Nach mehreren Konsultationen zwischen den Gliedkirchen von Bayern, Braunschweig, Hannover und Schleswig-Holstein, in denen der Stand des Lektorendienstes, die Methoden der Zurüstung und die vorhandenen Lesepredigten analysiert wurden, förderte die Bischofskonferenz den Plan der Herausgabe gemeinsamer Lesepredigten. Seit dem 1. Advent 1967 erscheint in Zusammenarbeit mit den genannten Landeskirchen im Chr. Kaiser Verlag in regelmäßiger Folge die Reihe „Die Lesepredigt“ (Untertitel „Eine Handreichung“). Die Hauptschriftleitung wurde dem Rektor des gemeinsamen Seminars, Dr. Herbert Breit, übertragen. Ihm stehen vier regionale Schriftleiter zur Seite: Erwin Haberer, Nürnberg; Paul Gerhard Hoerschelmann, Kiel; Paul Gerhard Voigt, Hameln, und Erich Warmers, Braunschweig. Herausgeber ist Hugo Schnell. Die Reihe bietet neben einer Lesepredigt für jeden Sonntag eine Exegese und eine Meditation für Laien, um die freie Wortverkündigung von Laien zu fördern und Lektoren mit dem Recht zur freien Wortverkündigung zu gewinnen.

Die Mahnung Martin Luthers „Wir sollten die Kirche lieber durch Visitationen regieren als durch Satzungen“ muß in allem Bemühen um kirchliche Ordnungsfragen gehört werden. Die Kirchenleitung beauftragte den Ausschuß für Fragen des gemeindlichen Lebens, den neutestamentlichen Wurzeln, der Geschichte und der reformatorischen Bedeutung der Visitation nachzugehen und Richtlinien für den Dienst der Visitation zu erarbeiten. Dabei sollte der bisherige Revisionscharakter zugunsten des helfenden Dienstes zurückgedrängt werden. Gleichzeitig sollte die bisherige weithin statische Praxis (Erhebung des statistischen Befundes) durch eine stärker dynamisch ausgerichtete ersetzt werden, die den Entwicklungstendenzen nachgeht und Impulse gibt. Am 24. Oktober 1963 beschloß die Bischofskonferenz folgende „Richtlinien für die Visitation“:

1. In der Visitation wacht die Kirche durch Visitatoren darüber, daß das Wort Gottes schriftgemäß verkündigt wird, daß die Sakramente stiftungsgemäß verwaltet werden und sich daraus in den Gemeinden die Kirche Jesu Christi lebendig und vielgestaltig entfaltet.

2. Der Visitor besucht die einzelne Gemeinde. Sie soll neu erkennen, daß sie zwar ganz Kirche, aber nicht die ganze Kirche ist und daß sie ihren Ort in der Gesamtkirche hat. Der Visitor weist die Gemeinde auf ihre Aufgaben in der Gesamtkirche hin. Er nimmt Anregungen der Gemeinde für die gesamtkirchliche Arbeit entgegen.

3. Durch den Dienst des Visitors fragt der Herr, der alle Gleichgültigkeit und Selbstgenügsamkeit richtet, in der Anfechtung stärkt und dem Bekennen seines Namens ermutigt, die Gemeinde nach ihrem Leben in der Nachfolge.

4. Der Dienst des Visitors will dazu helfen, die in der Gemeinde vorhandenen Gaben zu entdecken, einander zuzuordnen und für den Aufbau der Gemeinde fruchtbar zu machen.

5. Der Dienst des Visitors erinnert die Gemeinde an ihre Sendung in der Welt. Er weist sie auf die missionarische Aufgabe an Getauften und an den Ungetauften hin sowie auf ihre diakonische Verantwortung für den einzelnen und das öffentliche Leben.

6. Der Visitor gibt dem Pfarrer und allen Mitarbeitern Weisung, Mahnung und Tröstung zu ihrem Dienst.

7. Der Visitor prüft, ob Verwaltung, Finanzen und kirchliches Eigentum in Ordnung sind und dem Evangelium dienen.

8. Die Visitation wird durch die Inhaber der geistlichen Leitungs- und Aufsichts-

ämter ausgeübt. Dem Visitor kann eine Visitationskommission zur Seite stehen. Ihr können Fachleute aus den verschiedenen Arbeitsgebieten des kirchlichen Lebens angehören.

9. Die Visitation hat kirchenleitende Funktion und ist zugleich helfender Dienst am Amt und an der Gemeinde. Der Visitor soll in seinen Anweisungen und Zurechtweisungen den Geist der Brüderlichkeit nicht vermissen lassen. Er hat auf die Wahrung der bestehenden Ordnungen zu achten und doch der Gemeinde die Freiheit zu lassen, sich in ihrer besonderen Situation und Eigenart zu entfalten.

10. Die Visitation soll sich nicht auf die Erhebung des statistischen Befundes beschränken. Durch die Visitation sollen die Entwicklungstendenzen des Gemeindelebens aufgespürt und Schwerpunkte für die künftige Arbeit gesetzt werden. Der Visitor soll der Gemeinde, dem Pfarrer und seinen Mitarbeitern Anregungen geben und konkrete Aufgaben stellen.

11. Die Visitation ist nach einem regelmäßigen und geordneten Turnus durchzuführen. Der zeitliche Abstand zwischen den Visitationen soll sechs Jahre nicht überschreiten.

12. Die Visitation wendet sich an die ganze Gemeinde. Sie trägt festlichen und öffentlichen Charakter. Es ist jedoch darauf zu achten, daß das Gebot der Redlichkeit nicht verletzt und das wirkliche Bild des gottesdienstlichen und gemeindlichen Lebens verschleiert wird.

13. Die Visitation erfordert eine gründliche Vorbereitung. Der Visitor unterrichtet sich über den Bestand und die Entwicklung des Gemeindelebens. Der Pfarrer legt dem Visitor einen umfassenden Gemeindebericht vor. Pfarrer und Kirchenvorstand bereiten die Gemeinde auf den geistlichen Charakter der Visitation vor und rufen sie zur Teilnahme und Fürbitte auf.

14. Zum Ablauf der Visitation gehören folgende Visitationshandlungen: Der Visitationsgottesdienst, der Gemeindeabend, der Besuch der Jugendunterweisung, die Besprechung mit dem Kirchenvorstand und den Mitarbeitern, das Gespräch mit dem Pfarrer und die Revision der Verwaltung. Darüber hinaus können auch andere Äußerungen des Gemeindelebens in die Visitation einbezogen werden. Bei einer Verkürzung der Visitation ist darauf zu achten, daß Visitation und Revision nicht voneinander getrennt werden und die folgende Visitation die weggefallenen Visitationshandlungen besonders berücksichtigt.

15. Das Ergebnis ist in einem Visitationsbericht zusammenzufassen. Die Gemeinde erhält einen Visitationsbescheid. Die Erfahrungen der Visitation sollen in der visitierten Gemeinde, aber auch für die gesamtkirchliche Arbeit ausgewertet werden.

16. Die Visitation ist nicht nur ein zeitlich isolierter, turnusmäßiger Vorgang. Der Visitor sollte durch Besuch und persönliche Fühlungnahme in ständiger Verbindung mit der Gemeinde stehen.

Die Richtlinien sind zusammen mit einer Handreichung und den im Gemeindeausschuß gehaltenen Referaten unter dem Titel „Die Visitation“ als Heft 9 der Schriftenreihe „Missionierende Gemeinde“ veröffentlicht worden.

Die Thesen zum Thema „Die missionierende Gemeinde“, die von der General-synode in Spandau im Jahre 1958 verabschiedet wurden, sind in den folgenden Jahren in mehrere Handreichungen umgesetzt worden (siehe Heft 1 und Heft 8 der Schriftenreihe „Missionierende Gemeinde“). Am 18. Dezember 1964 übergab die Kirchenleitung den Kirchenleitungen und Gremien der Gliedkirchen ein Memorandum zu den Spandauer Thesen, das die Folgerungen für die leitenden Organe aufzeigt. In einem Begleitschreiben wies der Leitende Bischof darauf hin, daß „zweifelloso das Verhältnis zwischen Institution und missio unter uns noch in kein richtiges Verhältnis gebracht“ worden sei. Das Memorandum erläutert im

einzelnen die notwendigen Schritte: Berufung eines Rates für missionarischen Gemeindeaufbau, Neuausrichtung der Ämter für Volksmission, missionarische Ausbildung des theologischen Nachwuchses und der kirchlichen Mitarbeiter, missionarische Ausrichtung der Gemeinden und Kirchenkreise, Präsenz der Kirche in der Mobilität, Beweglichkeit des kirchlichen Finanzwesens. In einem Schlußabschnitt wird die Ausrichtung von Gesetzgebung und Verwaltung auf den missionarischen Gemeindeaufbau gefordert:

Ob die Kirche ihre missionarische Verantwortung erfüllt, hängt zuerst von ihrer geistlichen Kraft und Vollmacht ab.

Es darf jedoch nicht verkannt werden, daß es Hindernisse gibt, die mit der bisherigen Rechtsstruktur der Volkskirche zusammenhängen. Deshalb hat die Generalsynode in Spandau den Kirchenleitungen und Synoden empfohlen, dafür zu sorgen, daß „die von ihnen erlassenen Gesetze und Verordnungen die Erfüllung der volksmissionarischen Aufgaben nicht hemmen, sondern fördern“ (These 22).

Diese Aufgabe bezieht sich nicht nur auf Kirchengemeindeordnungen, sondern auf den gesamten Bereich der kirchlichen Gesetzgebung. Die Landeskirchenämter sollten die zuständigen Dezernenten beauftragen, die geltenden Gesetze im Blick auf die missionarische Ausrichtung der Gemeinde zu überprüfen. Auch die Rechtsausschüsse der Landessynoden wären hier einzuschalten.

Die Überlastung mit Verwaltungsaufgaben hindert den Gemeindepfarrer häufig, seinem Dienst die notwendige missionarische Ausrichtung zu geben. Gewiß wird sich der Pfarrer auch in Zukunft unumgänglichen Verwaltungsaufgaben nicht entziehen können. Es müssen jedoch die rechtlichen Voraussetzungen dafür geschaffen werden, daß der Gemeindepfarrer Aufgaben abgeben kann. Dazu bedarf es nicht nur der Erweiterung der Kompetenzen des Kirchenvorstandes, sondern rechtlicher Regelungen, nach denen einzelne Aufgaben an geeignete Gemeindeglieder übertragen werden können. Hierbei wäre auch die Frage der Vergütung zu prüfen. Auf Dekanatsstufe sollten in allen Landeskirchen Rentämter, die dem Pfarrer einen großen Teil der Geldverwaltung und des Rechnungswesens abnehmen, eingerichtet werden.

Angesichts der wachsenden Zahl von Priesterkonvertiten wies die Kirchenleitung auf die Notwendigkeit seelsorgerlicher und wirtschaftlicher Hilfe hin. Im Blick auf eine etwaige Übernahme in den kirchlichen Dienst waren die Voraussetzungen und vor allem die Frage, ob die Priesterweihe die Ordination überflüssig macht, zu klären. Die Kirchenleitung beschloß am 13. April 1964 die folgenden „Richtlinien für die Übernahme konversionswilliger römisch-katholischer Priester in die evangelisch-lutherische Kirche“:

Die evangelisch-lutherische Kirche muß vom Evangelium her ihre Verantwortung für alle Priester und Ordensleute klar erkennen, die aus der römisch-katholischen Kirche übertreten wollen oder übergetreten sind.

Diese Richtlinien regeln insbesondere die Übernahme ehemals römisch-katholischer Priester in den Dienst der evangelisch-lutherischen Kirche.

1. Seelsorgerliche Hilfe

a) Alle Pfarrer und kirchlichen Mitarbeiter sollten mit den besonderen Problemen und Schwierigkeiten der Konversion römisch-katholischer Priester und Ordensleute vertraut sein (siehe dazu das als Heft 10 der Schriftenreihe „Missionierende Gemeinde“ veröffentlichte Memorandum „Unsere Verantwortung für die Konvertiten“). Ebenso sollten

sie die Wege und Möglichkeiten kennen, die die evangelische Kirche den Priesterkonvertiten eröffnet. Schon die erste Begegnung mit einem konversionswilligen Priester kann für spätere Entscheidungen bestimmend sein.

b) Das seelsorgerliche Gespräch mit dem römisch-katholischen Priester ist offen und ohne Drängen zu führen. Es wird sich dabei herausstellen, ob Konversionsabsichten vorliegen und welche Beweggründe dafür maßgebend sind. Gegebenenfalls sind Erkundigungen einzuholen, die den eigenen Eindruck ergänzen oder korrigieren. Auch ist zu klären, welche Folgerungen sich aus einer eventuellen Verbindung mit einer Frau ergeben. In einem solchen Fall bedarf auch die Frau des seelsorgerlichen Geleits.

c) Pfarrer oder kirchliche Mitarbeiter müssen entscheiden, ob sie das Gespräch selbst weiterführen wollen oder an andere übertragen sollten. In jeder Gliedkirche sind Pfarrer mit der Seelsorge an Priesterkonvertiten zu beauftragen.

d) Wenn die Konversion feststeht oder so gut wie sicher ist, ist vor dem formellen Übertritt der Bischof der Landeskirche zu informieren, in der der Übertritt vollzogen werden soll. Zugleich soll der Übertrittswillige bis zur Klärung seines weiteren Lebensweges in einem Heim (nicht in einem Pfarrhaus) Aufnahme finden. Er soll hier seinen Übertritt unbeeinflusst von außen vollziehen können. Er soll Gelegenheit haben, evangelisches Leben kennenzulernen und daran teilzunehmen. Er muß einen zureichenden Konvertitenunterricht erhalten.

e) Im Zusammenhang mit dem Vollzug des Übertritts ist zu entscheiden, ob ein Dienst als Pfarrer, ein anderer kirchlicher Dienst oder ein weltlicher Beruf in Frage kommt.

2. Wirtschaftliche Hilfe

a) Unabhängig von der späteren Berufsentscheidung ist für die Zeit zwischen dem Ausscheiden aus der bisherigen Versorgung bis zum Übertritt und bis zur Berufswahl die wirtschaftliche Versorgung sicherzustellen. Dabei ist unter Umständen zu berücksichtigen, daß der ehemalige Priester nach dem Grundsatz der Billigkeit weiter Unterstützungspflichten an Angehörige hat.

b) Wenn der ehemalige Priester einen weltlichen Beruf ergreifen will oder nicht in den kirchlichen Dienst übernommen werden kann, ist ihm eine Übergangsbeihilfe zu gewähren. Auch soll ihm durch Berufsberatung, Arbeitsvermittlung und eventuell mit einem Darlehen geholfen werden.

c) Wenn er in den kirchlichen Dienst übernommen werden soll, müssen für die Zeit des Studiums die notwendigen Mittel bereitgestellt werden.

3. Voraussetzungen für die Übernahme in den kirchlichen Dienst

a) Wenn nach dem Übertritt entschieden ist, daß der Priesterkonvertit in den kirchlichen Dienst übernommen werden kann, ist er in die Kandidatenliste aufzunehmen.

b) In der Regel hat er vier Semester evangelische Theologie zu studieren. Dabei soll er besonderes Gewicht auf das Studium der Exegese des Alten und Neuen Testaments, der evangelischen Dogmatik und Ethik, der Reformationsgeschichte einschließlich der Theologie Luthers und der Bekenntnisschriften sowie der Homiletik und Liturgik legen. Es empfiehlt sich, ihn bei der Wahl einer kirchlichen Hochschule oder theologischen Fakultät zu beraten.

c) Mit der Aufnahme des Studiums wird er an einen Mentor verwiesen. Dieser berät ihn bei der Auswahl der Studienfächer, fördert seinen Studiengang und steht ihm in allen Problemen und Schwierigkeiten zur Seite.

d) Das Studium der evangelischen Theologie wird durch ein Kolloquium abgeschlossen (Pfarrergesetz § 8 Abs. 2¹).

e) Nach abgelegtem Kolloquium muß ihm die Anstellungsfähigkeit ausdrücklich ver-

liehen werden. Der ausdrücklichen Verleihung der Anstellungsfähigkeit soll eine Fühlungnahme mit der Vereinigten Kirche vorausgehen (Pfarrergesetz § 8 Abs. 2).

f) Priester, die aus der römisch-katholischen Kirche übergetreten sind und die Anstellungsfähigkeit erworben haben, sind zu ordinieren (Pfarrergesetz § 8 Abs. 3).

g) Priesterkonvertiten, bei denen sich während des Studiums herausstellt, daß sie nicht in den kirchlichen Dienst als Pfarrer übernommen werden können, soll nach Möglichkeit zum Übergang in einen anderen Kirchendienst verholfen werden.

4. Verwendung im kirchlichen Dienst

a) Der Übergetretene und ordinierte Theologe braucht auch nach seiner Übernahme geistlichen Rat und brüderliches Geleit.

b) In der Regel sollte er zunächst nicht in eine Gemeinde mit nur einer Pfarrstelle eingewiesen werden.

c) In der öffentlich geführten konfessionellen Auseinandersetzung soll sich der Priesterkonvertit um seiner selbst und seines neuen Amtes willen jedenfalls zunächst Zurückhaltung auferlegen.

Auf Grund von Anfragen aus evangelischen Fakultäten beschloß die Kirchenleitung mit Zustimmung der Bischofskonferenz am 6. Januar 1965 die folgenden „Richtlinien zur Frage der Ordination von theologischen Hochschullehrern“:

I.

Die theologischen Hochschullehrer werden in der Regel eine Zeitlang im pfarramtlichen Dienst gestanden haben und darum ordinirt sein. Da sie die zukünftigen Pfarrer ausbilden und die Ordination nach § 11 Abs. 1 des Pfarrergesetzes in der Regel die Begründung eines Dienstverhältnisses als Pfarrer voraussetzt, sollte an dieser Übung unbedingt festgehalten werden.

Aus verschiedenen Gründen, zum Beispiel wegen der Spezialisierung der theologischen Forschung, machen jedoch junge Theologen, die sich habilitieren, hin und wieder von der Möglichkeit Gebrauch, ihren Ausbildungsweg ausschließlich an der Universität zurückzulegen. Sie können nach Maßgabe der folgenden Grundsätze ordinirt werden.

II.

1. Die Ordination wird immer nur auf Ansuchen erteilt. Nach der bestehenden Rechtslage kann kein theologischer Hochschullehrer, der nicht im unmittelbaren Dienst der Kirche steht, zur Ordination verpflichtet werden. Es sind ernsthafte Gründe denkbar, die einen theologischen Hochschullehrer davon abhalten können, die Ordination zu begehren.

2. Es ist zu begrüßen, wenn theologische Hochschullehrer die Ordination erbitten, um damit ein kirchliches Verständnis ihres Lehramtes wie auch ihre Bereitschaft zur Mitarbeit im kirchlichen Dienst auszudrücken. Den Theologen, die als Habilitierte oder Lehrstuhlinhaber einer theologischen Fakultät angehören und die Ordination erstreben, sollte die Möglichkeit eingeräumt werden, die Ordination auch dann zu erlangen, wenn sie nicht das übliche landeskirchliche Vikariat durchlaufen haben oder hauptberuflich ein kirchliches Dienstverhältnis eingehen.

3. Die Genehmigung der Ordination wäre in solchen Fällen an folgende Bedingungen zu knüpfen:

a) Zuerkennung der Anstellungsfähigkeit als Pfarrer nach den Bestimmungen des Pfarrergesetzes der Vereinigten Kirche vom 14. Juni 1963, wobei mindestens die Ablegung eines theologischen Examens, das dem ersten oder zweiten landeskirchlichen Examen entspricht, und die Ausübung eines dem Vikariat entsprechenden Vorbereitungsdienstes zu fordern sind,

b) regelmäßige Ausübung von Rechten aus der Ordination im Universitätsgottesdienst oder in anderer mit der Landeskirche vereinbarten Weise,

c) Übernahme der gliedkirchlichen Bekenntnisverpflichtung in der die Ordination gewährenden Kirche (vgl. § 11 Abs. 3 des Pfarrergesetzes) und die Pflege dauernder Verbindung des Ordinierten mit der die Ordination gewährenden Kirche. Wo für die ordentlichen Professoren der Theologie in der Fakultätssatzung oder in anderen Rechtsvorschriften eine Verpflichtung auf das Bekenntnis vorgesehen ist, wird bei der Ordination von der erneuten Unterzeichnung einer Bekenntnisverpflichtung abgesehen.

4. Für die Ordination ist in erster Linie die Gliedkirche zuständig, in deren Bereich die betreffende Fakultät liegt. In besonderen Fällen, insbesondere im Hinblick auf die Bekenntnisbindung, kann auch die für den Bewerber persönlich zuständige Gliedkirche nach Verständigung mit der für die Fakultät zuständigen Gliedkirche die Ordination erteilen.

5. Ordinierte Hochschullehrer haben das Recht zur öffentlichen Wortverkündigung und zur Sakramentsverwaltung. An die kirchlichen Ordnungen, auch hinsichtlich der Wahrung parochialer Zuständigkeiten (Abmelde- bzw. Entlassungsschein), sind sie gebunden. Die mit der Ordination begründeten Rechte gehen bei Vorliegen der Voraussetzungen des § 13 des Pfarrergesetzes verloren.

6. Nichtordinierten Angehörigen einer theologischen Fakultät kann auf Antrag, der durch die Hand des Dekans gehen sollte, durch die Gliedkirche das Predigtrecht verliehen werden.

c) Prediger- und Studienseminar in Pullach

Die Generalsynode hatte auf ihrer Tagung in Spandau im Jahre 1958 die Errichtung eines gemeinsamen Seminars beschlossen und ihm eine dreifache Aufgabe gestellt. Das Seminar soll zunächst der Vorbereitung von Kandidaten auf das geistliche Amt dienen. Es stellt damit einen Beitrag der Vereinigten Kirche zur Ausbildung des theologischen Nachwuchses dar, nach den Worten des Leitenden Bischofs „eine der wichtigsten und auch am meisten zukunftsverheißenden irdischen Aufgaben der Kirche“. Die heutige Situation der theologischen Wissenschaft erfordert eine ergänzende kirchliche Ausbildung, welche die theologischen Disziplinen und ihre Anwendung im kirchlichen Dienst von der Mitte der Schrift her zusammenschaut. In die Ausbildung sollen Gegenwartsaufgaben der Kirche mit einbezogen und auf den Verkündigungsauftrag der Kirche ausgerichtet werden (Gespräch mit Rom, ökumenische Fragen, Auseinandersetzung mit den Geistes- und Naturwissenschaften, psychotherapeutische und soziologische Probleme). Ferner dient das Seminar als Studienseminar der Ausbildung von Pfarrern für besondere Aufgaben, die der Kirche heute gestellt sind. Das Studienseminar will dabei nicht in Konkurrenz zu bestehenden Spezialinstituten treten und nicht ein Spezialistentum neben der Kirche fördern. Zwar erfordern Spezialfragen Detailkenntnisse. Die zu behandelnden Themen sollen aber auf den Verkündigungsauftrag in der Gemeinde bezogen werden. Schließlich soll das gemeinsame Seminar das Zusammenwachsen der Vereinigten Kirche fördern. Die Errichtung des Seminars dokumentiert die Erkenntnis, daß gemeinsame Ordnungen und Gesetze wohl den Weg zum Zusammenwachsen bahnen, aber innere Einheit noch nicht schaffen können. Dazu bedarf es der persönlichen Begegnung und der theologischen Zusammenarbeit.

Am 1. November 1960 übergab der Leitende Bischof in Anwesenheit der Bi-

schofskonferenz, der Kirchenleitung und zahlreicher Vertreter kirchlicher und staatlicher Stellen sowie der Kandidaten des ersten Lehrgangs den von Prof. Johannes Ludwig (Technische Hochschule München) entworfenen Neubau seiner Bestimmung. Im Anschluß hielt der Rektor eine Antrittsvorlesung über „Die zentrale Bedeutung der Predigt in der lutherischen Kirche“. Am Abend führte der Leitende Bischof in einem Gottesdienst in der St.-Matthäus-Kirche in München den von der Kirchenleitung berufenen Rektor, Dr. Herbert Breit, und den Studieninspektor, Dr. Ernst-Wilhelm Wendebourg, in ihr neues Amt ein. Seit dem 1. Oktober 1966 übernahm Dr. Wolfgang Höhne das Amt des Studieninspektors.

Auf Grund des von der Generalsynode am 9. Oktober 1959 beschlossenen „Kirchengesetzes über das Prediger- und Studienseminar der VELKD“ (ABl. Stück 14, S. 169) bestellte die Kirchenleitung einen Beirat, der die Kirchenleitung in den Fragen der theologischen Arbeit und Ausbildung im Seminar unter laufender Untersuchung der Situation des theologischen Nachwuchses beratend zur Seite steht. Eine am 16. Dezember 1959 beschlossene „Satzung des Beirates für das Prediger- und Studienseminar der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands“ (ABl. Stück 15, S. 174) legt dessen Aufgaben und Arbeitsweise fest. Dem Beirat, der seit der Aufnahme seiner Tätigkeit unter dem Vorsitz von Landesbischof D. Hermann Dietzfelbinger steht, gehören Vertreter der Gliedkirchen und ein Vertreter der Theologischen Fakultäten an.

Zu den neunmonatigen Predigerseminarlehrgängen und den sechswöchigen Kursen für Pfarrer im Amt werden jeweils 20 bis 25 Teilnehmer einberufen, unter ihnen auch Teilnehmer aus der Ökumene. Auf diesem Wege hat sich zum Beispiel eine enge Verbindung zur lutherischen Kirche von Island entwickelt.

Die ersten Jahre dienten ausschließlich der Ausbildung von Kandidaten in Predigerseminarkursen. Seit 1965 wurde in Pullach ein völlig neues Modell der Pfarrerfortbildung entwickelt. In sechswöchigen Studienkursen werden Pfarrer im Amt mit den Problemen der Theologie in der Gegenwart konfrontiert, wobei die Hälfte der Zeit der gemeinsamen Arbeit und dem Gespräch, die übrige Zeit dem persönlichen Studium und der Freizeit vorbehalten ist. Die Studienkurse dienen der Konfrontation der praktischen Erfahrung mit der modernen Theologie, der Durchdringung und Aufarbeitung der Probleme und der Klärung der eigenen Position. Zu den Mitarbeitern gehören prominente Hochschullehrer verschiedener, auch extremer Positionen, die sich den Teilnehmern zum Gespräch stellen. In den letzten Jahren wurden die Studienkurse stärker spezialisiert. Themen waren: „Publizität und Publizistik“ (siehe den Dokumentenband „Die provozierte Kirche“, hg. von Breit/Höhne, Claudius Verlag), „Theologie der Revolution“, „Naturrecht und Situationsethik“. Die Begegnung mit dem kulturellen Leben in München, mit Modellen kirchlicher und sozialer Arbeit in Südbayern sowie die Gespräche mit dem Jesuitenkolleg in Pullach und Referate aus dem geisteswissenschaftlichen und naturwissenschaftlichen Bereich erweitern den Erfahrungs- und Erlebnisbereich.

d) Einblicke in die Kommissions- und Ausschußarbeit

1. Der Theologische Ausschuß

Aus der Vielzahl der Fragestellungen, mit denen der Theologische Ausschuß befaßt war, werden hier nur zwei ausgewählt.

Amt der Theologin

Das Bemühen, die Fragen von Amt und Ordination zu klären, begleitet den Weg der Vereinigten Kirche von Anfang an. Die wichtigsten Äußerungen sind:

Gutachten des Theologischen Ausschusses zur Frage des ministerium ecclesiasticum und der Ordination vom 2. Juli 1955 (ABl. 1955, S. 39);

Ordnung des kirchlichen Lebens, Abschnitt IX;

Begründung zum Pfarrergesetz der Vereinigten Kirche (in: Lutherische Generalsynode 1961, S. 426–430, Lutherisches Verlagshaus);

Begründung zum Kirchengesetz über die Amtszucht (in: Amtszuchtgesetz der VELKD vom 7. Juli 1965, S. 52–58, Lutherisches Verlagshaus).

Das in diesen Dokumenten zum Ausdruck kommende Amtsverständnis geht von der göttlichen Stiftung des Amtes aus. Das Amt ist nicht Gemeindefunktion; Christus bleibt der Dienstherr. Stark betont wird ferner die Einheit des Amtes, das im Kern als Hirtenamt (Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung) verstanden wird. Es gibt keine Hierarchie der Amtsvollmacht, sondern nur den größeren oder engeren Amtsbereich. Wenn von der grundsätzlichen Einheit des Amtes ausgegangen wird, muß die Vielfalt der kirchlichen Ämter in das eine Amt, das mit dem Amt des Gemeindepfarrers identifiziert wird, integriert werden. Für die Ämter werden die Begriffe des „Zudienens“, der „Entfaltung“ des einen Amtes, der Wahrnehmung von „Teilfunktionen“ verwendet. Die Betonung des einen Amtes machte es der lutherischen Kirche schwer, künftige Entwicklungen des Amtes theologisch einzuordnen.

In der Ordination überträgt Christus das Amt und das Recht zur Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung. Die Ordination folgert aus dem gottesdienstlichen Geschehen und ist darum nicht kirchenrechtlich zu verstehen. Wenn ihr auch kein Charakter *indelebilis* zukommt, beansprucht sie doch lebenslange, totale Hingabe. In der Diskussion über die Ordination entstanden Schwierigkeiten im Zusammenhang mit dem Ausscheiden aus dem Amt und mit der Neuübertragung: Besteht Auftragsindeleibilität oder muß reordiniert werden? Der Theologische Ausschuß erklärte: Die Kirche kann nicht über das Amt, das Christus gibt, verfügen, aber über das Recht zur Ausübung des Amtes. Da das Mandat Christi bleibt, bedarf es keiner neuen Ordination. Dies sieht auch das Pfarrergesetz der Vereinigten Kirche vor, aber nicht aus theologischen, sondern aus pragmatischen Gründen, wie aus der Begründung hervorgeht: „Einer Wiederholung bedarf es entsprechend der Übung in den Gliedkirchen nicht.“

Daß eine letzte Übereinstimmung über Amt und Ordination nicht gefunden war, erwies sich in der Auseinandersetzung um das Amt der Theologin. Als die hannoversche Landeskirche den Entwurf eines Pastorinnengesetzes vorgelegt hatte, äußerte sich der Theologische Ausschuß in einer „Stellungnahme zum

Amt der Theologin in der Kirche“ vom 30. Juli 1962 (ABl. 1962, S. 278). Hier werden zunächst das Ungenügen der bisherigen Lösungsversuche und die Notwendigkeit, das Amt der Theologin neu zu ordnen, herausgestellt:

Der Theologische Ausschuß ist davon überzeugt, daß die Gestaltung des Dienstes der Theologin zu einem klar umrissenen Amt in der Evangelischen Kirche ein dringendes Bedürfnis darstellt. Die bisher bestehende Unsicherheit drückt sich nicht nur in den unzureichenden Amtsbezeichnungen (Vikarin, Pfarrvikarin, Pastorin, Pfarrerin) aus, sondern lastet vor allem schwer auf den Theologinnen selbst, die einem ungeklärten Berufsziel gegenüberstehen. Die grundsatzlosen Improvisationen und Notstandsösungen können auf die Dauer nicht befriedigen; alle ernsthaften und wagemutigen Versuche einer Lösung dieser Krisis sind zu begrüßen. Freilich sind alle derartigen Schritte zu einer Gestaltung des Amtes der Theologin gewissenhaft an der Schrift zu prüfen. Es wäre ein Unheil, wenn statt dessen publikumswirksame Parolen, wie der Erweis der Fortschrittlichkeit, das Gesetz der Tatsachen oder Gefühlsmomente allein den Ausschlag geben würden. Eine einleuchtende, vor dem an die Schrift gebundenen Gewissen der Kirche bestehende Gestaltung des Amtes der Theologin würde eine erfreuliche Bereicherung der regelten Dienste in unserer Kirche darstellen.

Die Lösungen müssen positiv ausfallen und ihre Durchsetzung muß von sekundären Argumenten frei sein. So ist die bürgerliche Gleichstellung mit den Theologen im Amt ein berechtigtes Anliegen der Theologinnen als akademisch gebildete Frauen. Das theologische Interesse an der geistlichen Ordnung ihres Amtes in der Kirche kann erst dann in Reinheit herausgehoben werden, wenn den Theologinnen die Achtung und Ebenbürtigkeit in rechtlicher und menschlicher Hinsicht nicht vorenthalten wird, welche ihnen in unserer Gesellschaft, aber auch auf Grund ihrer Leistungen, ihrer Fähigkeiten und ihres persönlichen Einsatzes zukommt.

Der hannoversche Entwurf wird jedoch abgelehnt, weil das hier zum Ausdruck kommende Amts- und Ordinationsverständnis entscheidende Fragen offenlasse und weil der Entwurf in Gefahr stehe, „um einer angeblich keinen Aufschub mehr duldenden Situation willen die Kirchenordnung den Grundsätzen des weltlichen Rechtes auszuliefern, wobei man gleichzeitig selbst sieht, daß dies bis in die letzten Konsequenzen hinein gar nicht möglich ist“. Die Stellungnahme möchte das Amt der Theologin als ein Amt sui generis ausgeformt wissen. Dazu wird ausgeführt:

Für die erforderliche spezielle Ausprägung des Amtes der Theologin in der evangelischen Kirche ergeben sich schon aus dem Gesagten präzise Konsequenzen. Es wäre bedauerlich, wenn die allgemein gehegten und berechtigten Erwartungen, daß das Amt der Theologinnen eine überzeugende Ausformung zu einem speziellen kirchlichen Amte erfahren möge, durch eine voreilige und pauschale Angleichung an das Pastorenamt enttäuscht würden. Von den genannten grundsätzlichen Bedenken abgesehen, würde das bedeuten:

Eine Nivellierung der kirchlichen Ämter auf das Pastorenamt hin würde unsere Kirche immer mehr im ungunsten Sinne zu einer „Pastorenkirche“ werden lassen.

Auch als „Pastorin“, ja gerade als solche, wäre die Theologin einer unaufhörlichen Konkurrenz mit den Pastoren ausgesetzt.

Bei der fortdauernden Problematik dieser Lösung würde ferner die „Pastorin“ immerfort auf Ersatzfunktionen verwiesen werden.

Statt dessen muß die Lösung dieses Problems, das Amt der Theologin überzeugend und dauerhaft zu gestalten, in der Richtung gesucht werden, wo ihr Dienst nicht eine Verlegenheit der Kirche, sondern eine Notwendigkeit bedeutet, und wo in Umkehrung

der hannoverschen Argumentation ihr Dienst durch einen männlichen Amtsträger nur schwer ersetzt werden kann, darum auch gar nicht in den Verdacht einer Konkurrenz zum Pastorenamt gerät.

Sobald man nach dem von der Theologin heute geforderten Dienste fragt, bieten sich eine Reihe spezifischer Aufgaben an, die von den Kirchenleitungen zu umschriebenen Aufgabenbereichen eines geprägten Amtes zusammengefaßt werden können. Neben dem weiten und längst nicht hinreichend bebauten Feld der Unterweisung und Katechese und neben der Arbeit im Frauen- und Jugendwerk der Kirche sowie in der Gemeindeförderinnenausbildung – Gebieten, auf denen Theologinnen bereits jetzt eine unentbehrliche und sie erfüllende Aufgabe haben –, ist an folgende ausgesprochen moderne Bedürfnisse des kirchlichen Dienstes zu denken, die eine volle theologische Ausbildung voraussetzen:

Das immer höhere Anforderungen stellende volksmissionarische Vorfeld der Hinführung des der Kirche entfremdeten Menschen zur Gemeinde bietet der Frau eine ihrer Anpassungsfähigkeit entsprechende unerschöpfliche Aufgabe.

Ein weiterer Aufgabenbereich ist die Sammlung und geistliche Versorgung von besonderen Gemeindeguppen oder Sondereinigungen (z. B. Anstaltsgemeinden). Beide Arbeitsbereiche können in organisatorischem Zusammenhang mit einer Ortskirchengemeinde oder als allgemeinkirchliche Aufgabe wahrgenommen werden.

Eine besondere geistliche Aufgabe erwächst der Theologin – allein schon wegen der ähnlichen Existenzform und Lebensweise – in dem missionarischen und seelsorgerlichen Dienst an berufstätigen und alleinstehenden Frauen oder an den jungen Mädchen, welche nach der Schulentlassung vor ihrer Verheiratung wesentlich nicht mehr wie früher durch ihre Familienzugehörigkeit bestimmt werden.

Eine weitere spezifische Aufgabe ist auch die geistliche Familienpflege, die oft über berufstätige Mütter wirksam wird.

All dies sind Aufgaben, die weder vom Pastor noch von anderen Hilfskräften der Gemeinde hinreichend geleistet werden können. Wenn diese Dienste der Theologin erkannt und in der Gestaltung eines spezifischen Amtes legitimiert werden, dann tritt sie unbeschwert und frei in den Kreis der kirchlichen Dienste ein. Ihre Zusammenarbeit mit den Pfarrern wird entlastet und kann sich ohne Hemmungen entfalten. Wenn dieser Gedanke einer grundsätzlichen Eigengestaltung des Amtes der Theologin zugestanden ist, wird sich der biblische Grundsatz einer gegenseitigen Ergänzung von Mann und Frau auch in der kirchlichen Arbeit auswirken. Für Grenzfälle im Dienste dieses neuen Amtes braucht man dann nicht ängstlich auf eine gesetzliche Regelung bedacht zu sein.

Im weiteren Fortgang der Auseinandersetzung legte der Ausschuß den Entwurf von Richtlinien für das Amt der Theologin vor, die in Annäherung an den hannoverschen Vorschlag einen Kompromiß anstrebten. Die Kirchenleitung lehnte den Richtlinienentwurf jedoch ab, nachdem er von den einen als zu weitgehend, von den anderen als zu konservativ angesehen worden war. Da eine Regelung, der alle Gliedkirchen hätten zustimmen können, nicht zu erreichen war, hielt es die Kirchenleitung in ihrer Sitzung vom 12./13. Dezember 1963 für angebracht, gleichzeitig die Richtlinien der Vereinigten Kirche vom 5. Januar 1956 über die Regelung der Dienstverhältnisse von Pfarrvikarinnen außer Kraft zu setzen. Trotz angespannter Bemühungen war es nicht gelungen, in einer auf eine Lösung drängenden Frage innerhalb der Vereinigten Kirche zu einer einheitlichen Überzeugung zu gelangen. Dies zeigte sich auch bei Beratungen im Bereich der Gliedkirchen in der DDR, an denen die Landesbischöfe, Synodalpräsidenten, Präsidenten und Dezernenten der Kirchenämter, die Vorsitzenden der Synodalausschüsse sowie Mitglieder der Kirchenleitung der Vereinigten Kirche und des

Lutherischen Kirchenamtes beteiligt waren. Zwar konnte eine Annäherung der Standpunkte, nicht aber eine Einigung über eine übereinstimmende gesetzliche Regelung erreicht werden.

In einem Rundschreiben an die Kirchenleitungen der Gliedkirchen nahm der Leitende Bischof zu der neuen Situation Stellung. Unter anderem sagte er in diesem Schreiben: „Keinesfalls dürfen wir dem Gefühl der Verstimmung oder Resignation Raum geben. Die gemeinsame Grundlage unserer Kirche, die sich als lebenskräftig genug erwiesen hat, bleibt eine fortdauernde Verpflichtung, gerade dann, wenn sich die Aufgaben im Einzelfall schwieriger gestalten. Wir werden unsere Gemeinschaft darin bewähren müssen, daß wir einander tragen und nicht loslassen.“

Der Theologische Ausschuß wandte sich im Jahre 1969 erneut den Fragen von Amt und Ordination zu, um an den noch offenen theologischen Problemen weiterzuarbeiten und zu einer tragfähigen theologischen Konzeption zu kommen.

Bemühungen um die Einheit des deutschen Protestantismus

Nach lutherischem Verständnis ist die Einheit der Christen und der Kirchen in ihrem Herrn vorgegeben. Sie ist daher nicht auf organisatorischem Wege herbeizuführen, sondern hängt zuerst von dem gemeinsamen Verständnis des in der Schrift bezeugten „Evangeliums“ ab. Von diesen Voraussetzungen her setzte sich der Theologische Ausschuß mit katholisierenden Tendenzen im deutschen Protestantismus, mit einem unionistischen Kirchenverständnis und mit den Lehrdifferenzen zwischen der lutherischen und der reformierten Kirche auseinander.

Im Jahre 1958 hatte ein Kreis evangelischer Theologen („Die Sammlung“) eine Programmschrift „Katholische Reformation“ (mit Beiträgen von Hans Asmussen, Ernst Fincke, Max Lackmann, Wolfgang Lehmann und Richard Baumann) vorgelegt. Die „Stellungnahme des Theologischen Ausschusses zur Programmschrift katholische Reformation“ vom 24./26. April 1961, die nach Zustimmung durch die Bischofskonferenz veröffentlicht wurde (ABL. VELKD 1961, S. 234), macht sich zu einem Teil die Sorgen über Krisenerscheinungen in der evangelischen Kirche zu eigen:

In dem Hinweis auf tiefgreifende geistliche Schäden im volkskirchlichen Gefüge des evangelischen Kirchentums und auf die Zurückdrängung wichtigen gesamtkirchlichen Gutes (zum Beispiel des Altarsakramentes, der Einzelbeichte), in dem harten Wort von der Sektenhaftigkeit des Protestantismus und in der daraus abgeleiteten Forderung nach einer stärkeren Angleichung an die römisch-katholische Kirche spricht sich ein ernsthaftes Unbehagen an der evangelischen Kirche aus, das nicht auf einen bestimmten Kreis beschränkt ist. Dieses Unbehagen wird auch dadurch genährt, daß durch die heutige theologische Arbeit, insonderheit in der Exegese und Hermeneutik, die Anwendbarkeit des Schriftprinzips der evangelischen Kirche in Frage gestellt zu sein scheint.

Die Kirche der Reformation sollte sich durch den Aufruf dieser Schrift erneut daran erinnern lassen, daß die Reformation aus dem leidenschaftlichen Bekenntnis zur Einen Kirche geboren wurde und daß die Katholizität zu den Kennzeichen der Kirche Jesu Christi gehört.

Doch wird in der Stimme der „Katholischen Reformation“ nicht das lösende evangelische Wort gesehen:

Als ein *evangelischer* Anruf kann die Stimme der „Katholischen Reformation“ jedoch nicht verstanden werden, weil in ihr Momente mitschwingen, die nicht in der Linie des reformatorischen Bekenntnisses stehen, sondern eine Zurücknahme von Grundentscheidungen bedeuten, die die Reformation dem evangelischen Zeugnis gemäß gefällt hat. Gerade weil sich die lutherische Kirche zu diesen Entscheidungen bekennt, verschanzt sie sich nicht selbstsicher hinter der Reformation, sondern ringt immer neu um die rechte Vergegenwärtigung der biblischen Botschaft. Als eine Kirche, die es mit der Wahrheit wagt, geht sie auch Risiken im theologischen Gespräch ein.

Zur Begründung werden drei Thesen aufgestellt, die hier ohne die zusätzlichen Ausführungen wiedergegeben werden:

1. Die nicht sachgemäße Betonung der Fleischwerdung Christi gegenüber Kreuz und Auferstehung des Herrn sowie das betonte Interesse an der Mitwirkung des Menschen am Heil verdunkeln die Antwort der Heiligen Schrift auf die Heilsfrage. Der angefochtene Mensch wird aber nur in der bußfertigen Erkenntnis seines totalen Unvermögens im gläubigen Vertrauen auf das am Kreuz geschehene Erlösungswerk des Trostes des Evangeliums gewiß.

2. Nicht eine „Anreicherung“ aus der Fülle „katholischer Wahrheiten“, sondern nur die entschlossene Konzentration auf die Heilsfrage kann Verarmungserscheinungen der Kirche echt überwinden.

3. Das von der römisch-katholischen Kirche vertretene Verständnis der Tradition dient nicht der Einheit der Christenheit, sondern entstellt die Wahrheit des Evangeliums. Allein die Heilige Schrift ist Hüterin und Garant der wahrhaft Katholischen.

Besondere Aufmerksamkeit widmete der Ausschuß im Jahre 1962 der Denkschrift „Bekenntnis und Einheit der Kirche“, die ein von der Evangelischen Kirche von Westfalen eingesetzter Ausschuß bereits im Jahre 1959 vorgelegt hatte. Die Denkschrift sei kritisch zu beurteilen. Unter Anwendung einer besonderen Dialektik, nach der die Unterschiede zwischen den Konfessionen weder über- noch unterschätzt werden sollen, werde ein komplementäres Lehr- und Wahrheitsverständnis entwickelt, bei dem es zu einem echten Lehrgespräch zwischen dem lutherischen und dem reformierten Bekenntnis nicht mehr kommt, da es im Grunde überflüssig sei.

Die drängende Frage nach der Überwindung der Lehrdifferenzen kam im Jahre 1967 in Bewegung. Die Europäische Gebietsversammlung des Reformierten Weltbundes, die vom 8. bis 12. September 1967 in Torre Pellice tagte, übermittelte den Lutherischen Kirchen Europas „brüderliche Grüße“. In dem Schreiben heißt es:

Im ökumenischen Gespräch hören wir mit Aufmerksamkeit auf die klare und kräftige Stimme der lutherischen Kirche, die immer wieder auf den Grund und die Mitte unseres Glaubens verweist ... Die Erneuerung, die Gott seiner Kirche durch Martin Luther geschenkt hat, kann nur lebendig bleiben, wenn sie auch heute unter uns geschieht. Wir wollen uns mit Ihnen, liebe Schwesterkirchen, zu gemeinsamem Gebet um Gottes Erneuerung vereinigen, damit wir durch neues Hören seines Wortes zu immer tieferer Einheit geführt werden und so seine Gnade an unsere heutige europäische Welt in neuen Zungen gemeinsam verkündigen dürfen.

In seinem Dankschreiben vom 17. Oktober 1967 erklärte der Leitende Bischof:

Wer nur der Propheten Gräber schmückt, hätte den bleibenden Auftrag der Reformation mißverstanden. Wir bitten in unseren Gebeten den Herrn der Kirche, er möge auch heute seine Christenheit durch den Heiligen Geist erneuern. Er möge uns zurüsten, daß wir seine rechtfertigende Gnade auf neue Weise verkündigen. Er möge die Kirchen der Welt zu gemeinsamem Zeugnis und zu gemeinsamem Dienst in einer Zeit großer Hoffnungen und tiefer Verirrungen vereinen. – Die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands ist bereit und entschlossen, nach neuen Wegen zu suchen, um unter dem einen Haupt Jesus Christus in Wahrheit und Liebe die Kirchen einander näher zu bringen, die jahrhundertlang in gegenseitiger Isolierung gelebt haben.

Am gleichen Tag bot der Leitende Bischof nach gemeinsamer Beratung von Bischofskonferenz und Kirchenleitung dem Moderator des Reformierten Bundes in Deutschland Lehrgespräche unter Beteiligung der Evangelischen Kirche der Union an.

Nach einem Vorgespräch im Frühjahr 1968 traten je fünf Vertreter der lutherischen, der reformierten und der unierten Kirchen am 8./9. November 1968 zu einem ersten Gespräch zusammen. Das zweite Lehrgespräch wurde am 23./24. Januar 1970 geführt.

Der Theologische Ausschuß, der mit der Vorbereitung der Gespräche beauftragt war, bemühte sich um eine Neuinterpretation von CA VII. Als Ergebnis seiner Beratungen legte er am 15. Oktober 1968 folgende „Leitsätze zur Frage der Kirchengemeinschaft bekenntnisverschiedener evangelischer Kirchen“ vor:

1. Interkonfessionelle Gespräche sind sinnlos, wenn sie die Lehrstreitigkeiten der Reformationszeit einfach in ihrer damaligen Lehrgestalt wieder aufnehmen wollen, um sie zu entscheiden.

2. Interkonfessionelle Gespräche sind auch sinnlos, wenn es bei „Bekenntnis“ überhaupt nicht um Lehre gehen soll, über die man sich im Gespräch verständigen kann, sondern nur um aktuelles Glaubens- und Lebenszeugnis.

3. Die Unterscheidung zwischen einer durch Lehrkonsensus der Bekenntnisse begründeten und einer „aktuell“ gegebenen Kirchengemeinschaft ist nach lutherischem Verständnis nur dann vertretbar, wenn sich die letztere im Blick auf formuliertes Lehrbekenntnis definieren kann.

4. Lutherisches Fragen nach der Kirchengemeinschaft hat anzusetzen bei der maßgeblichen Äußerung lutherischer Bekenntnisse zur Frage der Kirchengemeinschaft (CA VII), hat aber den historischen Ort, die seitherige Geschichte und die heutige Situation in die dogmatische Überlegung einzubeziehen.

5. CA VII läßt kirchliche Gemeinschaft im Evangelium der Rechtfertigung begründet sein, das in Predigt und Sakramentenverwaltung wirksam wird. Dabei wird zwischen dem, was zur „wahren Einheit der Kirche genügt“, und den „menschlichen Traditionen“, in denen Übereinstimmung „nicht notwendig“ ist, unterschieden. Dies bedeutet eine Unterscheidung zwischen dem *Grund* der Kirchengemeinschaft und ihrer *Ausgestaltung*. Gespräch über Kirchengemeinschaft ist sinnvoll nur, wenn diese Unterscheidung gelingt.

6. In der neueren theologischen Diskussion um das Bekenntnis stehen sich häufig zwei Positionen exklusiv gegenüber.

Auf der einen Seite führt die historische Reflexion angesichts der Geschichtlichkeit des Denkens zum Verzicht auf explizierbaren kirchlichen Konsensus überhaupt. Demgegenüber tendiert das Verlangen nach explizierbarem verbindlichem Konsensus oft dahin, das Recht historischer Reflexion zu begrenzen.

Dagegen gehören für das reformatorische Bekenntnis Geschichtlichkeit des Denkens und Verbindlichkeit des Lehrkonsensus zusammen.

7. Das biblische Heilsverständnis erfährt seine abschließende Prägung in der Rechtfertigung *sola fide per Christum*. Das Evangelium der Rechtfertigung ist deshalb Mitte und Grenze der reformatorischen Theologie. Darum bezeugt das lutherische Bekenntnis die glaubenwirkende Verkündigung des Evangeliums als einziges Kriterium der Kirchengemeinschaft (CA VII). Die Verbindlichkeit dieses Zeugnisses und seine Bedeutung für das interkonfessionelle Gespräch bedarf der immer erneuten exegetisch-historischen Begründung.

8. Für die Begründung voller kirchlicher Gemeinschaft ist es nach lutherischem Bekenntnis genug:

a) wenn Übereinstimmung in der fundamentalen *doctrina evangelii justificationis* besteht und die verbleibenden und gegenwärtig unüberwindbaren Verschiedenheiten der Kirchentümer von hieraus gegenseitig anerkannt und in Liebe getragen werden;

b) wenn gemäß der Zusage des Evangeliums die Wirksamkeit des in Taufe und Abendmahl gegenwärtigen Christus ohne Vorbehalt gelehrt wird.

9. Die volle Kirchengemeinschaft schließt Übereinstimmung darüber ein,

a) daß eine organisatorische Gleichheit bzw. Vereinigung und die allgemeine Verbindlichkeit einer über das in CA VII Gesagte hinausgehenden „Ordnung der Kirche“ nicht notwendig ist;

b) daß die in den reformatorischen Bekenntnisschriften ausgesprochenen Verwerfungen im Blick auf den Gesprächspartner jetzt gegenstandslos sind.

Diese Leitsätze bestimmten die bisherigen Beratungen des lutherisch-reformierten Gesprächs in Deutschland.

2. Der Liturgische Ausschuß

Die Ordnung des Gottesdienstes

Am 16. Februar 1968 kam es zur Lösung des Liturgischen Ausschusses aus seiner organisatorischen Verklammerung mit der Lutherischen Liturgischen Konferenz. Diese Trennung der beiden Gremien bedeutet keine „konfessionelle“, sondern eine Arbeitsteilung. Eine Koordination der Aufgaben wird weiterhin praktiziert. Der Liturgische Ausschuß trägt Grundsatzfragen an die Lutherische Liturgische Konferenz zur Klärung heran und baut auf Grund dieser wie anderer Arbeitsergebnisse der Konferenz seine auf den praktischen kirchlichen Dienst zielende Arbeit auf. Der Liturgische Ausschuß nimmt die Verbindung mit der liturgischen Arbeit des Lutherischen Weltbundes und die Zusammenarbeit mit den übrigen Kirchen des Deutschen Nationalkomitees auf.

Der Ausschuß wendet sich vorrangig folgenden Aufgaben zu:

a) *Der Revision von Agende IV.* Die Revision der Bände I und III der Agende wird von der Lutherischen Liturgischen Konferenz durchgeführt. Band IV ist dem Liturgischen Ausschuß zugedacht. Zunächst wird sich der Ausschuß einer Revision der Leseperikopenordnung zuwenden. Die Gesamtstruktur wird überprüft und sachliche Verbesserungen bei den Gebeten angebracht. Die Einführung von Pfarrern und die Frage der Gebetsgestaltung werden vorrangig behandelt.

b) *Neuen Gottesdienstordnungen.* Der Wunsch nach neuen Gottesdienstfor-

men neben den in Agenda I angebotenen ist unüberhörbar, innerhalb und außerhalb der Vereinigten Kirche. Dem Pluralismus religiöser Erwartungen in unserer Zeit muß ein vielseitiges gottesdienstliches Angebot gegenüberstehen. Darum fördert die Vereinigte Kirche Bestrebungen nach einer neuen Gottesdienstgestalt.

In der Vorlage Nr. 4 der 4. Generalsynode vom Oktober 1969 in Tutzing heißt es:

Die Kirchenleitung ist der Meinung, daß die Vereinigte Kirche die Bemühungen um neue gottesdienstliche Formen, auch solchen für den Hauptgottesdienst am Sonntagvormittag, begrüßen und unterstützen soll. Dabei muß nach Auffassung der Kirchenleitung darauf geachtet werden, daß die über die Gliedkirchen der Vereinigten Kirche hinausreichende kirchliche Gemeinschaft auf liturgischem Gebiet beachtet und die gemeinsame Weiterentwicklung gefördert wird.

Der Kirchenleitung liegt daran, nähere Erhebungen über die gegenwärtige Situation in den Gliedkirchen der Vereinigten Kirche anzustellen und zu prüfen, ob und in welchem Umfang die Beschlüsse der Organe der Vereinigten Kirche und der Gliedkirchen über die Einführung der Agenda nach Artikel V Abs. 2 der Verfassung der Vereinigten Kirche geändert werden sollten. Sie beabsichtigt, der Generalsynode zu ihrer nächsten Tagung einen entsprechenden Bericht vorzulegen.

Die Vereinigte Kirche hält es dabei für notwendig, zwischen der Fortentwicklung des Agendenwerkes und Experimenten mit neuen gottesdienstlichen Gestaltungsprinzipien zu unterscheiden. Es geht um die Bereitschaft zu einer neuen Form gottesdienstlicher Aussage; ein Weg, der neben und in Agenda I beschritten werden kann.

Es wurde ein Memorandum „Erwägungen zur Gottesdienstreform“ erarbeitet, das die Kirchenleitung der Generalsynode in Tutzing 1969 vorgelegt hat. Das Memorandum erstrebt für den Gottesdienst eine größere Freiheit von seiner gesetzlichen Bindung an Agenda I. Es geht davon aus, daß in der kirchlichen Öffentlichkeit, insbesondere in der jungen Generation, ein neues Fragen nach dem Gottesdienst und seiner Bedeutung im Kontext der modernen Arbeitswelt eingesetzt hat und die Kirche diese Bewegung nicht aufhalten darf. Darum soll denen, die am Gottesdienst engagiert sind, Mut zur Weiterarbeit gemacht und Anleitung zur Fortentwicklung bestehender Formen gegeben werden.

Dabei wird ein intensiver Erfahrungsaustausch für notwendig gehalten, damit die Vielfalt kanalisiert wird, Fehlentwicklungen aufgefangen und konzeptionelle Empfehlungen gegeben werden können.

AUS DEN „ERWÄGUNGEN ZUR GOTTESDIENSTREFORM“

Eine ausführliche Darstellung einer Theologie des Gottesdienstes ist im Rahmen dieser Erwägungen nicht möglich. Ebenso verbietet sich hier eine Kennzeichnung des theologischen und anthropologischen Ortes des Gottesdienstes angesichts der geistigen Lage der Zeit und der theologischen Umbrüche unserer Tage. Aber die Fragen nach dem Gottesdienst sind in Bewegung geraten, und die Kirche darf dieser Bewegung nicht im Wege stehen. Allen, die mit gottesdienstlichen Fragen beschäftigt sind ..., möchten die nachstehenden Erwägungen Mut machen zum gemeinsamen Bedenken und zur Weiterarbeit.

1. Das Wort „neu“ in biblischem Sprachgebrauch bezeichnet nicht nur einen historisierenden Gegensatz zu altem vergangenem Gut. Vielmehr ist neu vornehmlich das, was als Christus zugeordnet erkannt und als Gabe von ihm empfangen wird: Das neue Lied – die neue Schöpfung. Auch der Gottesdienst, und zwar in ganz besonderer hervorgehobener Weise steht unter dem Wort des Herrn „Ich mache alles neu“. Das gilt für die herkömmlichen gottesdienstlichen Formen, die im biblischen Sinne gleicherweise neu sind, wie für den Gottesdienst, der in diesen Erwägungen als neuartig bezeichnet wird.

2. Ein Bedarf an Formen und Strukturen für neuartige Gottesdienste besteht in vielen Gemeinden, und zwar keineswegs nur in der jungen Generation. Die Gemeinde verlangt es, nach einer modernen Art und Weise unter dem Evangelium zusammenzukommen. Man geht dabei zunächst meist von den herkömmlichen agendarischen Gottesdienstformen aus, läßt sie aber bald mehr oder weniger hinter sich und sucht Neues. Damit sollen dann auch Menschen, die bisher nicht erreicht wurden, für den Gottesdienst interessiert und für die Gemeinde gewonnen werden. Die Arbeit an neuartigen Gottesdienstformen will der Prüfung nach theologischen, praktischen und ästhetischen Gesichtspunkten durchaus standhalten. Manche Formen werden sich nur für missionarische Veranstaltungen eignen, aber das Ziel sind gottesdienstliche Formen einer modernen Liturgie für die vorhandene Gemeinde.

3. Das Zeugnis der Heiligen Schrift bestimmt auch den neuartigen Gottesdienst. Die herkömmlichen Formen der Schriftdarbietung (Lesung, Predigt, gesungenes Wort) werden geprüft und ergänzt durch neue Versuche, die Gemeinde an das Schriftzeugnis heranzuführen.

4. Alle Versuche, gottesdienstliche Formen zu gestalten, tragen Verantwortung gegenüber der Sprache. In der Liturgie soll durchaus eine Sprache gesprochen werden, die von den Menschen unserer Tage verstanden wird. Freilich wird Sprache durch Modernismen und Slang nicht nur verständlich, sondern auch vergänglich (Modewörter), und zwar um so schneller vergänglich, je moderner sie zu sprechen sucht.

Jede Generation muß das Wort- und Bildgut der Lutherbibel neu auf seine Verständlichkeit prüfen. Übersetzung und Modernisierung biblischer, dogmatischer und liturgischer Begriffe, Bilder und Wendungen müssen den Sachgehalt wiedergeben ...

5. Versuche mit neuartigen gottesdienstlichen Gestaltungsformen gehen häufig davon aus, daß im Gottesdienst der heutige Mensch zur Darstellung seiner selbst gelangt, seiner Erfahrungen, seiner Not und Freude, seiner Fähigkeit oder Ohnmacht. Oft aber beschränkt dieses Gestaltungsprinzip den Gottesdienst auf die Entfaltung christlicher Aktivitäten. Wenn diese nur auf humanitäre Erfordernisse und nicht auf das Evangelium gegründet sind, droht eine neue unevangelische Gesetzlichkeit. Der Gottesdienst in neuartiger Form will hingegen freimütig die Herrschaft Jesu Christi verkündigen und damit die Gemeinde zur täglichen Erfüllung ihres Auftrags befähigen. Darüber hinaus sollte Gottesdienst in neuer Form darum bemüht sein, die gottesdienstliche Dimension der Anbetung wiederzugewinnen.

6. Versuche mit neuartigen Gottesdienstformen erfordern intensive Vorbereitung theologischer, liturgiewissenschaftlicher, praktischer und musikalischer Art. In diese Vorbereitung wird man die Gemeinde oder mindestens eine ihrer Gruppen einbeziehen. Sorgfältige Vorbereitung hilft zu besserem Verständnis und eingehender Kenntnis des gottesdienstlichen Geschehens.

7. Die Formen neuartiger Gottesdienste sollen, soweit es sich nicht von vornherein um einmalige Versuche handelt, nachvollzogen und wiederholt werden können. Sonst wird es nicht zu der gewünschten lebendigen Beteiligung der Gemeinde kommen. Bei der sprachlichen Gestaltung wird man deshalb auf Verständlichkeit, Einfachheit, Übersehbarkeit und Knappheit achten, bei der Musik auf Singbarkeit und Einprägsamkeit.

Diese Grundsätze finden ihre Begrenzung nur in dem Bemühen um die notwendige künstlerische Qualität und die Eindeutigkeit der Aussage.

8. Biblische Texte und theologische Aussagen provokativ zu parodieren, ist berechtigt, wenn die Gefahr der Irreführung und Lästerung vermieden wird; die Verfremdung bedarf jedoch der Interpretation.

9. Die herkömmlichen Credotexte (Apostolisches und Nicänisches Glaubensbekenntnis) fügen sich Gottesdiensten in neuartiger Form meist nicht ein. Neue Glaubenssummarien können nicht Privatarbeit sein, sondern müssen Sache der Gesamtkirche bleiben. Aber das Credo als Symbol ist, wie die Liturgiegeschichte zeigt, kein unaufgebbare Bestandteil des Gottesdienstes. Im Gottesdienst wird man deshalb auch neue Bekenntnisformulierungen mit eindeutig doxologischer Struktur verwenden können.

10. Versuche mit folgenden (auch in den herkömmlichen Formen anwendbaren) Möglichkeiten werden empfohlen:

- a) verantwortliche Mitgestaltung des Gottesdienstes durch Gemeindeglieder;
- b) Einführung und Verbesserung von Formen, die den versammelten Gemeindegliedern helfen, miteinander Verbindung aufzunehmen und Gemeinschaft zu haben, zum Beispiel Begrüßung und Gespräch der Gottesdienstteilnehmer untereinander, gemeinschaftsfördernde Formen der Abendmahlsausteilung;
- c) Kommunikation und gegenseitige Durchdringung von Gottesdienst und Alltag, zum Beispiel verantwortliche Information nicht nur in der Predigt, sondern auch als Aktualisierung des Kyrie, des Fürbittengebetes oder Lobpreises; Gestaltung des Gottesdienstschlusses als Sendung;
- d) Einbeziehung neuer Ausdrucksmittel in den Gottesdienst, zum Beispiel Bild, Dia, Tonband, Anspiel, Bewegung und Tanz;
- e) Versuche mit neuartiger liturgischer Kleidung, auch ausgesprochen ziviler Kleidung;
- f) neuartige Anordnung von Altar, Kanzel und Bestuhlung des gottesdienstlichen Raumes.

11. Neuartige Kurzgottesdienste müssen die Gemeinde mehr als in herkömmlicher Andachtsform zu beteiligen suchen und auch für Hausgottesdienste etwa in Siedlungsgebieten ohne Kirchengebäude geeignet sein.

12. Über die herkömmlichen Formen der Predigt hinaus ist es notwendig, daß die Gemeinde Gelegenheit erhält, im Nachgespräch die gehörte Verkündigung zu befragen und zu vertiefen. Für das freie Gespräch im Gottesdienst fehlen im Regelfall die räumlichen und akustischen Voraussetzungen, die Möglichkeiten der Vorbereitung und die Bereitschaft der Versammelten; es wird auch erschwert durch den begrenzten zeitlichen Rahmen des Gottesdienstes. Sind jedoch die Voraussetzungen für ein Gespräch im Gottesdienst gegeben, können unter anderem folgende Formen erprobt werden:

- a) Kurzpredigt mit anschließendem freien Gespräch;
- b) Kurzpredigt mit anschließendem vorbereiteten Gespräch;
- c) Kurzpredigt im anschließenden Gespräch in Gruppen mit einer Zusammenfassung durch den Prediger;
- d) Dialogpredigt eventuell unter Einbeziehung der Gemeinde;
- e) thematisches Lehrgespräch.

Die verschiedenen Formen des Gespräches zielen darauf, daß die Verkündigung vertieft und ergänzt, nicht aber zerredet wird.

Es kann nicht empfohlen werden, die Predigt durch eine Diskussion zu ersetzen.

13. Die Erprobung neuartiger gottesdienstlicher Formen ausschließlich in Neben- oder Sondergottesdiensten kann nicht für zweckmäßig angesehen werden. Auch die Gemeinde, die zur ortsüblichen Zeit und in den herkömmlichen Formen des Gottesdienstes zusammenzukommen gewohnt ist, hat das Recht, mit neuen Gottesdienstformen konfrontiert zu werden, ebenso wie die sogenannten Gottesdienstfremden. Doch sollte man der Gemeinde möglichst an jedem Sonntag auch Gelegenheit zum Besuch eines Gottes-

dienstes in der gewohnten agendarischen Form geben. Das veränderte Freizeitverhalten unserer Gesellschaft macht Überlegungen über geeignete Gottesdienstzeiten notwendig.

14. a) Unser reformatorisches Gottesdienstverständnis fordert Wortverkündigung und Mahlfeier in einem Gottesdienst. Die agendarische Ordnung der Abendmahlsfeier fügt sich neuartigen Gottesdienstformen jedoch nur schwer ein. Deshalb wird empfohlen, neuartige Formen der Mahlfeier zu entwickeln. Bei Versuchen mit der Einordnung der Mahlfeier in neuartige Gottesdienste ist allerdings besondere Behutsamkeit erforderlich und Rücksicht auf gliedkirchliche Ordnungen. Im Zusammenhang mit der Sakramentshandlung sind die Stiftungsworte unerlässlich.

b) Versuche, in Verbindung mit der Abendmahlsfeier alte Formen der Agape zurückzugewinnen, werden dringend empfohlen. Sie dürfen die Mahlfeier freilich nicht aus dem öffentlichen Gottesdienst in kleine Kreise verdrängen oder die Heilsgabe des Abendmahls verdunkeln.

15. Jede gottesdienstliche Reform findet ihre Grenze an Schrift und Bekenntnis.

Dem neuen Fragen nach der Relevanz des Gottesdienstes stehen vereinzelt Tendenzen extremer Gruppen gegenüber, die den Gottesdienst ganz abschaffen wollen. Andererseits kann nicht übersehen werden, daß auch junge, progressive Theologen Agende I mit verstärkter Intensität praktizieren. Vor allem in der Deutschen Demokratischen Republik findet der Gottesdienst in seiner gegenwärtigen Gestalt die Zustimmung vieler junger Menschen. Freilich gelten hier besondere Maßstäbe. Der Druck der ideologischen Verhältnisse zwingt Traditionelle und Fortschrittliche gleichermaßen, die Nähe des anderen zu suchen, sich auf keinen Fall auseinanderzuleben. Hier ist Agende I auf gottesdienstlicher Ebene ein wichtiges Bindeglied.

Das Bedürfnis nach einer Bereicherung des gottesdienstlichen Angebots kann auch innerhalb der Strukturen von Agende I verwirklicht werden. „Gottesdienst in anderer Form“ bedeutet nicht unbedingt Preisgabe herkömmlicher agendarischer Strukturen. Die Vereinigte Kirche hat sich wiederholt grundsätzlich für eine Weiterarbeit an Agende I eingesetzt. Neben der Absicht, an dem gegenwärtigen Bestand des Gemeindegottesdienstes wie der Kasualien festzuhalten, liegt ihr an einer kontinuierlichen, unter Umständen auch die Substanz verändernden Bearbeitung des Agendenwerkes.

Schließlich wäre auf die Schriftenfolge „Reihe Gottesdienst“ hinzuweisen, die seit Oktober 1969 von Mahrenholz und v. Schade gemeinsam herausgegeben wird. Hier werden liturgische Texte und Materialien für den Gottesdienst und die Gottesdienstreform zur Erprobung vorgelegt. Heft 1 bringt Fürbittengebete (vornehmlich vom Pastorkolleg der Hamburgischen Landeskirche erarbeitet) sowie Gebete für den Frieden. Die folgenden Veröffentlichungen sehen Entwürfe für neue Abendmahlsordinarien mit Präfationen vor, ferner überarbeitete und neue Kollektengebete sowie weitere Kirchengebete, auch für Kasualien.

3. Der Konfirmationsausschuß

Der Theologische Ausschuß der Vereinigten Kirche hat sich wiederholt mit Fragen der Theologie und der Praxis der Konfirmation befaßt: Gutachten des Theologischen Ausschusses vom 7. Januar 1951 (ELKZ 1951, S. 47), Stellungnahme vom 16. Oktober 1958 (ABL. VELKD 1958, S. 146) und Stellungnahme vom 27. Fe-

bruar 1961 (Luth. Generalsynode 1961, Berlin 1963, S. 339). Der Konfirmationsausschuß hat in erster Linie die Versuche mit einer früheren Abendmahlszulassung der Konfirmanden unter Weiterführung des Katechumenats für sachgemäß gehalten.

Verschiedene Gliedkirchen haben die Erprobung einer neuen Konfirmationspraxis freigegeben. Dabei spielt der frühere Zugang der Konfirmanden zum Abendmahl in fast allen Versuchen eine entscheidende Rolle. Damit ist zugleich das bisherige herkömmliche Verständnis der Konfirmation in Frage gestellt. Theologischer Ausschuß und Konfirmationsausschuß haben an dieser Stelle eng zusammengearbeitet und sind etwa zu folgenden Ergebnissen gekommen:

Der korrespondierende Sachzusammenhang zwischen Taufe und Konfirmation muß stärker als bisher betont werden. Der Konfirmandenunterricht kann nicht nur punktuell auf die Einsegnung zielen, sondern er wird vielmehr als ein Prozeß verstanden, der sachlich bei der Taufe anknüpft und über die Konfirmation hinausführt. Die Konfirmanden sollten nicht mehr vorwiegend als Objekte des Unterrichts betrachtet werden, sie sind vielmehr Glieder der Gemeinde. Demgemäß wird der Unterricht neu gefaßt nicht als intellektuelle Belehrung im Sinne der Vermittlung einer Laiendogmatik, sondern zielt auf Information über Lehre und Leben der Kirche, auf Teilnahme am Gottesdienst und Abendmahl und auf Seelsorge und Hilfe für das Leben des einzelnen in der Kirche und der Welt.

In diesem Zusammenhang setzt sich die Vereinigte Kirche für die vorzeitige Zulassung zum Abendmahl während des Unterrichtes ein, denn – so die theologische Begründung: „die Abendmahlgemeinschaft gründet in der Taufe“. Dabei wird festgehalten: „Voraussetzung für die erste Teilnahme am Abendmahl ist die Abendmahlsunterweisung. Die Abendmahlsunterweisung ist während dieser Zeit auch nach dem ersten Abendmahls Empfang kontinuierlich weiterzuführen und zu vertiefen.“

Was den Unterricht speziell angeht, so wird in vielen Landeskirchen versucht, neue didaktische Methoden zu praktizieren. Dabei wird Anschluß an den modernen Stand der Pädagogik angestrebt. Das Gesamtbild des Konfirmandenunterrichts ist dadurch weniger einheitlich, aber eben darum auch farbiger und vielseitiger geworden.

Der Unterricht wird in Einzelstunden, in zusammengelegten Einzelstunden (Blockstunden) oder zusammengefaßten Abschnitten (Epochenunterricht) gegeben. Er wird kombiniert mit Rüstzeiten, Kursen, Seminaren und Gemeindepraktika oder teilweise durch diese Maßnahmen ersetzt. Neben die Pastoren als Unterrichtende treten verschiedene kirchliche Mitarbeiter, Religionslehrer und andere geeignete Kräfte. Teilweise greifen Unterrichtsgruppen über die Kirchengemeindegrenzen hinweg.

Der unterrichtliche Ansatz wird stärker induktiv gewählt von Existenzfragen der Jugendlichen her, als deduktiv von biblischer oder kirchlicher Lehre ausgehend. Grundsätzlich besteht weithin darüber Einmütigkeit, daß es im Konfirmandenunterricht darauf ankommt, die Situation unserer Welt und Fragen der Jugendlichen mit der Botschaft der Bibel und der Summe des Glaubens im Katechismus in Beziehung zu setzen und das offene Gespräch auszulösen. Die unterrichtlichen Möglichkeiten des Kleinen Katechismus werden außerordentlich unterschiedlich beurteilt. Was aus dem Katechismus gelernt und eingeprägt wird,

scheint weiterhin sich zu verringern. Ein breites Interesse besteht an der Frage eines neuen Katechismus.

4. Arbeit an einem neuen Katechismus

Nach dem Zweiten Weltkrieg hat Martin Luthers Kleiner Katechismus im Zeichen der Bevölkerungsverschiebung aus den östlichen Teilen Deutschlands eine unerwartete Renaissance erlebt. Er erwies sich als einigendes Element im deutschen Protestantismus. Viele Gemeinden in unierten Kirchen führten an Stelle des Heidelberger Katechismus Luthers Kleinen Katechismus ein, der auch wegen des einfacheren Frageschemas didaktische Vorteile bot. Trotzdem erhoben sich bald Fragen: Wieweit nämlich Formulierungen des 16. Jahrhunderts für junge Menschen unserer Tage Bekenntnischarakter haben könnten, ob der Kleine Katechismus zwar nicht so sehr als Lehrbuch, aber als Gebetbuch Relevanz haben könne.

Die Aufgabe der Erneuerung des Katechismus hat den Weg der Vereinigten Kirche begleitet. Man versuchte zunächst, den Schwierigkeiten mit einer Auslegung der verschiedenen Abschnitte des Kleinen Katechismus beizukommen (exponierter Katechismus). 1963 bezeichnete der Theologische Ausschuß einen exponierten Katechismus als eine „bittere Notwendigkeit“, stellte jedoch fest: „Der Theologische Ausschuß wünscht einen völlig neuen Aufriß mit vollem Text des Kleinen Katechismus.“ 1964 ging man noch einen Schritt weiter. Man forderte eine völlig neue Gliederung, in die lediglich die überlieferte Substanz ohne Abstriche einfließen sollte. Eine kleine Kommission sollte sich mit diesen Fragen befassen. Angesichts der Fülle der theologischen Probleme erwies sich jedoch auch dieses Vorgehen als äußerst schwierig. Man einigte sich darauf, einzelne Verfasser um Entwürfe zu bitten. Die Entwürfe sollten dann durch eine Kommission geprüft und gegebenenfalls weiter bearbeitet werden. Zustande kam zunächst nur ein einziger Entwurf dieser Art, den Hans Asmussen im Jahre 1967 vorlegte. Dieser Entwurf fand jedoch in den Gliedkirchen der VELKD geteiltes Echo.

Ein neuer Anstoß in Richtung auf einen neuen Katechismus ging vom Pastoralkolleg der VELKD aus, das im September 1968 in Ratzeburg über das Thema „Glaubensinformation – Fragen eines neuen Katechismus“ arbeitete. In Arbeitsgruppen wurde das Buch „Christliche Lehre“ von Asmussen, der neue holländische Katechismus „Glaubensverkündigung für Erwachsene“, ein Konfirmandenlehrbuch aus Schweden „Komm und sieh“ (Ingmar Ström) sowie Modelle kirchlicher Erwachsenenbildung in den USA auf Kriterien und Grundmodelle eines neuen Katechismus hin analysiert. Das Pastoralkolleg schlug daraufhin vor, zunächst einen Erwachsenenkatechismus in Angriff zu nehmen und dabei etwa von dem Buch von Ström und vom holländischen Katechismus als Strukturmodellen auszugehen.

Am 2. Oktober 1968 befaßte sich die Bischofskonferenz mit den Ergebnissen des Pastoralkollegs und beschloß die Einsetzung einer Kommission, die die vorgelegten Gesichtspunkte für einen Katechismus präzisieren, vorhandene Versuche sammeln und auswerten und die Arbeit an Entwürfen initiieren sollte. Am 18. Juni 1969 wurde die Kommission berufen und mit der Erarbeitung eines

Erwachsenenkatechismus beauftragt. Zugleich wurde beschlossen, zur wissenschaftlichen Unterstützung der Kommission eine Koordinationsstelle zu schaffen und mit einem wissenschaftlichen Sekretär zu besetzen. Zu Beginn des Jahres 1970 konnte die Kommission ihre Arbeit aufnehmen. Das Sekretariat wurde im Prediger- und Studienseminar Pullach bei München eingerichtet. Die Arbeit ist zunächst auf fünf Jahre berechnet. Vor der Herausgabe soll der Text einem Erprobungsverfahren in verschiedenen Bereichen und Arbeitsformen unterworfen werden.

Eine der ersten Aufgaben der Kommission bestand darin, sich Gedanken über die Zielgruppe zu machen. Sie entschied sich schwerpunktmäßig für junge Erwachsene und Eltern mit kleinen Kindern, die vor der Aufgabe der religiösen Erziehung ihrer Kinder stehen. Dabei waren folgende Erwägungen maßgebend: Die Wirkung des kirchlichen Katechumenats wird entscheidend dadurch beeinträchtigt, daß die Eltern und mit ihnen die Welt, in der die Kinder leben, keine einleuchtende und bewußte Beziehung mehr zum christlichen Glauben hat. Wenn der Unterricht Erfolg haben soll, müssen die Eltern, soweit irgend möglich, an dem Gespräch über den Glauben beteiligt werden und Anregungen durch eine kirchliche Arbeitshilfe erhalten. Es geht darum, den gefährlichen Graben zwischen der katechetischen Tradition und dem Geist des technisch-wissenschaftlichen Zeitalters zu überwinden. Die Arbeit der neueren Theologie muß daher ausgewertet und die Erfahrung aus Verkündigung, Unterricht und Gespräch eingebracht werden. Dabei kommt es besonders auf die Bereiche an, in denen das Gespräch mit der anzusprechenden Generation geführt wird: Akademien, Kirchentag, Studentengemeinden, Oberschulen, Berufsschulen. Es wird besonders darum gehen, in der heute erlebten Wirklichkeit Zugänge zur biblischen Botschaft und zum christlichen Leben und Denken zu erschließen.

5. Neuordnung des Katechumenats

Die Generalsynode in Nürnberg (1963) brachte für die kirchliche Jugendarbeit die Anerkennung einer erweiterten Konzeption. In der Jugendarbeit, die sich zunächst nur auf Bibelgemeinde und Gottesdienst konzentrierte, kam man zu einem diakonischen Verständnis, das speziell auf Lebenshilfe für die Berufssituation des jungen Menschen abzielt.

Eine von den Landesjugendpfarrern erarbeitete Vorlage und die Synodalentschließung sind unter dem Titel „Kirche und Jugend“ publiziert worden („Miss. Gem.“ Heft 6). In der Entschließung vom 25. April 1963 wird unter Ziff. 4 die folgende Forderung erhoben: „Alle Formen der Unterweisung, vom Elternhaus bis zum Erwachsenenkatechumenat müssen einander sinnvoll zugeordnet und mit dem Leben der Gemeinde verbunden werden (Gesamtkatechumenat).“ Dieser Anstoß wurde zunächst weiterverfolgt in Verbindung mit dem Evangelischen Studienzentrum Josefstal bei Schliersee. Dort wurde – auch auf Grund von eigenen Vorarbeiten – ein umfangreiches Projekt entwickelt, das jedoch wegen einiger zeitraubender und kostspieliger Befragungen, die vorgesehen waren, von der Kirchenleitung zunächst zurückgestellt wurde. Erneut wurde die Aufgabe einer Koordinierung der verschiedenen Bildungs- und Erziehungsmaßnahmen

der Kirche jedoch auf eine Anregung vom Lutherischen Weltbund hin aufgegriffen: 1965 hatte sich die Erziehungskommission des LWB in Jerusalem ausführlich mit einem großangelegten Erziehungs- und Bildungsprogramm der amerikanischen lutherischen Kirchen befaßt. Dort hatte man festgestellt, daß die bisherigen Maßnahmen in Sonntagsschulen, Unterricht usw. pädagogisch und didaktisch nicht auf dem Stande der Zeit seien und nicht dem Erfordernis eines lebenslangen Lernprozesses, wie ihn die heutige gesellschaftliche Situation fordert, gerecht wurde. So wurde in gemeinsamer Arbeit der lutherischen Kirchen seit 1956 ein gemeinsames theologisches Verständnis des kirchlichen Bildungsauftrages vorgelegt, eine altersspezifische Gliederung von katechetischen Stoffen aufgestellt, die bisherigen Arbeitsformen und ihre Organe überprüft und mit einer neuen Aufgabenstellung versehen und das gesamte Material für Sonntagsschule, Elternarbeit, Konfirmandenunterricht, Jugendarbeit usw. völlig erneuert. Um von hier aus neue Anregungen auch für die Situation in Deutschland zu gewinnen, wurde unter dem Thema „Koordination verschiedener Erziehungs- und Bildungsbemühungen der Kirche für die junge Generation“ im April 1968 in Hannover eine Konsultation mit Vertretern der verschiedenen betroffenen Werke durchgeführt. Die Aufgabe der Koordination ist in Deutschland vor allem noch dadurch erschwert, daß der starke Unterschied zwischen den freiwilligen Formen der Erziehung wie in der Jugendarbeit und den „obligatorischen Katechumenatsformen“ wie dem Konfirmandenunterricht noch nicht abgebaut ist und weil das Hauptgewicht der erzieherischen Arbeit nach wie vor bei der staatlichen Schule liegt. Auch die Eigenständigkeit der Werke spielt eine Rolle. Es wurde aber deutlich, daß hier eine der wichtigsten Planungs- und Strukturaufgaben für die kommenden Jahre liegt, nämlich das Nebeneinander der verschiedenen Konzeptionen und Organisationen, das teilweise ein Gegeneinander ist, abzubauen und zu einem planvollen, Wiederholungen vermeidenden Zusammenwirken hinaufzufinden. Die Konsultation stellte vor allem drei Aufgaben für unseren Bereich heraus: Zunächst ist es erforderlich, bewußtseinsbildend zu wirken und durch Publikationen auf das Modell des Long Range Programs der amerikanischen lutherischen Kirchen hinzuweisen. Ferner muß an die Schaffung von Modellen auf Kirchenkreisebene gedacht werden, wo für ein bestimmtes Alter ein gemeinsames „Lernziel“ gesetzt und dann von den vorhandenen Kräften und Organen entsprechend zusammengearbeitet wird. Schließlich müssen Fragen, wie etwa der altersspezifischen Lernziele und die Sichtung des vorhandenen Materials, in gemeinsamer Beratung auf gesamtkirchlicher Ebene durch weitere Konsultationen gefördert werden. Die Aufgabe einer umfassenden katechetischen Neubesinnung einschließlich der organisatorischen Fragen hat durch die jüngste Diskussion über den Religionsunterricht in der Schule, den Ausbau der evangelischen Erwachsenenbildung und die sich anbahnende Neuorientierung der Werke, etwa in der Männerarbeit, ständig an Bedeutung gewonnen.

6. Der Ökumenische Ausschuß

Die ökumenische Arbeit der Vereinigten Kirche vollzieht sich im doppelten Bezugsfeld der Ökumene im Rahmen des Ökumenischen Rates der Kirchen und des

Lutherischen Weltbundes. Die direkten Beziehungen zu lutherischen Schwesterkirchen in aller Welt bringen es mit sich, daß außer den allgemeinen ökumenischen Fragen auch Einzelprobleme der ökumenischen Diskussion und Aufgaben der praktischen Zusammenarbeit von der Vereinigten Kirche bzw. im Deutschen Nationalkomitee des Lutherischen Weltbundes aufgegriffen werden müssen. Dabei kommt es stets auf eine sorgfältige Zusammenarbeit mit den an der gleichen Thematik interessierten oder im gleichen Raum engagierten Stellen an. Das gilt für die entsprechenden Organe im Raume der EKD und der Ökumene, wobei die Diasporawerke, Missionsgesellschaften und weitere ökumenische Organisationen zu beachten sind.

Für die ökumenische Studienarbeit ist vor allem der Ökumenische Ausschuß zuständig. Er hat sich sinngemäß sowohl den dem Luthertum speziell gestellten als auch den allgemeinen ökumenischen Fragen zugewandt und durch Stellungnahmen und gelegentliche Publikationen am ökumenischen Gespräch teilgenommen. Als Ausschuß der Kirchenleitung der Vereinigten Kirche und des Deutschen Nationalkomitees des LWB ist seine vordringliche Funktion die Beratung dieser kirchlichen Gremien, von denen er auch seine Einzelaufgaben zugewiesen bekommt. In der Arbeit ist immer Wert darauf gelegt worden, daß die Kontakte mit anderen ökumenisch arbeitenden Organen und Kreisen im Rahmen der EKD und der Ökumene so eng wie möglich gehalten wurden und auch durch personale Kontakte verstärkt waren.

Von den zahlreichen Äußerungen und Arbeitsergebnissen des Ausschusses wird hier nur die Stellungnahme zum „Ökumenismusproblem“ vom 1. Oktober 1965 angeführt:

1. Solange unter den Mitgliedkirchen des Ökumenischen Rates verschiedene Lehren von der Kirche in Geltung sind, ergeben sich zwangsläufig auch verschiedene Konzeptionen von Ökumenismus.

Das verpflichtet besonders die auf ein gemeinsames kirchliches Bekenntnis bezogenen lutherischen Kirchen, von ihrem Kirchenverständnis her sich zum Ökumenismus zu äußern.

Das schränkt die Aufgabe weitergehender ekklesiologischer Bemühungen im Rahmen des Ökumenischen Rates nicht nur nicht ein, sondern ist eine klärende Voraussetzung für die Gewinnung der erstrebten gemeinsamen Stellungnahme des Ökumenischen Rates zum Ökumenismus.

2. Der Dialog mit Rom ist sowohl vom Ökumenischen Rat als auch von den einzelnen Mitgliedkirchen des Ökumenischen Rates und den konfessionellen Weltbünden zu führen. Die lutherischen Kirchen haben sich aus ihrer Verantwortung gegenüber dem geschichtlichen Erbe der Reformation diesem Dialog besonders zu stellen. Sie dürfen sich der Verpflichtung, in den grundlegenden Auseinandersetzungen um die Lehre der Kirche die Antwort der Reformation geltend zu machen, nicht entziehen.

3. Auf der Ebene des Ökumenischen Rates der Kirchen wird auch die Frage einer Umgestaltung des Ökumenischen Rates der Kirchen zu erwägen sein, sofern dadurch eine sachgemäßere und weitergehende Mitarbeit der römisch-katholischen Kirche in der Ökumene erreicht werden kann.

7. Der Publizistische Ausschuß

Der Publizistische Ausschuß der Vereinigten Kirche und des DNK tagt in der Regel zweimal im Jahr. Er berät die Kirchenleitung und die Bischofskonferenz in allen wichtigen publizistischen Fragen.

Ein Arbeitsergebnis als Handreichung hat der Ausschuß 1969 vorgelegt. Es ist in der Reihe „Missionierende Gemeinde“ als Heft 19 unter dem Titel „Kirchliche Kontakte mit Publizisten“ erschienen, in dem u. a. ausgeführt wird:

I. Das Evangelium ist wesentlich auf Öffentlichkeit hin angelegt.

II. Dieser Grundsatz hat unsere Überlegungen über den Auftrag der Publizistik zu bestimmen. Wir sprechen in diesem Zusammenhang auch von Kommunikation.

III. Die Kirche wird in der Öffentlichkeit auch als eine Institution der Gesellschaft angesehen und hat sich deshalb nach den Spielregeln öffentlicher sozialer Kommunikation und Publizistik zu verhalten.

1. Informationspflicht

Die Uppsala-Erklärung des Ökumenischen Rates der Kirchen tritt für das Recht auf Information der Gesellschaft über alle Tatsachen ein, die dem Menschen als einzelnem oder als Mitglied der Gesellschaft zu wissen zukommt. Über die Konsequenz, die dieses „Recht auf Information“ für die Kirche hat, sagt die Uppsala-Erklärung: „Gleichzeitig haben die Kirchen selbst in ihrer Informationspolitik und -praxis die Verpflichtung, Informationen frei zugänglich zu machen. Außer in Bereichen wie etwa der privilegierten Kommunikation der Beichte, sollten die Kirchen sich nicht scheuen, ihr eigenes Leben der öffentlichen Kritik auszusetzen.“ Was in der Uppsala-Erklärung Ausdruck findet, verpflichtet die Kirchen von ihrem Auftrag her, wahr, rechtzeitig und vollständig zu informieren. Dies gilt konkret auf allen Ebenen bis hin zur Begegnung zwischen dem Gemeindepfarrer und Vertreter der Lokalpresse. Besonders aber sind hier die Informationsträger in den Leitungsgremien der Kirchen angesprochen. Kirchliche Apparaturen und Administrationen stellen sich ihrem Behördencharakter entsprechend naturgemäß zurückhaltend zu einer Informationspflicht. Sie verweisen zudem oft – nicht zu Unrecht – auf ungute Erfahrungen mit journalistischen Recherchen und beklagen fehlende Möglichkeiten für ergänzende Klarstellungen oder Berichtigungen. Es liegt im Wesen der Informationspflicht und dient gleichermaßen der Vermeidung von Mißverständnissen, daß der kirchliche Bereich aus seiner Mitte heraus durch ständige Personalkontakte, unter Umständen durch besondere qualifizierte Mitarbeiter, aufgeschlossen wird.

2. Mitverantwortung

Damit der kirchliche Mitarbeiter seine Informationspflicht gegenüber den Vertretern der Massenkommunikationsmittel – die das Recht auf Information stellvertretend für die Öffentlichkeit auch gegenüber der Kirche wahrnehmen – sachgemäß erfüllen kann, ist es unerlässlich, daß er sich mit Struktur, Funktion und Arbeitsweise der Massenmedien vertraut macht. „Die Kirchen sind für die Medien mitverantwortlich“ (Uppsala-Erklärung). Dabei muß vor dem Mißverständnis gewarnt werden, allein auf die missionarische Verwertbarkeit der Massenkommunikationsmittel zu sehen. Es kann nicht darum gehen, nur zu überlegen, wie es der Kirche gelingen kann, in die Zeitungsspalten einzudringen und Raum in den Programmen der elektronischen Kommunikationsmittel zu gewinnen. Die Darstellung der Kirche als Gruppe der Gesellschaft zur Stützung ihrer Intentionen ist freilich legitim.

3. Der Journalist

Jeder kirchliche Mitarbeiter muß Kenntnis von dem Beruf des Journalisten haben, damit es nicht zu Fehlhaltungen in der Zusammenarbeit kommt. Der Journalist, der hauptberuflich durch Berichterstattung, Stellungnahme, Kritik oder auf andere Weise an der geistigen Gestaltung der aktuellen Veröffentlichung in Presse, Hörfunk, Fernsehen und Film in Wort und Bild mitwirkt und so zur Meinungsbildung beiträgt, erfüllt damit eine gesetzlich anerkannte öffentliche Aufgabe. Die im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland garantierte Pressefreiheit ist die Grundlage seines Wirkens in der Gesellschaft. Den Rechten, die dem Journalisten dadurch gegeben sind, entspricht die innere Verpflichtung zu Sorgfalt und Selbstdisziplin. Der Journalist darf der Kirche nicht als eine Art Handlanger gelten, denn die Kommunikationsmittel sind nicht Instrument oder verlängerter Arm der Kirche. Wie das publizistische Erscheinungsbild ausweist, ist der Journalist heute zum gleichrangigen Gesprächspartner geworden, der gerade in der inneren Unabhängigkeit seiner beruflichen Aufgabe kirchliche Themen oder Belange wirksam in der Öffentlichkeit entfaltet. Diese Partnersituation muß von seiten der Kirche vollauf akzeptiert und im gegenseitigen Umgang mit den Medien auf allen Ebenen honoriert werden. Aus ihrer Zusammenarbeit mit den Kommunikationsmitteln sollte die Kirche immer wieder auch geeignete Nachwuchskräfte aus ihrem Bereich für diesen Beruf interessieren können.

4. Umfang der Informationen

Zu knappe Informationen können zu falschen Kombinationen führen. Wenn Vertreter der Massenkommunikationsmittel Vertrauen zur Kirche gewinnen sollen, wenn sie die Situation erfassen oder die Bedeutung einer neuen Entwicklung verstehen und treffend wiedergeben sollen, müssen sie mehr wissen, als sie schreiben werden. Zusammenarbeit setzt Vertrauen voraus. Vertrauen gedeiht nur auf dem Boden der Gegenseitigkeit. Für viele kirchliche Mitarbeiter gilt es darum, eine Pressescheu zu überwinden. Das Vertrauensverhältnis der kirchlichen Amtsträger zu den Vertretern der Massenmedien gehört in unserer Zeit zur Ausrichtung des Verkündigungsauftrages der Kirche.

Kirchliche Mitarbeiter sollten jeden Anlaß wahrnehmen, Vertretern der Massenmedien Informationen zu geben. In Politik und Wirtschaft gilt weithin: „Was wir tun und bekanntgeben, muß in den Massenmedien seinen Ausdruck finden.“ Das ist zwar kein absoluter und rechtlich verpflichtender Maßstab für kirchliches Handeln. Gleichwohl sollte diese Regel nicht ohne weiteres mit dem Satz beiseite geschoben werden, daß das Reich Gottes abseits vom Getriebe der Welt in der Stille gebaut werde. Wo im kirchlichen Bereich eine derartige Position vertreten wird, ist dies oft nur ein Vorwand, um im Ghetto zu bleiben. Es ist sehr ratsam, Journalisten auch ohne besonderen Anlaß zu Gesprächen einzuladen, um ihnen Hinweise auf zukünftige Entwicklungen, die noch nicht publikationsreif sind, zu geben.

5. Kontakte auf Gemeindeebene

Auf der Ebene der Gemeinde bedeutet dies Kontakt zwischen Pfarrer und Lokalredakteur. Für die Kontakte auf der Ebene der Landeskirchen und mit Rundfunk und Fernsehen hat die Kirche sich ihre eigenen publizistischen Organisationen geschaffen. Es ist für den Gemeindepfarrer zu empfehlen, sich dieser fachkundigen Instanzen zu bedienen, denn sie sind eine wesentliche Hilfe für kirchliche Amtsträger, insbesondere bei der Vorbereitung von Pressekonferenzen und Interviews. Alle kirchlichen Mitarbeiter sollten sich die Erfahrungen der Journalisten, die im „Evangelischen Presse-

dienst“ (epd), in der Kirchengebietspresse und in der kirchlichen Rundfunk- und Fernscharbeit tätig sind, für ihre eigene Arbeit nutzbar machen.

6. Verantwortung

Unerläßlich für den kirchlichen Mitarbeiter ist es, sich ausreichend über die Tendenz des Mediums und über die von diesem Medium beabsichtigte Auswertung seiner Aussagen zu informieren, dem er Informationen, gleich welcher Art, gibt. Dabei ist auch zu bedenken, daß mit der Reichweite des Mediums die Verantwortung des kirchlichen Mitarbeiters für seine Aussage wächst.

7. Form der Zusammenarbeit

Gute Kontakte zu Redaktionen sind keineswegs Glückssache, sondern das Ergebnis systematischer Arbeit. Die Stetigkeit des Kontaktes ist eine wesentliche Voraussetzung für die Zusammenarbeit. Ein Redakteur wird es aber nicht als „Zusammenarbeit“ verstehen, wenn ein kirchlicher Mitarbeiter versuchen sollte, die Form der Veröffentlichung festlegen zu wollen. Jedoch erleichtern vorbereitete schriftliche Erläuterungen, in der Fachsprache „Waschzettel“ genannt, die Zahlen, Daten und Fakten geben, dem Redakteur die Arbeit, ohne ihn dadurch in Form und Vollständigkeit festlegen zu wollen.

Das Telefoninterview ist eine zunehmend angewandte Praxis. Hierbei müssen der Gesprächspartner und seine Absicht klar erkennbar werden, u. a. durch einen Rückruf. Eine Bedenkzeit ist zuweilen empfehlenswert.

8. Sprache der Informationen

Oft wird im kirchlichen Bereich behauptet, daß das, was die Massenmedien aus dem Gemeindeleben berichten, die Dinge immer nur am Rande treffe und sie dadurch verzerre. Wesentliches falle unter den Tisch. Deshalb kommt es für kirchliche Amtsträger darauf an, den Vertretern der Massenmedien das ihnen Wesentliche so verständlich zu machen, daß es diesen gelingt, den Vorgang in einer Sprache wiederzugeben, die die breite, der Kirche weithin entfremdete Öffentlichkeit unserer Tage versteht. Berichte über das Leben der Kirche sind auch eine Rückfrage an die Sprache der Kirche; eine Rückfrage, ob es ihr gelingt, die Kirchenmauern zu durchbrechen und der Öffentlichkeit Wesentliches zu vermitteln ...

8. Der Gemeindeausschuß

Der Gemeindeausschuß gehört zu den ältesten Beratungsgremien der Kirchenleitung der VELKD. Seine Aufgabe als „Ausschuß für Fragen des gemeindlichen Lebens“ war von Anfang an, die Gemeinde am Ort nach den Erfahrungen des Kirchenkampfes als Trägerin der grundlegenden kirchlichen Funktionen von Verkündigung und Sakramentsverwaltung zu stärken und missionarisch zu aktivieren. So hat dieser Ausschuß die „Ordnung des kirchlichen Lebens“, die „Spandauer Thesen zum missionarischen Gemeindeaufbau“ und die „Thesen zur Kirchenreform“ erarbeitet (vgl. unter Generalsynode). Auch die Vorarbeiten zur Generalsynode 1964 zum Thema „Die Frau in Kirche und Gesellschaft“ hat der Gemeindeausschuß vorgelegt. Von 1967 bis 1970 erarbeitete er ein Memorandum zum Thema „Grundzüge einer zeitgerechten Seelsorge“. Den Anstoß dazu gab der deutlicher sich abzeichnende Verfall seelsorgerlicher Institutionen

in der Kirche trotz mancher Reformversuche und die Vernachlässigung der Seelsorge in praktischer Theologie und Kirche, während gleichzeitig die psychotherapeutische Beratung sich erheblich ausweitete. Trotz einer stark anthropologisch orientierten Theologie hatte die Kirche nicht zu einem Verständnis des Menschen gefunden, das die Erkenntnisse der empirischen Humanwissenschaften einbezog, und in jüngster Zeit schien im Zeichen einer gesellschaftlich engagierten Theologie die Kategorie des Einzelmenschen ganz aus dem Blickfeld zu schwinden. In Deutschland wurde erst nach und nach bekannt, daß andere Kirchen, etwa in den USA, in Schweden und Holland ein neues Verständnis und auch eine neue Praxis der Seelsorge gewonnen hatten, so daß man dort teilweise von einer „Seelsorgebewegung“ sprechen kann. Eine Begegnungstagung des Gemeindegemeinschaftsausschusses mit Vertretern der schwedischen Seelsorgearbeit und Seelsorgeausbildung im Herbst 1968 machte deutlich, daß hier ein Nachholbedarf auszugleichen ist.

Das Memorandum „Grundzüge einer zeitgerechten Seelsorge“ wurde der Generalsynode im Herbst 1970 vorgelegt. Es geht auf vier Hauptfragen ein: Wo ist Seelsorge heute herausgefordert, woran orientiert sich die Seelsorge, wie kann der Dienst der Seelsorge erneuert werden und welche Maßnahmen für Ausbildung und Fortbildung sind notwendig? Das Memorandum enthält unter anderem folgende Forderungen:

Die Kirche muß zu einem realistischen Menschenverständnis finden.

Sie muß die moderne therapeutische Beratungspraxis theologisch aufarbeiten.

Die Seelsorge muß wieder zu einer Dimension des gesamten kirchlichen Dienstes werden.

Darum bedarf die Breite der Pfarrer- und kirchlichen Mitarbeiterschaft einer besseren Zurüstung für den Seelsorgedienst.

Das Hauptgewicht darf dabei nicht auf Spezialausbildungen für wenige (Zweitstudium), sondern muß auf die Befähigung einer Vielzahl von Seelsorgern zu qualifizierter Kooperation mit Therapeuten und Ärzten hingearbeitet werden.

3. DIE MISSIONARISCHE VERANTWORTUNG DER KIRCHE

a) Vereinigte Kirche und Weltmission

Nachdem die Generalsynode in Lübeck (1959) den Neuaufbruch auf weltmissionarischem Gebiet, der sich in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg vollzog, zu artikulieren versuchte und Anstöße für eine Neuordnung in diesem Bereich gab, hat sich in den folgenden Jahren gezeigt, wie langsam sich die neuen Erkenntnisse durchzusetzen vermochten. Die bei der Generalsynode in Lübeck unter dem Thema „Die Sendung der Kirche in die Welt der Völker“ getroffene Feststellung über den Auftrag der verfaßten Kirchen zur Weltmission und die Anregung für die sachgemäße Wahrnehmung der hier auferlegten Verpflichtung haben weit über den Bereich der Vereinigten Kirche hinaus gewirkt. Sie haben die Erörterungen auf der Dritten Vollversammlung des Ökumenischen Rates in Neu-Delhi (1961) befruchtet, wo die Fusion des bis dahin unabhängig organi-

sierten internationalen Missionsrates, der Dachorganisation der Missionsgesellschaften, mit dem Ökumenischen Rat der Kirchen vollzogen wurde. Sie haben aber besonders in den Entschlüssen der „Missionssynode“ der EKD in Bethel (1963) weitergewirkt, die zur Bildung der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Weltmission führten. Es war immer ein Spezifikum der weltmissionarischen Aktivität der Vereinigten Kirche, vorhandene Organisationsformen zu transzendieren. Obwohl nicht (unmittelbar etwa durch Mitgliedschaft) den vom Lutherischen Weltbund verantworteten weltmissionarischen Aufgaben verpflichtet, wurden die Maßnahmen der Vereinigten Kirche den Zielsetzungen des Weltbundes eingeordnet. Aber auch um der Missionsgesellschaften willen, die ihre Basis in Unionskirchen haben, wurde in ökumenischer Weite gehandelt. Die Kirchenleitung hat solche durch die Verfassung gesetzten Grenzen überschreitende Aktivität im Sektor Weltmission niemals in Frage gestellt, sondern immer bejaht.

Einen Ausdruck fand diese Grundhaltung in der 1960/61 durchgeführten ersten gemeinsamen lutherischen Aktion für die Pfarrerausbildung in Afrika. Über 2 Millionen DM wurden in diesen Jahren, in den Etatmitteln der Landeskirchen erst zögernd für weltmissionarische Aufgaben eingesetzt, aufgebracht.

Als zweite große gemeinsame Aktion wurde die Sammlung für die Errichtung des Senders in Addis Abeba „Stimme des Evangeliums“ durchgeführt.

Wie der Tätigkeitsbericht der Kirchenleitung für die Generalsynode in Berlin (1961) zeigt, wurde man sich allmählich dessen bewußt, daß die deutschen lutherischen Kirchen in wesentlich stärkerem Maß sich für die Jungen Kirchen einsetzen mußten.

Die lutherischen Kirchen waren in Lübeck aufgerüttelt worden durch die Feststellung, daß das Hilfsprogramm der Kommission für Weltmission zu 80 Prozent ehemalige deutsche Missionsarbeit unterstützt und daß dafür 98 Prozent der Opfer bislang von amerikanischen und kanadischen Lutheranern aufgebracht werden. Trotzdem bleibt bei einem Etat von 2,9 Millionen DM ein Betrag von 527 000 DM ungedeckt. Diese Lage ist in der heutigen Wertsituation nicht mehr vertretbar und bedarf umfassender Maßnahmen unserer Kirchen im Zusammenwirken mit dem Lutherischen Weltbund (Erste Tagung der dritten Generalsynode der VELKD, Vorlage Nr. 1, S. 19).

Am Ende der Dekade muß man feststellen, daß trotz des rapiden wirtschaftlichen Aufstiegs in der BRD, an dem die Kirchen auch partizipieren, eine grundlegende Änderung noch nicht eingetreten ist. Die in reichem Maß aus der Bundesrepublik zur Verfügung gestellten Mittel, die nicht nur ökumenischer Diakonie und kirchlichem Entwicklungsdienst, sondern auch der Mission zugute kommen, werden verzettelt und haben das Mißverhältnis zu dem Einsatz der Lutherischen Kirchen aus Amerika und Skandinavien noch keineswegs beseitigt. So ist zum Beispiel im Blick auf Tansania, einem der traditionell am stärksten mit deutschen Kirchen verbundenen Gebiet, das Verhältnis der Zuschüsse von deutschen Kirchen zu denen von anderer Seite immer noch 1:3.

Die Vereinigte Kirche hat durch die Generalsynode in Kiel (1965) der Tatsache Rechnung getragen, daß ihre Verantwortung für die Verstärkung der Mitarbeit in internationalen Gremien unabdingbar ist, in dem sie eigens für dieses Aufgabengebiet einen Referenten in das Lutherische Kirchenamt berief. Sie wollte damit sicherstellen, daß auch der zähe und schwierige Prozeß der In-

tegration von Kirche und Mission nicht auf halbem Wege steckenbleiben sollte. Durch ihren Missionsausschuß hat sie sich ständig an den mit der Weckung des Missionsinteresses zusammenhängenden Fragen und den organisatorischen Folgerungen aus den neueren theologischen und missiologischen Erkenntnissen befaßt.

Die Generalsynode in Bückeburg (1968) faßte zur speziellen Verantwortung der Vereinigten Kirche für die Weltmission am 15. Mai folgende EntschlieÙung:

1. Die Vereinigte Kirche, die in weiten Teilen der Welt als Repräsentant des deutschen Luthertums angesehen wird, weiß sich für überregionale lutherische Ausbildungsstätten und lutherische gliedkirchliche Zusammenschlüsse vor allem im Rahmen des Lutherischen Weltbundes verantwortlich.

2. Die Vereinigte Kirche tritt für ihre Gliedkirchen überall dort koordinierend ein, wo mehrere von ihnen an Missionsaufgaben in Übersee beteiligt sind.

3. Die Vereinigte Kirche versucht auch in Gremien, die ihr nicht unmittelbar angeschlossen sind, den erforderlichen lutherischen Beitrag zu leisten. Dies ist einerseits der Fall, wo ausdrücklich die Beteiligung lutherischer Kirchen erbeten wird. Es geschieht andererseits dort, wo die Sammlung und Koordination von Kirchen und Organisationen, die auf lutherischer Grundlage stehen, notwendig oder ratsam ist.

4. Die erstrebte Konzentration müÙte auf zwei verschiedenen Wegen erreicht werden, je nachdem, wie es im Einzelfall sinnvoll und zweckmäßig ist:

- a) durch Eintreten der Vereinigten Kirche für verschiedene Beteiligte oder
- b) durch Delegation an eine Gliedkirche für das gesamte Luthertum in Deutschland.

b) Kirche und Entwicklungspolitik

Seit 1968 die Synode der EKD in Berlin Anregungen der Vierten Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen zur Verstärkung der Entwicklungshilfe aufgriff, ist eine Standortbestimmung der Mission in Theologie und kirchlichem Handeln unerläÙlich geworden. Der Missionsausschuß hat sich mit diesen Fragen befaßt und bereits 1968 folgende Grundsätze, die in dem Bericht der Kirchenleitung an die Generalsynode in Augsburg (1969) aufgenommen wurden, aufgestellt:

1. Es wird dankbar davon Kenntnis genommen, daß die EKD in ihrer Gesamtheit die kirchliche Verantwortung für Aufgaben der Entwicklungshilfe durch die Empfehlung an ihre Gliedkirchen anerkannt hat.

Selbst wenn diese Aufgabe erst relativ spät in Angriff genommen wird, sollte sie nunmehr unverzüglich und mit besonderer Intensität durchgeführt werden.

2. Der Beschluß der EKD-Synode setzt voraus, das Entwicklungshilfe und -politik der europäischen und nordamerikanischen Völker als notwendige Friedensaufgabe bejaht werden. Noch deutlicher als bisher sollten daher alle kirchlichen Gremien

a) unsere Regierung ermutigen, multilaterale Hilfe (etwa im Rahmen der UNO und anderer internationaler Organisationen) zu gewähren und bilaterale Hilfe nicht ausschließlich an politische Bedingungen zu binden:

b) Die Christen auffordern, je in ihrem Wirkungskreis um Verständnis für diese Friedensaufgabe zu werben und aktiv bei ihrer Erfüllung mitzuwirken;

c) Darauf hinzuwirken, daß ein eigenes Gremium zur Bewußtseinsbildung auf das angestrebte Ziel hin geschaffen wird, dem die notwendigen Mittel dafür zur Verfügung stehen.

3. Die zuständigen kirchlichen Stellen möchten erwägen, ob nicht das beste Beispiel für das kirchliche Verständnis von Entwicklungshilfe darin besteht, daß die Kirche (im Sinne des Konsumverzichts!) auf einen Teil der ihnen aus Kirchensteuer zufließenden Mittel verzichtet unter der Voraussetzung, daß der Staat ebenfalls Beträge in Höhe der so frei werdenden Mittel zusätzlich für Aufgaben der Entwicklungshilfe zweckgebunden zur Verfügung stellt.

4. Hinsichtlich einer Verteilung der auf Grund des Beschlusses der EKD-Synode zusätzlich zu den bisherigen Haushaltsansätzen verfügbaren Mittel muß darauf geachtet werden,

a) daß Hilfe nach Übersee nur in Verbindung mit den Empfängern und keineswegs ohne deren aktive Beteiligung gegeben wird;

b) daß Hilfe vornehmlich durch vorhandene kirchliche Kanäle (zum Beispiel ÖRK/LWB, Diakonisches Werk/Lutherischer Weltdienst; EAGWM/CWM bzw. CDS) gegeben wird;

c) daß Hilfe auf alle im betreffenden Gebiet vorhandenen kirchlichen Arbeiten bezogen ist, damit nicht ungewollte Konkurrenz zu bereits bestehenden Unternehmungen der Kirche verursacht wird;

d) daß die Geber (das heißt vor allem die Landeskirchen) in angemessener Weise an der Verantwortung für die Verwendung der Mittel beteiligt werden;

e) daß im Aufbau befindliche oder von langer Hand vorbereitete Projekte zu bedenken sind;

f) daß Mittel aus dem Mehraufkommen für laufende Kosten angefangener Projekte Verwendung finden können;

g) daß Stipendien und Austauschmittel in angemessener Höhe bezuschußt werden.

5. Bei den Aktionen, die durch den Beschluß der EKD-Synode ausgelöst wurden, müssen alle Vorkehrungen getroffen werden, um zu vermeiden, daß sie als einseitig deutsche (wenn auch kirchliche) Maßnahmen verstanden werden können. Sie sollen nur als Beitrag der Kirche in Deutschland zu den Bemühungen der gesamten Christenheit für eine gerechte und friedliche Entwicklung der Welt verstanden und geplant werden.

Die Kirchenleitung hat am 10. März 1969 zu dem Verhältnis von Zeugnis und Dienst festgestellt:

Da der Kirche der Glaube gehört wie die Liebe, sind helfender Dienst und Ausrichtung der Botschaft unlösbar miteinander verbunden. Darum kann Kirche nicht ohne Mission sein und darf sich in einer sich verändernden Welt durch niemanden diesen unteilbaren Dienst verkürzen lassen.

Im Laufe der sechziger Jahre wurden die Beziehungen der Vereinigten Kirche zu den lutherischen Kirchen in Tansania, Japan, Indien und Südafrika sowie zur Arbeit des Lutherischen Weltbundes in Israel verstärkt. Die Vereinigte Kirche wurde Mitglied im Tanzania Assistance Committee und im Japan Lutheran Committee on Cooperative Mission.

c) Das Verhältnis von Kirche und Judentum

Zur theologischen Aufarbeitung der Probleme, die das Verhältnis des Judentums zur Kirche stellt, wurde ein eigener Arbeitskreis berufen. Dieser Schritt hat seine Ursache unter anderem darin, daß die Kirchenleitung über die „Monopolisierung von Israelbeziehungen durch eine bestimmte kirchliche Gruppe“ besorgt war. Der Arbeitskreis behandelte zunächst, im Gespräch mit anderen kirchlichen

Gruppen, die Problematik der „Judenmission“. Als Ergebnis der Diskussion erschien in der Reihe „Missionierende Gemeinde“ (Heft 16) die Veröffentlichung: „Das Zeugnis der Kirche für die Juden“.

Der Auftrag des Arbeitskreises ist so umrissen:

1. Zusammenarbeit mit der Arbeitsgruppe Kirche und Judentum des Lutherischen Weltbundes, besonders auf Grund der Ergebnisse der Løgümkloster-Konsultation (Dänemark);

2. Stärkung der Beziehungen zum Evangelisch-Lutherischen Zentralverein für Mission unter Israel und Teilnahme an dessen theologischer Arbeit;

3. Beobachtung der Arbeit des Sachverständigen Ausschusses der EKD und der Arbeitsgruppe „Juden und Christen“ beim Deutschen Evangelischen Kirchentag;

4. Zusammenarbeit mit dem Referat „Kirche und jüdisches Volk“ beim Ökumenischen Rat der Kirchen.

Im Verfolg seines Auftrags hat der Arbeitskreis eine internationale ökumenische Tagung unter dem Thema „Die Hoffnung der Kirche und die Zukunft Israels“ organisiert. Er hat ein Gutachten über judaistische Gruppen in der Kirche erstellt und verfolgt deren Arbeit laufend weiter. Außerdem hat er ein Faltblatt herausgegeben, durch das Israelreisende auf die Arbeit der Kirche in diesem Land hingewiesen werden, um Kontakt mit Christen in der besonders schweren Situation des Vorderen Orients zu erhalten.

Die Kirchenleitung hat sich verschiedentlich mit dem Antisemitismus befaßt. Am 12. Januar 1960 gab sie folgende Erklärung ab:

Die Kirchenleitung der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands verurteilt auf das schärfste die Äußerungen von Antisemitismus, durch die die Öffentlichkeit in den letzten Wochen bewegt wurde. Wenn auch die Motive dieser über viele Länder hingehenden Welle schwer zu deuten sind, so darf es doch zu keiner Erweichung des sittlichen Urteils über die Untaten kommen, die den Juden von deutscher Seite angetan worden sind. Die Reaktion der deutschen Öffentlichkeit darf sich nicht auf Sympathie-Erklärungen für die jüdischen Mitbürger beschränken, sondern muß dazu führen, eigene Versäumnisse aufzudecken. Insbesondere gilt es, das hier vielfach zu beobachtende Schweigen zwischen der älteren und der jungen Generation zu durchbrechen, um der Jugend zu einem klaren eigenen Urteil über Geschichte und Vorgeschichte des Dritten Reiches zu verhelfen.

Sie beriet auch über die Anzeichen eines neuen Antisemitismus, der sich unter dem Vorzeichen des „Antizionismus“ breitmacht. Sie hat den Leitenden Bischof gebeten, im Sinne der vielbeachteten Erklärung des Lutherischen Weltbundes aus dem Jahr 1964 brieflich mit der Rabbinerkonferenz Verbindung aufzunehmen. Sein Schreiben vom 1. 12. 1969 hat folgenden Wortlaut:

Die Kirchenleitung der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands und ihr Arbeitskreis „Kirche und Judentum“ haben sich in diesen Tagen erneut mit der Situation unserer jüdischen Mitbürger beschäftigt. Unter anderem haben wir dabei an den Anschlag auf das jüdische Gemeindezentrum in Berlin und auch an das Verhalten eines Teils der jungen Generation gegenüber dem Botschafter Israels gedacht.

Wir scheuen in der Bedrückung über solche Symptome bloße Worte. Die Geschehnisse zu beklagen und zu verurteilen ist leicht. Es muß aber ein Anfang zu größerer mensch-

licher und auch sachbezogener Nähe gemacht werden, weil nur so Verständnis und befreite Partnerschaft entstehen können. Darum wünschen wir, daß christliche Gemeinden mehr Kontakt mit jüdischen Gemeinden bekommen. Dies wollen wir unsererseits anregen. Wir haben auch die viel beachtete Erklärung der Kommission für Kirche und Judentum des Lutherischen Weltbundes unseren Gliedkirchen zugeleitet.

Nehmen Sie bitte diese Zeilen als einen ersten Schritt, zu dem wir uns aufgerufen fühlen, weil wir durch den Glauben an den Herrn Himmels und der Erde und durch eine gemeinsame Geschichte, die in der Heiligen Schrift wurzelt, mit Ihnen verbunden sind. Wir möchten mehr und mehr begreifen, was es heißt, daß wir gemeinsam unter Gott stehen.

Sie begehen jetzt das Chanukkafest, an dem Sie sich daran erinnern, wie Ihre Vorfahren nach schrecklicher Verwüstung den Tempel in Jerusalem wieder einweihen konnten. Wir möchten Sie zu diesem Fest grüßen mit der Versicherung, dafür einzutreten, daß Sie in unserer Mitte so leben können, wie es Ihnen Ihre Überlieferung und Ihre religiöse Überzeugung gebieten.

Die Rabbinerkonferenz in der Bundesrepublik hat auf den Brief des Leitenden Bischofs mit einem Schreiben ihres Vorsitzenden Dr. Fritz Bloch vom 17. Dezember 1969 geantwortet.

Dr. Bloch betont in seinem Dankschreiben: „Ich weiß mich mit meinen Kollegen einig, daß heute das Gemeinsame zwischen Christentum und Judentum stärker erkannt und betont werden muß als das Trennende.“ Abschließend versichert der Vorsitzende der Rabbinerkonferenz, daß die Anregung eines stärkeren Kontaktes zwischen jüdischen und christlichen Gemeinden bei der nächsten Tagung der Rabbiner in der Bundesrepublik beraten werden wird.

4. DIE ÖKUMENISCHEN BEZIEHUNGEN DER VEREINIGTEN KIRCHE

a) Das Deutsche Nationalkomitee des LWB

Nationalkomitees sind nach der Verfassung des Lutherischen Weltbundes (LWB) Organe, die zwischen den Mitgliedkirchen in einem Lande und dem Weltbund Verbindung halten, also keine eigenen rechtlichen Kompetenzen haben, sondern einen wichtigen Hilfsdienst tun. Sie sind in Artikel X der LWB-Verfassung folgendermaßen definiert:

Die Gliedkirchen jedes Landes wählen eine Gruppe von Personen, die zusammen mit dem Mitglied oder Mitgliedern des Exekutiv-Komitees in diesem Lande ein Nationalkomitee für den Lutherischen Weltbund bilden. Jedes Nationalkomitee wird ersucht, dem Exekutiv-Komitee alljährlich einen die Interessen des Lutherischen Weltbundes in seinem Lande betreffenden Bericht zu geben.

Deshalb heißt es auch in der Satzung des Deutschen Nationalkomitees (DNK) (Neufassung vom 26. Februar 1963), § 1:

Aufgaben und Organisation

1. Das Deutsche Nationalkomitee ist eine Vereinigung der deutschen Mitgliedkirchen des Lutherischen Weltbundes. Es hat die Aufgabe, die Ziele des Lutherischen Welt-

bundes in den deutschen Mitgliedkirchen zu fördern, vertritt die deutschen Mitgliedkirchen beim Lutherischen Weltbund und pflegt die Zusammenarbeit mit dessen Organen.

2. Das Nationalkomitee kann nicht durch Gesetze oder bindende Anordnungen in die Selbständigkeit der Mitgliedkirchen eingreifen. Die Mitgliedkirchen können ihm jedoch gemeinsam oder einzeln die Erledigung bestimmter Angelegenheiten übertragen.

In den jährlichen Sitzungen werden vom Nationalkomitee vor allem drei Generalthemen behandelt:

1. Die geistlich-theologische Teilnahme an der weltweiten Gemeinschaft der lutherischen Kirche.

2. Die finanzielle Beteiligung der deutschen Mitgliedkirchen an den Programmen des Lutherischen Weltbundes, die von der Weltmission bis zu Aufgaben auf dem Gebiet der Erziehung und des Gottesdienstes und geistlichen Lebens, von Theologie bis zu dem weiten Feld Weltdienst und Förderung sozialer Hilfsprojekte reichen.

Hier geht es auch darum, die Koordination mit den entsprechenden im Raum der EKD und der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland vorhandenen Organen und ökumenischen Stellen so zu regeln, daß unnötige Doppelarbeit vermieden wird, ohne daß die speziellen Aufgaben des Lutherischen Weltbundes vergessen werden.

3. Die innerdeutsche Zusammenarbeit der Mitgliedkirchen und die Ordnung der eigenen Studien- und Hilfsprogramme.

Das DNK beruft und beauftragt Ausschüsse, setzt Regeln und Richtlinien für die Arbeitsprogramme fest und sorgt dafür, daß Anregungen aus dem Weltbund durch geeignete Personen oder Beratungsorgane für die deutschen Mitgliedkirchen übersetzt und umgekehrt in der Bundesrepublik gemachte Erfahrungen und vorliegende Ergebnisse auf dem weiten Feld von Theologie und Kirche für den Weltbund fruchtbar gemacht werden. Neben den Ausschüssen, die zum Teil in Verzahnung mit den Ausschüssen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands tagen, ist vor allem der Deutsche Hauptausschuß des Lutherischen Weltdienstes zu nennen. Er hat zugleich die Aufgabe der Vertretung der Programme des Weltdienstes und der Zwischenkirchlichen Hilfe im Rahmen der EKD-Organe, besonders der Stuttgarter Stellen, wahrzunehmen.

Auf diesem dritten Feld sind zahlreiche praktische Fragen zu entscheiden und vor allem auch publizistisch das Interesse für die multilaterale Zusammenarbeit der lutherischen Kirchen in der Welt zu fördern.

Es wird hier deutlich, daß das Nationalkomitee in der Bundesrepublik sich in einer besonderen Lage befindet. Während in Skandinavien oder den Vereinigten Staaten, aber auch in der Dritten Welt die Zusammenfassung der lutherischen Kirchen in einem Nationalkomitee eine eindeutige Basis für kirchliche Zusammengehörigkeit und praktische Zusammenarbeit beschreibt, die den lutherischen Sektor in der Christenheit eines Landes erfaßt, ist das DNK eine über die Grenzen der lutherischen Kirchen hinaus in die umfassendere Zusammenarbeit hineinreichende Institution, denn hier sind die Arbeitsweisen im Gefüge der EKD mit denen des LWB vielfältig verzahnt.

Außer den acht Gliedkirchen der VELKD gehören dem DNK zwei weitere

Gliedkirchen der EKD, nämlich die Evangelische Landeskirche in Württemberg und die Evangelisch-Lutherische Kirche in Oldenburg, an, außerdem eine Freikirche, die Evangelisch-Lutherische Kirche in Baden. Im Bereich der DDR ist es nicht anders. Dort gehört neben den drei Gliedkirchen der VELK in der DDR die der Evangelischen Kirche der Union angehörende Evangelische Landeskirche Greifswald zum Lutherischen Weltbund. Auf der anderen Seite gehört nicht die gesamte EKD zum Lutherischen Weltbund, sondern hält sich, was ihre Kooperation anlangt, im Blick auf die nicht-lutherischen Gliedkirchen und Gruppen offiziell zurück. Sie hilft aber durch viele ihrer Organe auch dem Lutherischen Weltbund. So sind das Diakonische Werk, „Brot für die Welt“, „Dienste in Übersee“ und die Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Weltmission sowie die Evangelische Zentralstelle für Entwicklungshilfe Partner des Lutherischen Weltbundes. Auch das Kirchliche Außenamt, das mit vielen lutherischen Kirchen und Gemeinden, die dem Lutherischen Weltbund angehören, durch die Verträge, die diese auch mit der Evangelischen Kirche in Deutschland haben, intensiv zu tun hat, ist immer wieder in prinzipiellen und praktischen Fragen, die den Lutherischen Weltbund betreffen, ein wesentlicher Partner. Das gilt auch für die Missionsgesellschaften, sofern sie mit Mitgliedkirchen des Lutherischen Weltbundes Verbindung haben. Das sind nicht nur „lutherische“ Missionsgesellschaften, sondern ausnahmslos auch alle im unierten Teil der EKD beheimateten Missionen.

Da heimatliche und ökumenische Interessen nicht immer übereinstimmen, ist es die spezifische Aufgabe des Deutschen Nationalkomitees, das Interesse des Lutherischen Weltbundes zu fördern. Das Verständnis für die Aufgaben des Lutherischen Weltbundes wird am ehesten geweckt, wenn man seine globalen Programme und Projekte kennt. Dazu gehören die bilateralen theologischen Gespräche des LWB mit der römisch-katholischen Kirche, den reformierten Kirchen, der anglikanischen und der orthodoxen Kirche, die Bemühungen um weitere Kontakte zu den anderen konfessionellen Weltfamilien und viele andere Studien- und Beratungsprogramme ebenso wie die großen Projekte des Entwicklungsdienstes, die in keiner anderen ökumenischen Organisation so ausgeprägt als multilaterale Projekte funktionieren wie im LWB. Deshalb hat auch der Ökumenische Rat der Kirchen sehr häufig die Möglichkeiten des Lutherischen Weltdienstes für aktuelle ökumenische Hilfsaufgaben im Flüchtlingsdienst und bei der Katastrophenhilfe eingesetzt.

Eine besondere Bedeutung für das Leben des Lutherischen Weltbundes haben die Vollversammlungen. Außer den offiziellen Berichtsbänden des LWB hat auch das Deutsche Nationalkomitee jeweils einen theologischen und einen volksmissionarischen Berichtsband über diese richtungweisenden Zusammenkünfte herausgegeben. Die Übersicht über die Thematik der Vollversammlungen zeigt, was in der Programmgestaltung und in dem jährlichen Composite Statement of Needs, dem Gesamthaushalt und Notprogramm des Weltbundes, dann noch deutlicher wird, daß die Beweglichkeit einer konfessionellen Weltfamilie und ihre praktischen Möglichkeiten größer sind als die einzelner Kirchen oder des gesamten Ökumenischen Rates der Kirchen und daß ein konfessioneller Weltbund wie der LWB mit seinen Themen immer empfangend wie anregend an der umfassenden Thematik des Ökumenischen Rates der Kirchen teilhat:

- 1947 – Lund: Die lutherische Kirche in einer durcheinandergeratenen Welt.
 1952 – Hannover: Das lebendige Wort in einer verantwortlichen Kirche.
 1957 – Minneapolis: Christus befreit und eint.
 1963 – Helsinki: Christus heute.
 1970 – Evian: Gesandt in die Welt.

Das publizistische Organ des Lutherischen Weltbundes ist die vierteljährlich erscheinende „Lutherische Rundschau“, die in Deutsch und Englisch erscheint (Lutherische Rundschau: Kreuz-Verlag, Stuttgart; Lutheran World: Augsburg Publishing House, Minneapolis). Außerdem gibt der Weltbund einen Presse-dienst (lwi) in Deutsch und Englisch heraus. Ein Schwerpunkt sind die Publikationen seiner Studienergebnisse und der Vorbereitungsdokumente für die Voll-versammlungen.

Zwei Großprojekte des Lutherischen Weltbundes sind besonders bekannt ge-worden: der Sender „Stimme des Evangeliums“ (Radio Voice of the Gospel) in Addis Abeba, der mit Hilfe von 14 lokalen Studios täglich in vielsprachigen Programmen etwa 30 Länder in vier Kontinenten erreicht, und zweitens das „Institut für Ökumenische Forschung“ in Straßburg, dessen Gründung vom Deutschen Nationalkomitee angeregt worden ist und das ökumenischen Studien und zwischenkirchlichen Beziehungen dient. Hervorgehoben werden sollte ferner, daß die Kommission für Weltmission die Stelle in der Ökumene war, die in ihren großen Tagungen zum erstenmal vollständig die Jungen Kirchen, die Missionen und die europäischen und amerikanischen Kirchen in echter Partner-schaft zusammengeführt hat und die Ausarbeitung einer gemeinsamen Strategie und ökumenisch abgestimmter Pläne ermöglichte. Die finanziellen Schwerpunkte liegen bis zur Stunde beim Lutherischen Weltdienst, der nicht nur Katastrophen- und Flüchtlingsdienst, sondern auch Entwicklungsdienst und Zwischenkirchliche Hilfe verantwortet. Gerade in der BRD sollte nicht vergessen werden, was diese Abteilung des LWB nach 1945 an Hilfe geleistet hat.

Von den zahlreichen Stellungnahmen des DNK zu aktuellen Problemen wird ein Beitrag vom 1. Oktober 1964 abgedruckt. Der „Ausschuß für Diakonie und Soziale Verantwortung“ des DNK hat sich zur ökumenischen Diskussion über die verantwortliche Gesellschaft geäußert.

DIE FREIHEIT DES CHRISTENMENSCHEN UND DIE FREIHEITEN DER WELT

Die Gliedkirchen des Ökumenischen Rates der Kirchen sind wiederholt aufgefordert worden, sich den Problemen zuzuwenden, welche aus dem gesellschaftlichen Umbruch hervorgehen. Auf Grund seiner bisherigen Arbeiten unterbreitet der Ausschuß des Deutschen Nationalkomitees für Diakonie und Soziale Verantwortung dem Ökumeni-schen Rat der Kirchen die Anregung, eine gründliche Klärung des Begriffes der Freiheit in der ökumenischen Diskussion zu erstreben, zumal eine Behandlung dieses Problems im Blick auf das Thema der Weltkonferenz von 1966 dringend angezeigt erscheint.

I.

Seit 1948 hat in der ökumenischen Diskussion der Begriff der „verantwortlichen Gesell-schaft“ eine zentrale Bedeutung erlangt. Mit Hilfe dieses Begriffes gelang es, Auftrag und Stellung der Christen in der gegenwärtigen Gesellschaft verständlich zu machen.

Dabei wurde ausdrücklich der Gedanke abgewehrt, als solle die „verantwortliche Gesellschaft“ im Sinne „eines sozialen oder politischen Alternativsystems“ (Evanston, 1954, Bericht der Sektion III) verstanden werden. Der Begriff will lediglich „einen Maßstab“ zeigen, nach dem die bestehenden Gesellschaftsordnungen beurteilt werden können. Er will darüber hinaus eine Orientierungshilfe bei den Entscheidungen sein, die im Blick auf die notwendigen sozialen Planungs- und Gestaltungsaufgaben gefällt werden müssen.

Die Vertiefung, die dieser Begriff seit 1948 erfahren hat, ist der Präzisierung dessen, was unter einer verantwortlichen christlichen Existenz in der Welt zu verstehen ist, dienlich gewesen. Dennoch ist festzustellen, daß seine theologisch-sozialethische Begründung und Entfaltung noch keineswegs als abgeschlossen gelten kann, sondern aufs Ganze gesehen erst noch zu leisten ist.

In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage nach den Voraussetzungen des Begriffes der verantwortlichen Gesellschaft. Wenn diese auch unter verschiedenen Aspekten behandelt werden können, ist es jedoch vor allem der Begriff der Freiheit, der für ein verantwortliches soziales Handeln Gewicht hat. Auf ihn konzentriert sich darum diese Stellungnahme.

Auf der Weltkirchenkonferenz von Amsterdam ist bereits die Freiheit als eine wesentliche Voraussetzung der Verantwortung erkannt worden. Dort wurde die verantwortliche Gesellschaft als „eine Gesellschaft von Freien“ bezeichnet. Die dem Freiheitsbegriff innewohnende Problematik ist indessen noch nicht Gegenstand besonderer Erörterungen gewesen. Eine solche Erörterung ist im Blick auf das Thema „God, Man and Contemporary Society“ nummehr unerläßlich.

II.

Die entscheidende Frage, vor die heute die theologisch-sozialethische Diskussion gestellt ist, besteht darin, die relative Zusammengehörigkeit zwischen der Freiheit des Christenmenschen und den Freiheiten der Welt zu definieren. Dabei muß deutlich sein, daß es sich hierbei um nicht direkt voneinander ableitbare Größen handelt.

Der Ansatzpunkt für die evangelische Lehre von der Freiheit ist die evangelische Gnadenlehre. Die in der Lehre von der Rechtfertigung formulierte Gnadenlehre ist der Fortbildung zu einer Lehre von der Freiheit fähig, was auch im folgenden vorausgesetzt ist und belegt wird.

Eine theologisch-sozialethische Erörterung des Freiheitsproblems kann dabei nicht an der Tatsache vorbeigehen, daß das Streben nach Verwirklichung politischer, ökonomischer und sozialer Freiheiten zu den Hauptantriebskräften der neuzeitlichen gesellschaftlichen Entwicklung gehört. In einem bisher in der Geschichte der Menschheit so nicht gekannten Ausmaß sind diese Freiheiten zum Prinzip und zum Zweck der Gesellschaft und des Staates erhoben worden. Seine Begründung hat dieses Streben nach Freiheit jetzt weithin außerhalb der Theologie gesucht. Die Freiheit selber wird dabei als das Grundrecht des Menschen verstanden, er selbst zu sein. An dieser modernen Entwicklung hat die Christenheit einen entscheidenden Anteil.

Das politische Problem, das die Forderung nach solcher Freiheit aufgeworfen hat, besteht darin, eine Rechtsform zu finden, d. h. eine Rechtsordnung auszubilden, durch welche die Freiheit des Menschen angemessen gewährt und gesichert wird. Dieses Bestreben hat zu unterschiedlichen Gesellschaftsordnungen geführt. Das wird heute erneut im politischen Geschehen Asiens und Afrikas deutlich.

Die so von der Frage nach der Freiheit bewegte gegenwärtige Situation nötigt die Kirche, den Freiheitsbegriff neu zu durchdenken.

Sein theologischer Gehalt liegt darin, daß die Freiheit dem Menschen von Gott gewährt wird. Dieses Verständnis der Freiheit schließt aus, daß der Mensch von sich aus der Freiheit mächtig ist. Die Freiheit kann deshalb nicht als Norm verstanden werden,

die der Mensch erfüllen könnte oder müßte, sondern sie bleibt immer wesentliche Voraussetzung seines Handelns.

III.

Die evangelische Freiheit muß offen sein für das konkrete geschichtliche Freiheitsstreben in der Welt. Weil sie für den Christen die Voraussetzung seines konkreten Handelns ist und nicht eine von ihm zu erfüllende Norm, darf sie sich nicht in einer bloßen Freiheitsprogrammatik erschöpfen, sondern weist den Christen in eine tätige Verantwortung für die Freiheiten der Welt.

Die evangelische Freiheit behauptet sich also nicht in ängstlicher Abkehr von der Welt, sondern ist im Glauben an Christus auferlegte Verpflichtung zum Dienst an und in der Welt. Inhalt dieses diakonischen Handelns ist das Eintreten für Gerechtigkeit, d. h. für eine Ordnung der Gesellschaft, die dem Menschen das ihm von Gott gegebene Recht zum Leben gewährt.

IV.

Die evangelische Freiheit erkennt den säkularen Charakter der modernen Welt an. Dieser säkulare Charakter darf theologisch nicht so interpretiert werden, als ob es sich um eine schlechthin gottlose Welt handelt. Es ist vielmehr die Aufgabe christlicher Verkündigung, Gott als den Herrn der Welt und der Geschichte zu bezeugen, ohne den auch die moderne säkulare Gesellschaft nicht einen Augenblick bestehen könnte. Er wirkt verborgen in ihr und erhält die Menschen in ihrem geschichtlichen und gesellschaftlichen Miteinander.

Die evangelische Freiheit schließt eine Selbstverwirklichung der Kirche als das Ziel des christlichen Handelns in der Welt aus. Die evangelische Freiheit zielt nicht auf die Verwirklichung einer christlichen Gesellschaft, sondern sie nötigt die Christenheit, in den verschiedenen Gesellschaftsordnungen im Gehorsam gegen Gott nach Frieden und Gerechtigkeit zu streben.

Sofern es sich bei dem Streben nach politischer Freiheit und ihrer Sicherung, besonders bei dem Streben nach der Freiheit von den Grundnöten (wants) des Lebens (z. B. Hunger, Krieg etc.), um ein verantwortliches planendes Mühen des Menschen handelt, hat der Christ an ihm teil. Es gehört zum Wesen der evangelischen Freiheit, die tatsächlichen Möglichkeiten, welche heute und hier gegeben sind, zu ergreifen, um mit Hilfe verantwortlicher Planung politische, ökonomische und soziale Freiheit festigen zu helfen. Der Beschäftigung mit Problemen der Planung sollte darum im Zusammenhang mit der Erörterung des Themas der Weltkonferenz von 1966 auch ein angemessener Platz eingeräumt werden.

V.

Im Blick auf die Tatsache, daß eine in Gott gegründete christliche Existenz in unterschiedlichen Gesellschaftsordnungen zu vollziehen ist, gewinnt die Frage nach dem jeweiligen Spielraum der Freiheit ein erhebliches Gewicht.

In jeder Gesellschaftsverfassung treffen Christen auf unterschiedliche Begründungen der Freiheit. Ihre Aufgabe besteht nicht darin, zu den ihnen begegnenden ideologischen Begründungen noch eine eigene christliche hinzuzufügen oder solche Begründungen christlich zu rechtfertigen. Sie haben vielmehr die Aufgabe, voneinander getrennte und geschiedene Menschen einander näher zu bringen und erstarrte Fronten und eingefrorene Gegensätze aufzulösen. Durch ihr Verhalten müssen sie unter Beweis stellen, daß auch die politischen Freiheiten nicht durch Ideologien, sondern durch aus echter Verantwortung handelnde Menschen realisiert werden.

Auch die Christen leben in ihrer jeweiligen gesellschaftlichen Situation im Bereich bestimmter politischer, wirtschaftlicher und geistiger Kräfte und Mächte. Es ist ihnen

verwehrt, diese Kräfte und Ziele von vornherein zu diffamieren. Sie haben vielmehr in Bewährung ihrer evangelischen Freiheit die diesen Kräften und Mächten innewohnenden Tendenzen und Zielsetzungen sorgfältig zu prüfen und sich gegebenenfalls mit ihnen solidarisch zu erklären.

Die Bewährung christlicher Freiheit darf aber nicht nur als positive Mitarbeit in der jeweiligen Gesellschaft im Sinne der Anpassung verstanden werden. Sie besteht vielmehr ebenso im Widerspruch gegen alle innere und äußere Unfreiheit. Die gehorsame Nachfolge Christi fordert deshalb immer wieder, aus Verantwortung und Sorge für den Menschen aller Ungerechtigkeit und Unterdrückung innerlich und äußerlich zu widerstehen. In letzter Konsequenz bezeugt sich die evangelische Freiheit gerade auch im Leiden.

VI.

Das evangelische Verständnis der Freiheit kennt die Macht der Sünde und die Sündhaftigkeit des Menschen. Diese Grundeinsicht in die permanente Spannung menschlichen Daseins zwischen Freiheit und Sünde verbietet es, in der Sünde nur ein überwindbares Übel zu sehen. Aus diesem Grunde ist aus evangelischer Freiheit anzuerkennen, daß die gesellschaftlichen Institutionen, z. B. der Staat und das Recht, nach Gottes Willen Schutzfunktionen für den Menschen ausüben. Aber sie bleiben darin vorläufige und dienende Einrichtungen, an deren Verbesserung mitzuwirken den Christen stets geboten bleibt, damit sie ihrem Auftrag, für Recht und Freiheit zu sorgen, entsprechen.

VII.

Die vorgegebene evangelische Freiheit und die in der Welt geforderten Freiheiten lassen den Christen gleicherweise die ständige Spannung zwischen Gottes Willen und der Macht der Sünde im eigenen Leben und in der Gesellschaft spüren. Diese Spannung bleibt. In ihr muß sich das christliche Handeln als „dynamic interaction“ bewähren.

Es ist von den Christen immer ein bekennendes Handeln gefordert, durch das sie trotz allen eigenen Versagens bezeugen sollen, daß Gott der Herr ist.

Auch die Freiheit, nach der man politisch strebt, bekommt echte Kraft nur in ihrer Gebundenheit an diesen Herrn. Wo diese Bindung preisgegeben worden ist, hat sich die Freiheit selbst zerstört und dem Zwang zum Perfektionismus oder der Resignation Raum gegeben. Damit aber die Freiheiten der Welt bewahrt werden, bedarf es der Wiedergewinnung des Grundes, auf dem letztlich alle Freiheit steht.

b) Die Auslands- und Diasporaarbeit

In ihrer Verfassung hat die Vereinigte Kirche Ökumene und Diaspora als wichtige Verantwortungsbereiche herausgestellt:

Die Vereinigte Kirche weiß sich in der die Länder- und Völkergrenzen überschreitenden Einheit des Bekenntnisses mit allen evangelisch-lutherischen Kirchen der Welt verbunden (Artikel 3, Ziffer 1). Sie ist bereit, sich an der ökumenischen Arbeit der gesamten Christenheit zu beteiligen (Artikel 3, Ziffer 2). Ihr obliegt die Fürsorge für die deutsche lutherische Diaspora innerhalb und außerhalb Deutschlands (Artikel 7, Ziffer 5). Sie vertritt in allen gemeinsamen Angelegenheiten die in ihr zusammengeschlossenen Gliedkirchen nach außen, insbesondere auch gegenüber der Ökumene (Artikel 7, Ziffer 7).

Durch die Beschlüsse der 1. Generalsynode über das Verhältnis zum Ökumenischen Rat der Kirchen und über die Pflege der geistlichen Gemeinschaft mit der Auslandsdiaspora hat sie diese Verantwortung unterstrichen. 1950 wurde ein

Referent für die Fragen der Diaspora und der Ökumene in das Lutherische Kirchenamt berufen. Soweit ökumenische Aufgaben im Rahmen der Evangelischen Kirche in Deutschland wahrgenommen werden, ist die Vereinigte Kirche von entsprechenden eigenen Verpflichtungen entlastet und auf Zusammenarbeit mit dem Kirchlichen Außenamt angewiesen.

Die Vereinigte Kirche ist Glied einer weltweiten Kirchenfamilie. Sie fördert die Hilfsprogramme des Lutherischen Weltbundes und beteiligt sich an den Aufgaben und Programmen des Ökumenischen Rates der Kirchen. Darüber hinaus hat sie sich aber auch oft besonders schwieriger Situationen angenommen, wo bilaterale Hilfe oder ein direkter Vermittlungsdienst nötig war. Sie hat auf Grund des gemeinsamen Bekenntnisses Verträge und Vereinbarungen über die Wahrnehmung geistlicher und praktischer Kontakte geschlossen. Sie hat den Martin-Luther-Bund als Werk der Vereinigten Kirche anerkannt.

Als wichtige Aufgaben haben sich vor allem der Beratungsdienst, ein planmäßiger Bücher- und Zeitschriftenversand und die Gewährung von speziellen Beihilfen herausgestellt.

In dem sogenannten Weihnachtsversand erhalten die aus Deutschland stammenden Pastoren, Missionare, weiteren kirchlichen Mitarbeiter und deutschsprachigen Freunde in der Ökumene neue Publikationen, die die zur Zeit 1056 Empfänger (von denen 748 Theologen sind) über die Entwicklung der lutherischen Theologie und Kirche unterrichten.

Gleiches gilt für den Zeitschriften-Versand. 756 Empfänger erhalten die „Lutherischen Monatshefte“, 200 davon leben in den östlichen Minoritätskirchen. Die „Lutherische Rundschau“ wird in einer entsprechenden Zahl vom Deutschen Nationalkomitee des Lutherischen Weltbundes für den Auslandsversand zur Verfügung gestellt.

Der Versand von Spezialliteratur betrifft Anforderungen von Agenden, Bibeln, katechetischem Material und anderen Hilfsmitteln für die Gemeindearbeit.

Mit einigen Gemeinden und Kirchen hat die Vereinigte Kirche traditionelle Beziehungen, die auch durch Vereinbarungen gefestigt sind. So wurde bereits 1951 eine Vereinbarung mit der Evang.-Lutherischen Kirche in Zürich geschlossen, 1952 ein Vertrag mit der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Italien, 1956 ein Vertrag mit der Evangelisch-Lutherischen Synode Deutscher Sprache im Vereinigten Königreich, 1962 mit der Lutherischen Kirche in Irland, 1965 in Aufnahme der in einer älteren Vereinbarung seit 1954 schon bestehenden Gemeinschaft eine Vereinbarung mit der Evangelischen Gemeinde deutscher Sprache in Addis Abeba und 1965 eine Vereinbarung mit der Evangelisch-Lutherischen Kirche im Südlichen Afrika (Hermannsburg). Außerdem bestehen Vereinbarungen über die Rechtsstellung der in den Missions- und Diasporaseminaren in Neuendettelsau und Hermannsburg ausgebildeten Brasilienpfarrer, die im Rahmen der Verträge der mit ihren überseeischen Partnern von den beteiligten kirchlichen Stellen unter Federführung des Kirchlichen Außenamtes abgeschlossen worden sind. Die Vereinbarungen der Vereinigten Kirche stehen in keiner Konkurrenz zu den Verträgen der EKD, wie sie nach dem „Kirchengesetz der EKD über das Verhältnis der Evangelischen Kirche in Deutschland und ihrer Gliedkirchen zu evangelischen Kirchengemeinschaften und -gemeinden, Pfarrern und Gemeindegliedern deutscher Herkunft außerhalb Deutschlands“ vom 18. März

1954 abgeschlossen werden. Sie gehen freilich zum Teil in eine Zeit zurück, in der diese vertragliche Regelung durch die EKD mit all den betroffenen Gemeinden und Kirchen noch nicht möglich war.

c) Der Dialog mit der römisch-katholischen Kirche

Die Generalsynode 1956 ging als „Toleranzsynode“ in die Geschichte der Vereinigten Kirche ein. Getrieben vom Leitmotiv der ökumenischen Verantwortung der Reformation entschloß sie sich, den Dialog mit dem Katholizismus in dreifacher Richtung in Angriff zu nehmen:

1. Durch Aufarbeitung theologischer Probleme.
2. Durch Aufnahme von Kontakten.
3. Durch Klärung von Fragen möglichen Zusammenlebens.

Um die Ernsthaftigkeit ihres Anliegens zu unterstreichen, berief die Synode Landesbischof Hermann Dietzfelbinger zu ihrem Beauftragten für Fragen des Verhältnisses zur römisch-katholischen Kirche. Seit jeher hatte die Vereinigte Kirche die Aufnahme und Pflege der Beziehungen mit dem Katholizismus zu ihren wesentlichsten Aufgaben gerechnet. Dies geschah oft genug nur unter dem warnenden und kritischen Geleit führender Stimmen im Gesamtprotestantismus. Verständnis für die „Öffnung nach Rom“ ist in der EKD erst infolge des Zweiten Vatikanischen Konzils gewachsen.

Der Ausschuß für Fragen des Verhältnisses zur römisch-katholischen Kirche hat sich in der Schriftenreihe „Missionierende Gemeinde“ zur Mischehe, zur Konversion und zu interkonfessionellen Begegnungen geäußert.

1. „Evangelische Mischehenseelsorge“ (1962) ist eine Handreichung zur Mischehenklärung der Lutherischen Bischofskonferenz von 1958. Sie will das damalige Votum für Gemeindearbeit und Seelsorge fruchtbar machen. Das Material wurde zusammengestellt von bayerischen Theologen mit Erfahrung in der Diasporasituation. Schwerpunkt ist der seelsorgerliche Dialog mit Menschen, die in Mischehe leben oder eine solche eingehen wollen. Die Anregungen helfen, den Belastungen der Mischehe gerecht zu werden. Die Publikation befaßt sich mit dem evangelischen Verständnis der Mischehe und der Trauung, dem römisch-katholischen Mischehenrecht und der Mischehenpraxis mit grundsätzlichen und praktischen Fragen zur evangelischen Mischehenseelsorge und mit der Seelsorge an evangelisch und an katholisch getrauten Mischehepaaren.

2. Beachtung verdient auch die Schrift „Unsere Verantwortung für die Konvertiten“ (1964). Hier läßt sich allerdings fragen, ob das Memorandum angesichts des ökumenischen Dialogs, vor allem angesichts der Tatsache, daß die Zahl der Konvertiten zurückgeht, zeitgemäß ist. Die Publikation leitet ihr Recht davon ab, daß es menschliche, seelsorgerliche und ökumenische Probleme der Konversion stets gegeben hat und darum eine ständige Überprüfung der kirchlichen Praxis notwendig ist. Sie untersucht die Motive zur Konversion, gibt Glaubensinformationen und stellt die Aufgaben der Gemeinde dar.

3. Eine weitere Veröffentlichung aus dem Catholica-Ausschuß muß hier noch angeführt werden: „Ratschläge für interkonfessionelle Begegnungen“ (1965). Aus dem Inhalt dieses Heftes:

„Die Verwurzelung in der eigenen Kirche ist Voraussetzung für einen fruchtbaren ökumenischen Dialog“ (S. 9)

„Zur Führung des Dialogs muß man das römisch-katholische Verständnis von Ökumenismus kennen“ (S. 10).

„Das Evangelium verpflichtet zum Dialog in Wahrheit und Liebe“ (S. 12).

Sodann werden (S. 14 ff.) Möglichkeiten der Begegnung aufgezeigt, die Notwendigkeit eingehender Vorbereitung betont, das Problem auf die Gemeindeebene verlagert und Leitlinien für gemeinsame öffentliche Veranstaltungen aufgestellt. Wesentlich erscheint der Abschnitt über gemeinsame Gottesdienste (S. 17 ff.):

a) Hauptsächlich infolge der Bevölkerungsmischung und der steigenden Mobilität ist es selbstverständlich geworden, daß Glieder anderer Kirchen an Taufen, Trauungen, Beerdigungen, an Einweihungen von Kirchen und anderen besonderen Gottesdiensten teilnehmen. Der evangelische Pfarrer sollte diese Tatsache bei seiner Verkündigung bedenken. Er hat bei solchen Anlässen das reformatorische Zeugnis auch vor Gliedern der römisch-katholischen Kirche auszurichten.

b) Die anderen Kirchen auch in ihrem gottesdienstlichen Handeln besser als bisher zu verstehen ist ein wesentlicher Teil des ökumenischen Dialogs. Wo Glieder der römisch-katholischen Kirche eingeladen werden, gastweise am evangelischen Gottesdienst teilzunehmen, ist zu berücksichtigen, daß der römisch-katholische Christ kirchenrechtlichen Bestimmungen unterliegt, die die Annahme der Einladung erschweren können. Auch der evangelische Christ sollte eine Einladung, gastweise am römisch-katholischen Gottesdienst teilzunehmen, in seinem Gewissen prüfen. Die Unterschiede im liturgischen Verhalten sind dabei sorgfältig zu beachten. Eine Teilnahme an der römisch-katholischen Kommunion ist dem evangelischen Christen nicht möglich.

c) Solange grundlegende Unterschiede des Kirchenverständnisses vorhanden sind, bestehen gegen Gottesdienste, bei denen der evangelische Pfarrer und der römisch-katholische Priester gemeinsam mitwirken, grundsätzliche Bedenken. Wo der Wunsch nach „gemeinsamen Gottesdiensten“ laut wird, müssen die hindernden Gründe sorgsam und redlich durchdacht werden. In Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft stellt sich die Einheit der Kirche dar. Viele Gemeindeglieder sind sich, auch ohne tiefere Kenntnis der Lehrunterschiede, dessen bewußt, daß sich in einem gemeinsamen Gottesdienst kirchliche Einheit darstellt. Sie würden verwirrt werden. Man darf eine nicht vorhandene Gemeinschaft nicht vortäuschen. Gottesdienste, die von Pfarrern beider Kirchen gemeinsam gehalten werden, kommen leicht in die Nähe eines spektakulären Schauspiels. Nicht verkannt kann ferner werden, daß die Partner trotz äußerer Gleichheit ihres Tuns Verschiedenes meinen. Schließlich muß auch auf den römisch-katholischen Partner Rücksicht genommen werden. Das kanonische Recht verbietet ihm eine *communicatio in sacris* (CIC can. 1258, 2259). Das Ökumenismusdekret erklärt: „Der Begriff der Einheit verbietet in den meisten Fällen die gottesdienstliche Gemeinschaft; die Sorge um die Gnade empfiehlt sie indessen in manchen Fällen.“ Die Möglichkeit gottesdienstlicher Gemeinschaft, von der der zweite Teil dieses Satzes spricht, wird jedoch nicht auf die Reformationskirchen ausgedehnt, da sie „nach unserem Glauben vor allem wegen des Fehlens des Wehesakramentes die ursprüngliche und vollständige Wirklichkeit des eucharistischen Mysteriums nicht bewahrt haben“. Daraus wird gefolgert, daß die Lehre vom Abendmahl und von der Liturgie mit den Kirchen der Reformation notwendiger Gegenstand des Dialogs, d. h. nicht gemeinsamen Handelns ist...

d) Das Gebet für die eine Kirche sollte selbstverständlich Teil des Kirchengebetes im sonntäglichen Gottesdienst sein. Wo Glieder beider Kirchen den Wunsch haben, miteinander in kleinen Kreisen oder auch bei öffentlichen Anlässen zu beten, sollten sie es tun.

Das gemeinsame Gebet in der Öffentlichkeit bedarf sorgfältiger Vorbereitung. Die Formulierung der Gebete ist bis in die Einzelheiten vorher festzulegen. Man muß redlich darauf achten, daß der andere guten Gewissens mitbeten kann. Die gleichen Voraussetzungen gelten für Gebetsgottesdienste, an denen in besonderen Fällen (etwa bei der Ökumenischen Gebetswoche) beide Kirchen beteiligt sind. Ein Einvernehmen mit der Kirchenleitung ist herbeizuführen. Im allgemeinen muß ein Wechsel des Ortes gewährleistet sein.

Aus den „Ratschlägen für interkonfessionelle Begegnungen“ erwuchs dann als 5., völlig neu bearbeitete Auflage die „Handreichung für evangelisch-katholische Begegnungen“ (1969), die mit Zustimmung des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland veröffentlicht wurde.

d) Das Verhältnis zu Freikirchen, Sekten und Weltanschauungsgemeinschaften

Die erste Generalsynode gab 1949 den Auftrag, eine Ordnung des kirchlichen Lebens zu schaffen, von der die Hauptabschnitte I–VIII bereits 1954 verabschiedet werden konnten. In der Ordnung des kirchlichen Lebens wurden Fragen der Taufordnung, der Konfirmationsordnung, der Abendmahlordnung und ähnliches, die naturgemäß Verkündigung und Seelsorge näherstehen als der Gesetzgebung, geregelt. Dieser besondere Charakter der Lebensordnung, der die oben genannten Sachbereiche einer Juridisierung entziehen wollte, ist nicht immer verstanden worden. Nun heißt es in Abschnitt I „Von der heiligen Taufe“ folgendermaßen (Ziff. 8): „Wenn nicht sicher festgestellt werden kann, ob eine Taufe überhaupt oder ob sie dem Befehl unseres Herrn Jesus Christus gemäß geschehen ist, so muß sie in jedem Falle vollzogen werden.“ Da Taufwiederholung oder Konditionaltaufe grundsätzlich abgelehnt werden, ergab sich aus der Lebensordnung die Notwendigkeit, die Taufpraxis außerkirchlicher Gemeinschaften und Sekten zu untersuchen und zu der Frage Stellung zu nehmen, ob sie den altkirchlichen Grundsätzen, das heißt Taufe auf den dreieinigen Gott mit Wasser, entspricht oder nicht. Hinzu traten weitere wichtige Fragen wie die nach der Patenschaft, der Trauung mit Angehörigen bestimmter Gemeinschaften, der Zulassung zum Abendmahl, der Mitwirkung bei Begräbnissen usw. So wurde 1952 ein Unterausschuß des Theologischen Ausschusses damit beauftragt, die wichtigsten ekklesiologischen Daten außerkirchlicher Gemeinschaften zusammenzustellen und zu obigen Fragen Stellung zu nehmen. 1966 konnten als Ergebnis dieser Arbeit 30 Darstellungen und Stellungnahmen zu außerkirchlichen Gruppen im „Handbuch zu Freikirchen und Sekten – eine Arbeitshilfe der VELKD –“ veröffentlicht werden.

Abgesehen von der Primäraufgabe des Handbuchs in Form der Stellungnahme besteht der Wert dieser Arbeit in der überschaubaren und griffigen Information über Entstehung, Geschichte, Lehre und über das Verhältnis zu den altkirchlichen Bekenntnissen und zur Ökumene. Freilich wird man sich gerade im ökumenischen Zeitalter auch fragen müssen, ob es an der Zeit sei, die Unterscheidungen gerade zu den Freikirchen derartig herauszuarbeiten, wie es im Handbuch geschieht. Dazu nimmt die Einführung in folgender Weise Stellung:

Das Handbuch vertritt weder den Grundsatz prinzipieller Zurückweisung der Sekten noch den einer prinzipiellen Einmütigkeit mit den Freikirchen. Wo Unterscheidungen bestehen, sollen diese weder hervorgehoben noch übergangen, sondern auf ihre sachliche Relevanz geprüft und entsprechend beachtet werden. In jedem Lehrunterschied stellt sich die Wahrheitsfrage, die prinzipiell ernst zu nehmen ist. Nur wer die Unterscheidungen ebenso ernst nimmt, wie die gemeinsame christliche Basis, schenkt dem Partner die schuldige Achtung.

Die Kirchenleitung der VELKD hat auf Grund des vorgelegten Materials den Beschluß gefaßt, den Unterausschuß in einen Arbeitskreis für Freikirchen und Sekten umzubilden und mit der Weiterarbeit am Handbuch, das als Loseblattsammlung erschienen ist, zu beauftragen. Der Arbeitskreis hat inzwischen Darstellungen und Stellungnahmen zum „Freien Brüderkreis“, zu den Quäkern, zum „Freien Bibelkreis“ und zur „Tagesanbruchsbibelstudienvereinigung“ sowie zu Weltanschauungsgemeinschaften wie Anthroposophen, Theosophen und Rosenkreuzern, ferner Neufassungen zu den Zeugen Jehovas und zur Christengemeinschaft verabschiedet, die nun publiziert werden können. Der Arbeitskreis konnte sich auch gutachtlich zur Frage der Anerkennung der Taufe der Christengemeinschaft äußern und ist zur Zeit damit befaßt, Material und Gesichtspunkte zu den Fragen der Taufanerkennung und der Doppelmitgliedschaft zusammenzustellen.

Kirchliche Statistik

I. Die Einnahmen aus Kirchensteuern 1969*

Von Kurt v. Raben

Als Fortsetzung der Zusammenstellung im Kirchlichen Jahrbuch 1968, S. 501 ff., wird in den beiden nachstehenden Tabellen über das Aufkommen an Kirchensteuern im Jahre 1969 berichtet.

Tabelle 1 gibt einen Überblick über das Aufkommen. Tabelle 2 zeigt die Veränderung gegenüber 1968. Hieraus ist zu ersehen, daß gegenüber dem Vorjahr fast durchweg weitere Steigerungen eingetreten sind.

Infolge der Schwierigkeiten, welche einer genauen Fortschreibung der Seelenzahlen sich entgegenstellen, sind die Kopfbeträge (Tabelle 1, Spalte 9) auf fortgeschriebene Seelenzahlen zum 1. 1. 67 bezogen und liegen daher im allgemeinen zu hoch. Sie sind lediglich zu dem Zweck errechnet, einen ungefähren Vergleich der einzelnen Gliedkirchen untereinander zu bieten.

* Allgemeine Vorbemerkungen zu den Tabellen:

Wenn in den einzelnen Tabellenfeldern keine Zahlen eingetragen sind, so bedeutet:

– der Zahlenwert ist genau gleich Null,

0 der Zahlenwert ist von Null verschieden, aber kleiner als die Hälfte der verwendeten Zahleneinheit und daher nicht ausdrückbar,

. der Zahlenwert ist unbekannt bzw. aus technischen Gründen nicht feststellbar,

x eine Angabe kann aus sachlichen Gründen nicht gemacht werden,

() die eingeklammerten Zahlen geben nur Teilergebnisse an; bei Prozentzahlen ist die Ausgangszahl kleiner als 100.

Abweichungen in den Summen (bei Prozentziffern) entstehen durch das Runden der einzelnen Zahlen.

Bei Untergliederungen bedeutet:

davon – Summe der Einzelpositionen ergibt Gesamtsumme,

darunter – nur ausgewählte Einzelpositionen, die nicht Gesamtsumme ergeben.

Tabelle 1: Ist-Aufkommen an Kirchensteuern 1969

Landeskirche	Zuschlag zur Einkommen(Lohn)steuer					Kirchensteuern insgesamt (Sp. 4 u. Sp. 5)	Kirchgeld ²	Insgesamt		
	Bruttoaufkommen	Erhebungskosten der Finanzämter ¹		Nettoaufkommen	1000 DM			1000 DM	1000 DM	1000 DM
		1000 DM	in % von Spalte 1							
Berlin (West)	114620	5614	4,9	109006	—	109006	—	109006	71,78	
Westfalen	218966	6575	3,0	212391	607	212998	894	213892	60,99	
Rheinland	333264	10479	3,1	322785	496	323281	3451	326732	83,21	
Hessen und Nassau	188541	6219	3,3	182322	554	182876	—	182876	78,42	
Kurhessen-Waldeck	53084	1593	3,0	51492	1199	52691	5534	58225	51,77	
Baden	115428	3496	3,0	111932	3470	115402	—	115402	81,98	
Pfalz	43033	1738	4,0	41295	1020	42315	726	43042	57,18	
Bremen	34135	1365	4,0	32770	—	32770	—	32770	62,67	
Hannover	213676	8593	4,0	205082	5557	210639	5728	216367	55,31	
Bayern	183554	5397	2,9	178157	479	178636	3900	182536	70,94	
Schleswig-Holstein	154096	5027	3,3	149069	2335	151404	27	151431	63,59	
Hamburg	55788	2232	4,0	53556	—	53556	—	53556	80,52	
Braunschweig	37817	1513	4,0	36304	—	36304	1186	37490	57,01	
Lübeck	13169	394	3,0	12775	9	12784	3	12787	60,75	
Schaumburg-Lippe	3323	133	4,0	3190	150	3340	92	3432	47,32	
Eutin	4971	189	3,8	4782	117	4899	57	4956	56,45	
Württemberg	195400	5864	3,0	189535	1547	191083	564	191647	75,42	
Oldenburg	26863	982	3,7	25881	526	26408	1492	27900	51,43	
Lippe	14806	444	3,0	14362	55	14417	—	14417	58,04	
Nordwestdeutschland	10649	426	4,0	10223	837	11060	454	11514	52,95	
Zusammen ⁴ :	2015182	68135	3,4	1946910	18959	1965868	24108	1989977	68,15	

1. von den jeweils direkt zugeflossenen Beträgen; Ausgleichsbeträge sind netto nachgewiesen

2. zum Teil vorläufige Ergebnisse; ohne Abzug der Erhebungskosten

3. Stand 1. 1. 1967; da weitere Fortschreibung noch nicht möglich

4. Differenzen in den Summen durch Auf- bzw. Abrunden der Zahlen

Tabelle 2: Aufkommen an Kirchensteuern und Kirchgeld für 1969 im Vergleich mit dem Aufkommen für 1968 (1968 = 100)

Landeskirche	Kirchensteuern		Kirchgeld	Insgesamt
	vom Einkommen (Arbeitslohn) ‰	sonstige ‰		
	1	2	3	4
Berlin (West)	108	—	—	108
Westfalen	116	93	103	116
Rheinland	115	94	73	114
Hessen und Nassau	110	36	—	106
Kurhessen-Waldeck	115	101	100	113
Baden	114	109	—	114
Pfalz	112	103	110	112
Bremen	109	—	—	109
Hannover	111	105	110	111
Bayern	113	103	101	113
Schleswig-Holstein	119	95	77	119
Hamburg	122	—	—	122
Braunschweig	114	—	96	113
Lübeck	103	103	47	103
Schaumburg-Lippe	100	98	99	100
Eutin	119	92	90	117
Württemberg	114	95	100	113
Oldenburg	109	69	59	104
Lippe	107	38	—	106
Nordwest- deutschland, ref.	109	100	123	109

II. Gliederung, Pfarrstellen und geistliche Kräfte in den westlichen Gliedkirchen der EKD (Stand 31. 12. 1969)

Von Kurt v. Raben

Während die Stellen der mittleren und unteren Verwaltungsbezirke ziemlich unverändert geblieben sind, haben offenbar bei den Kirchengemeinden weitere Umstrukturierungen stattgefunden, vor allem in Bayern, wodurch eine Reihe von Kirchengemeinden mit dem Sitz eines Pfarramtes neu ausgestattet wurde.

Die Zahl der geistlichen Stellen sowohl bei Kirchengemeinden wie auch im übergemeindlichen Bereich hat sich weiter vermehrt.

Mit dieser Vermehrung hat allerdings die Zahl der Stelleninhaber nicht ganz Schritt gehalten, so daß die Zahl der unbesetzt gebliebenen Stellen ebenfalls angestiegen ist.

Die Zahl der bestandenen Prüfungen ist nahezu gleich geblieben, wobei sich bei der 1. Prüfung die Zahl vermindert und bei der 2. Prüfung erhöht hat. Der Anteil der weiblichen Kandidaten ist leicht zurückgegangen.

Tabelle 5 zeigt den Anstieg der Zahl der 1969 emeritierten Pfarrer, der sich in den kommenden Jahren weiter fortsetzen wird. (Vgl. hierzu im gleichen Band: Die künftige Versorgungslast der Kirchen.)

Tabelle 1: Gliederung der Landeskirchen (Stand: 31. 12. 1969)

Landeskirche	Sprengel, Generalsuperintenduren, Kreisdekanate, Visitationsbezirke u. dgl.	Kirchenkreise, Superintendenturen, Dekanate, Propsteien u. dgl.	Rechtlich selbständige Kirchengemeinden			Parochialverbände, Gesamtverbände u. dgl.
			mit	ohne	zusammen	
			Sitz eines ¹ Pfarramts			
	1	2	3	4	5	6

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	1	15	156	—	156	1
Westfalen	—	33	620	—	620	23
Rheinland	2	47	752	123	875	23

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	7	60	910	255	1165	11
Kurhessen-Waldeck	6	26	506	433	939	10
Baden	3	28	421	118	539	5
Pfalz	—	20	302	168	470	5
Bremen	—	—	65	1	66	1

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	10	83	1240	422	1662	15
Bayern	5	69	1321 ²	178	1499	19
Schleswig-Holstein	4	24	507	13	520	15
Hamburg	—	7 ³	81	—	81	—
Braunschweig	—	16	253	157	410	3
Lübeck	—	—	32	—	32	—
Schaumburg-Lippe	—	3	21	—	21	—
Eutin	—	—	20	—	20	2

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	4	51	1058	228	1286	34
Oldenburg	—	13	105	8	113	—

Reformierte Landeskirchen

Lippe	—	6 ⁴	68	—	68	—
Nordwestdeutschland	—	10	123	6	129	—
Zusammen	42	511	8561	2110	10671	167

1. in Spalte 3 sind alle Kirchengemeinden mit Sitz mindestens eines Pfarramts gezählt (die Zahl der Stellen ist in Tabelle 2, Spalten 1 und 2, nachgewiesen)

2. einschließlich exponierte Vikariate

3. Kirchenkreise (keine Aufsichts- bzw. Verwaltungsbezirke i. e. S.)

4. darunter eine „lutherische Klasse“

Tabelle 2: Die Stellen für das geistliche Amt (Stand: 31. 12. 1969)
(In Klammern: darunter Stellen, die nur mit Frauen besetzt werden)

Landeskirche	Stellen für hauptamtlich im kirchlichen Dienst angestellte Pfarrer (Volltheologen)							gemeindliche Stellen für Hilfspfarrer	Stellen für geistliche Kräfte ohne theol. Vollstudium	geistliche Stellen zusammen
	fest- gegründete gemeindliche Pfarrstellen	in der zentralen Verwaltung der Landes- kirchen	im allgemeinen Landes- kirchlichen Dienst	in Anstalten der IM mit Parochial- rechten	in Landes- und Kommunal- anstalten ¹	für Religions- lehrer ²	zusammen Spalten 1 bis 6			
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	442 (30)	8	80 (23)	2 (1)	11	—	17 (3)	560 (57)	—	10	570 (57)
Westfalen	1328 (11)	11	143 (12)	50 (2)	15	—	2	1549 (25)	—	105	1654 (25)
Rheinland	1515 (15)	10	46 (4)	15	12	—	83 (7)	1681 (26)	—	99 (7)	1780 (33)

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	1046	—	10	57	—	11	—	33	—	—	1157	—	75	—	1232	—
Kurhessen-Waldeck	630	—	7	37 (8)	—	—	—	—	—	16	—	690 (8)	11	—	701 (8)	—
Baden	602	—	10	43 (4)	—	—	—	18 (3)	45	—	718 (7)	98	75	—	891 (7)	—
Pfalz	349 (3)	7	10	—	5	—	34 (6)	9 (1)	414 (10)	43	12 (2)	469 (12)	—	—	144	—
Bremen	130	—	—	5	—	2	—	7	—	—	—	144	—	—	—	—

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	1644	—	10 (1)	—	—	25 (2)	5	—	7 (1)	1691 (4)	4	40	1735 (4)
Bayern	1557	—	20	38 (3)	—	—	—	—	3	1618 (3)	223 ⁸	—	1841 (3)
Schleswig-Holstein	845	—	10	28	—	23	—	—	—	906	—	—	906
Hamburg	175	—	3	40 (2)	3	—	24 (7)	—	—	245 (9)	—	—	245 (9)
Braunschweig	327	—	4	14	—	—	3	—	4	352	—	—	352
Lübeck	68 (2)	3	7 (2)	—	—	—	3 (2)	3	—	84 (6)	—	—	84 (6)
Schaumburg-Lippe	30	—	—	—	—	—	—	—	—	30	—	—	30
Eutin	28	—	—	—	—	—	—	—	—	28	—	—	28

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	1353	—	14	49	—	35 (2)	7	—	24	—	1482 (2)	180	—	1662 (2)
Oldenburg	198	—	3	8	—	2	6	—	8	—	225	—	—	225

Reformierte Landeskirchen

Lippe	110	—	1	3 (1)	2	—	2	—	3 (1)	121 (2)	—	1	122 (2)
Nordwestdeutschland	124	—	2	1	—	—	—	—	3	—	130	2	—
Zusammen	12501 (61)	133 (1)	609 (59)	175 (7)	155 (13)	252 (18)	13825 (159)	636	342 (9)	14803 (168)			

1. soweit die Stellen mit Amtsträgern der Kirche von der Kirche besetzt werden
2. im landeskirchlichen Dienst (bzw. im kreiskirchlichen Dienst bei Rheinland)
3. einschl. Stellen in exponierten Vikariaten

Tabelle 3: Die Träger des geistlichen Amts (Stand: 31. 12. 1969)
(In Klammern: darunter Frauen)

Landeskirche	Die hauptamtlich im kirchlichen Dienst angestellten Pfarrer							Pfarrer mit Beschäftigungsauftrag		ordinierte Hilfspfarrer mit 2. theol. Examen	ordinierte Vikare mit 1. theol. Examen	geistliche Kräfte ohne theol. Vollstudium	tätige geistliche Kräfte zusammen (Sp. 7 bis 12)
	in einem gemeindlichen Pfarramt	in der zentralen Verwaltung der Landeskirche	im allgemeinen kirchlichen Dienst	in Anstalten der inneren Mission mit Parochialrechten	in Landes- und Kommunalanstalten	als Religionslehrer?	endgültig angestellte Pfarrer zusammen (Sp. 1 bis 6)						
								für eine Pfarrrstelle	für eine sonstige geistliche Stelle				
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	338 (24)	7	63 (17)	3 (1)	10	—	14 (3)	435 (45)	9	1	35 (8)	—	10	—	490 (53)
Westfalen	1144 (19)	11	116 (7)	40 (2)	12	—	2	1325 (28)	9	—	83 (10)	—	105	—	1522 (38)
Rheinland	1265 (17)	10	39 (3)	13	11	—	56 (4)	1394 (24)	17	—	111 (14)	—	62 (7)	—	1584 (45)

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen u. Nassau	792 (13)	9	53 (2)	10	29 (2)	—	—	893 (17)	12	6 (1)	79 (8)	—	96 (1)	—	1086 (27)
Kurhessen-Waldeck	465 (6)	7	29 (4)	—	—	—	13 (2)	514 (12)	6	4 (3)	49 (5)	—	31	—	604 (20)
Baden	523 (2)	10	43 (4)	—	18 (3)	45 (5)	—	639 (14)	7	8	93 (10)	—	75	—	822 (24)
Pfalz	300 (3)	7	10	5	10 (1)	10	—	342 (4)	4 (1)	1 (1)	28 (2)	62 (6)	17 (5)	—	454 (19)
Bremen	118 (1)	—	5	—	7 (1)	—	—	130 (2)	—	—	7	—	1	—	138 (2)

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	1205	—	11(1)	182(43)	27(2)	5	—	8(1)	1438(47)	14	—	93	—	—	184	—	1729(47)
Bayern	1339	—	20	41(3)	—	—	—	3	1403(3)	10	7	157(17)	42	—	57	—	1676(20)
Schleswig-Holstein	692(13)	10	25(5)	19	—	—	—	—	746(18)	16	—	55(4)	—	—	31	—	848(22)
Hamburg	159	—	3	31(3)	3	19(4)	—	—	215(7)	1	1	11(1)	—	—	—	—	228(8)
Braunschweig	242	—	4	13(6)	—	2(1)	—	—	261(7)	6	1	10	—	—	10	—	288(7)
Lübeck	65(1)	3	7(2)	—	—	3(2)	3	—	81(5)	—	—	4(1)	6	—	—	—	91(6)
Schaumburg-Lippe	25	—	—	—	—	—	—	—	25	—	—	—	—	—	5	—	30
Eutin	21	—	—	—	—	—	—	—	21	—	—	1	—	—	3	—	25

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	1220(18)	14	44	—	37(2)	5	—	14	—	1334(20)	82	5	69(2)	198(7)	92(7)	1780(36)	
Oldenburg	176	—	3	7	—	2	3	—	5	—	196	—	2	1	17(5)	—	228(5)

Reformierte Landeskirchen

Lippe	91	—	1	4(1)	2	2	—	4(1)	104(2)	—	—	9	—	—	3	—	116(2)
Nordwest-	107(2)	2	1	—	—	—	—	3	113(2)	—	—	—	—	—	10	—	123(2)
deutschland	10287(119)	132(1)	713(100)	161(7)	136(14)	180(16)	11609(257)	195(1)	35(5)	911(87)	308(13)	804(20)	13862(383)				
Zusammen																	

1. soweit Amtsträger der Kirche und von der Kirche berufen
2. im landeskirchlichen Dienst (bzw. im kreiskirchlichen Dienst bei Rheinland)

Tabelle 4: Emeritierte Pfarrer und Pfarrverwalter, beurlaubte¹ Pfarrer und Pfarrer im Wartestand (Stand: 31. 12. 1969) – (In Klammern: darunter Frauen)

Landeskirche	Pfarrer im Ruhestand	Pfarrverwalter im Ruhestand	Zu anderweitiger Dienstleistung beurlaubte Pfarrer	Pfarrer im Wartestand
	1	2	3	4

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	218 (6)	3	10 —	1
Westfalen	295 (7)	18	52 (2)	3
Rheinland	327 (2)	—	18 —	11

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	244 (1)	6	104 (7)	3
Kurhessen-Waldeck	167 (2)	5	41 —	1
Baden	166 (2)	6	104 (6)	—
Pfalz	91 (1)	1	41 (6)	—
Bremen	23 —	—	— —	—

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	316 (3)	5 (1)	82 —	5
Bayern	437 (1)	11	322 (7)	4
Schleswig-Holstein	180 (2)	7	8 —	2
Hamburg	41 (2)	—	23 —	1
Braunschweig	88 (2)	1	18 —	—
Lübeck	14 —	—	3 (1)	—
Schaumburg-Lippe	9 —	—	— —	—
Eutin	7 —	—	2 —	—

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	413 (1)	—	205 (6)	4
Oldenburg	33 —	—	16 —	1

Reformierte Landeskirchen

Lippe	36 —	2	4 —	—
Nordwestdeutschland	25 —	—	— —	—
Zusammen	3130 (32)	65 (1)	1053 (35)	36

1. Pfarrer, die zu anderweitiger Dienstleistung aus dem unmittelbaren kirchlichen Dienst mit dem Recht des Rücktritts entlassen oder für mindestens ein Jahr beurlaubt sind

Tabelle 5: Lebensalter der im Jahre 1969 emeritierten Pfarrer und Pfarrverwalter und der im aktiven kirchlichen Dienst verstorbenen Pfarrer
(In Klammern: darunter Frauen)

Landeskirche	im Jahr 1969 emeritierte Pfarrer und Pfarr- verwalter	deren Lebensalter im Zeitpunkt der Emeritierung			im Jahr 1969 im aktiven kirchlichen Dienst verstorbene Pfarrer ¹	deren Lebensalter im Zeitpunkt des Todes		
		unter 60 Jahre	60 bis unter 70 Jahre	70 Jahre und darüber		unter 40 Jahre	40 bis unter 60 Jahre	60 Jahre und darüber
	1	2	3	4	5	6	7	8

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	18(3)	3(1)	13(2)	2	1(1)	—	1(1)	—
Westfalen	55(2)	7(1)	46(1)	2	9	—	6	3
Rheinland	32 —	4 —	24 —	4	15	2	8	5

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	40(1)	2 —	33(1)	5	4	—	3	1
Kurhessen-Waldeck	17(1)	3 —	14(1)	—	3	—	—	3
Baden	20(1)	3 —	17(1)	—	3	—	2	1
Pfalz	12(1)	1 —	11(1)	—	—	—	—	—
Bremen	2 —	— —	1 —	1	1	—	1	—

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	30 —	1 —	29 —	—	12	2	6	4
Bayern	42(1)	9 —	33(1)	—	12	—	5	7
Schleswig-Holstein	16 —	— —	16 —	—	1	—	1	—
Hamburg	5 —	— —	5 —	—	1	—	—	1
Braunschweig	7 —	— —	7 —	—	1	—	—	1
Lübeck	1 —	— —	1 —	—	—	—	—	—
Schaumburg-Lippe	— —	— —	— —	—	—	—	—	—
Eutin	— —	— —	— —	—	—	—	—	—

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	32 —	1 —	31 —	—	3	—	2	1
Oldenburg	3 —	1 —	2 —	—	2	—	2	—

Reformierte Landeskirchen

Lippe	3 —	— —	3 —	—	1	—	1	—
Nordwestdeutschland	— —	— —	— —	—	—	—	—	—
Zusammen	335(10)	35(2)	286(8)	14	69(1)	4	38(1)	27

1. Pfarrer, die im unmittelbaren kirchlichen Dienst fest angestellt waren (vgl. Tab. 3, Spalte 9)

III. Äußerungen des kirchlichen Lebens 1968 in den westlichen Gliedkirchen der EKD

Von Kurt v. Raben

Infolge der Umstellung auf ein einheitliches Bundesprogramm war es einigen statistischen Landesämtern nicht möglich, für die zur Umsetzung in Gebiete der Landeskirchen benötigten Teilbereiche die Zahlen der Geborenen, Gestorbenen und Eheschließungen zu liefern. Hiervon sind die Tabellen 2, 6 und 11 betroffen. Für eine Reihe von Landeskirchen mußte daher die Lücke dadurch geschlossen werden, daß an Stelle der Vergleichszahlen für 1968 der Durchschnitt aus den Jahren 1967 und 1969 genommen wurde. Die auf diese Weise erhaltenen Zahlen sind kursiv gedruckt.

Entsprechend dem einsetzenden Geburtenrückgang ist auch die Zahl der Getauften leicht rückläufig.

Die Zahl der Abendmahlsgäste ist etwa auf den Stand von 1966 zurückgegangen.

Die bemerkenswerteste Erscheinung ist die weitere Erhöhung der Zahl der Kirchenaustritte bei gleichzeitigem Rückgang der Übertritte.

Tabelle 1: Taufen im Jahre 1968

Landeskirche	Getaufte Kinder		davon (in % von Spalte 1)					Nachrichtlich	
	ins- gesamt	darunter nach- träglich getauft ¹	Kinder aus			unehe- liche Kinder evang. Mütter	Kinder sonst. Eltern und Mütter	Tauf- ver- sagun- gen	Getaufte Erwachsene
			evan- gelischen Ehen	Mischehen					
				ins- gesamt	darunter aus evang.- kath. Ehen				
1	2	3	4	5	6	7	8	9	

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	14399	3416	78,8	15,5	9,5	5,0	0,8	5	763
Westfalen	52956	3903	78,1	19,4	17,6	2,3	0,2	33	587
Rheinland	54220	4808	65,2	31,5	28,3	2,9	0,4	44	673

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	34198	1951	73,8	23,4	20,5	2,5	0,3	8	182
Kurhessen-Waldeck	18066	541	83,5	14,0	12,5	2,2	0,4	15	57
Baden	21243	961	66,9	28,8	26,5	3,6	0,6	—	145
Pfalz	10812	436	71,3	24,6	22,7	3,7	0,4	33	34
Bremen	7492	1180	84,4	12,8	9,0	2,5	0,2	—	339

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	66814	4946	88,4	9,0	7,3	2,5	0,1	21	559
Bayern	38703	1167	66,1	29,2	26,8	4,2	0,6	8	148
Schleswig-Holstein	39839	5716	89,1	8,1	5,0	2,6	0,2	24	992
Hamburg	7688 ²	1785	81,3	13,8	7,5	3,6	1,3	.	723 ²
Braunschweig	9734	1062	83,4	12,8	10,5	3,3	0,5	9	181
Lübeck	3185	364	80,4	14,7	5,4	4,9	—	—	69
Schaumburg-Lippe	1157	34	90,9	7,6	6,7	1,3	0,2	—	1
Eutin	1449	148	92,4	4,8	3,7	1,9	0,9	—	10

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	41692	1819	74,6	22,7	20,0	2,5	0,3	3	204
Oldenburg	10351	895	87,2	10,5	8,4	2,0	0,2	5	131

Reformierte Landeskirchen

Lippe	4147	166	89,6	8,5	7,6	1,8	0,2	2	15
Nordwestdeutschland	3529	111	93,0	5,6	4,6	1,2	0,1	—	23

Westliche Glied- kirchen zusammen	441674²	35409	77,7	19,1	16,5	2,8	0,3	(210)	5836
--	---------------------------	--------------	-------------	-------------	-------------	------------	------------	--------------	-------------

1. Taufen von Kindern im Alter von 1 bis zu 14 Jahren

2. In dieser Zahl sind enthalten: 537 Konfirmanden, die nach vollendetem 14. Lebensjahr vor ihrer Konfirmation getauft wurden (in Spalten 3 bis 7 nicht berücksichtigt)

Tabelle 2: Kindertaufen in % der Geburten des Jahres 1968 (Taufziffern)

Landeskirche	Getaufte Kinder in % der Lebendgeborenen desselben Jahres		
	aus evangelischen Ehen	aus evang.-katholischen Ehen	uneheliche von evang. Müttern
	1	2	3

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	84	41	39
Westfalen	100	39	57
Rheinland	96	38	53

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	101	45	55
Kurhessen-Waldeck	99	48	56
Baden	100	41	57
Pfalz	95	45	70
Bremen	92	60	43

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	103	47	60
Bayern	100	39	66
Schleswig-Holstein	94	53	51
Hamburg	88	52	40
Braunschweig	102	46	58
Lübeck	90	43	68
Schaumburg-Lippe	112	46	43
Eutin	108	41	33

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	99	47	59
Oldenburg	104	47	55

Reformierte Landeskirchen

Lippe	105	49	61
Nordwestdeutschland	103	40	52
Zusammen	98	42	55

Tabelle 3: Kindertaufen nach dem Ort der Taufe im Jahre 1968

Landeskirche	Von je 100 im Jahre getauften Kindern unter 14 Jahren wurden getauft			
	während des Gemeinde- gottesdienstes oder im Kindergottes- dienst	außerhalb des Gemeindegottesdienstes		
		in kirchlichen Räumen einschl. des Pfarrhauses	in der Haus- gemeinschaft (Haustaufen)	in Kliniken und ähnlichen Anstalten
	1	2	3	4

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	23,2	73,9	0,5	2,4
Westfalen	67,3	30,9	0,6	1,3
Rheinland	71,0	27,5	0,5	1,0

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	60,9	35,3	2,6	1,1
Kurhessen-Waldeck	66,4	26,4	6,3	0,9
Baden	68,4	28,3	0,7	2,6
Pfalz	78,1	19,1	1,6	1,1
Bremen	28,3	69,3	1,1	1,3

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	40,9	55,8	2,3	1,0
Bayern	28,5	57,4	1,2	12,8
Schleswig-Holstein	21,4	74,5	3,6	0,5
Hamburg	16,0	82,7	0,8	0,4
Braunschweig	17,9	81,0	0,5	0,5
Lübeck	3,1	93,2	0,5	3,2
Schaumburg-Lippe	69,1	28,9	1,1	1,0
Eutin	50,3	48,0	1,7	—

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	65,5	32,3	0,9	1,4
Oldenburg	47,3	50,3	1,2	1,1

Reformierte Landeskirchen

Lippe	85,9	11,4	1,4	1,3
Nordwestdeutschland	82,0	6,8	10,8	0,4
Westliche Glied- kirchen zusammen	51,1	45,0	1,7	2,2

Tabelle 4: Konfirmationen im Jahre 1968

Landeskirche	Konfirmierte Kinder		davon (in % von Spalte 1)					Nachrichtlich	
	insgesamt	darunter später als üblich konfirmiert	Kinder aus			unehe- liche Kinder evang. Mütter	Kinder sonstiger Eltern und Mütter	Konfir- mations- versa- gungen	im Jahre 1969 konfir- mierte Erwach- sene ¹
			evange- lischen Ehen	Mischehen					
				ins- gesamt	darunter aus evang.- kath. Ehen				
1	2	3	4	5	6	7	8	9	

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	12613	51	77,7	16,0	8,3	4,5	1,8	14	175
Westfalen	75986	156	83,2	15,3	12,9	1,2	0,2	82	186
Rheinland	61280	101	73,2	24,3	19,9	1,7	0,8	80	105

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen u. Nassau	30642	7	78,8	18,9	15,9	1,7	0,5	21	37
Kurhess.-Waldeck	15260	4	87,5	10,3	8,8	1,7	0,4	6	15
Baden	19471	2	73,0	23,2	20,1	3,1	0,7	41	19
Pfalz	11490	—	78,7	19,1	17,4	1,9	0,3	8	1
Bremen	6813	3	86,6	10,4	7,2	2,4	0,7	3	6

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	93740	85	89,3	8,3	6,5	2,1	0,3	70	203
Bayern	31513	63	75,2	21,4	19,4	2,8	0,5	39	118
Schleswig-Holst.	28600	63	87,9	8,3	4,6	2,8	1,0	52	283
Hamburg	6565	30	18 ²	101
Braunschweig	8607	25	81,7	13,9	9,2	3,0	1,5	9	80
Lübeck	2088	8	83,5	12,8	8,0	3,7	—	—	18
Schaumbg.-Lippe	1065	1	93,1	5,6	4,6	1,2	0,1	1	3
Eutin	963	1	91,8	5,1	3,4	2,8	0,3	1	3

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	35541	50	79,5	18,2	15,1	1,7	0,6	40	.
Oldenburg	8026	29	86,4	10,6	7,1	2,6	0,4	4	31

Reformierte Landeskirchen

Lippe	3065	9	93,6	5,0	4,2	1,2	0,2	3	8
Nordwestdeutschld.	3013	6	94,1	4,6	3,7	1,1	0,2	7	25

Westliche Glied- kirchen zus.	456341 ³	694	82,0	15,4	12,6	2,1	0,5	499 (1417)	
----------------------------------	---------------------	-----	------	------	------	-----	-----	------------	--

1. über 21 Jahre alt

2. Teilergebnis

3. Prozente ohne Hamburg errechnet

Tabelle 5: Trauungen im Jahre 1968

Landeskirche	Getraute Paare		davon (in % von Spalte 1)				Nachricht- lich Trau- versagun- gen
	ins- gesamt	darunter nachträg- lich getraut ¹	evangelische Ehepaare	konfessionell gemischte Ehepaare		sonstige Ehe- paare	
				insgesamt	darunter evang.-kath. Ehepaare		
	1	2	3	4	5	6	7

Gliederkirchen der Evangelischen Kirche der Union							
Berlin (West)	5407	226	88,5	11,4	10,3	0,1	8
Westfalen	21878	1314	75,4	24,6	23,4	0,1	114
Rheinland	21740	1057	63,4	36,5	35,5	0,0	111
Übrige unierte Landeskirchen							
Hessen und Nassau	14386	344	73,2	26,7	25,1	0,1	33
Kurhessen-Waldeck	7593	137	83,8	16,2	15,3	0,0	11
Baden	8505	167	65,0	34,7	32,8	0,2	18
Pfalz	4611	51	71,5	28,5	26,7	—	1
Bremen	2922	104	86,9	13,0	10,5	0,1	—
Gliederkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands							
Hannover	25971	969	89,9	10,0	9,2	0,1	81
Bayern	15570	299	65,7	34,1	32,5	0,2	140
Schleswig-Holstein	14081	259	93,0	6,9	6,3	0,0	14
Hamburg	2973	.	89,9	10,0	8,2	0,1	.
Braunschweig	4112	214	85,5	14,3	13,4	0,3	11
Lübeck	1242	40	95,9	4,1	3,8	—	—
Schaumburg-Lippe	525	11	87,4	12,0	11,0	0,6	1
Eutin	619	18	92,6	6,9	6,8	0,5	1
Übrige lutherische Landeskirchen							
Württemberg	15792	1126	73,2	26,8	24,1	—	31
Oldenburg	3716	103	87,5	12,2	11,7	0,3	4
Reformierte Landeskirchen							
Lippe	1786	50	88,8	11,0	10,7	0,2	7
Nordwestdeutschland	1323	23	90,2	9,8	8,5	—	3
Westliche Glied- kirchen zus.	174752	(6512)	77,8	22,1	20,8	0,1	(589)

¹ im allgemeinen später als 1 Jahr, in Württemberg später als 1 Monat nach der standesamtlichen Eheschließung

Tabelle 6: Trauungen in % der Eheschließungen des Jahres 1968 (Trauziffern)

Landeskirche	Trauungen in % der Eheschließungen					
	evangelische Ehepaare	insgesamt	konfessionell gemischte Ehepaare			
			davon			
			evangelisch-katholische	evangelisch-anders-christliche	evangelisch-jüdische	evangelisch-sonstige
	1	2	3	4	5	6

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	44	10	16	8	—	1
Westfalen	95	34	37	23	—	8
Rheinland	84	30	32	19	14	4

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	87	34	37	18	12	10
Kurhessen-Waldeck	93	38	43	21	—	6
Baden	86	32	34	19	—	16
Pfalz	92	40	40	53	—	28
Bremen	72	33	44	13	—	18

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	89	30	37	18	—	4
Bayern	86	28	29	23	9	12
Schleswig-Holstein	73	20	35	16	—	1
Hamburg	57	14	26	18	—	2
Braunschweig	83	32	40	27	—	3
Lübeck	74	12	17	8	—	—
Schaumburg-Lippe	112	58	64	40	—	14
Eutin	89	36	56	7	—	—

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	87	38	40	26	—	27
Oldenburg	86	31	31	15	—	2

Reformierte Landeskirchen

Lippe	100	42	51	9	—	3
Nordwestdeutschland	85	37	42	25	—	16

Zusammen	82	30	34	20	5	6
----------	----	----	----	----	---	---

Tabelle 7: Trauungen von geschiedenen Eheleuten im Jahre 1968

Landeskirche	Trauungen von Ehepaaren, bei denen geschieden waren:		
	nur der Mann	nur die Frau	beide
	1	2	3

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	316	172	41
Westfalen	622	560	147
Rheinland	768	534	152

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	420	374	117
Kurhessen-Waldeck	149	159	49
Baden	329	228	69
Pfalz	163	138	48
Bremen	36	54	13

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	552	531	170
Bayern	423	287	49
Schleswig-Holstein	210	248	42
Hamburg	46 ¹	51 ¹	4 ¹
Braunschweig	82	78	22
Lübeck	26	32	2
Schaumburg-Lippe	3	8	4
Eutin	10	6	7

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	554	274	.
Oldenburg	73	64	12

Reformierte Landeskirchen

Lippe	27	26	11
Nordwestdeutschland	12	17	7
Westliche Glied- kirchen zusammen	4821	3841	(966)

1. Teilergebnis

Tabelle 8: Heiliges Abendmahl im Jahre 1968

Landeskirche	Abendmahlsfeiern				Abendmahlsgäste					
	im Gotteshaus				Privat- kommunionen	im Gotteshaus			Privatkommunionen	
	insgesamt	alle Kirchen- gemeinden ²	je Kirchengemeinde ¹			insgesamt	je Feier	insgesamt	je Feier	
			Gemeinden mit Sitz mindestens eines Pfarramtes							
	1	2	3		4	5	6	7	8	

Gliederkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	7069	46	46	46	1631	236717	33	5842	4
Westfalen	20844	34	34	34	12137	954597	46	42030	3
Rheinland	19126	22	22	26	10282	816755	43	36403	4

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	14031	12	16	16	7614	658299	47	26739	4
Kurhessen-Waldeck	6718	7	13	13	3951	358654	53	13723	3
Baden	10055	19	24	24	7546	435334	43	26817	4
Pfalz	3775	8	13	13	2793	204520	54	9919	4
Bremen	1638	25	25	25	360	48362	30	1124	3

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	26005	16	21	8814	1031583	40	37416	4
Bayern	28896	19	23	14721	1131622	39	44641	3
Schleswig-Holstein	9667	19	19	1714	278684	29	7665	4
Hamburg	3475	45	45	826	95321	27	2726	3
Braunschweig	4329	11	17	851	138815	32	3246	4
Lübeck	904	28	28	261	24548	27	2733	10
Schaumburg-Lippe	324	15	15	495	20999	65	1871	4
Eutin	207	12	12	57	8822	43	157	3

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	164273	13	16	11991	673631 ⁴	41	45676	4
Oldenburg	2570	23	25	692	88349	34	2689	4

Reformierte Landeskirchen

Lippe	1231	18	18	542	54633	44	2187	4
Nordwestdeutschland	718	6	6	60	30943	43	177	3
Westliche Gliedkirchen zusammen	178009	17	21	87338	7291188	41	313781	4

1. nach dem Stand am Ende des Berichtsjahres
2. einschl. reichlich selbständiger Gemeinden ohne Sitz eines Pfarramts, Hilfspfarramts, exponierten Vikariats oder dergleichen
3. darunter 745 Feiern für Sondergruppen
4. darunter 32 674 Gäste bei Abendmahlfeiern für Sondergruppen

Tabelle 9: Abendmahlsgäste des Jahres 1968

Landeskirche	Abendmahlsgäste							
	insgesamt		Männer in % von Spalte 1	bei Privat- kommunionen in % von Spalte 1	bei Feiern im Gotteshaus			im selbständigen Abendmahls- gottesdienst
	Zahl	in % der Seelen (Abendmahls- ziffern) ¹			insgesamt	innerhalb des Gottes- dienstes	im Anschluß an einen Predigt- gottesdienst	
	1	2	3	4	5	6	7	8

Gliederkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	242559	16	27	2	236717	53,8	31,5	14,7
Westfalen	996627	28	36	4	954597	51,0	35,1	13,9
Rheinland	853158	22	36	4	816755	50,7	37,3	12,0

Öbrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	685038	29	37	4	658299	30,6	58,0	11,4
Kurhessen-Waldeck	372377	33	42	4	358654	58,0	29,2	12,8
Baden	462151	33	34	6	435334	12,5	71,6	15,9
Pfalz	214439	28	35	5	204520	18,1	69,8	12,1
Bremen	49486	9	36	2	48362	28,4	48,6	23,0

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	1068999	27	38	4	1031583	63,0	18,6	18,4
Bayern	1176263	46	38	4	1131622	26,2	36,7	37,1
Schleswig-Holstein	286349	12	36	3	278684	63,1	23,0	14,0
Hamburg ²	98047 ²	15	34	3	95321	53,0	38,4	8,6
Braunschweig	142061	22	32	2	138815	72,7	20,0	7,2
Lübeck	27281	13	37	10	24548	53,8	36,5	9,8
Schaumburg-Lippe	22870	32	39	8	20999	21,9	40,9	37,2
Eutin	8979	10	36	2	8822	31,9	53,1	14,9

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	719307 ³	28	35	6	673631	65,6	34,4	6,4
Oldenburg	91038	17	39	3	88349	69,4	19,8	10,8

Reformierte Landeskirchen

Lippe	56820	23	36	4	54633	23,7	61,4	14,9
Nordwestdeutschland	31120	14	41	1	30943	71,7	25,0	3,3

Westliche Glied- **kirchen zusammen**

	7604969	26	36	4	7291188	40,2	40,3	19,5
--	---------	----	----	---	---------	------	------	------

1. nach der Fortschreibung vom 1. 1. 1967 berechnet

2. nur Teilergebnis

3. darunter 32 674 Gäste bei Abendmahlsfeiern für Sondergruppen = 4,9%

Landeskirche	Zahl der regelmäßigen Teilnehmer							Unterweisung der konfirmierten Jugend
	Kindergottesdienst ¹				Vorkate- chumenen ²	Katechumenen und Vor- konfirmanden ²	Konfirmanden (letzter oder einziger Jahrgang) ²	
	ohne Gruppensystem		mit Gruppensystem					
	insgesamt	darunter Jungen in %	insgesamt	darunter Jungen in %				
	1	2	3	4	5	6	7	8

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	2697	40	6404	41	—	11445	11516	11154
Westfalen	23368	44	76727	44	5570	47087	50694	3998
Rheinland	24399	43	73783	44	860	51678	59498	1880
Übrige unierte Landeskirchen								
Hessen und Nassau	29212	45	29818	44	9936	8950	16328	9741
Kurhessen-Waldeck	19973	44	14437	44	339	9710	13505	3137
Baden	31393	45	17319	44	—	—	18277	16640
Pfalz	8590	44	5956	41	—	11354	14746	187
Bremen	2160	42	2734	42	—	5462	4682	—

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	29173	43	37920	44	1681	50824	60713	4820
Bayern	34553	45	31073	44	—	19261	32213	3248
Schleswig-Holstein	8849	42	12076	39	371	28690	27661	494
Hamburg	1130	39	2480	38	—	6146	6062	—
Braunschweig	5922	44	5339	37	76	9231	9025	114
Lübeck	290	—	1085	—	—	2228	2253	—
Schaumburg-Lippe	682	44	1449	44	95	1089	1101	88
Eutin	404	39	298	46	—	1163	1020	66
Übrige lutherische Landeskirchen								
Württemberg	20161	—	103202	—	—	—	—	27220
Oldenburg	2742	44	3850	44	103	7517	7570	519
Reformierte Landeskirchen								
Lippe	1895	41	5382	42	—	3408	3248	62
Nordwestdeutschland	1963	44	6258	44	1591	3517	2759	63
Westliche Glied- kirchen zusammen	249556	44³	437590	44³	(20622)	(278760)	(342871)	83431

1. darin in einzelnen Gliedkirchen vereinzelt Kinderlehre enthalten

2. Stichtag 31. 12. 1968

3. Prozentzahlen ohne Württemberg und Lübeck errechnet

Tabelle 11: Kirchliche Bestattungen im Jahre 1968

Landeskirche	Bestattete			davon			
	Erd- bestat- tete	Einge- äscherte und in Urnen Bei- gesetzt	ins- gesamt	evangelische Bestattete		sonstige Bestattete	
				Anzahl	in % der 1968 verstorbenen Evangelischen	Anzahl	in % aller Bestatteten (Spalte 3)
	1	2	3	4	5	6	7

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	16336	10168	26504	25392	86	1112	4,2
Westfalen	42368	1671	44039	43605	97	434	1,0
Rheinland	45983	1669	47652	46507	95	1145	2,4

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	23953	4334	28287	27731	97	556	2,0
Kurhessen-Waldeck	12837	832	13669	13577	95	92	0,7
Baden	14217	2457	16674	16315	96	359	2,2
Pfalz	8939	462	9401	9195	99	206	2,2
Bremen	3783	1935	5718	5603	88	115	2,0

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	46575	3288	49863	49532	102	331	0,7
Bayern	26126	7660	33786	33218	99	568	1,7
Schleswig-Holstein	26027	3195	29222	28994	91	228	0,8
Hamburg	5751	2532	8283	8176	77	107	1,3
Braunschweig	6573	1623	8196	8127	98	69	0,8
Lübeck	2284	516	2800	2778	95	22	0,8
Schaumburg-Lippe	955	23	978	972	101	6	0,6
Eutin	1224	32	1256	1235	110	21	1,7

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	25549	3305	28854	28285	95	569	2,0
Oldenburg	6309	606	6915	6708	104	207	3,0

Reformierte Landeskirchen

Lippe	3102	83	3185	3166	98	19	0,6
Nordwestdeutschland	2173	87	2260	2212	113	48	2,1

Westliche Glied- kirchen zusammen	321064	46478	367542	361328	95	6214	1,7
--------------------------------------	--------	-------	--------	--------	----	------	-----

1. Urnenbeisetzungen nur gezählt, wenn Einäscherung ohne kirchliche Mitwirkung

Tabelle 12: Übertritte (Eintritte) zu den Landeskirchen im Jahre 1968

Landeskirche	Übergetretene				Religions- unmündige ²
	Erwachsene				
	insgesamt	darunter			
		Männer		Wieder- eingetretene ¹	
		Anzahl	in %		
		1	2		

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	1709	643	37,6	468	96
Westfalen	4008	1916	47,8	1013	300
Rheinland	4225	2115	50,1	1234	218

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	2125	974	45,8	511	179
Kurhessen-Waldeck	735	340	46,3	157	55
Baden	1079	448	41,5	113	180
Pfalz	593	266	44,9	109	109
Bremen	704	312	44,3	141	53

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	2649	1267	47,8	728	204
Bayern	2197	923	42,0	427	425
Schleswig-Holstein	2251	1067	47,4	776	60
Hamburg	512	240	46,9	216	11
Braunschweig	750	380	50,7	248	27
Lübeck	148	74	50,0	42	2
Schaumburg-Lippe	41	20	48,8	7	3
Eutin	34	19	55,9	15	—

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	1580	.	.	507	189
Oldenburg	495	234	47,3	125	19

Reformierte Landeskirchen

Lippe	176	80	45,5	43	5
Nordwestdeutschland	143	68	47,6	2	14

Westliche Glied- kirchen zusammen	26154	(11386)	46,3³	6882	2149
--	--------------	----------------	-------------------------	-------------	-------------

1. einschließlich Rücktritte

2. nur Kinder, die getauft waren

3. Prozentzahl ohne Württemberg errechnet

Tabelle 13: Kirchnaustitte im Jahre 1968

Landeskirche	Ausgetretene			Religions- unmündige ¹	
	Erwachsene		darunter Männer		
	insgesamt				
		Anzahl			in %
1	2	3	4		

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	8977	5573	62,1	81
Westfalen	3949	2190	55,5	264
Rheinland	7548	4563	60,5	337

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	4392	2660	60,6	138
Kurhessen-Waldeck	1649	1079	65,4	61
Baden	1951	1106	56,7	123
Pfalz	719	413	57,4	107
Bremen	1615	1094	67,7	47

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	6104	3871	63,4	197
Bayern	3751	2104	56,1	498
Schleswig-Holstein	7151	4537	63,4	85
Hamburg	4462	2749	61,6	25
Braunschweig	1531	1017	66,4	22
Lübeck	406	262	64,5	5
Schaumburg-Lippe	40	21	52,5	1
Eutin	95	62	65,3	2

Übrige lutherische Landeskirchen

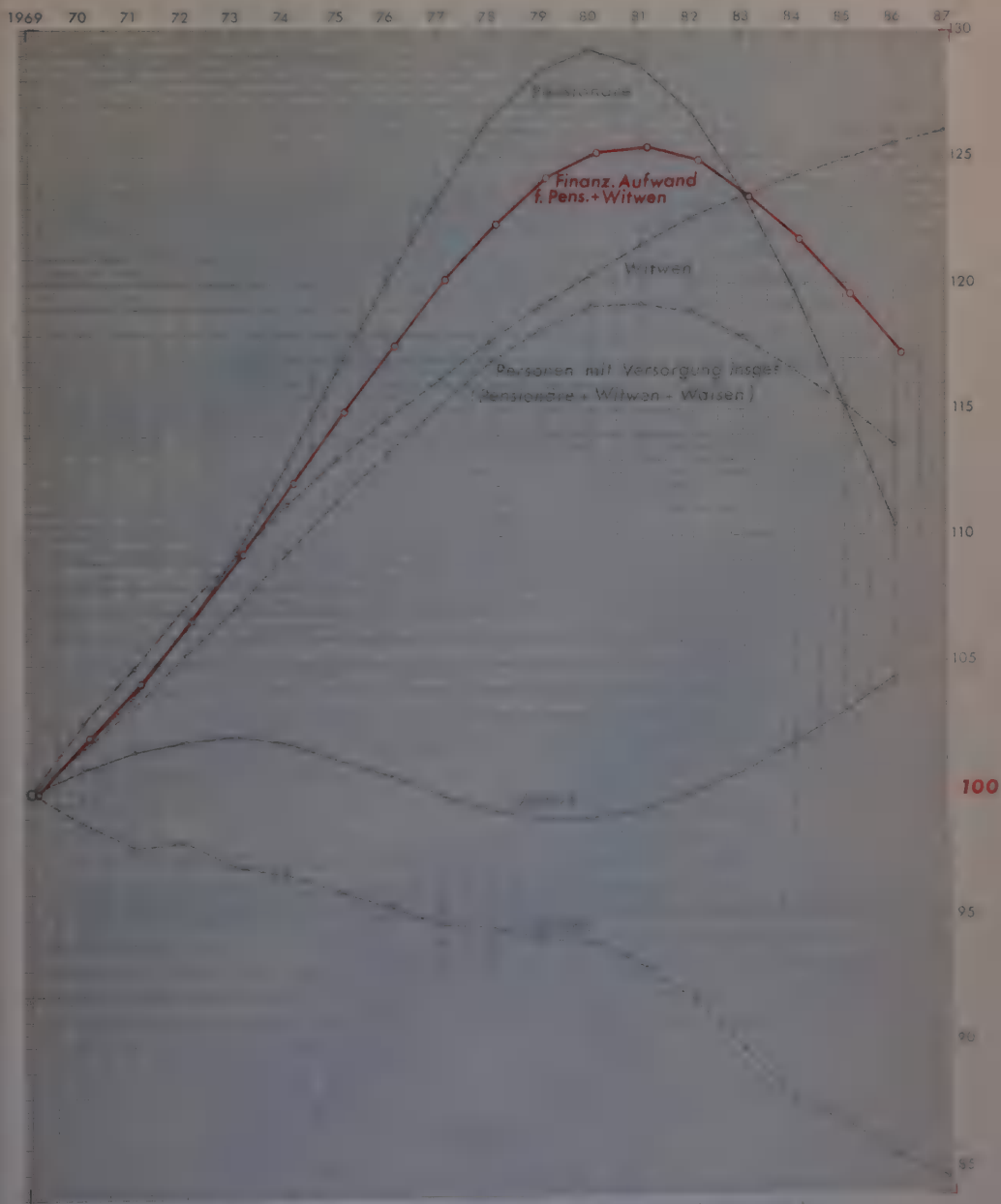
Württemberg	2378	.	.	226
Oldenburg	1509	1038	68,8	25

Reformierte Landeskirchen

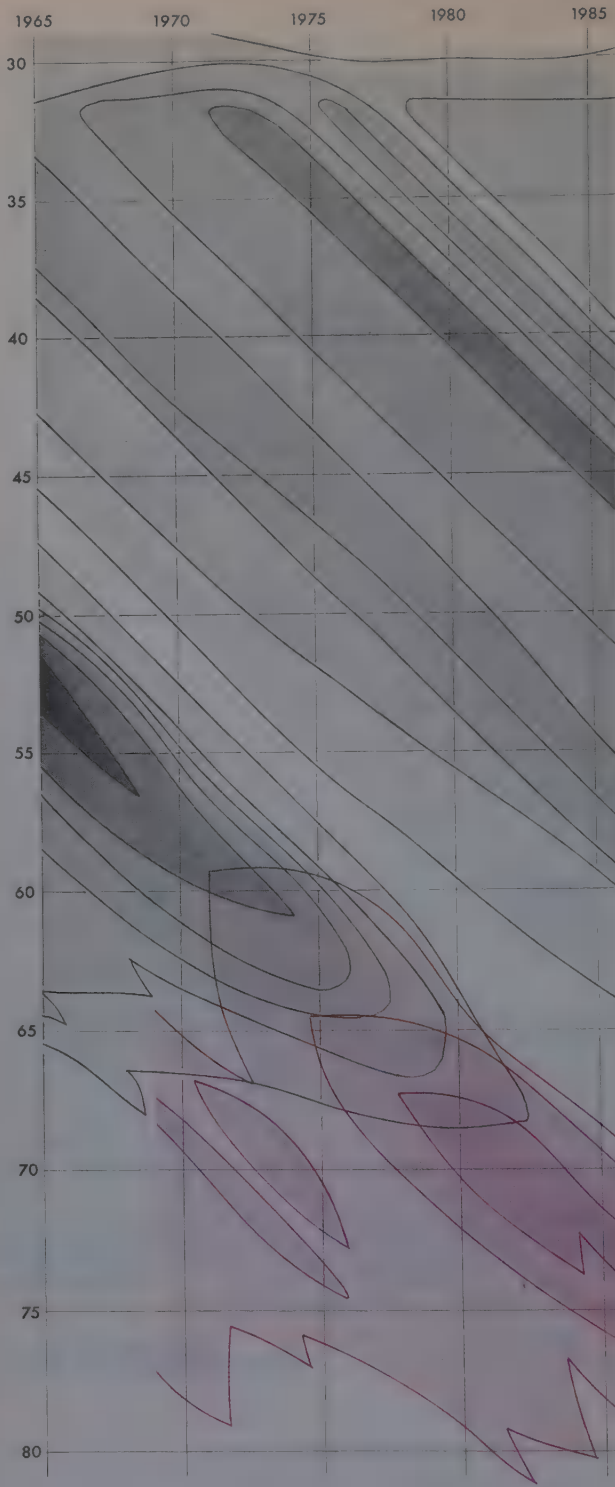
Lippe	178	95	53,4	7
Nordwestdeutschland	142	93	65,5	9
Westliche Glied- kirchen zusammen	58547	(34527)	61,5²	2260

1. nur Kinder, die getauft waren

2. Prozentzahl ohne Württemberg errechnet



Vorausschätzung des Bestandes an Versorgungsempfängern (1969 = 100)



Aktive

Pensionäre

IV. Die künftige Versorgungslast der Kirchen

Ergebnis einer Vorausschätzung des Kirchenstatistischen Amtes

Von Kurt v. Raben

Einer Anregung des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland folgend, hat das Kirchenstatistische Amt eine Vorausschätzung über die in den siebziger Jahren zu erwartende Versorgungslast der Gliedkirchen vorgenommen. Um die für eine solche Vorausschätzung erforderlichen Grundlagen zu erhalten, wurden die Gliedkirchen mit Rundschreiben vom 13. 1. 1969 gebeten, ihre Versorgungsempfänger (Pensionäre, Witwen und Waisen) in einem Erhebungsbogen (s. Seite 458) listenmäßig aufzuführen. Für die Westpfarrer und deren Hinterbliebenen konnte eine Aufstellung nach vereinfachtem Muster an Hand des Geburtsjahres des Ernährers erfolgen.

Bereits im Jahre 1965 hatte das Kirchenstatistische Amt im Auftrag der Gemischten Kommission zur Reform des Theologiestudiums eine Vorausschätzung über den künftigen Bestand an aktiven Pfarrern durchgeführt. Die Ergebnisse sind im Kirchlichen Jahrbuch 1966 abgedruckt. Bereits hierfür wurde von den Gliedkirchen eine Aufstellung über die aktiven Pfarrer nach Geburtsjahren erfragt. Um den Gliedkirchen eine nochmalige Aufstellung der aktiven Pfarrer zu ersparen, wurden also die Fragen diesmal auf die Versorgungsempfänger beschränkt und versucht, die Vorausschätzung über die Versorgungslast unter Verwendung der früheren Ergebnisse bezüglich der aktiven Pfarrer durchzuführen.

Der Eingang der Listen seitens der Gliedkirchen war sowohl qualitativ wie auch zeitlich sehr unterschiedlich. Zwischen den zuerst eingegangenen Meldungen und der Meldung der letzten Gliedkirche lag ein Zeitraum von über einem Jahr. Ein Zwischenbericht in Form einer Hochrechnung aus etwa der Hälfte der zu erwartenden Meldungen wurde den Gliedkirchen mit Rundschreiben vom 9. 6. 69 übersandt.

In Anbetracht der völligen Ungewißheit, wie sich in Zukunft der Zugang an Ostpfarrern gestalten wird, und auch mangels Unterlagen über den Bestand an aktiven Pfarrern in Ostdeutschland konnte eine einigermaßen zuverlässige Vorausschätzung sich nur auf die westlichen Versorgungsempfänger erstrecken. Eine gesonderte Berechnung für einzelne Gliedkirchen verbietet sich durch die geringen zahlenmäßigen Unterlagen; doch werden die Gesamtergebnisse für jede einzelne Gliedkirche wenigstens einen Anhaltspunkt dafür bieten, was ihr in Zukunft an Versorgungslasten bevorsteht.

I. Pensionäre

Tabelle 1 zeigt die von den Gliedkirchen gemeldeten Pensionäre nach ihrem Geburtsjahr (Stand am 1. 1. 1969), im ganzen 2995. Da die vorliegende Vorausschätzung über die Aktiven sich nur auf Pfarrer, nicht jedoch auf Kirchenbeamte bezieht, andererseits von einigen Gliedkirchen die in den von ihnen gemeldeten

Zahlen enthaltene Zahl von Kirchenbeamten nicht zu erfahren war, wurde an Hand der Beobachtungen bei entsprechend gegliederten Kirchen eine Reduktion auf insgesamt 2921 vorgenommen.

In Tabelle 2 sind diese Zahlen enthalten, dazu addiert die Zahl der aktiven Pfarrer nach der Vorausschätzung am 1. 1. 1969. Für den jüngsten Jahrgang (Altersjahr 35) wurden für alle Jahre die entsprechenden Zahlen der Aktiven aus der Vorausschätzung eingesetzt. Die Berechnung der Zahlen der überlebenden Aktiven und Pensionäre zusammen wurde nach der Allgemeinen Sterbetafel (männlich) 1960/62 des Statistischen Bundesamtes vorgenommen. Schließlich wurde von den so erhaltenen Gesamtzahlen die jeweilige Zahl der Aktiven aus der Vorausberechnung wieder abgezogen. Hieraus entstand Tabelle 3, welche nunmehr die Pensionäre nach ihren Altersjahren für die Jahre 1969 bis 1986 aufzeigt. In der letzten Zeile unter den Summen ist die prozentuale Entwicklung abzulesen, wobei für den Ausgangsbestand am 1. 1. 1969 = 100 gesetzt ist. Danach steigt der Bestand an Pensionären bis zum Höhepunkt 1980 auf 129,2 %, also im Durchschnitt jährlich um nicht ganz 3 %. Von 1980 ab geht der Bestand wieder zurück und liegt 1986 noch etwa 10 % über dem Stand von 1969 (s. auch die beigegebene Graphik).

Im Gegensatz zur Vorausberechnung des Bestandes an aktiven Pfarrern, bei dem gegenüber der Allgemeinen Sterbetafel eine verminderte Sterblichkeit angenommen wurde, wurde für Tabelle 2 die Allgemeine Sterbetafel verwendet. Demzufolge erscheinen in Tabelle 3 in den jüngeren Jahren keine Frühpensionäre; da nach den bisherigen Erfahrungen solche jedoch – wenn auch in geringerer Zahl – immer auftreten werden, ist die Entwicklung der Kurve vielleicht etwas zu optimistisch. Es muß damit gerechnet werden, daß die Spitze noch um einige Prozente höher liegen kann.

II. Versorgungsberechtigte Witwen

1. Anfangsbestand

Tabelle 4 weist die von den Gliedkirchen gemeldeten versorgungsberechtigten Witwen aus, und zwar nach dem Geburtsjahr des Ernährers, insgesamt 4136. Entsprechend wie bei den Pensionären wurde zwecks Ausschaltung einiger in dieser Zahl enthaltenen Witwen von Kirchenbeamten diese Zahl im Verhältnis 2921 : 2995 reduziert. Wegen der in der Gesamtzahl enthaltenen 26 Witwen ohne Altersangabe wurden die Einzelpositionen außerdem mit dem Faktor 4136 : 4110 multipliziert. Für die Aufstellung der Absterbeordnung war es erforderlich, die Witwen aus dem Geburtsjahr des Ernährers in ihr eigenes Altersjahr umzusetzen. Aus den Angaben der Erhebungsbogen wurde für die Witwen jedes Ernährersjahrganges die durchschnittliche Altersdifferenz ermittelt. In den frühesten Jahrgängen beträgt diese Altersdifferenz etwa 30 Jahre und geht später immer weiter zurück bis auf etwa vier Jahre. Dies kommt daher, weil die Überlebenschancen der Ehefrauen mit zunehmender Altersdifferenz steigen. Aus der nach Spencer ausgeglichenen Altersdifferenz wurden nun die Zahlen der Witwen vom Geburtsjahr ihres verstorbenen Ernährers in deren eigenes Alters-

jahr umgesetzt (Tabelle 5, 1969). Infolge des allmählich abnehmenden Altersunterschiedes kommen bei einzelnen Altersjahren Gruppen aus zwei oder mehreren Ernährerjahrgängen zusammen. Die Besetzung einzelner Altersjahrgänge entspricht daher nicht dem tatsächlichen Bild, sondern dem statistischen Durchschnitt. Die Zahlen sind daher nicht etwa für einzelne Altersjahre zu verwenden; interessant sind auch nur die jeweiligen Summen in der unteren Zeile.

2. Zugang an Witwen

Der Zugang an Witwen entspricht der Zahl der Sterbefälle bei verheirateten Aktiven und Pensionären. Die Auszählung ergab, daß der Anteil der Verheirateten in jedem Alter ungefähr gleich hoch ist. Bei den Jüngeren finden wir mehr Ledige, bei den Älteren mehr Verwitwete. Es konnte daher mit einem Durchschnitt von 86,07 % Verheirateten gerechnet werden. Aus der Tabelle 2 (Pensionäre und Aktive) wurde eine weitere Tabelle erstellt (hier nicht beigegeben), welche die entsprechende Zahl an Verheirateten enthält. Aus den Differenzen zwischen den einzelnen Jahren ergab sich Tabelle 5, welche die gestorbenen Verheirateten in jedem Jahr nach ihrem Alter enthält. Diese Zahlen sind zugleich der Zugang an Witwen, wobei hier für die Umsetzung aus dem Altersjahr des Verstorbenen in das Altersjahr der Witwe ein durchschnittlicher Unterschied von fünf Jahren angenommen wurde.

3. Bestand an versorgungsberechtigten Witwen

Die Berechnung der Zahlen der überlebenden Witwen wurde wiederum nach der Allgemeinen Sterbetafel (weiblich) 1960/62 des Statistischen Bundesamts vorgenommen, wobei die Zahl für den nächsten Jahresbeginn außerdem noch den Zugang aus dem Vorjahr (Tabelle 5) enthält.

Wie bei den Pensionären kann in der letzten Zeile unter den Summen die prozentuale Entwicklung abgelesen werden, wobei der Ausgangsbestand am 1. 1. 1969 = 100 gesetzt ist. Hier ist ein Ansteigen bis zum Jahre 1987 zu beobachten, wo der Höhepunkt offenbar immer noch nicht erreicht ist. Zweifellos ist dies auf den großen Bestand an Kriegerwitwen zurückzuführen, von denen ein wesentlicher Teil auch 1987 noch leben wird.

III. Versorgungsberechtigte Kinder

Als Ergänzung zu den vorausgegangen Berechnungen soll auch noch eine Schätzung über die versorgungsberechtigten Kinder (Waisen) vorgenommen werden. Tabelle 7 bringt zunächst die Zahl der versorgungsberechtigten Kinder der einzelnen Gliedkirchen, wiederum nach dem Geburtsjahr des Ernährers, insgesamt 1394. Um bei der geringen Zahl die Fortführung nach der Absterbeordnung zu umgehen und auch das Herauswachsen aus der Versorgung, wofür keine Unterlagen vorliegen, wurde von der Annahme ausgegangen, daß jeder Anzahl

von Witwen eine entsprechende Anzahl von Kindern (Waisen bzw. Halbwaisen) zuzuordnen ist. Dies hat auch gleichzeitig den Vorzug, daß der derzeitig noch vorhandene Überbestand an Kriegswaisen entsprechend abgebaut werden kann. Ähnlich wie bei der Berechnung des Altersunterschiedes wurde zunächst eine Reihe der durchschnittlichen Kinderzahl pro Witwe für jeden Ernährerjahrgang aufgestellt. Mit den Faktoren dieser ausgeglichenen Reihe wurde nun die Zahl der Witwen aus Tabelle 6 multipliziert und damit die Zahl der versorgungsberechtigten Kinder in Tabelle 8 für die einzelnen Jahre erhalten. Auch hier ist in der letzten Zeile die prozentuale Entwicklung bis 1987 dargestellt. Entsprechend dem allmählichen Herauswachsen der zur Zeit noch vorhandenen Nachkriegswaisen aus der Versorgung ergibt sich hier eine absteigende Kurve.

IV. Zusammenfassung der Ergebnisse

Nachstehend sind in einer tabellarischen Übersicht die Ergebnisse der Vorausschätzung zusammengefaßt, und zwar nach der prozentualen Entwicklung, wenn man vom Jahre 1969 = 100 % ausgeht.

	Pensionäre	Witwen	Pensionäre + 60 % Witwen = Belastung	Waisen	Pensionäre + Witwen + Waisen	Aktive
	1	2	3	4	5	6
1969	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0
70	101,8	102,7	102,2	98,8	101,7	100,9
71	103,8	104,9	104,3	97,8	103,4	101,6
72	106,4	107,3	106,8	98,0	105,4	102,0
73	109,4	109,3	109,4	97,0	107,3	102,2
74	112,9	111,3	112,2	96,7	109,4	101,9
75	116,6	113,1	115,0	96,0	111,5	101,2
76	120,1	114,7	117,6	95,4	113,4	100,6
77	123,4	116,2	120,2	94,7	115,2	99,8
78	126,4	117,7	122,4	94,6	116,9	99,2
79	128,3	119,1	124,2	94,1	118,2	98,9
80	129,2	120,3	125,2	94,0	119,1	98,9
81	128,6	121,5	125,4	93,0	119,2	99,2
82	126,8	122,6	124,9	91,6	118,9	99,9
83	123,6	123,4	123,5	89,7	117,9	100,7
84	119,8	124,2	121,8	87,6	116,6	101,8
85	115,2	124,9	119,6	86,8	115,2	103,0
86	110,4	125,5	117,3	85,5	113,6	104,4
87		126,0		84,6		

Die erste Spalte zeigt die Anzahl der Pensionäre, die zweite die der Witwen. Da die Ausgaben für Pensionäre und Witwen den größten Teil der Versorgungslast ausmachen, wurde in der dritten Spalte die voraussichtliche Entwicklung des

finanziellen Aufwandes für Pensionäre und Witwen angegeben. Es wurde davon ausgegangen, daß die Witwen im Durchschnitt 60 % der Pension ihres verstorbenen Ehemannes erhalten. Nicht berücksichtigt ist hier natürlich eine prozentuale Erhöhung der Versorgungsbezüge. Während die voraussichtliche Spitze bei den Pensionären im Jahre 1980 erreicht ist, ist die Zahl der Witwen im Jahre 1987 immer noch ansteigend. Infolgedessen liegt die voraussichtliche Spitze des finanziellen Aufwandes später, das heißt voraussichtlich beim Jahre 1981. Die vierte Spalte der Tabelle zeigt die voraussichtliche Entwicklung der Waisen in der Versorgung. Spalte 5 enthält die zahlenmäßige Entwicklung der versorgten Personen insgesamt, also nach der Anzahl der Pensionäre, Witwen und Waisen zusammen. Schließlich zeigt die letzte Spalte gewissermaßen nachrichtlich die Entwicklung des Bestandes an aktiven Pfarrern aus der früheren Vorausschätzung. Diese vorliegenden Zahlen wurden außerdem in der beiliegenden Graphik noch einmal anschaulich dargestellt. Die weitere Farbtafel bringt eine Zusammenschau der Entwicklung des Bestandes an aktiven Pfarrern nach der früheren Vorausschätzung einerseits und des Bestandes an Pensionären andererseits, und zwar nach der Besetzung der verschiedenen Altersjahrgänge. Der außerordentlich stark besetzte Jahrgang an aktiven Pfarrern, welcher im Jahre 1964 im Alter von 52 und 53 Jahren stand, wird bei den Pensionären im Jahre 1980 als 68- und 69jährig in Erscheinung treten. Weiter ist daraus zu ersehen, daß eine solch starke Besetzung eines Jahrgangs in absehbarer Zeit nicht wieder eintreten wird. Erst der Jahrgang, der im Jahre 1971 das Alter von 32 erreicht hat, ist wieder etwas stärker und wird im Jahre 2005 beginnen, in das pensionsfähige Alter einzutreten. Wir stehen also vor einem Anstieg des Bestandes an Pensionären, wie er später in vielleicht Jahrzehnten nicht mehr zu erwarten sein wird.

Tabelle 1: Pensionäre (nur West-Pfarrer) * = Kirchenbeamte enthalten

Geb.-Jahr	Westfalen	Rheinland	Hessen und Nassau	Kurhessen-Waldeck	Baden*	Pfalz	Bremen	Hannover	Bayern	Schleswig-Holstein	Hamburg	Braunschweig*	Lübeck	Schaumburg-Lippe	Württemberg*	Oldenburg*	Eutin	Lippe	Ref. Nordwest-deutschland	Berlin (West)	zusammen
1869	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1
1870	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
71	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
73	1	1	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
74	—	—	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2
75	—	1	—	—	—	—	—	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	2
76	—	1	—	—	1	—	—	1	1	—	1	—	—	—	2	—	—	—	—	—	7
77	1	—	—	—	1	—	—	—	3	1	—	1	—	—	3	—	—	—	1	—	11
78	—	—	—	—	1	—	—	2	—	1	1	1	—	—	2	—	—	1	—	1	9
79	1	1	—	—	—	—	—	—	2	2	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	7
1880	—	4	4	—	1	1	—	1	1	—	—	1	—	—	2	1	—	—	—	—	16
81	1	1	—	1	—	1	—	5	3	3	—	1	—	1	1	1	—	1	—	—	19
82	—	—	2	1	1	—	—	3	4	2	—	1	—	—	1	1	—	—	—	—	19
83	2	6	1	9	3	—	—	2	5	1	—	1	—	—	3	2	—	—	2	—	39
84	2	5	3	2	3	1	—	6	8	4	—	1	—	1	8	2	—	—	—	3	42
85	7	3	9	2	2	2	1	9	10	3	—	1	—	—	11	3	—	—	1	1	64
86	4	7	6	2	5	3	—	10	6	2	1	1	—	—	11	2	—	1	—	2	62
87	5	6	5	2	3	4	1	6	13	2	—	—	—	—	6	1	—	1	3	3	60
88	4	6	7	6	3	4	1	9	9	4	—	—	—	—	10	—	—	—	—	3	59
89	4	4	3	3	4	3	2	6	5	6	2	3	—	1	8	—	—	—	—	3	57
1890	8	4	9	9	10	1	1	9	13	5	1	3	—	—	10	1	—	1	1	2	88
91	12	14	12	8	8	7	2	14	12	8	5	4	—	—	7	1	—	1	1	6	121
92	13	17	9	9	6	6	1	18	12	10	1	5	2	—	6	1	—	2	4	9	131
93	15	20	9	6	12	2	1	13	14	8	2	3	—	—	13	4	—	—	2	9	131
94	15	8	10	8	7	4	1	11	15	11	1	4	—	—	8	4	1	1	2	5	128
95	7	15	20	10	9	2	2	16	14	10	3	4	2	—	12	1	—	2	1	10	132
96	10	15	10	7	12	6	—	20	24	6	7	11	—	—	16	—	1	1	—	4	150

[illegible]

Tabelle 2: Überlebende Aktive und Pensionäre (nur West-Pfarrer)
(Nach der Allg. Sterbetafel 1960/62) – Stand jeweils zu Jahresbeginn

Alters- jahr	1969	1970	1971	1972	1973	1974	1975	1976	1977	1978	1979	1980	1981	1982	1983	1984	1985	1986	1987
35	397	435	459	467	469	496	525	528	486	392	402	389	285	331	350	370	386	383	.
36	342	396	434	458	466	468	495	524	527	485	391	401	388	284	330	349	369	385	382
37	382	341	395	433	457	465	467	494	523	526	484	390	400	387	324	330	348	368	384
38	417	381	340	394	432	456	464	466	493	521	524	483	389	399	386	283	329	348	368
39	475	416	380	340	393	431	455	463	465	491	520	523	482	388	398	385	282	328	347
40	451	474	415	379	339	392	430	454	461	463	490	519	522	480	387	397	384	282	327
41	403	450	472	414	378	338	391	429	452	460	462	489	517	520	479	386	396	383	281
42	351	402	448	471	412	377	337	390	427	451	459	461	487	516	519	477	385	395	382
43	291	350	400	447	469	411	375	335	389	426	449	457	459	485	514	517	476	384	393
44	241	290	348	399	445	467	409	374	334	387	424	448	455	457	484	512	515	474	382
45	223	240	289	347	397	443	466	408	373	333	386	422	446	454	455	482	510	513	472
46	217	222	239	287	346	395	441	464	406	371	331	384	421	444	452	453	480	508	511
47	171	216	221	238	286	344	394	439	461	404	369	330	382	419	442	449	451	477	505
48	180	170	214	219	236	284	342	391	437	459	402	367	328	380	416	439	447	449	475
49	126	179	169	213	218	235	283	340	389	434	456	399	365	326	378	414	437	444	446
50	89	125	178	168	212	217	233	281	338	386	431	453	397	362	324	375	411	434	441
51	99	88	124	176	166	210	215	232	279	335	384	428	450	394	360	321	372	408	430
52	147	98	87	123	175	165	208	213	230	276	332	380	424	446	390	357	319	369	405
53	190	145	97	87	122	173	164	206	211	228	274	329	377	421	442	387	354	316	366
54	387	188	144	96	86	121	171	162	204	209	225	271	326	373	416	437	383	350	313
55	518	382	186	142	95	85	120	169	160	202	207	223	268	322	369	411	432	378	346
56	597	511	377	183	140	94	84	118	167	158	199	204	220	264	318	364	406	427	374
57	623	589	503	372	181	138	92	82	116	165	156	196	201	217	261	313	359	400	420
58	560	613	579	495	366	178	136	91	81	114	162	153	193	198	213	256	308	353	394
59	558	550	602	569	486	359	175	134	89	80	112	159	150	190	194	209	252	303	347
60	448	547	539	590	558	477	352	171	131	88	78	110	156	147	186	190	205	247	297
61	362	438	535	527	577	545	466	344	167	128	86	76	107	153	144	182	186	201	241
62	300	353	428	522	514	563	532	455	336	163	125	84	74	105	149	141	178	182	196
63	219	292	344	416	508	501	548	518	443	327	159	122	81	73	102	145	173	173	177
64	246	213	284	334	404	493	486	532	503	430	318	154	118	79	70	99	141	133	168

65	288	238	206	275	323	391	478	471	515	487	416	308	149	114	76	68	96	136	129
66	291	279	230	199	265	312	378	461	455	498	470	402	297	144	110	74	66	93	132
67	249	280	268	222	192	255	301	364	444	438	479	453	387	286	139	106	71	63	89
68	287	239	269	257	213	184	245	289	349	426	420	460	435	372	274	133	102	68	61
69	181	275	229	257	246	204	176	234	276	334	408	402	440	416	355	263	128	98	65
70	178	173	262	218	245	235	194	168	223	263	318	389	383	419	396	339	250	122	93
71	144	169	164	249	207	232	223	184	159	212	250	302	369	363	398	376	321	237	115
72	152	136	160	155	235	195	220	210	174	150	200	236	285	348	343	376	355	304	224
73	131	143	128	150	145	221	184	206	198	163	141	188	222	268	327	323	353	334	285
74	125	122	134	119	140	136	206	171	193	185	153	132	176	207	251	306	301	330	312
75	128	116	113	124	111	130	126	191	159	179	171	142	122	163	192	233	284	280	306
76	128	118	107	104	114	102	120	116	176	147	165	158	131	113	150	177	214	261	258
77	118	117	108	98	95	104	93	109	106	161	134	151	144	119	103	137	162	196	239
78	86	107	106	97	88	86	95	84	99	96	146	121	136	131	108	93	124	147	177
79	56	77	96	95	87	79	78	85	76	89	86	131	109	122	117	97	84	112	131
80	58	49	68	85	84	78	70	69	75	67	79	77	116	97	109	104	86	74	99
81	59	50	43	60	75	74	68	62	60	66	59	69	67	102	85	95	91	75	65
82	60	51	44	37	52	65	64	59	53	52	57	51	60	58	88	73	82	79	65
83	62	52	43	37	32	44	55	55	50	46	45	49	43	51	50	75	63	70	67
84	41	52	43	36	31	27	37	46	46	42	38	37	41	37	43	42	63	53	59
85	38	34	43	36	30	26	22	31	38	38	35	32	31	34	30	35	34	52	43
86	19	31	27	35	29	24	21	18	25	31	28	26	25	25	28	25	29	28	42
87	19	15	25	22	28	23	19	17	14	20	25	24	23	20	20	22	20	23	22
88	16	14	12	19	17	22	18	15	13	11	15	19	19	18	16	16	17	15	18
89	7	12	11	9	15	13	17	14	12	10	9	12	15	15	13	12	12	13	12
90	9	5	9	8	6	11	10	12	10	9	7	6	9	11	11	10	9	9	10
91	11	6	4	6	6	5	8	7	9	7	6	5	5	6	8	8	7	6	6
92	7	8	4	3	4	4	4	3	5	6	5	4	4	3	4	6	5	5	5
93	2	5	5	3	2	3	3	2	4	3	4	4	3	3	2	3	4	4	3
94	2	1	3	3	2	1	2	2	1	2	2	3	2	2	2	1	2	3	2
95	2	1	1	2	2	1	1	1	1	1	2	1	2	2	1	1	1	1	2
96	—	1	1	1	1	1	1	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
97	1	—	1	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
98	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
99	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
100	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—

Tabelle 3: Pensionäre

Alters- jahr	1969	1970	1971	1972	1973	1974	1975	1976	1977	1978	1979	1980	1981	1982	1983	1984	1985	1986
36	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
37	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
38	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
39	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
40	5	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
41	2	4	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
42	1	2	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
43	3	1	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
44	3	3	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
45	15	2	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
46	14	14	2	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
47	10	14	14	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
48	9	10	12	12	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
49	9	9	12	12	12	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
50	7	9	9	9	12	12	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
51	5	6	8	8	8	11	11	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
52	10	5	6	7	8	8	10	10	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
53	3	9	5	8	7	7	8	9	10	—	—	—	—	—	—	—	—	—
54	9	3	9	5	6	8	6	7	9	10	—	—	—	—	—	—	—	—
55	16	9	3	9	5	6	8	7	7	10	—	—	—	—	—	—	—	—
56	21	17	10	3	9	5	7	8	7	8	10	10	—	—	—	—	—	—
57	29	25	20	12	5	9	5	6	8	8	9	11	11	—	—	—	—	—
58	37	36	31	25	16	7	11	6	7	9	10	10	13	14	3	2	8	6
59	40	47	47	42	35	23	11	14	8	9	12	13	12	17	17	7	—	—
60	38	56	62	64	58	49	33	15	17	11	11	15	17	16	22	22	13	15
61	35	55	76	81	85	78	66	46	21	22	14	13	18	23	22	29	29	22
62	39	53	76	101	105	112	103	88	63	29	27	18	16	23	30	37	37	38
63	33	59	76	102	132	136	145	136	115	83	40	35	22	22	29	39	37	47
64	69	52	82	102	132	167	169	183	171	146	106	51	42	28	25	36	49	46
65	138	91	72	107	130	164	207	207	224	211	179	132	63	51	33	31	43	59
66	171	163	116	95	135	163	203	251	251	273	257	219	161	77	61	41	37	52

67	161	191	183	138	116	159	191	235	290	288	313	296	252	186	90	70	47	42
68	217	177	207	198	154	131	178	212	259	318	315	345	325	278	204	99	77	51
69	153	228	187	215	206	165	140	189	224	273	335	331	362	342	292	216	105	81
70	158	155	231	191	218	209	168	145	194	229	278	342	337	368	348	298	219	107
71	133	157	153	230	190	215	207	168	145	194	229	278	340	335	367	346	296	218
72	146	130	153	148	224	185	210	201	165	142	190	224	271	331	327	358	338	289
73	129	140	125	146	142	215	179	201	193	158	137	183	216	261	318	315	344	325
74	125	121	133	118	139	135	204	169	191	183	151	130	174	204	248	302	298	326
75	128	116	113	124	111	130	126	190	158	178	171	142	122	162	191	232	283	279
76	128	118	107	104	114	102	120	116	176	147	165	158	131	113	150	177	214	261
77	118	117	108	98	95	104	93	109	106	161	134	151	144	119	103	137	162	196
78	86	107	106	97	88	86	95	84	99	89	146	121	136	131	108	93	124	147
79	56	77	96	95	87	79	78	85	76	89	86	131	109	122	117	97	84	112
80	58	49	68	85	84	78	70	69	75	67	79	77	116	97	109	104	86	74
81	59	50	43	60	75	74	68	62	60	66	59	69	67	102	85	95	91	75
82	60	51	44	37	52	65	64	59	53	52	57	51	60	58	88	73	82	79
83	62	52	43	37	32	44	55	55	50	46	45	49	43	51	50	75	63	70
84	41	52	43	36	31	27	37	46	46	42	38	37	41	37	43	42	63	53
85	38	34	43	36	30	26	22	31	38	38	35	32	31	34	30	35	34	52
86	19	31	27	35	29	24	21	18	25	31	31	28	26	25	28	25	29	28
87	19	15	25	22	28	23	19	17	14	20	25	24	23	20	20	22	20	23
88	16	14	12	19	17	22	18	15	13	11	15	19	19	18	16	16	17	15
89	7	12	11	9	15	13	17	14	12	10	9	12	15	15	13	12	12	13
90	9	5	9	8	6	11	10	12	10	9	7	6	9	11	11	10	9	9
91	11	6	4	6	6	5	8	7	9	7	6	5	5	6	8	8	7	6
92	7	8	4	3	4	4	3	5	5	6	5	4	4	3	4	6	5	5
93	2	5	5	3	2	3	3	2	4	3	4	4	3	3	2	3	4	4
94	2	1	3	3	2	1	2	2	1	2	2	3	2	2	2	1	2	3
95	2	1	1	1	2	1	1	1	1	1	2	1	2	2	1	1	1	1
96	—	1	1	1	1	1	1	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
97	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
98	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
99	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
100	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	2926	2978	3038	3112	3202	3303	3413	3514	3611	3698	3755	3781	3762	3709	3617	3506	3371	3230
	= 100	101,8	103,8	106,4	109,4	112,9	116,6	120,1	123,4	126,4	128,3	129,2	128,6	126,8	123,6	119,8	115,2	110,4

Tabelle 4: Versorgungsberechtigte Witwen (nur von West-Pfarrern, * = Kirchenbeamte enthalten)

Geb.-Jahr des Ernährers	Westfalen	Rheinland	Hessen und Nassau	Kurhessen- Waldeck	Baden*	Pfalz	Bremen	Hannover	Bayern	Schleswig- Holstein	Hamburg	Braunschweig*	Lübeck	Schaumburg- Lippe	Württemberg*	Oldenburg*	Eutin	Lippe	Ref. Nordwest- deutschland	Berlin (West)	zusammen	
1869 und früher	—	16	14	9	4	7	2	22	14	5	—	5	—	1	13	—	—	—	2	3	6	123
1870	1	6	2	—	1	1	—	3	6	2	—	1	1	—	3	—	—	—	1	1	3	31
71	—	2	5	2	2	1	—	3	8	2	—	—	—	1	5	—	—	—	—	—	2	33
72	—	4	3	1	5	—	—	8	5	3	—	1	—	—	6	—	—	—	—	—	2	38
73	1	3	—	1	—	—	1	3	1	3	—	3	—	—	9	—	—	—	1	—	3	29
74	2	5	—	2	2	1	—	7	3	3	1	1	—	—	8	—	1	1	1	3	3	44
75	—	10	6	3	4	—	—	3	2	3	—	3	—	—	6	—	1	1	—	—	1	42
76	3	7	8	2	2	—	—	5	9	4	—	1	—	1	10	1	1	1	—	—	3	59
77	2	4	6	6	—	—	—	6	8	4	—	1	—	—	6	1	1	—	—	4	4	52
78	2	9	6	4	6	—	2	6	3	4	2	2	—	—	11	—	1	—	1	1	1	58
79	1	3	8	3	3	1	4	7	10	4	—	1	—	—	12	—	1	—	—	—	1	56
1880	3	9	6	5	6	—	—	7	6	—	—	9	—	1	7	—	—	1	—	—	3	65
81	5	13	8	5	7	2	1	9	6	3	1	1	—	—	13	—	1	—	—	4	4	74
82	2	12	6	1	3	—	—	9	11	8	—	3	1	—	13	—	1	—	—	4	4	78
83	8	9	9	—	8	3	2	12	4	5	1	1	—	—	10	1	—	1	—	6	6	95
84	11	9	9	4	12	2	1	11	9	4	1	1	—	—	13	—	—	1	1	2	2	103
85	13	7	15	2	9	4	1	18	10	3	2	3	—	—	7	3	—	3	1	3	3	97
86	7	10	8	7	5	6	2	19	10	6	1	1	—	—	8	—	—	—	1	—	5	106
87	7	9	12	3	11	2	—	11	11	7	1	1	—	1	23	1	—	1	—	—	7	95
88	11	10	4	5	7	2	1	12	9	11	2	3	—	—	7	—	—	1	3	4	5	109
89	17	9	9	1	5	3	2	16	10	5	4	2	—	—	17	—	—	—	4	2	3	118
1890	13	17	10	8	8	4	1	22	12	4	—	5	—	—	8	—	—	1	1	9	3	126
91	6	11	15	6	6	7	3	20	18	9	6	—	—	—	8	1	—	1	1	13	121	
92	9	9	10	7	8	2	—	19	16	7	1	5	1	—	11	1	—	1	3	5	105	
93	10	9	12	4	4	3	—	14	16	8	2	3	—	—	10	2	—	2	—	5	104	
94	6	13	6	10	8	2	1	11	11	9	3	2	2	—	11	1	—	1	—	3	3	78
95	13	4	7	2	5	3	—	14	13	4	1	2	—	—	6	1	—	1	—	—	4	72
96	6	12	11	4	4	3	—	7	7	2	2	1	—	—	6	2	—	—	1	—	—	—

1897	11	4	6	3	4	—	—	9	6	5	3	4	—	—	10	3	—	1	1	5	75
98	17	12	6	4	4	2	1	13	7	6	2	2	—	—	6	2	—	—	1	1	86
99	13	13	3	4	6	1	—	9	9	1	1	3	1	1	3	2	—	—	—	3	76
1900	14	6	7	5	5	3	3	9	17	6	—	1	—	—	12	2	—	—	2	7	97
01	16	15	8	4	3	3	3	9	7	4	3	3	1	—	15	2	—	—	3	3	101
02	14	9	8	3	2	3	1	5	11	4	2	3	—	—	11	1	—	—	6	6	84
03	13	5	7	2	3	1	—	12	10	7	3	1	1	—	7	2	—	—	4	1	79
04	14	7	7	8	4	3	1	8	10	5	2	3	—	—	9	1	—	—	2	2	85
05	9	11	8	5	3	1	1	10	4	7	3	3	—	—	11	2	—	—	3	2	83
06	12	4	9	5	5	1	—	14	11	2	1	2	—	—	9	2	—	—	3	3	83
07	13	10	10	5	10	2	2	9	17	7	1	3	—	—	6	2	—	—	4	4	100
08	15	12	18	9	6	4	—	15	14	7	3	3	—	—	17	2	—	—	2	2	131
09	16	23	17	4	5	5	—	23	19	15	1	5	—	—	8	2	—	—	2	3	150
1910	20	21	18	5	8	5	3	13	20	12	1	4	—	—	4	—	—	—	4	5	145
11	17	19	11	4	9	3	1	10	17	9	2	4	—	—	15	1	—	—	3	3	126
12	6	14	9	3	9	11	1	14	14	8	—	2	—	—	10	1	—	—	1	1	94
13	14	10	14	2	8	2	—	5	11	4	1	1	—	—	9	3	—	—	2	1	60
14	23	9	3	—	3	—	1	4	1	1	2	1	—	—	7	4	—	—	—	1	23
15	7	4	5	1	2	—	—	3	—	1	1	—	—	—	2	1	—	—	—	—	8
16	12	1	—	—	—	1	—	2	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	4
17	2	—	1	1	—	—	—	2	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	10
18	1	—	1	—	—	—	—	1	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	8
19	5	—	2	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	14
1920	3	1	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	1	—	—	—	—	4
21	6	1	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	14
22	1	—	—	—	—	—	—	—	2	1	1	—	—	—	1	2	—	—	—	—	4
23	3	2	—	—	—	1	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	14
24	1	—	—	—	—	—	—	3	—	—	2	1	—	—	1	—	—	—	—	—	6
25	3	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	6
26	1	2	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	5
27	2	2	1	—	—	1	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	8
28	—	1	1	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4
30 und später	1	4	1	—	1	—	1	—	2	—	1	—	—	—	2	—	—	—	—	—	13
o. A.	—	—	—	19	—	—	—	—	6	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	26
zus.	464	463	400	205	248	113	38	514	469	248	82	110	9	10	447	53	6	52	174	4136	
darunter Ki-Beamte	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	6	—	—	—	2	—	—	—	—	

Tabelle 5: Gestorbene Verheiratete (Aktive und Pensionäre) (= Zugang an Witwen)

Alters- jahr	1969	1970	1971	1972	1973	1974	1975	1976	1977	1978	1979	1980	1981	1982	1983	1984	1985	1986
35	1	—	1	1	1	1	1	—	1	—	1	1	—	1	—	—	—	1
36	—	1	1	1	1	1	1	1	1	—	1	—	1	1	—	1	1	1
37	1	1	1	1	1	1	1	1	1	—	1	1	1	—	—	1	1	1
38	1	1	1	—	1	1	1	1	1	1	1	2	1	1	1	1	1	1
39	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	2	1	1	1	1	1	1	1
40	1	1	1	1	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	—
41	1	1	2	1	1	1	1	1	1	1	2	1	1	2	1	1	1	1
42	1	1	2	1	1	1	1	2	2	1	2	1	1	2	1	2	1	1
43	1	1	2	1	2	2	1	1	1	1	2	1	1	2	1	2	1	1
44	—	1	1	1	2	1	1	1	2	1	1	1	2	2	1	2	2	2
45	1	1	1	2	2	1	2	2	2	1	2	1	2	1	2	2	2	2
46	—	1	1	1	1	1	2	2	1	1	1	1	2	2	2	2	2	2
47	1	1	1	1	1	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2
48	1	1	2	1	2	2	1	2	2	3	2	2	2	2	2	2	3	2
49	—	1	1	1	2	1	1	2	2	3	2	3	2	2	2	2	3	2
50	—	1	1	1	1	1	2	2	2	3	3	3	2	2	2	3	3	2
51	1	1	1	2	1	2	1	1	2	3	3	3	3	3	3	3	2	3
52	1	1	—	1	1	1	1	2	2	2	3	3	3	4	3	3	3	3
53	1	1	1	1	1	2	2	2	2	2	3	2	3	4	4	4	4	3
54	4	2	2	1	1	1	1	1	2	2	2	2	4	4	4	4	4	3
55	6	4	2	1	1	1	2	2	2	2	2	3	3	3	4	5	5	5
56	7	7	5	1	1	1	1	1	2	2	2	3	3	4	4	4	5	5
57	8	8	7	5	3	2	2	3	2	3	3	3	3	3	3	5	5	5
58	9	10	9	7	6	3	2	1	1	2	2	3	3	3	3	4	4	6
59	9	9	10	10	9	6	3	2	2	2	2	3	2	3	3	3	5	6
60	9	11	10	11	11	9	7	3	3	1	1	2	3	3	3	4	4	4
61	8	9	11	11	12	11	9	7	3	2	2	2	2	3	3	4	4	5
62	7	8	10	12	12	13	12	11	7	4	2	3	2	3	3	3	4	4
63	6	7	9	10	13	13	14	13	11	9	4	3	2	1	3	4	4	5
64	7	6	8	9	11	13	13	14	14	12	8	4	4	2	2	2	4	3

65	8	7	6	8	9	12	14	16	14	12	9	5	3	2	3	4
66	9	9	7	6	8	10	11	14	15	15	13	10	4	3	2	3
67	8	10	9	8	7	9	11	15	16	16	16	13	5	4	2	3
68	10	10	10	10	8	7	7	12	16	17	16	18	14	5	4	4
69	7	12	8	9	11	10	9	10	8	10	17	17	11	11	6	6
70	8	8	8	12	10	11	11	8	10	12	17	17	18	15	11	11
71	7	8	8	8	11	11	8	9	10	12	14	17	18	16	16	11
72	8	7	7	8	11	11	11	9	7	10	14	15	20	19	15	15
73	8	8	7	8	12	10	10	11	10	8	12	15	19	20	19	19
74	7	7	8	8	9	13	13	12	11	9	11	11	19	18	20	20
75	9	8	8	9	7	9	11	11	12	12	10	8	19	19	19	19
76	10	8	8	8	8	13	9	13	11	12	12	9	16	16	19	19
77	10	9	9	8	9	9	9	8	13	11	13	10	13	13	15	13
78	8	9	9	9	7	8	8	8	9	10	12	12	11	8	11	11
79	6	7	10	10	8	7	8	7	9	8	11	11	9	9	11	8
80	7	5	7	9	8	8	8	8	7	8	10	12	11	11	9	8
81	6	5	5	7	8	9	8	7	8	7	12	8	10	11	11	9
82	8	7	6	6	8	9	8	7	7	7	10	8	9	10	10	10
83	9	7	6	5	7	6	7	7	8	6	7	6	11	9	9	8
84	6	8	6	5	5	4	6	6	7	6	5	5	6	6	8	8
85	6	5	7	6	5	4	3	6	5	6	5	5	6	5	5	5
86	3	6	5	6	4	4	4	4	4	5	4	4	4	4	5	5
87	4	3	4	4	4	4	3	2	3	4	4	3	3	4	4	3
88	3	3	2	2	2	2	3	3	3	2	4	4	2	2	3	3
89	2	2	2	2	3	3	2	3	3	1	2	3	3	2	3	3
90	3	1	1	1	2	2	2	3	3	1	1	3	2	2	2	2
91	3	1	1	1	1	1	2	3	2	1	2	1	2	2	2	1
92	2	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	2	2	1	1
93	1	1	1	1	1	1	1	1	1	2	1	1	1	1	1	1
94	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
95	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
96	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
97	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
98	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
99	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1

Tabelle 6: Versorgungsberechtigte Witwen (nur von West-Pfarrern)
(Nach der Allg. Sterbetafel 1960/62) – Stand jeweils zu Jahresbeginn

Alters- jahr	1969	1970	1971	1972	1973	1974	1975	1976	1977	1978	1979	1980	1981	1982	1983	1984	1985	1986	1987
31	—	1	—	1	1	1	1	1	—	1	—	1	1	—	1	—	—	—	1
32	3	—	2	1	2	2	2	2	2	1	1	1	1	2	1	1	1	1	1
33	3	4	1	3	3	3	3	3	3	3	3	2	2	2	2	3	2	2	2
34	1	4	5	2	3	3	4	4	4	4	4	4	4	3	3	3	2	3	3
35	5	2	5	6	3	4	4	5	5	5	5	6	5	5	4	4	4	3	4
36	4	6	3	6	7	3	5	5	6	6	6	6	7	6	6	5	5	5	3
37	8	5	7	5	6	7	4	6	6	7	7	8	8	8	8	7	6	6	6
38	5	9	6	9	6	8	9	5	8	8	8	9	9	9	10	9	9	7	7
39	6	6	10	8	10	8	10	10	6	9	9	10	10	10	11	11	11	10	8
40	6	6	7	11	9	12	9	11	11	8	10	10	11	12	12	12	13	13	12
41	14	7	7	8	13	11	13	11	13	13	9	12	12	13	13	14	14	15	15
42	4	14	8	8	9	14	12	15	13	14	14	10	13	14	15	15	16	16	17
43	14	5	15	9	9	10	16	14	17	15	16	16	12	15	16	17	17	18	18
44	8	15	6	17	10	11	12	17	16	19	18	18	18	17	18	19	20	20	20
45	10	8	16	7	18	12	12	13	19	18	22	20	21	20	15	19	20	22	22
46	4	10	9	17	8	19	13	14	15	21	21	25	23	23	22	17	22	23	24
47	—	5	11	10	19	9	20	14	15	17	24	24	28	26	26	25	20	24	26
48	8	1	5	11	11	19	10	12	16	17	19	26	27	30	30	28	27	22	27
49	23	9	2	6	12	12	21	12	23	18	19	22	28	29	34	33	31	30	25
50	29	26	11	4	7	13	13	22	13	25	20	21	23	32	33	38	37	35	33
51	59	35	30	13	5	8	14	15	24	15	27	21	23	26	35	37	43	42	40
52	92	66	42	35	15	7	9	15	16	26	17	30	24	26	30	39	41	48	47
53	106	100	73	49	40	18	9	11	15	17	29	19	33	27	29	33	44	46	53
54	124	114	109	82	56	46	20	11	12	16	19	31	21	36	30	32	37	47	52
55	290	132	123	119	91	64	52	23	13	14	18	21	34	23	38	33	35	42	53
56	129	297	142	132	129	102	73	58	26	16	15	19	23	36	26	41	37	39	45
57	98	136	303	152	142	140	112	81	65	29	18	16	21	25	39	29	45	40	43
58	163	104	143	311	163	153	152	123	92	71	33	20	18	23	24	42	40	44	44
59	83	167	110	150	318	174	164	164	135	102	80	36	23	20	24	29	45	35	53
60	78	90	172	117	158	326	186	176	177	148	113	87	40	27	22	25	31	49	38
61	82	85	96	176	124	165	335	198	188	191	160	124	95	45	30	24	27	34	52
62	99	90	93	101	180	131	173	343	210	200	204	173	135	104	48	32	26	29	36
63	95	106	99	100	108	184	138	182	350	222	212	218	187	146	112	53	36	28	31
64	75	104	113	108	109	115	189	145	189	359	235	225	232	200	158	121	57	39	31

65	84	80	113	121	116	117	121	125	117	121	193	152	198	366	248	237	246	214	170	130	61	43
66	74	91	87	123	128	125	125	127	125	127	196	196	160	205	373	261	250	259	227	181	138	66
67	71	79	97	93	132	135	133	133	133	133	133	133	200	166	213	379	272	261	273	240	194	146
68	77	77	84	103	99	141	142	141	141	141	139	202	141	139	202	220	385	284	273	286	253	204
69	205	83	89	89	108	104	150	149	149	149	149	149	149	145	205	179	227	390	295	285	299	266
70	119	206	87	89	94	114	109	158	155	155	155	155	157	155	150	208	185	234	395	306	295	310
71	124	124	207	92	95	98	119	115	166	161	166	161	161	164	162	155	209	190	239	398	315	304
72	223	129	127	208	97	99	103	124	119	173	166	170	168	158	209	194	243	399	322	399	322	304
73	93	224	133	131	207	101	104	105	128	122	179	170	176	172	162	210	196	246	398	246	398	304
74	104	97	222	135	134	205	103	107	108	130	126	183	172	180	176	164	208	198	247	198	247	304
75	196	105	99	220	138	135	201	106	109	110	132	127	187	174	182	178	164	205	199	199	199	304
76	93	192	103	100	216	138	135	197	106	111	110	132	127	187	174	182	178	163	201	177	162	304
77	149	93	184	101	100	210	138	134	191	106	112	110	131	127	187	172	181	177	162	177	162	304
78	78	146	93	176	98	100	203	136	132	184	105	110	109	129	124	184	168	177	174	177	174	304
79	64	80	141	91	166	95	97	193	132	128	175	102	108	106	125	121	180	163	173	173	173	304
80	112	64	81	134	88	156	90	94	182	126	122	164	98	104	101	120	116	172	156	172	156	304
81	51	106	62	79	126	84	144	84	90	169	120	115	152	93	98	95	113	110	162	110	162	304
82	58	48	100	60	76	116	78	131	80	83	156	111	107	139	87	92	88	105	102	105	102	304
83	84	56	45	92	57	72	106	72	118	70	77	140	102	98	125	80	84	81	97	81	97	304
84	129	76	50	41	83	53	67	95	65	103	63	69	125	91	87	112	72	77	73	77	73	304
85	60	111	66	44	37	74	48	59	84	58	91	56	61	110	81	77	97	63	68	63	68	304
86	33	53	94	58	39	33	64	42	53	73	51	77	47	54	93	70	67	83	56	56	56	304
87	12	30	44	78	49	33	28	54	36	46	62	42	65	40	45	79	59	57	70	57	70	304
88	5	11	26	37	62	40	28	23	46	30	38	50	35	53	33	37	65	49	47	49	47	304
89	5	5	10	22	30	50	33	23	19	37	25	32	41	29	43	27	30	52	40	52	40	304
90	4	5	4	9	18	24	39	26	18	15	29	20	25	32	23	33	21	24	41	24	41	304
91	1	4	4	4	8	14	18	30	20	14	11	22	15	19	24	17	25	16	18	18	18	304
92	1	1	3	4	3	6	11	14	22	15	11	9	16	12	14	18	14	19	12	12	12	304
93	—	1	1	3	3	2	5	9	10	16	11	8	7	13	9	11	14	10	14	10	14	304
94	—	1	1	—	2	2	1	3	6	7	11	8	6	5	9	6	8	10	7	7	7	304
95	—	—	1	1	—	1	1	1	2	4	5	8	5	4	3	6	4	5	7	5	7	304
96	—	—	—	—	1	—	1	1	1	2	3	3	5	4	3	2	4	3	4	3	4	304
97	—	—	—	—	—	—	1	1	1	—	1	2	2	3	2	2	1	3	2	2	2	304
98	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	1	1	2	2	1	1	1	1	304
99	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	1	1	1	304
100	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	304
101	4037	4147	4236	4332	4414	4492	4564	4630	4693	4751	4810	4855	4904	4948	4981	5012	5041	5068	5086	5086	5086	5086
	= 100	102,7	104,9	107,3	109,3	111,3	113,1	114,7	116,2	117,7	119,1	120,3	121,5	122,6	123,4	124,2	124,9	125,5	126,0	126,0	126,0	126,0

Tabelle 7: Versorgungsberechtigte Kinder (nur von West-Pfarrern, * = Kirchenbeamte enthalten)

Geb.-Jahr des Ernährers	Westfalen	Rheinland	Hessen und Nassau	Kurhessen-Waldeck	Baden*	Pfalz	Bremen	Hannover	Bayern	Schleswig-Holstein	Hamburg	Braunschweig*	Lübeck	Schaumburg-Lippe	Württemberg*	Oldenburg*	Eutin	Lippe	Ref. Nordwest-deutschland	Berlin (West)	zusammen
1869 und früher	—	—	—	—	1	—	—	—	4	.	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	10
1871	—	—	4	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2
72	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	2
73	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	2
75	—	1	1	—	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4
76	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1
77	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
78	—	2	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	4
79	—	—	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3
1880	—	1	3	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	5
81	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
82	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	1	2
83	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	5
84	—	—	1	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	2
85	—	—	1	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	5
86	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3
87	—	—	3	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	5
88	—	2	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3
89	1	1	1	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	5
1890	—	6	—	—	—	—	1	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	9
91	—	8	2	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	12
92	—	1	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	4
93	—	2	—	2	1	—	—	—	—	—	1	—	—	—	2	—	—	—	—	1	9
94	—	—	—	2	2	—	—	2	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	8
95	1	4	—	—	2	—	—	7	3	—	—	—	1	—	—	2	—	—	—	—	20
96	—	4	—	2	6	—	—	4	1	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	18

Angaben unbrauchbar

[illegible]

Tabelle 8: Versorgungsberechtigte Kinder (nur von West-Pfarrern)
(Nach der Allg. Sterbetafel 1960/62) – Stand jeweils zu Jahresbeginn

Alters- jahr der Mutter	1969	1970	1971	1972	1973	1974	1975	1976	1977	1978	1979	1980	1981	1982	1983	1984	1985	1986	1987
31	—	2	—	2	2	2	2	2	—	2	—	2	2	—	2	—	—	—	2
32	7	—	5	2	5	5	5	5	5	2	2	2	2	5	2	2	2	—	2
33	7	9	12	7	5	7	7	7	7	7	7	5	5	5	5	2	5	5	2
34	2	9	12	5	7	7	9	9	9	9	9	9	9	7	7	7	5	7	5
35	12	5	12	14	7	9	9	9	12	12	12	14	12	12	9	9	9	7	9
36	9	14	12	14	16	7	12	12	14	14	14	14	16	14	14	12	12	12	7
37	19	12	16	14	16	19	9	14	14	16	16	19	19	19	19	16	14	14	14
38	12	21	14	21	14	19	21	12	19	19	19	21	21	21	23	21	21	16	16
39	13	13	22	18	22	18	22	22	13	20	20	22	22	22	24	24	24	22	18
40	12	12	14	22	18	24	18	22	22	16	20	20	22	24	24	24	26	26	24
41	26	13	13	15	24	21	24	21	24	26	17	22	22	24	24	26	26	28	28
42	8	26	15	15	17	26	23	28	24	26	26	19	24	26	28	28	30	30	32
43	27	10	29	17	17	19	31	27	33	29	31	31	23	29	31	33	33	35	35
44	16	29	12	33	19	21	23	33	31	37	35	35	35	25	33	35	37	39	39
45	19	15	30	13	34	23	23	25	36	34	42	38	40	38	28	36	38	42	42
46	7	18	16	30	14	33	23	25	26	37	37	44	41	41	39	30	39	41	42
47	—	8	18	17	32	15	33	23	25	28	40	40	47	43	43	42	33	40	43
48	13	2	8	17	17	30	16	33	25	27	30	41	42	47	47	44	42	34	42
49	31	12	3	8	16	16	28	16	31	29	26	30	38	39	46	45	42	41	34
50	34	30	13	5	8	15	15	26	15	29	23	24	27	37	38	44	43	41	38
51	60	36	31	13	5	8	14	15	24	15	27	21	23	26	36	38	44	43	41
52	84	60	38	32	14	6	8	14	15	24	15	27	22	24	27	35	37	44	43
53	87	82	60	40	33	15	7	9	12	14	24	16	27	22	24	27	36	38	44
54	92	84	81	61	41	34	15	8	9	12	14	23	16	27	22	24	27	35	38
55	186	85	79	76	58	41	33	15	8	9	12	13	22	15	24	21	22	27	34
56	75	172	82	76	75	59	42	34	15	9	9	11	13	21	15	24	21	23	26
57	55	76	170	85	79	78	63	45	36	16	10	9	12	14	22	16	25	22	24
58	87	55	76	165	87	81	81	65	49	38	18	11	10	12	14	22	17	26	23
59	40	80	53	72	153	84	79	79	65	49	39	17	11	10	12	14	22	17	26
60	34	39	75	51	69	142	81	77	77	64	49	38	17	12	10	11	14	21	17
61	32	33	38	69	49	65	131	78	74	75	63	49	37	18	12	9	11	13	20

62	35	32	33	36	64	47	62	122	75	71	73	62	48	37	17	11	9	10	13
63	31	35	33	33	36	61	46	60	116	73	70	72	62	48	37	18	12	9	10
64	23	33	35	34	34	36	59	45	59	112	73	70	73	63	49	38	18	12	10
65	25	24	33	36	34	34	36	57	45	58	108	73	70	72	63	50	38	18	13
66	20	24	23	33	34	34	34	34	53	43	55	100	70	67	69	61	49	37	18
67	16	18	22	21	30	31	31	31	31	46	38	49	87	63	60	63	55	45	34
68	14	14	15	19	18	26	26	26	26	26	37	32	41	71	52	50	53	47	38
69	25	10	10	11	13	12	18	18	18	18	17	25	21	27	47	35	34	36	32
70	9	15	7	7	7	6	8	12	12	12	12	11	16	14	18	30	23	22	23
71	8	8	13	6	6	6	7	7	10	10	10	10	9	13	11	15	24	19	19
72	11	7	7	11	5	5	5	6	6	9	9	9	9	8	11	10	12	20	16
73	4	10	6	6	9	5	5	5	6	6	8	8	8	8	7	10	9	11	18
74	4	4	9	6	6	8	4	4	4	5	5	5	8	7	7	7	9	8	10
75	7	4	4	8	5	5	7	4	4	4	5	5	7	6	7	7	6	8	7
76	3	7	4	4	8	8	5	7	4	4	4	5	5	5	6	7	6	6	7
77	6	4	7	4	4	4	8	5	8	4	4	4	4	5	7	7	7	7	6
78	3	6	4	8	4	4	4	9	6	8	5	5	5	6	6	8	7	8	8
79	3	4	7	4	4	8	5	5	6	6	8	5	5	5	6	6	9	8	8
80	5	3	4	6	4	4	7	4	9	6	6	8	5	5	5	6	6	8	7
81	2	5	3	4	6	4	7	4	4	8	5	5	4	4	4	4	5	5	7
82	3	2	4	3	3	3	5	6	3	4	7	5	5	6	4	4	4	5	4
83	4	2	2	4	4	2	3	3	5	3	3	6	4	4	5	3	4	3	4
84	7	4	3	2	4	3	3	5	3	5	3	3	6	5	5	6	4	4	4
85	3	6	4	2	2	4	3	3	4	3	5	3	3	6	4	4	5	3	4
86	2	3	6	3	2	2	4	2	3	4	3	5	3	3	5	4	4	5	3
87	1	3	4	7	5	3	3	5	3	4	6	4	6	4	4	7	6	5	7
88	1	1	3	5	8	5	4	3	6	4	5	6	4	7	4	5	8	6	6
89	1	1	1	3	4	6	4	3	2	5	3	4	5	4	5	3	4	7	5
90	1	1	1	1	4	3	5	3	2	2	4	3	3	4	3	4	3	3	5
91	1	1	1	1	2	2	2	3	2	2	4	3	3	4	3	4	2	2	2
92	1	1	1	1	3	3	4	4	3	2	1	1	2	2	2	2	3	2	2
93	1	1	1	1	1	1	1	2	3	1	1	1	2	2	2	1	2	1	2
94	1	1	1	1	1	1	1	1	1	2	1	1	1	2	1	1	1	1	1
95	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
96	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
1383	1353	1352	1356	1341	1338	1328	1320	1310	1308	1302	1300	1286	1267	1240	1211	1200	1183	1170	
= 100	97,8	97,8	98,0	97,0	96,7	96,0	95,4	94,7	94,6	94,1	94,0	93,0	91,6	89,7	87,6	86,8	85,5	84,6	

Betr.: Versorgungsempfänger (Stand: 1. 1. 1969)

Blatt Nr. ...

Landeskirche: ...

von insgesamt .. Blättern

Bitte vor Ausfüllung Rundschreiben vom
15. 1. 1969 (0831 VIII) und "Hinweise" (Anlage) genau lesen!

Nach Ausfüllung bitte sofort absenden an:

Kirchenstatistisches Amt der EKD, 3 Hannover-Herrenhausen, Postfach 210 220.

Lfd. Nr.	Name	Vorname	Dienstbezeichnung	geboren am	Familienstand	Zahl der Kinder	Eintritt in den kirchl. Dienst am	falls verstorben				für Oxfarrer und ihnen Gleichgestellte					
								gestorben am	Witwe		Anzahl der versorg- berechtig. Kinder	letzter Wohn- oder Dienstort			Flüchtl.-Aus- weis? (bitte A, C oder nein angeben)	monatliche Brutto- versorgungs- bezüge am 1.1.1969 DM	
									Vorname	geb. am		vor Zuzug in Bundes- gebiet	am 8.5. 1945				
														Jahr der Übersiedl. i. Bundesg.			
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	

Theology
50117651
74-

117651	
BX	
8020	
A2	Kirchliches Jahrbuch
K5	fur die evangeliache
v.96	kirche in deutschland.
DATE DUE	AG 271 BORROWER'S NAME

Kirchliches

... v.96

THEOLOGY LIBRARY
SCHOOL OF THEOLOGY AT CLAREMONT
CLAREMONT, CALIFORNIA



PRINTED IN U.S.A.

